

Klingsor

SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT

GELEITET VON HEINRICH ZILLICH

VIERTES JAHR

JANUAR BIS DEZEMBER

1927

✦

Klingsor-Verlag Kronstadt

Inhaltsverzeichnis

Gedichte, Sprüche, Aphorismen

Seite

Áprily Ludwig, Abendlied. Übersetzt von Otto Folberth 88
Basil Otto, Oberleis 287
Spruch 433
Capesius Bernhard, Gedichte 241
Feuerstein Norbert, Arbeit 105
Goethe Joh. Wolfg. von, Über die Fremdworthetzer 448
Hajek Egon, Venedig 401
Haringer Jakob, Nacht des Lebens 362
Gedichte 442
Hartmann Walter G., Gedichte 284
Hauptvogel Karl, Aphorismen 63
Geburten 165
Heidemann Karl, Abend am Teich 165
Herbst 376
Konnerth Hermann, Aphorismen 163
Aphorismen 244
Meschendörfer Adolf, Gedichte 246
Siebenbürgische Elegie 441
Nußbächer Konrad, Gedichte 121
Orend Misch, Sprüche 19
Inschriften 96
Sprüche 323
Petri Wilhelm, Sehnsucht 340
Roth St. L., Spruch 312
Schopenhauer Arthur, Aphorismen zur Lebensweisheit 168
Schullerus Eduard, Gedichte 282
Sperber Alfred, Abend im Walde 367
Stirbey Nadèje, Gedichte 346
Sturmann Manfred, Schweigen 412
Valéry Paul, Traurige Königin Helena 29
Weinheber Josef, Sonettenkranz 201
Ode an die Buchstaben 383
Wildebrandt Arthur, Friede 166
Zillich Heinrich, Gedichte 1
Gedichte 156
Kleine Versuche 285
Gedichte 321

Skizzen, Erzählungen, Novellen, Schilderungen

Seite

Folberth Otto, Hans im Glück. Novelle 123
Die siebenbürgische Steppe 362
Lienert Hans, Der Wohltäter. Auftritt aus einem Schauspiel 81
Rumänische Märchen und Sagen aus Siebenbürgen 4
Sturmann Manfred, Fragende 32
Gang in den Tod 361
Wittstock Erwin, Von den Zigeunern 41
Zillich Heinrich, Ein Romanfragment 208
Der Brand. Novelle 403

Aufsätze, Essays, Sonstiges

Arz Albert von, Über den Holzschnitt 175
Brattskoven Otto, Sport und bildkünstlerische Darstellung 310
Brandsch Heinz, Das Pädagogische in der Jugendbewegung 267
Brandsch Rudolf, Bemerkungen zur politischen Lage 341
Capesius Bernhard, Zwischen den Zeiten. Mit Nachbemerkungen von Heinrich Zillich 412
Dallago Carl, Brief an den Verfasser von „Meister Eckehard und Laotse“ . 324
Folberth Otto, Antwort an Carl Dallago 335
Hajek Egon, Berta Bock 248
Die Anderen, die Unzeitgemäßen 426
Hermann Albert, Julius Römer 69
Herrmann Alfred, Aus dem Tagebuch eines Pfarrers 307
Jekelius Ernst, Seelenläuterung 166
Jickeli Otto Fritz, Das Brukenthalmuseum in Hermannstadt 105
Die wirtschaftliche Lage der Siebenbürger Sachsen 455
Metter Alfred, Ursprung und Sinn der Philosophie . . . 253, 297, 347, 376
Möckel Konrad, Bruder- und Schwesternschaft 20
Müller-Langenthal Friedrich, Vom Werden und Wesen des sieb.-sächs. Bauerntums 9, 64, 89, 148
Mutius Gerhardt von, Johann Jakob Bachofen 98
Nußbächer Konrad, Religion und Aristokratie 54
Adolf Meschendörfer zum 50. Geburtstag 159
Zukunft, Rhapsodische Gedanken 443
Orend Misch, Unsere Bauern und die letzten Dinge 223
Architektur 242
Pomarius Alfred, Gerhard von Mutius als Philosoph 214
Die ethische Krise unseres Volkes 288
Reisner Erwin, Formen der Gemeinschaft 169
Die Revolution der Triebe 418
Rundt Arthur, Jazz 388
Sadoveanu Jon Marin, Auf den Spuren des Dramas 368
Scheiner A., Siebenbürgische Sprachgärung 141
Sieburg Friedrich, Anbetung von Fahrstühlen 182
Schwertfeger Simon, Der siebenbürgisch-sächsische Volksschullehrer 25
Sigerus Fred, Sächsischer Wirtschaftsrat 30

Seite
Sindel Ewald, „Das autonome Siebenbürgen“ 260
Stenzel Conrad, Nationalität und Verfassung 302
Walser Paul, Zur religiösen Krisis der Gegenwart 385
Weiß Konrad, Walther Teutsch 136
Wühr Hans, „Die deutsche Baukunst nach dem Kriege“ 463
Zillich Heinrich, Einiges über Sprachbeauftragung 228
Nachruf für Eduard Schullerus 281
Ein Roman der Kriegsgeneration 422
Der Hintergrund in den Gemälden Hans Eders 428
Minderheitenlos und -Aufgabe 449

Rundschau

Hajek Egon, Die erste Beethovengedenkfeier in Kronstadt 77
Holzträger Fritz, Heinrich Schunn 75
Die Bistritzer Stadtpfarrkirche 116
Jekelius Ernst, Kabinett siebenbürgisch-sächsischer Maler 111
Seminaristentheater 115
K. E., Eine neue Komposition von Paul Richter 475
Kisch Robert, Berichtigung 475
Klein Karl Kurt, Literaturwirkungen 189
Die echten Deutschen 189
Morres Eduard, Die höhere Gewerbeschule? 272
Mutius Gerhard von, Die rumänische Kunstausstellung in Bukarest 1927 . . 434
Orend Misch, Kritik 73
Unsere Bezirksvertretungen 187
Zur Frage der Unzufriedenen 233
Den Ungespäßigen 235
Ständische Vertretung 314
Sindel Ewald, VIII. Deutscher Ferienhochschulkurs in Hermannstadt . . . 392
Witting Otto, Ausstellung Eduard Morres in Kronstadt 77
Zillich Heinrich, Kronstädter Säle 33
Zur Tageblattfrage 34
Hans Elges 35
Adolf Meschendörfer „Michael Weiß“ 35
Ein offener Brief und seine Geschichte 73
Schäßburger Kunstflausen 77
Jugend vor dem Spiegel 113
„Die Sachsenbündler“ 185
Siebenbürgische Volkskunstausstellung in Berlin 188
Die Mitschuld der Geistlichen 233
Gastspiel des Hermannstädter Deutschen Theatervereines in Kronstadt . . 236
Sächsischer Wirtschaftsrat 273
Der Tod des Königs Ferdinand 312
Die Wahlen zum Parlament und Senat 312
Minderheitenblock 314
Lyrik und Publikum 354
Dilettantentheater 395

Seite
Zillich Heinrich, Unsere Zeitungen und der Ferienhochschulkurs 397
Zur Pfarrerfrage 398
Ausstellung Hans Eder—Oskar Netoliczka 435
Architekturausstellung Robert Kisch 436
Dilettanten heraus! 437
Be- und Entmittung 437
Dörr und Schuster 473
Ausstellung Imre Nagy in Kronstadt 473
Der Prophet in der Heimat 474

Bücherbesprechungen

Beginnen auf den Seiten: 35, 78, 117, 190, 236, 273, 315, 357, 399, 438, 476

Mitteilungen der Schriftleitung

Auf den Seiten: 40, 80, 120, 200, 240, 280, 320, 360, 400, 440, 480

Bildbeilagen

Csaki-Copony Grete, Zeichnung 361
Zeichnung 441
Eder Hans, Die Hochzeit von Kana 17
Bildnis des Stadtpfarrers Dr. V. Glondys 401
Honigberger Ernst, Die Freunde 41
Bildnis meiner Kinder 57
Ruhe auf der Flucht 75
Kimm Fritz, Siebenbürgisch-sächsischer Bauer 155
Morres Eduard, Ölgemälde 96
Ölgemälde 112
Nagy Imre, Holzschnitt 201
Netoliczka O. G., Porträtplastik H. Zillich 1
Porträtplastik Hans Eder 241
Strobach Josef, Federzeichnung 321
Teutsch Walther, Kreuzaufrichtung 121
Landschaft 184
Bildnis von Hans Lienert 81

Markusdruckerei, Schäßburg

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
4. JAHR JANUAR 1927 HEFT 1

Gedichte

Von Heinrich Zillich

Siebenbürgen

Über Siebenbürgen brausen Tannenwälder
in die haldenweichen Betten,
bergerhobene Fregatten, maſtenſchwer und wimpelgrün
und in jedem Rauſchen klirren ehern, ehern unſre Ketten.

Und in Siebenbürgen rollen viele Flüſſe laut nach Weſten
gelben Lehm und weißen Stein,
denn die Berge wollen ſcheiden: Nehmt uns mit!
Durch unſre Täler dringt ein feuchter Nebel ein!

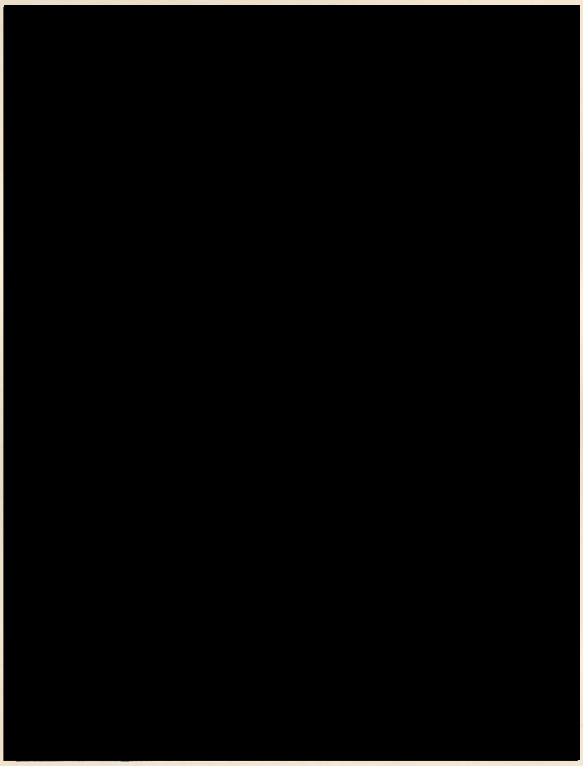
Und der Bauer ſteht im Felde, ſieht die friſche weite Saat
und er weiß nicht, ſoll er mähen, ſoll er wieder Körner ſäen,
weiß nicht, wer die Frucht wird mahlen
und an ſeiner Stelle ſtehen.

Durch die Städte geht ein Fremder, geht in allen, allen Gaſſen
auf und ab ein fremder Mann.
Und ſie ziehn die Hüte nieder und ſie drehn die Köpfe ſchweigend.
Hinter ſeinem ſchwarzen Rücken ſehn ſich tauſend Augen an.

Und in Siebenbürgens Mitte hängen dicht an Stock und Stock
lichte Trauben, hoch den Flüſſen, und verhüllt vom Blätterſchein,
Wieviel hundert Tränentropfen ſind verhüllt von Lid und Wimpern!
Wieviel Becher füllt ein Tag mit ſaurem Wein!

Und in Siebenbürgen dröhnen Axteſchlag und Buchenſturz.
Mit den toten Blättern wehen noch die alten grünen Wälder.
Und ſo liegen ſie gezeichnet und darüber fährt der Wind
und darüber ziehn des Himmels mitleidloſe Wolkenfelder.

Und in Siebenbürgens Weiten ſtürzt der Regen auf die Knaben,
ſtürzt der Wind auf unſre Knaben,
gleicher Wind auf alle Knaben,
und es klirrt im Tannenbrauſen, und ſie wachſen, unſre Knaben!



O. G. Netoliczka: Portraitplastik H. Zillich

Ballade von den reisigen sächsischen Kaufleuten

Der Rauch schlug schwer auf die Gasse nieder.
Die Wagen rollten hinaus und vorne
ritten die eisernen Knechte mit Lanzen,
Rauch im Rücken, Frühdunst im Blick.

Geld in den Säcken klirrte leise.
Heller klirrte das Wehrgehenk.
Und das Herz voll Abschied im Koller.
Leicht sitzt das Schwert und schwer das Geld.

Rieb sich am Sattel die Lederhose,
schnaubten die Pferde, lachte der Knecht,
immer dröhnten die Räder lauter,
speichenächzend, länderhinein.

Vom Winde verstummte das Herz im Koller.
Kühl an den Städten prüfte der Blick:
Trägst du Gold und Edelgesteine,
südlicher Heide, brauner Moslim?

Länderhinein, da quälte die Sonne.
Wie schrie am Abend Weite und Not!
Du heiliger Gott, gib uns die Heimkehr,
gute Fahrt und wenig Feind!

Tore hindurch, wo die Brunnen rinnen.
Trinke und nimm, die Ware ist feil.
Wasche die Hände vom Blute. Und schmutzig
werde die Hand vom Wiegen und Gold.

Tore hinaus. Und im Rücken der Morgen.
Tore hinaus — Bruder, nun lach!
Leichter dröhnen die Räder nach Norden.
Und die Säcke bauchen sich stumm.

Liegt dir noch türkischer Staub im Haare?
Kürzer der Blick und die Felder voll Wald.
Spielte nicht Wind in die strähnigen Haare,
sie hörten die Tannen wachsen am Weg.

Treibe die Pferde! Wir kennen die Straße.
Klirr wieder mein Herz, der Koller ist eng.
Tore hinein, laß dröhnen die Räder,
Ist unser Tor, laß dröhnen die Räder!
Hebe die Frauen! Birg den Schatz!

Heimweh

Ich hörte sie den fremden Himmel schlagen,
im Saume tief der frühzerfetzten Träume,
aus meiner Heimat die Akazienbäume.
O wieviel Wort und Fragen!

Nachts, als ich schlief, da ging ein Bauer säen.
Dem fiel das Korn nach rückwärts aus der Faust.
Die Vögel pickten es. Der Sturm hat's überbraust.
Ich mußt die Felder mähen.

Da war kein Halm, kein Stroh und Wies und Weiden.
Die Zweige trieben nicht ein Blatt.
Aus bleichem Westen hob sich Stadt an Stadt.
Da mußt ich scheiden.

Die Stadt war groß und schwarz, der Turm, die Räume.
Mir rannen Tränen hart von Salz.
Ein Schleier riß. Ich würgte frei den Hals.
Da rauschten Bäume.

Da grüßte Wind durch Fernen und im Fliehen.
Ich hob kein Aug. Ich hielt das Sein.
Akazienbäume, wilder Blütenwein!
Ich knie an euren schlanken Knieen.

Gebet

Laß mich nicht mehr von Müdigkeit zerfressen
der hohen Bäume schwachen Boden sein.
Du gabst mir Leben und des Lebens Fühlen;
so führe mich in einen kühlen
und sternbeschützten Wind hinein.

Die Lust war tief und das Erwachen tiefer
und ohne Maß des Geistes Auferstehn.
Ich hab mit aller Lust daran gehangen.
Ich gab mich hin. Ich ward umfangen
und hab dein Aug auf mir gesehn.

Du schenktest Geist, von hier dahin zu schweben,
von dort zu mir, in mir entfernt zu sein,
entfernt zu dir und doch in mir zu brennen,
und schenktest dreifaches Erkennen
und deiner Sterne nahen Schein.
Ich preise dich, der vieles mir gegeben,

du Rätsel Sinn, an dem das Wort zerbricht!
Jetzt bin ich müde, nicht der Lust zu träumen.
Doch daß mein Körper schwankt in solchen Räumen,
du willst es nicht, du wehrst es nicht!

Rumänische Märchen und Sagen aus Siebenbürgen*

Der ausgetriebene Teufel

Einst fuhr ein Mann mit seinem Knecht zur Mühle. Als sie daselbst ankamen, stellten sie die Säcke an ihren Platz. Der Herr blieb in der Mühle, der Knecht aber ging hinaus, um zu baden; denn es war Sommer. Er entkleidete sich und legte die Kleider auf den Wagen unter das Heu, damit sie ihm nicht gestohlen würden. Der Herr aber, als er erfuhr, daß sein Getreide erst in einigen Tagen könne gemahlen werden, wollte nach Hause fahren. Und weil er den Knecht nicht fand, spannte er die Ochsen selbst ein und fuhr von dannen. Wie nun der Knecht gebadet hatte und sich wieder ankleiden wollte, fand er die Kleider nicht. Da blieb ihm nichts anders übrig, als wieder ins Wasser zu kriechen und da zu bleiben bis an den Abend, denn er schämte sich, nackend nach Hause zu gehen. Als es Abend war, machte er sich auf den Weg und kam ins Dorf. Am Fenster des Herrn blieb er stehen, um zu sehen, ob der Herr angekommen sei. Aber er sah statt des Herrn einen anderen am Tische sitzen, die Herrin neben ihm; sie aßen und tranken, denn es war ihr Liebhaber. Die Türe aber stand ein klein wenig offen. Der schlaue Knecht schlich sachte hinein und kroch hinter den Ofen. Er war erst eine kleine Weile da, so hörte er das Tor knarren und die Frau hörte es auch. Rasch verbarg sie den Liebhaber hinter den Ofen und ging dem heimkehrenden Mann entgegen. Da waren die beiden hinter dem Ofen allein. Einer fragte den andern: „Wer bist du?“ Und beide antworteten: „Ich bins“. Da trat der Herr in die Stube, die Frau mit ihm. Die reichte eine gefüllte Flasche um die andere hinter den Ofen und meinte, sie ihrem Liebhaber zu geben. Der Knecht aber leerte sie allein und ward bald so guten Mutes, daß er zum Liebhaber sagte: „Laß uns ein Liedchen singen!“ Der bat ihn zu schweigen; was er wünsche, werde er ihm geben. Da sagte der Knecht: „Gib mir deine Kleider.“ Und er gab sie ihm. Und der Knecht kleidete sich an und sprang hinter dem Ofen hervor, als ob er durch die Türe käme, in die Stube. Der Herr saß eben am Tisch, rief ihn auch dahin, und sie aßen und tranken. Da sprach der Knecht zum Herrn: „Willst du den Teufel sehen?“ „Ja!“ erwiderte der Herr. „Nimm die Axt“, fuhr der Knecht fort, „und stelle

* Aus: Rumänische Märchen und Sagen aus Siebenbürgen, gesammelt und ins Deutsche übertragen von Franz Obert, Verlag W. Krafft, Hermannstadt 1925.

dich neben den Ofen; und wenn du seiner ansichtig wirst, schlag zu und fürchte nichts." Darauf goß der Knecht einen Topf siedenden Wassers hinter den Ofen, und sogleich sprang der Liebhaber hervor. Der Herr aber fürchtete sich zu schlagen, denn er wähnte den leibhaftigen Teufel gesehen zu haben und fiel nieder. Mittlerweile entwischte der Liebhaber. Als sich der Herr wieder erholte, dankte er dem Knecht und sagte: „Du hast mir einen großen Dienst geleistet, indem du den Teufel aus meinem Hause triebst. Der war Schuld daran, daß ich immer Streit mit meinem Weibe hatte."

Die Teilung Siebenbürgens

Als Gott Siebenbürgen austeilte, rief er den Ungarn, den Sachsen den Rumänen und den Zigeuner vor seinen Thron. Erst kam der Ungar und grüßte: „Guten Morgen!" „Das Gute soll dein sein," erwiderte Gott. Nach kurzem kam der Sachse und grüßte: „Guten Morgen!" „Das Gute hat der Ungar." „O schwere Arbeit!" „Schwere Arbeit soll dein sein," erwiderte Gott. Bald darauf kam der Rumäne und grüßte: „Guten Morgen!" „Das Gute hat der Ungar." „O schwere Arbeit!" „Schwere Arbeit hat der Sachse!" „O Elend!" „Das Elend soll dein sein," erwiderte Gott. Zuletzt kam der Zigeuner und grüßte: „Guten Morgen!" „Das Gute hat der Ungar." „O schwere Arbeit!" „Schwere Arbeit hat der Sachse". „O Elend!" „Das Elend hat der Rumäne." „O Teufel!" „Der Teufel soll dein sein,"erwiderte Gott.

Der gestohlene Käse

Es war einmal ein armer Rumäne, der hatte viele Kinder und wenig zu essen. Der ging eines Tages, um einen Ort zu suchen, wo er sich besser nähren könne. Unterwegs begegnete er einem Alten, der war Gott. „Wohin gehst du?" fragte dieser. „Ich suche einen Ort, wo ich mich besser nähren kann." „Laß uns ein bißchen ausruhen," sprach Gott, „ich gehe dann mit dir eine Strecke." Sie setzten sich und sprachen über dies und jenes. „Hast du nichts zu essen in deiner Gluge?" fragte Gott, als sie eine Weile geruht hatten. „Nein", antwortete der Mann. „Wie bist du aufgebrochen von Hause ", fuhr Gott fort, „ohne etwas mitzunehmen?" „Ich bin arm," sagte der Mann. „Ich weiß guten Rat," antwortete Gott, „siehe dort das Kloster, gehe hin und du wirst daselbst drei Käse erhalten, bringe sie hierher, damit wir unseren Hunger stillen." Der Mann ging hin und erhielt drei Käse, behauptete aber nur zwei erhalten zu haben, obgleich ihn Gott dreimal zur Rede stellte.

Bald darauf kamen sie in ein Dorf und Gott sagte: „Hier wohnt ein reicher Herr, der hat einen großen Kornacker, laß uns diesen Acker schneiden und etwas verdienen." „Gut," erwiderte der Mann, „aber wie werden wir die schwere Arbeit bändigen?" „Sei unbesorgt", antwortete Gott, „Gott ist auch in den Schwachen mächtig." Sie gingen zum Herrn und erboten sich, den Acker zu schneiden. Der wars zufrieden und sicherte ihnen einen guten Lohn zu. Also wandten sie sich dem Acker zu und übernachteten daselbst, um am Morgen bei guter Zeit die Arbeit zu beginnen. Während nun der Mann schlief, schnitt Gott den Acker fertig, band die Garben und legte sie in Haufen, dann streckte er sich neben den Rumänen und tat, als ob er schliefe. Dieser erwachte, als die Sonne schon hoch am Himmel stand, und wie er den Acker fertig geschnitten und seinen Arbeitsgenossen noch schlafen sah, weckte er diesen und sprach: „Stehe auf, siehe ich habe die ganze Arbeit schon fertig gemacht." Gott sprach kein Wort, sondern verließ mit ihm den Acker und sie gingen beide zum Herrn, um den Lohn zu empfangen. Der Rumäne steckte das Geld ein, weil Gott andern Pack hatte. Vor dem Dorf aber sollten sie das Geld teilen, aber der Rumäne lief samt dem Geld davon. Gott brachte ihn zurück und teilte das Geld in drei Teile. Wie das der Rumäne sah, fragte er bestürzt: „Wem soll der dritte Teil zufallen?" „Dem, der den dritten Käse gestohlen," erwiderte Gott. „Wahrlich Freund, ich habe ihn gestohlen," gab der Rumäne zur Antwort und zeigte den Käse vor. „Siehst du", sprach Gott, „deine Schlechtigkeit und deine Faulheit sind deine Armut."

Alexander

Es war einmal ein König, der hieß Philipp und seine Frau Philipane. Die gebar ihm in 20 Jahren kein Kind. Da sprach Philipp: „Ich ziehe jetzt in den Krieg und werde 2 Jahre ausbleiben. Wenn du in dieser Zeit kein Kind zur Welt bringst, sollst du eines grausamen Todes sterben," und zog fort. Bald darauf kam ein großer Deuter zur Königin, namens Nestinares, der riet ihr, nachts das Fenster des Schlafgemachs zu öffnen, dann werde sie ein Kind gebären. Die Königin befolgte seinen Rat getreulich. Er aber verwandelte sich in einen Adler, flog in das Schlafgemach der Königin und bald darauf fühlte sie sich schwanger. Als sie nun gebären sollte, sprach Nestinares: „Diese Sterne, welche jetzt am Himmel stehen, prophezeien dem Ahnen, den du zur Welt bringen wirst, großes Unglück." Deshalb verband er

ihren Leib mit allerhand Kräutern, also, daß sie erst nach drei Tagen gebar, als andere Sterne am Himmel standen. Den Sohn aber, den sie zur Welt brachte, nannte sie Alexandru und mit ihm wuchs ein Füllen auf mit einem Horne auf der Stirne, das Bunfal (Bucefal). Nestinares war Alexanders Lehrer und unterrichtete ihn in allen Künsten.

Als nun Philipp aus dem Krieg zurückkehrte, träumte ihm, er habe ein Ei in der Hand, aus dem eine Schlange kroch. Sein Traumdeuter Ariston und Nostetel deuteten den Traum dahin, Philipane habe einen Sohn geboren, der die Welt erobern werde. Bald darauf kam ihm Alexander entgegen auf dem Bunfal, den sonst niemand reiten konnte. Philipp lebte darauf noch viele Jahre und Alexander war 15 Jahre alt, als er starb. Wie er nun König war, erhielt er vom Perserkönig Darie einen Brief, er solle sich ihm unterwerfen. Alexander aber antwortete ihm, er wolle mit ihm kämpfen bei der schwarzen, weißen und roten Festung, und das würde entscheiden, wer von ihnen die Welt beherrschen solle. Darauf zog Alexander vor die schwarze Festung und nahm dieselbe, dann auf die weiße und zuletzt auf die rote, und zog dann nach Jerusalem, wo er sich vor dem Bilde des dreieinigen Gottes verneigte.

Nun wandte er sich gegen den Darie und schlug ihn in einer großen Schlacht, in welcher 38000 Mann blieben, von Alexanders Heer nur 100. Darie hatte auch Hilfe von König Perus. 90000 Mann, die nahm Alexander gefangen und schickte sie entwaffnet dem Perus zurück. Nach einiger Zeit fand er den Darie, von zweien seiner Statthalter halb getötet am Wege liegen, nahm ihn in seinen Wagen und führte ihn in seine Residenz, wo ihm Darie seine Tochter Russanda zur Gemahlin anbot, die er auch nahm und mit den Mördern des Königs Gericht hielt und sie töten ließ. In der Residenz des Darie blieb er 10 Jahre und Russanda gebar ihm während dieser Zeit 4 Söhne. Dann zog er weiter und kam in ein Land, wo sein Heer von großen Gelsen fast aufgerieben wurde, bis er dieselben durch angezündete Reisigbündel ausrottete.

An der Grenze dieses Landes schlug er sich mit den großen Wasserkrebsen, die ihm viele Soldaten töteten, und kam dann in ein Land, wo Menschen lebten mit einem Arm und mit einem Fuß. Die ließ er in ein Gebirge treiben, und daselbst erbeutete er einen Stein, welcher nachts leuchtete. Auf seinem weiteren Wege kam er auch in den Garten, in welchem Adam gewohnt hatte. Daselbst war ein Teich,

wer sich in demselben badete, wurde wieder jung, und Alexander badete sich im selben. Als er aber weiter in den Garten vordringen wollte, traten ihm die Engel entgegen und sagten: „Zurück, dies ist ein heiliger Ort." Zuletzt zog er in das Reich des Perus, um es zu unterwerfen. Daselbst fand er eine arabische Kirche, trat ein und da stand geschrieben: „Hier wird Alexander sterben." Und bald darauf besiegte er den Perus und die Königin, die ein Heer hatte, das aus lauter Frauen bestand.

Dann schickte er von der gemachten Beute viele Wagen Geld nach Hause zu Russanda und trat den Rückzug an. Aber sein Koch vergiftete ihn, ehe er seine Residenz erreichte, weil er ihn nicht über Agypten setzen wollte. Alexander starb, nachdem er von seinem Heere Abschied genommen. Sein ältester Sohn Alexander folgte ihm in der Regierung, und von dem stammen die Russen ab.

Wer die größte Lüge weiß

Ein Graf und ein Sachse wetteten, wer die größte Lüge wüßte, solle des anderen ganze Habe gewinnen. Der Graf begann: „Ich habe so viele Schafe, daß mit ihrer Milch eine Mühle in Bewegung gesetzt werden kann, auf welcher täglich 30 Kübel Kukuruz gemahlen werden können." Der Sachse erwiderte: „Ich habe ein Stück Land hinter meinem Garten zu 12 Viertel Aussaat, das besäe ich alljährlich mit Hanfsamen, aber es wächst ein einziger Hanfstengel daraus, der reicht bis in den Himmel. Einst kletterte ich an demselben empor und sah meinen Vater in einem gepolsterten Stuhl sitzen, dein Vater dagegen kauerte unter dem Stuhl." Hier unterbrach ihn der Graf und erklärte sich für besiegt, weil er fürchtete, noch ärgeres zu hören.

Wie aber der Sachse kam, des Grafen Habe in Besitz zu nehmen, gedachte ihm der Graf den Appetit zu verderben. Er sammelte alle Diener, gab ihnen den Befehl, den Sachsen durchzuprügeln und vom Hof zu jagen. Der aber merkte die Arglist, nahm einen jungen Hasen im Tornister mit sich, dem er im Angesichte der Diener die Freiheit gab. Die Diener, wie sie des Hasen ansichtig wurden, liefen alle hinter ihm drein. Also daß der Sachse ungefährdet ins Schloß kam, welches ihm der Graf mit allem, was dazu gehörte, abtreten mußte.

Vom Werden und Wesen des sieb.-sächs. Bauerntums

Von Friedrich Müller-Langenthal

Keine Schichte der menschlichen Gesellschaft hat so viel Überlieferung, die als lebendige, im Unbewußten verankerte Kraft wirkt wie das Bauerntum. Die ewige Wiederkehr im Lebensumlauf der Natur, mit der alle Betätigungen des Landmannes aufs Engste zusammenhängen, entwickelt bei ihm den Sinn für das Typische; was schon gewesen ist, erscheint ihm, sofern er die Geschicklichkeit und die Erinnerung aufbringt, es bis in die Einzelheiten nachzuahmen, in der Wiederholung mit der Bürgschaft des Gelingens ausgestattet, ohne daß er auch nur den Reiz empfände, bewußte, auf Vergleichen und Unterscheiden beruhende Erklärungsgründe zu suchen.

Alle Wiederkehr in der Natur, alle Typisierung der Lebensformen und Betätigungen schützt aber nicht davor, daß nichtüberlieferte und nicht zu rhythmisierende, bzw. unvorherseh bare Zusammenhänge sowohl des natürlichen als auch des geschichtlichen Lebens mit der Wucht überraschender Zufälle die Lebenskreise häufig von Grund aus stören. Keines Menschen Leistung ist im Gelingen oder Mißlingen so sehr dem Unbeeinflußbaren ausgesetzt wie die des Bauern, die sichtbar der Laune von Wind und Wetter, den schwer verhütbaren Katastrophen von Hagel, Blitz und Überschwemmung ausgeliefert ist. Daher entwickelt sich bei ihm neben dem Sinn für Typisches und für Überlieferung ein so enges Verhältnis zu den unheimlichen Mächten, die ihn zu umgeben scheinen, daß ein gut Teil seines Innenlebens und seiner Betätigungen durch die Rücksichtnahme auf sie gelenkt wird, sei es, daß er sich die Hilfe der in den Erscheinungen um ihn, seinem Verständnis verborgen, wirkenden und für sein Bewußtsein nur durch Zauber beeinflußbaren Kräfte sichern, sei es, daß er sie in ihrer feindlichen Einstellung besänftigen und sich vor ihren Schädigungen hüten will.

Was die Zeit der Aufklärung als Aberglauben verachten gelehrt hat, ist somit ein untilgbares Bedürfnis der Bauernseele. Doch zeigt genaue Beobachtung verschiedener Bauernschaften, daß sein Geltungsbereich und die Kraft seiner Herrschaft über die Bauernseele eingeengt werden kann. Nicht etwa durch bewußte Mahnungen und Erklärungsgründe! Dagegen ist der Bauer durch den erfühlten Zusammenhang mit der unrationalisierbaren Naturmannigfaltigkeit, die sein Erleben unter- und vorbewußt lenkt, unempfindlich und unempfänglich gemacht. Wohl aber schwächt sich die allbeherrschende Kraft des Geisterglaubens,

=spukes und =zaubers stetig sozusagen von selbst ab in solchen Bauernschaften, die des Segens altgefestigten, genügend umfassenden und wirksamen Gemeinschaftslebens teilhaftig wurden. Hilfs= und Notgemeinschaft vermag die Schicksalsschläge der Natur merklich leichter tragbar zu machen; ausgreifende Gemeinschaftsbetätigung erweitert den Lebensraum oder seine Ausnützungsmöglichkeiten und sichert allen Gliedern den Mitgenuß eher denn gutkommandierte Sklavenarbeit, die durch Entfesselung der Begierden ihren noch so glänzenden Leistungen oft vorzeitig das Grab gräbt; geselliges Feiern lebendiger Gemeinschaften gibt den Seelen eine Schwungkraft, die dem gefesselten Gemüt des tausendfältig von Abhängigkeiten umgebenen Bauern niemand zutrauen würde.

Wer auf diesem Hintergrund die besondere Ausprägung des sieb.=sächs. Bauerntums zu zeichnen versucht, müßte, um es dem Gebildeten von heute verständlich zu machen: den Faden des Verständnisses für jene Urzeiten finden, in die die eigentlichen Wurzeln seiner Welt des Typischen und Überlieferten zurückreichen; er hätte sodann die Wandlungen im geschichtlichen Verlauf und im besonderen den Einfluß geschichtlicher Gemeinschaftsbildungen aufzudecken; schließlich wären die anreizenden und hemmenden Kräfte der Umgebung zu erfassen, die in diesem Lande der Völkerzusammmenstöße und doch auch der Duldung, in diesen Tälern voll glühender Sonne und starrenden Frostes, auf diesen wegsamen Auen und diesen einengenden Gebirgen von jeher und heute abseits aller geschichtlich erfaßbaren Wirkungen mehr denn je Charaktere geprägt, Gemeinschaften zusammengeschweißt oder gesprengt, Lebensbetätigungen gelenkt, Not und Segen bewirkt haben.

1.

Den Ariadnefaden für die Urzeiten haben wir heute noch nicht, weil die vergleichende Volkskunde, die die Schlüsse aus dem Befund in unserem Auswanderungsgebiet und bei uns zieht, noch fehlt.

Eine Ahnung von den Kräften und der Zähigkeit ihres Beharrens, um die es sich dabei handelt, möchte der folgende zufällige Einblick vermitteln, dessen Erklärungsgründe freilich auch hypothetisch sind.

Auf einer Kulturforscher=Studienfahrt machte uns in Trier Dr. Lösche bei einer Führung durch die überaus reichen archäologischen Funde in jener Stadt aufmerksam, wie eigentümlich sich in der Gegend des Zusammenstoßes von Keltischem und Germanischem, Romanisiertem und Deutschverbliebenem uralte Glaubensvorstellungen trotz grundstürzend

erscheinendem Wandel der Zeiten, am Boden haftend erhalten haben. Überraschend war uns der Hinweis auf die beliebteste Gottheit jener Gegend, die seit Urzeiten verehrt, in römischer Zeit als römische Göttin gefeiert, doch die ihr eigentümliche Darstellung und Kultform nicht verlor. Es war eine Form der Mutter der Fruchtbarkeit (also wohl eine Bauerngottheit), die als Frau mit dem Kinde auf dem Arm dargestellt zu werden pflegte. Dr. Lösche zog die Folgerung auf den Marienkult der christlichen Zeit, der in jenen Gegenden besonders verbreitet und tief verwurzelt war. Es sei ergänzend darauf hingewiesen, daß der deutsche Ritterorden, dessen Schutzheilige Maria war, in der Zeit seiner Entstehung und seines Aufschwunges hauptsächlich im Rheingebiet begütert gewesen ist, daß er hauptsächlich von dort damals seine Ergänzung erfuhr und, sobald er zu kolonisieren anfing, vor allem dort seine Ansiedler anwarb. Als ich vor dem Direktor des Trierer Provinzialmuseums Professor Krueger meine Zustimmung zu Dr. Lösche's Deutung sehr lebhaft äußerte, sagte er warnend: „Ja, das ist Dr. Lösche's Steckenpferd!" Als ich ihm aber erwiderte, daß wir Siebenbürger Sachsen, trotzdem wir seit bald 400 Jahren protestantisch sind, zwei Marientage feiern, u. zw. weil das Volk sie sich zur Zeit der Reformation nicht nehmen ließ, wurde er nachdenklich. Unserem Gespräch hörte ein Deutschbalte zu, der nun lebhaft einfiel: „Auch wir Deutschbalten feiern trotz unseres Protestantismus zwei Marientage, am 2. Februar und 25. März". Als ich hinzufügte, daß wir dieselben Tage feiern, verstummte Professor Kruegers Widerspruch. Wie immer man über die Herkunftsgebiete der Siedler, die in den Osten gezogen sind, denken mag, sicher ist, daß die Bahnbrecher im 12. Jahrhundert mindestens zum guten Teil aus Gebieten am Rhein gekommen sind, was so manche Übereinstimmung bei den Balten und Siebenbürger Sachsen trotz grundstürzend verschiedener geschichtlicher, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Entwicklung zwanglos erklärt.

Wir ahnen nach diesem zufälligen Einblick doch etwas von den Wurzeln uralter Bauernkultur in den Gegenden, woher die Bahnbrecher der deutschen Besiedlung in Siebenbürgen gekommen sind. Vor allem wird uns die besondere Zähigkeit des Beharrens, die unser Bauerntum kennzeichnet, verständlich. Die Wurzeln seiner Sinnesart, seiner Überlieferungen und seiner typischen Lebenseinstellung waren von jeher in einem Boden verankert, in dem Völkerzusammenstöße und Wandlungen der von den Oberschichten aufgezwungenen Formen

die Liebe zum eigentümlich Hergebrachten steigerten. Freilich dort an der westlichen Sprach- und Völkergrenze, wo diese in den Unterschichten zäh fortgeerbte Bauernkultur ursprünglich zu Hause war, handelte es sich wesentlich um passives Festhalten, das Überschichtungen von germanischem Sprach- und Kulturgut auf keltischem, von romanischem auf germanischem, von deutschem auf romanisiertem, von französischem auf deutschem äußerlich hinzunehmen gestattete. Bei den ausgewanderten Ablegern kam aktive Verteidigung des Kulturgutes auch in seinen bewußter erfaßbaren Ausprägungen hinzu. Das ist jedoch ein Ergebnis geschichtlicher Entwickelung, die im folgenden Abschnitt angedeutet werden soll.

2.

Zum Verständnis des geschichtlichen Erbgutes dient eine Bewegung, die vor Beginn der großen Ostwanderung in den Gebieten ihres Ursprunges festzustellen ist und deren Kennzeichnung und Auswirkung wir voranstellen müssen. Einige Zeit vor dem Jahre 1000, als man mit froher Hoffnung und bangem Zagen die Wiederkunft Christi erwartete und eine Menschheit vorbereiten wollte, die sie religiös geläutert erleben konnte, hat gerade westlich vom mittleren Rhein eine starke demokratische Bewegung Boden gefaßt, deren Ziel die Steigerung des religiösen Lebens und die Besserung der Menschen war. Während anderwärts in Deutschland die chiliastischen Bewegungen aristokratischen Charakter hatten und Anregungen von oben her maßgebend blieben, läßt sich dort eine Aktivität der niederen Volksmassen feststellen. Z. B. kam man in Süddeutschland dem gesteigerten religiösen Bedürfnis durch Vermehrung der Bistümer und herrschaftlichen Patronate entgegen, während im Westen die weiten alten Bistumsgrenzen blieben und außer den Gutsherren auch Bauerngemeinden eigentätig Kirchen errichteten, wofür sie das Recht der Eigenkirchenerbauer erwarben, die Pfarrer zu wählen und die Gewählten zur Weihe vorzustellen. Soweit bisher bekannt, hat es vor der großen Kolonisation im 12. Jahrhundert nur in Gegenden am Rhein Eigenkirchen von Bauerngemeinden gegeben. Da Auswanderer aus diesen Gebieten die Bahnbrecher der Ansiedlungsbewegung im Osten wurden, ist die mit dem ursprünglichen Eigenkirchentum gegebene Pfarrerwahl in den unbesiedelten Gebieten weit verbreitet worden. Bei den Siebenbürger Sachsen hat der Gedanke der selbstverantwortlichen religiösen Gemeinschaft im Kampf mit der diesem Grundsatz an sich widerstreitenden katholischen Hierarchie sich

so festigen und schließlich das ganze Volk umfassende organisatorische Form finden können, daß er starke Kräfte aktiver Verteidigung wie eigentümlicher Kulturausprägung und -überlieferung auslösen konnte. Am Rhein sind die Ansätze zu betonter Selbstbestimmung verkümmert, weil die autoritativen fürstlich-kirchlichen Gewalten des deutschen Hochmittelalters nirgend so stark verankert wurden wie dort.

Bei den Siebenbürger Sachsen kam unterscheidend noch der Kolonistengeist hinzu. Das war nach zwei Richtungen bedeutsam. Zunächst entschließen sich zum Verlassen der Heimat und zur Kultivierung brachliegender Gebiete in weiter Ferne, wohin man auf gefährdeten Wegen gelangt und wo man inmitten unbekannter Bedräuungen alles, was man benötigt und wünscht, von grundauf neuerarbeiten und erstreiten muß, nur aktivere Naturen. Sodann wird das Unternehmende in ihnen durch die notwendigen Auseinandersetzungen mit der neuen Umgebung fortdauernd gezüchtet, sofern sie deren Druck nicht erliegen, mürbe und matt werden, weil der Streusiedler im Mehrheitsvolk sich nur um den Preis ständiger Auseinandersetzung in seiner Eigenart zu behaupten vermag.

Die ersten Jahrhunderte nach der Ansiedlung lassen denn auch in der Geschichte der Siebenbürger Sachsen Gewaltnaturen und Helden hervortreten wie Gaan von Salzburg, Berthold von Kelling und Henning von Petersdorf — wären aus jenem gewalttätigen Zeitalter, in dem man lieber das Schwert als die Feder führte, mehr geschriebene Nachrichten auf uns gekommen, könnten wir sicher noch viele starke Persönlichkeiten als Urheber der Leistungen im Selbstbehauptungskampf mit Namen nennen —. Aber kennzeichnend ist: dauernde Errungenschaft ergibt sich aus den Kämpfen dieses Heldenzeitalters nur dort, wo die lärmaufwirbelnden Taten im Einklang mit den überlieferten Bestrebungen der selbstverantwortlichen Gemeinschaften stehen. Der Zehntstreit hat trotz Gaan's Freveltaten zur Festigung der kirchlichen Selbstbestimmung und zur Stärkung der autonomen kirchlichen Verbände, ja zu deren Zusammenfassung unter dem Mediascher Generaldechanten geführt, wodurch dem späteren Durchdringen der Reformation wesentlich vorgearbeitet worden ist. Aber der Zehntstreit wurde nicht nur im Interesse der Pfarrer geführt, sondern auch im Interesse der Bauern, die, wo er ganz siegreich bestanden war, von den landesüblichen Plackereien der bischöflichen Eintreiber und den verhaßten Zufuhren auf gefährdeten Straßen befreit wurden. Wo aber gewalttätige „Gräfen" große Gutsherrschaften errichteten und politisch freie Bauerngemeinden

unter ihren Willen zu beugen trachteten, hat der Kampf mit dem Sieg der letzteren geendet; die unfügsamen Mitglieder des in Bildung begriffenen, aber niedergekämpften Adels auf freiem, vom König geschenkten Volksboden wurden aus dem Volkskörper ausgeschieden. Sogar während der Auseinandersetzung innerhalb der eigenen Reihen, die freilich die Gefahr des Eindringens fremdstämmiger Grundherren zeigte, bewährte sich die durch den Siedlergeist gezüchtete Aktivität der Selbstbehauptung.

Auch in der Verteidigung nach außen konnte Gewalttätigkeit unter Führung von Naturen, die alles dem kühnen Entschluß anvertrauten, einem kleinen Minderheitsvolk inmitten fremder Umgebung nicht auf die Dauer Erfolge bringen. In der „herrenlosen, der königslosen" Zeit am Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts müssen solche Persönlichkeiten freilich oft Glück gehabt haben, weil es sonst unverständlich bliebe, daß die Siedler Henning von Petersdorf bei der Erhebung gegen einen König mit gefestigter Macht Gefolgschaft geleistet haben. Vielleicht hat gerade sein tragischer Fall dazu beigetragen, daß die anderen Mittel und Methoden der Verteidigung in den Vordergrund zu treten begannen. Die Stärke der Wehr wurde nicht mehr so sehr in der ausholenden Faust als vielmehr in Wällen und Mauern gesucht, zu deren Errichtung einvernehmliche Arbeitsleistungen der Siedlergemeinschaften nötig waren. Auf Sachsenboden stehen heute die Ruinen einer einzigen „Gräfen"-Burg, aber es gibt wenige Bauerndörfer, die keine Kirchenburg haben. Nebenbei gesagt, ist die Sitte der Befestigung von Kirchen zum Schutz gegen plötzliche Überfälle und Plünderungen aus dem Auswanderungsgebiet am Rhein mitgebracht worden, wo sie sich in der Zeit der Normannenüberfälle ausgebildet hatte. Die endlose Gefährdung in der neuen Heimat und die Aktivität des Siedlergeistes haben die Anwendung dieses Mittels so gesteigert, daß noch heute, trotzdem schon jahrhundertelang keine unmittelbare Notwendigkeit zu seiner Instandhaltung mehr besteht, die Kirchenburgen den von Sachsen bewohnten Landschaften Siebenbürgens mit ihr charakteristisches Gepräge geben.

Freilich muß in dem hier gegebenen Zusammenhang einschränkend erwähnt werden, daß bei der Niederkämpfung der „Gräfen"-Gefahr die Bauerngemeinden nicht allein standen, sondern wohl von den mächtig emporstrebenden Städten Rat und Hilfe gehabt haben. Die städtische Bürgerschaft mit ihrer Zunfterziehung übernahm und entwickelte Gemeinschaftsformen in einer Durchbildung und in einem

Ausmaß, wie sie in Bauerngemeinden allein nie entstanden wären; die dörflichen Verhältnisse sind zu konkret übersichtlich, als daß aus ihnen allein so feingegliederte Gemeinschaftsformen sich hätten entwickeln können, wie sie heute bei uns zu finden sind. Hingegen ist es bekannt, wie stark beispielgebend die Stadt auf das Land einwirkt. Ohne das Beispiel der Zunft-Bruderschaften wären unsere ländlichen Bruder- und Schwesterschaften nicht entstanden. Nach Zimmermann's Forschungen sind auch die Nachbarschaften in den Städten, und zwar gar nicht von Beginn an, entstanden. In ihrer ausgebildeten Form zeigen sie Entlehnung von Zunftgewöhnungen. Selbst wenn Ansätze dazu auf dem Dorf aus den Notwendigkeiten der Siedlungsarbeiten vorhanden gewesen sein sollten, dürfte doch die entscheidende Ausgestaltung nach dem städtischen Vorbild erfolgt sein. Und es ist wichtig zu bemerken, daß die sogenannten Zehnschaften, die wohl ältesten Unterteilungen der Gemeinden, schließlich als der Nachbarschaft untergeordnet erscheinen. Die starken Gemeinschaften der Städte, die ja zur Zeit der Ansiedlung wohl alle erst als Bauerngemeinden mit Handwerkern angelegt wurden, waren lange nichts weiter als primi inter pares und dadurch nachahmungweckend.

Die dem Zunftgeist entsprechende Gemeinschaftsgesinnung ward nun für Jahrhunderte ethisch und sittegemäß bestimmend, u. zw. in Stadt und Land. Starke Persönlichkeitsleistungen wurden dadurch nicht etwa ganz zurückgedrängt. Aber sie konnten nur dann zur Geltung kommen, wenn sie im Dienst der Gemeinschaft standen oder demagogisch so aufgeputzt wurden. Taten ländlicher Gestalten dieser Art sind in Chroniken nicht aufgezeichnet, da auf dem Land wenig geschrieben wurde; für die Städte genügt es zur Kennzeichnung etwa auf Martin Eisenburger und Thomas Werner hinzuweisen. Solange unsere starkbewehrten Städte ihre Heldenzeit hatten und mit Mauern und Waffen den türkischen Anstürmen gewachsen waren, blieb der zünftlerische Gemeinschaftsgeist bestimmend; die Landgemeinden ordneten sich, ohne daß Spuren eigentlichen Zwanges erkennbar wären, den Städten unter, weil in großer Gefahr diese allein ihnen wirksame Zuflucht bieten konnten. Als aber von der Mitte des 17. Jahrhunderts an die eigene Abwehrkraft Siebenbürgens und damit der sächsischen Städte zu sinken begann, als infolgedessen diplomatische Abmachungen und ränkevolle Verhandlungen zu einem wichtigen Element der Selbstbehauptung wurden, bildeten sich in den Städten Beamtendespotien mit führenden Familiencliquen aus, die die zu betreuenden Land-

gemeinden vielfach als Beutegebiet behandelten; diese hatten sich im Laufe der Entwicklung den Städten ganz hingegeben und konnten sich nun nicht mehr selbständig erwehren. Schuller von Rosenthal ist der verderbteste Typus dieser „Führer". Doch wurden die Nachwirkungen der bösesten Türkenzeit bald überwunden. Die Zeit der Aufklärung und die Höhensonne des deutschen Idealismus erzogen, nachdem das edle Beispiel volks- und gemeinschaftsergebener Gesinnung und Leistung, das Brukenthal vorlebte, überaus starken Einfluß geübt hatte, einen Beamtenstand, der in seinen edelsten Gestalten sein Bestes für das Wohl des Volkes einsetzte; und die Zeit des habsburgischen absolutistischen Staates gab ihm Gelegenheit dazu, wie sie ihm im entgegengesetzten Fall reiche Möglichkeiten zur Aussaugung — wovon Beispiele nicht ganz fehlen — gewährt hätte.

Es bestand ein eigenartiger Kreislauf führender Geschlechter, der die Fürsorge für das Land immer wieder in den Gesichtskreis der Mächtigen rückte. Der ergiebige Zehnte machte das Pfarramt sehr begehrt, hob dadurch nicht nur den Bildungsgrad seiner Anwärter, sondern führte ihm immer wieder verarmte Mitglieder führender städtischer Geschlechter zu, die kein Familienvermögen mehr zuzusetzen hatten, um in öffentlichen Stellungen soweit standesgemäß leben zu können, daß sie nicht schon aus äußern Gründen das Spiel gegen ihre gewandten Gegenspieler aus dem magyarischen Adel verloren. Im Pfarramt vermehrten solche Familien ihr Vermögen und konnten nun Sprößlinge mit stolzer Familienüberlieferung und im ersten Glied ländlich gesunder Erziehung in führende Volksämter entsenden, bei deren Verwaltung der Puritanismus des evangelischen Pfarrhauses ihnen gewöhnlich nicht ganz abhanden kam, eine idealistische Gemeinschaftsgesinnung und die Fürsorge für die in den vorangehenden Zeiten vernachlässigte und bedrückte Landbevölkerung vielfach bestimmend blieb.

Verbunden mit Vertretern des kleinen Bürgerstandes, in dem die alte Zunfterziehung trotz böser Verengerung der Lebenskreise noch Nachwirkungen ausübte — die leider seit vielen Jahrzehnten nun schon verschwunden sind — haben Persönlichkeiten der angedeuteten Art den Übergang in die neue Zeit vollziehen geholfen, die den sichtbaren Gemeinschaftsschutz der Ringmauern durch den Ausbau zeitgemäßer Schutz- und Durchsetzungsorganisationen zu ersetzen zwang. Der Beamte in einem habsburgischen Ministerium, woher noch kurz vorher streng absolutistische Tendenzen ausgegangen waren, hat den

Entwurf zum Ausbau einer Volkskirche für uns gemacht; der Sohn eines Kleinbürgers hat die Werbe- und Erziehungsarbeit dafür in den breiten Volkskreisen mit seltenem Erfolg geleistet. Hochmögende vorsichtige Beamte haben den Landwirtschaftsverein gegründet, ebensolche haben St. L. Roth die Erlaubnis zur Ansiedlung evangelischer deutscher Bauern — zu einem freilich nicht erreichten Ziel — bei einer bewußt katholischen Staatsleitung erwirkt — um nur einige Andeutungen dieser für unsere Selbstbehauptung im 19. Jahrhundert so wichtigen, in ihrem Ablauf so lärmlos gelenkten Vorgänge zu machen. Das Ergebnis war, daß das Erbgut der selbstverantwortlichen Gemeinschaft wieder — wenn auch nach Erschütterungen — würdige Kräfte fand, als ein — wenn auch mangelhafter — konstitutioneller Aufbau des Staates die Stimmen der siebenbürgisch-sächsischen Bauern neuerdings zur Geltung brachte. Aus dieser Entwickelung ist die Summe gezogen worden, als beim letzten Übergang in grundstürzend verschiedene Verhältnisse durch die neue Kirchenverfassung den Bauern in den kirchlichen Vertretungskörpern die erdrückende Mehrheit gegeben wurde — bzw. die Möglichkeit dazu — und durch die Organisation nach dem neuen Volksprogramm bewirkt wurde, daß sie auch die Entscheidung in allen volkspolitischen Dingen an sich reißen können, wenn sie wollen.

Dabei entfallen hinfort zwei Grundstützen der verantwortlichen Gemeinschaftserziehung, die den Geist im siebenbürgisch-sächsischen Bauernstande durch die Jahrhunderte schlechthin entscheidend beeinflußt haben — die eine unwiederbringbar, die andere hoffentlich nur zeitweilig und teilweise.

Die siebenbürgisch-sächsischen Dörfer hatten die Grundbewirtschaftung nach Gewannteilung, die in Mitteldeutschland ehedem allgemein war. Professor Lehmbock wies auf der Frankfurter Kulturforschertagung mit Grund auf die überraschende Tatsache hin, daß im Heimatlande Luthers diese gebundene Wirschaftsform sich zuerst aufgelöst hat. Es leuchtet ein, daß eine Flurbestellung, bei der die einzelnen Arbeiten von allen Gemeindegenossen in einem bestimmten Gewann zu gleicher Zeit geleistet werden müssen, den Herdeninstinkt — um mit der „neuen Psychologie" zu reden — ungeheuer kräftigen muß; ebenso klar ist es, daß ein Verlassen dieser Wirtschaftsform und der Übergang zur Einzelwirtschaft nach Zusammenlegung der Grundstücke zur Schwächung des Herdeninstinktes und zur Stärkung des „Ich-Komplexes", also zu individualistischen Neigungen und Bedürfnissen von bishin un-



Hans Eder

Die Hochzeit von Kana

bekannter Kraft führen muß. Die neue Entwickelung seit etwa 1890 hat die ersten Bauernführer unter den Siebenbürger Sachsen — aus „kommassierten" Gemeinden! — in weitere öffentliche Betätigungskreise, als die eigene Gemeinde ihnen einräumen konnte, aufsteigen lassen. Ihr Erbgut an Herdeninstinktstärke ist dabei entscheidend hervorgetreten. Es wird nicht immer so bleiben. Die Erschütterungen in den siebenbürgisch-sächsischen Gemeinden, die durch Krieg- und Nachkriegswirkungen explosionsartig zum Ausbruch gekommen sind, beruhen in ihren tiefsten Gründen sicher auch auf der hier angedeuteten seelischen Umstellung. Man wende nicht ein, daß die Erscheinung allgemein ist, in „kommassierten" und „nichtkommassierten" Gemeinden Boden gefunden hat. Auch wo die Fesseln, die den Herdeninstinkt entwickeln, stark sind, gibt es zeitweilig Revolten, wie es Sklavenaufstände gibt, ja sie können im Augenblick des Durchbruchs sogar wirrer und brutaler, im Ablauf turbulenter sein — aber ohne Anlehnung an Lebenskreise mit individualistischer Schulung der Betätigung, brechen sie in einer Negation zusammen. Gefolgschaft zu leisten, sind ihre Träger aber besonders geeignet, wenn Führung und suggestive Gemeinschaftsansteckung anderswoher dieselbe Richtung weist. Es ist, da die Erscheinung allgemein geworden ist, eher möglich, ihr von den „kommassierten" Fortschrittsgemeinden aus so zu begegnen, daß ein Einlenken ohne zeitweilig anarchistischen Niederbruch stattfindet, weil dort Führer der bäuerlichen Lebenskreise, individualistischer zu eigenem Urteil geschult und doch mit genügendem Erbgut an Herdeninstinkt begabt, zur Mitarbeit an der Überwindung anarchistischer Zerfallserscheinungen nicht nur in ihrer Gemeinde allein zu finden und zu gewinnen sind. Aber das ist ein Einsetzen altgezüchteter Anlagen und Kräfte, für deren Weiterentwickelung bei kommenden Bauerngenerationen andere Grundlagen gefunden werden müssen, da eine Rückkehr zu der weniger produktiven Gewann-Flurbestellung unmöglich ist.

Ebenso wird die neue rumänische Verwaltungsreform schwere Aufgaben auch der Gemeinschaftserziehung auf den siebenbürgisch-sächsischen Landgemeinden stellen, weil sie angelegt ist, die Selbstverwaltung künstlich aus den Händen der Sachsen selbst dann in die Hände der Rumänen hinüberzuspielen, wenn diese die Minderheit der Wähler bilden. Damit wird eine wichtige Gelegenheit der Führerzüchtung auf den Landgemeinden beseitigt — wenn andererseits auch zuzugeben ist, daß manche Eigenschaften der so hochgekommenen Führer, besonders wenn sie von fremdstämmigen, rücksichtslosen Vorgesetzten abhängig

waren, gerne entbehrt werden können. Aber die Nötigung zum Ausbau anderer Wege der Führererziehung drängt sich schon für die nächste Zukunft verstärkt auf.

Aus diesem Gesichtspunkt wird sich die demokratische Verankerung der Kirchenverfassung und der Volksorganisation besonders segensreich erweisen, wenn sie richtig gehandhabt werden. Auch wird der Genossenschaftsarbeit, der Erziehung der Frauen für die öffentlichen Aufgaben, der ländlichen Jugendpflege und Vereinsarbeit, sowie der Volkshochschularbeit ein ganz besonderes Augenmerk zuzuwenden sein.

(Fortsetzung folgt.)

Sprüche

Von Misch Orend

Der Schalk

Gereimt sag ich manch Ungereimtes
Und füg es fest als Neugeleimtes;
Doch bleibt am Leim auch mancher hangen —
Wär er nicht auf den Leim gegangen!

Vom Zeitungsschreiben

Täglich Weisheit sich entringen,
Sie in Druckerschwärze zwingen —
Welcher Geist gab ihm die Gabe?
Doch wer liest nicht heute Zeitung
Ohne Sinn und Vorbereitung? —
Wie der Wirt, so ist die Gabe.

Überfülle und Natur

Nur die Überfülle hat schenkende Tugend,
Natur ist alt und ewige Jugend.

Das Nötigste

Eins ist nötiger als das andere.
Zwingt man dich, so flüchte, wandere;
Doch das Nötigste im Leben
Ist, sich selber sich zu geben.

Kultur

Kultur ist Krankheit tief im Wesen,
Die täglich ringt nach neuem Genesen;
Aus diesem Kampf sprüht Lebensbrunst,
Sie schuf sich Weisheit und die Kunst.

Bruder- und Schwesterschaften

Von Konrad Möckel

Wenn man die Fragen der Jugendpflege und Jugendbewegung erörtert, wird meistens, bewußt und unbewußt nur der städtischen Jugend gedacht. All diese Fragen sind ja aus der innern und äußern Not des Stadtmenschen erwachsen, namentlich des Menschen, der werden und wachsen will und sich in den Trümmern dessen, was zerstört ist, und den noch unerkennbaren Formen dessen, was sich erst gestalten soll, nicht zurecht findet. Das Leben ist hier mitunter schmerzhaft bewußt, wach, reflektierend geworden; all das, wovon die Gesellschaft und vor allem die Jugend so wenig wissen sollte wie der Gesunde von einer Gesundheit, ist uns zu einem Komplex von Problemen geworden, über die endlos geschrieben und geredet wird. Von all dem sind unsere Landgemeinden noch verhältnismäßig wenig berührt. In manchen mag man von Jugendbund, Bauernhochschule, Rassefragen ꝛc. noch gar nichts wissen. Allein man braucht kein Prophet zu sein, um voraussagen zu können, daß bei der heutigen Entwicklung in nicht zu ferner Zeit auch überall auf dem Lande „die Jugendfrage" erscheinen wird. Zum Teil ist sie ja schon recht fühlbar vorhanden: Aus den bessern Häusern gehen die Burschen zu Kursen und Volkshochschulen; sehr viele gehen zeitweilig als Handwerker in die Stadt und kommen mit allerlei neuen Ideen zurück; hier entsteht eine „Jugendbundgruppe" und dort ist man unzufrieden darüber, „daß nichts gemacht wird". All das hat, wenigstens an den meisten Orten, wohl den Charakter des Einzelfalles. Aber es wird nicht lange dauern, bis man auch auf dem Lande das Verbindende all dieser Erscheinungen deutlicher herausfühlt, darüber nachdenkt und entsprechende Schlußfolgerungen zieht. Mit einem Wort, auch unsere Landjugend hat mehr und bedeutsamere Beziehungen zu den Jugendfragen, als man im allgemeinen auf unsern Gemeinden erkennt. Diese Einsicht zwingt jeden, der die Erscheinungen zu deuten weiß und dabei für das Wohl der Landjugend mitverantwortlich ist, sich die Frage vorzuhalten, wie sich die Gärung unserer Zeit in unseren dörflichen Verhältnissen weiter auswirken wird.

Will man dieser Frage konkret näher kommen, so tritt fast überall in unsern Landgemeinden als nicht zu übersehender Faktor des Jugendlebens, ja an vielen Orten als einziger beherrschender Ausdruck desselben die Bruderschaft und Schwesterschaft hervor. Es wird immer wieder von allen Seiten her betont, daß diese Organisationen maß-

gebend für unsere Dorfjugend sein und bleiben müßten, aber ihr Charakter wird in den allermeisten Fällen sehr verkannt. Bruder- und Schwesterschaft sind nur mit Vorsicht und Vorbehalt in einem Atem mit modernen Jugendverbänden zu nennen. Letztere sind aus der Not seelischer Besitzlosigkeit entstanden; unsere dörflichen Jugendverbände aber gerade als Ausdruck natürlichen, reichen Seelenlebens, das eben in den verschiedensten Formen des Gemeindelebens seinen Ausdruck fand. Alles, was die Jugendbewegung geschaffen hat, ist — was immer man sage — auf eine Art von Klassenkampf eingestellt: Jugend ist Gegenwart, ist Empörung gegen das Alte, ist bewußte Abkehr von dem, was vor ihr war und das sie nicht liebt, sondern scharf kritisiert. Dadurch hat sie sich, einerlei, ob mit Recht oder Unrecht, so scharf abgegrenzt. Dagegen sind Bruder- und Schwesterschaften organische Formen eines harmonischen Ganzen. Sie sind ja garade der Ausdruck dessen, daß im sächsischen Dorfe das Leben von der Wiege bis zur Bahre einer großen lebendigen Einheit angehört. Sie bringen uns besonders deutlich zum Bewußtsein, daß hier „ein Leib und viele Glieder" sind. Erst wo diese Einheit, die aber ist die Kirche, im Leben der Gemeinde an Einfluß und Bedeutung verloren hat, ist die Möglichkeit zur Entstehung von Jugendverbänden außerhalb der Bruder- und Schwesterschaften gegeben.

Aus all dem ist zu ersehen, daß man äußerste Vorsicht walten lassen muß, wenn man Wege und Ziele, die in jugendbewegten Stadtkreisen entstanden sind, auf unsere Landjugend überträgt. Man wird dort, wo unser Gemeindeleben auf dem Lande gesund ist, sich des Eindruckes nicht erwehren können, daß es nicht unbedenklich ist, auch die ideelsten und bestgemeinten von den neuen Ideen ohne weiteres dorthin zu verpflanzen. Diese Erwägungen machen ferner die kühle, unzweideutige, wenn auch meist wortlose Zurückweisung verständlich, die die meisten Pfarrer allem, was nach „Jugendbund" und „Jugendbewegung" aussieht, zuteil werden lassen.

Aber auch wer diese Einstellung versteht und alle Bedenken teilt, wird sich der Einsicht nicht verschließen können, daß mit wenigen Ausnahmen das Jugendleben auf dem Lande durchaus nicht in einem befriedigenden Zustand ist. Ich will ganz absehen von Zuständen ausgesprochener Verlotterung, die wohl auch nicht fehlen. Im Durchschnitt unserer Bruder- und Schwesterschaften steckt ganz gewiß ein beachtenswerter Kern von Gesundheit und Harmonie. Aber es fehlt so vielfach an wirklichem Leben in ihnen; sie leiden an seelischer Unterernährung.

Es ist nicht genug, daß Burschen und Mägde zum Tanze zusammenkommen, daß sie monatlich einmal ihren Gerichtstag „den Zugang" abhalten, ohne daß sich die Leiter der Gemeinde darum kümmern, was dort geschieht, und daß man im übrigen die Jugend zwingt am Sonntag ein- oder zweimal die Kirche zu besuchen. Es sind wohl wertvolle Ansätze zur Entwicklung dieses Lebens da, auf das vorteilhafteste ergänzt durch „Christenlehre", durch Fortbildungsschule („Arbeitsgemeinschaft der konfirmierten Jugend"), sowie durch kleinere gemeinsame Verpflichtungen verschiedener Art, die der Jugend innerhalb des Gemeindelebens auferlegt sind. Aber all das hat erstens nur einen Sinn in einer Gemeinschaft einheitlicher Glieder, die alle an der Grundlage einer gemeinsamen, von der ganzen Gemeinde getragenen Lebensanschauung stehen und zweitens darf man nicht glauben, daß solches Leben wie eine einmal eingestellte Maschine beliebige Zeit von selber „gehe". Überall und ständig bedarf es des lehrenden, ordnenden, Ziele und Wege weisenden Geistes, der Widerstände überwindet und über Schwierigkeiten hinweghilft. Viel mehr noch als in der Stadt gilt hier, daß man innerlich ganz auf demselben Boden stehe wie diese Jugend, daß man nirgend nur Kenntnisse vermitteln oder Strafen erteilen wolle, sondern immer im eigentlichen Sinne erziehe und bilde, d. h. von dem gebe, was die Werte des eigenen Lebens ausmacht. Wer überhaupt ein Empfinden für feinere Lebenszusammenhänge hat, der wird bald herausfühlen, wie sehr hier, wo alle seelischen Organe noch so wenig differenziert sind, noch so dicht beieinander liegen, immer der ganze Mensch auf den ganzen Menschen einwirken muß, auch wenn es sich um scheinbare Äußerlichkeiten und Kleinigkeiten handelt. Das hat aber weiter zu bedeuten, daß alles, was der Struktur dieses dörflichen Gemeindelebens zuwiderläuft, entweder wirkungslos an ihm vorübergeht oder zerstörend auf es einwirken muß.

Unter diesen Voraussetzungen, können, ja müssen unsere Bruder- und Schwesterschaften den Einflüssen der neuen Zeit begegnen. Es ist gewiß ganz falsch, wenn man sich auf dem Lande allem „Modernen" verschließt, aber es ist noch viel schlechter, wenn man das Neue in hastiger Begeisterung gleich überall verbreiten möchte, ohne es vorher sehr sorgfältig unserm so ausgeprägten, jahrhundertealten Lebensrhythmus angeglichen zu haben. Um das zu können, dazu bedarf man vor allem andern eines tiefen, liebenden Verstehens unseres Bauernvolkes. Ich meine, man muß es mit den Augen tiefster, innerer Verbundenheit und Zugehörigkeit und doch so sehen, wie es wirklich

ist: mit all seinen Schwächen, seiner Schwerfälligkeit, der Beschränktheit seines äußern und innern Lebensraumes und dabei doch mit seinem feinen Gefühl dafür, was seiner Art gemäß ist. Man darf nicht glauben, daß das Landvolk nur dazu da sei, um irgendwelchen Ideen, seien sie auch noch so „völkisch", zu ihrer Verwirklichung zu verhelfen. Denn wenn man völkisch sagt, so hat man damit noch lange nicht bewiesen, daß das Gewollte auch dem Volke innerlich zuträglich sei. Leider wird jetzt in dieser Beziehung allzuviel gesündigt und es ist ein wahres Glück, daß das Meiste von dem, was man gerne verbreiten möchte, unverstanden abprallt. Die Natur hat eben ihre Schutzeinrichtungen auch auf dem Gebiete des Seelenlebens. Wäre es anders, der Wirrwar wäre hoffnungslos und die geistigen Zwangsrekrutierungen zu Gunsten der verschiedensten „Hochziele" müßten verheerend wirken.

So ist es denn zwar keine Frage, daß wir unsere Bruder- und Schwesterschaften entwickeln müssen, aber nicht indem wir ihnen glauben als Nahrung vorsetzen zu können, was die Sehnsucht einer gehetzten, totkranken Großstadtwelt geschaffen hat, auch nicht, was kluge Zweckmäßigkeit wissenschaftlich errechnet hat und was sich nun als Evangelium des Lebens gibt. All das braucht man natürlich nicht zu verheimlichen, denn es bewegt die Zeit. Aber an manchem wird man mit Befremden vorüberführen müssen und von manchem zu sagen haben, daß es wohl neben dem vielen, was die Welt bietet, auch ganz nützlich und schön sei. Jedenfalls aber muß dem, der nicht irgend eine Idee mehr liebt als sein Volk, eines auf dem Lande klar werden: lieber zu wenig in diese Jugend hineintragen als zu viel. Sie kann warten. Sie braucht nicht mit Turn- und Gesangsfesten, mit Bildung, Volksbeglückung und politischen Experimenten überschüttet zu werden. Gerade dort, wo sie von all diesen Dingen nichts weiß, ist sie oft, behütet von der ihr so gemäßen Schale der Bruder- und Schwesterschaft der Kern eines unbewußt blühenden und sich gesund entwickelnden Lebens. Die Kräfte sind da; nur kraftlose Nervosität hat ständig den Wunsch sich ihrer fortwährend zu vergewissern, an ihnen herumzupflegen und herumzudoktern, alles zu registrieren und statistisch zu erfassen.

Darum bleibt es nicht weniger wahr, daß wir vielfach gerade in der Landjugend an seelischer Unterernährung leiden. Das kommt daher, daß, wie gesagt, auch auf dem Lande die Hochflut neuer Gedanken vieles von dem, was dort bisher allein Geltung hatte, fortgeschwemmt hat. Wenn man nun aber die Lücke mit eben diesen neuen Ideen ausfüllen möchte, so ist es, wie wenn man auf die Reste unserer

Kirchenburgen moderne Warenhäuser aufbauen wollte. Es ist nicht richtig zu sagen: dieses habe ich als wahr erkannt, folglich ist es gut, überall verbreitet und wenn möglich durchgesetzt zu werden. Und doch ist es sicher, daß wir die Eigenorganisationen der Bruder- und Schwesterschaften viel mehr wie bisher mit Leben erfüllen müssen. Aber wir müssen uns dabei stets vor Augen halten, daß diese Vereinigungen durchaus in ihrem ganzen Wesen der Idee einer allgemeinen Jugendvereinigung widersprechen. Sie sind nichts anders als sinnvolle Teile der großen Gemeindefamilie des Dorfes. Erst wenn man dies beachtet, kann man an ihrer Entwicklung arbeiten. Solche Arbeit ist für jeden reichlich da, in erster Linie für Pfarrer und Lehrer. Der Geistliche, der natürlich in tiefster Seele mit seiner Gemeinde verbunden sein muß, hat die Pflicht, feinfühlig das Leben, das ihn umgibt, auf all seine Regungen und Wünsche abzuhorchen und von hier aus die Bauernjugend überall, wo er Gelegenheit hat, ihr zu begegnen, zu gesteigertem Leben, zu höherer Geistigkeit, zum Erlebnis der Gottverbundenheit und zu den Idealen der Zucht und Sittlichkeit zu führen. Ganz ähnliches könnte man vom Lehrer sagen und von all denen, die sonst noch auf das Leben unserer „organisierten" Dorfsjugend Einfluß zu nehmen berufen sind, überall aber gilt als erste Forderung: nicht so sehr organisieren und lehren, sondern vor allem mitleben, miterleben mit dieser Jugend. Anfänge dazu sind ja so manche vorhanden. So z. B. sucht der neue Lehrplan für die „Arbeitsgemeinschaft der konfirmierten Jugend" (Fortbildungsschule) dieser Forderung des allseitigen Erfassens der Dorfsjugend durch den Lehrer gerecht zu werden. Aber gerade an diesem Lehrplan kann man deutlich sehen, wie unsicher und theoretisch wir uns noch auf diesem Gebiete bewegen, wo es doch gerade gilt, alles möglichst restlos in Leben umzusetzen. Die Erfüllung dieser so einfach klingenden Forderung ist noch in weiter Ferne. Umsomehr ist es Pflicht aller, die in Frage kommen, an dieser Erfüllung zu arbeiten. Die organisatorischen Formen dazu sind da und warten nur darauf, daß man sie in Anspruch nehme. Allein es wird vielfach auch beim besten Willen nicht möglich sein, inneres und äußeres Wachstum als Erfolg der Arbeit zu sehen. Nur zu oft ist die Ursache die, daß diejenigen, die führen sollen, selber keine aus ihrem eigenen Leben erwachsenen Ideale und Ziele haben, sondern im besten Falle solche, die sie mit dem Verstande aufgenommen, aber nicht durchlebt haben. Niemand kann heute wagen, die Lebensgestaltung von morgen, die auch bei uns ans Tageslicht drängt, und damit die neue Jugend-

erziehung prophezeien zu wollen. Aber gewiß ist, daß diese Jugendführung machen und nicht „gemacht" werden muß. Damit es dazu komme, müssen diejenigen, die schöpferisch daran mithelfen wollen, sich selber als ein Stück dieses Lebens fühlen und nicht von außen es dirigieren wollen.

Der siebenbürgisch-sächsische Volksschullehrer

Von Lehrer Simon Schwertfeger

Ohne Zweifel haben die Lehrer, welchen Stammes sie auch immer sein mögen, viel gemeinsames. Über ein und denselben Leisten lassen sich aber auch zwei nicht schlagen. Der Lehrer ist doch ungleich mehr als ein gutes oder weniger gutes Uhrwerk, das einmal aufgezogen unbehindert seinen Gang geht und eben nur aufgezogen und hin und wieder geölt zu werden braucht. Auch der siebenbürgisch-sächsische Volksschullehrer ist, was er seiner ganzen Wesensart nach heute ist, ein mit Naturnotwendigkeit gewordenes Lehrergeschlecht, das infolge seiner ganz besonders gearteten geschichtlichen Entwicklung gar nicht anders werden konnte, zurückgezogen und bescheiden, strebsam, arbeitswillig und arbeitsfreudig und religiös veranlagt. Früh schon ist der sächsische Lehrer im Dienste seines Volkes, vielleicht noch mehr des Ortsgeistlichen gestanden und hat eine gewisse Selbständigkeit erst verhältnismäßig spät erlangt. Selbst die Geruhsamen werden die Fuchtel ihres gestrengen Herrn Vorgesetzten nicht als besonders angenehm empfunden haben, aber man gewöhnte sich daran. Für die verschiedenen Sonderdienste, besonders auch in der Wirtschaft fiel manches Bröcklein von des um so viel Reichern Tische und hielt man's mit der Geistlichkeit gut, so war man als ihr Schützling doch gegen allerlei Unbill geborgen. Freilich hat's an selbstbewußten Naturen, die auch einen eigenen Sinn und Willen hatten, niemals gefehlt, doch konnten diese sich nur selten und schwer behaupten. So ist es eine Redensart geblieben bis auf den heutigen Tag, daß der Pfarrer, wenn von den Lehrern der Gemeinde, deren Bedienstete ja beide sind, die Rede ist, einem Fremden oder außerhalb der Gemeinde Stehenden gegenüber fast regelmäßig als von „seinen" Lehrern spricht. „Meine Lehrer dies" —, „meine Lehrer das" usw. In den ersten Jahrhunderten nach der Einwanderung mag es mit der Vorbildung zumeist sehr dürftig ausgesehn haben. Jeder erwarb sich das nötige

Wissen und Können wie und wo er wußte und konnte. Viele Rektoren verfügten auch schon im 16. und 17. Jahrhundert über ein ganz gehöriges Maß von Wissen und bekleideten neben dem Schulamt oft das des Gemeindeschreibers, wodurch sie im Ansehn stiegen und an Einfluß gewannen. Rektorhaus und Pfarrhaus waren die Stätten der Lehrerbildung mehrere Geschlechter hindurch. Die Besoldung bestand in Naturalien, die jeder ganze bzw. halbe Wirt gleichmäßig zu entrichten hatte. Die Gehilfen: Diskantist (Schuljunge), Glöckner und andere Lehrkräfte mußte sich der Rektor in der Regel selbst halten und bezahlen. Auf gute Schulbildung des zu wählenden Lehrers wurde oft weniger geachtet als auf tüchtiges musikalisches Können. Er mußte gut singen, Violinspielen und blasen können, und wer bei der Vorstellung in allen diesen Künsten das Tüchtigste leistete, bekam die Stelle. Die Zeit, da der Lehrer im Herbst jedes Jahr aufs neue um's Brot bitten mußte, ist eine besonders traurige und beschämende gewesen, wenn sie auch weit zurückliegt.

Daß hierin endlich Wandel geschaffen wurde, dankt die Lehrerschaft jedenfalls mit auch der Geistlichkeit. Überhaupt ist die jederzeit bestandene enge Verbindung zwischen Kirche und Schule und das bewußte Fernhalten des Staates, als er später anfing sich um die Bildung des Volkes selbst zu kümmern, für die Entwicklung unseres Schulwesens von besonderer und eigenartiger Bedeutung gewesen. Immer sind die Gesinnungsstoffe im Mittelpunkt des Unterrichts gestanden und diese haben unserm Volke Jahrhunderte hindurch Stütze und Rückhalt gegeben.

Während in den Weststaaten bis auf den heutigen Tag die Kirche in weiten Kreisen als schulfeindlich angesehen und lieber die Staatsschule gefordert wird, kann unserer Kirche ohne weiters nachgerühmt werden, daß sie der freien Entwicklung unseres Schulwesens nie hemmend in den Weg getreten ist. Sie hat die Entwicklung im Gegenteil, wo sie nur konnte und wußte, gefördert. Wenn hin und wieder auch unter der sächsischen Lehrerschaft vereinzelte Stimmen nach Verstaatlichung laut wurden, so geschah dies aus materiellen Beweggründen. Einen Widerhall haben sie in der Lehrerschaft nie gefunden.

Durch die Beschlüsse der letzten Landeskirchenversammlung betreff die Besoldungsfrage sind allem Anscheine nach für die Zukunft auch diese Reibungsflächen ausgeglättet worden, und da es tiefgehende innere Gegensätze zwischen Kirche und Schule bzw. ihren Vertretern

nie gegeben hat, können beide nun wie von einem Alpdruck erlöst in die Zukunft sehn und ungestört an der weiteren Ausgestaltung beider, der Kirche und der Schule, Hand in Hand arbeiten. Der einzige innere nicht wegzuleugnende Gegensatz zwischen Pfarrer und Lehrer in den letzten Jahrzehnten war bedingt durch die neuartige Vorbildung eines großen Teils unserer Pfarrer, der Nurtheologen, die die Lehrerschaft als fachliche Vorgesetzte nicht anerkennen zu können behauptete. Durch Ernennung von Lehrern zu Kreisschulkommissären und die Beteiligung der Pfarrer auch am Unterricht insbesondere aber an dem Unterricht der konfirmierten Jugend, sind auch diese Gegensätze im Schwinden begriffen. Überall sehen wir das Trennende zurücktreten und das, was uns eint, wachsen, ein gutes Zeichen für die Zukunft und die Arbeit an unserm Volk.

Der Vorbereitung auf eigne Faust und nach eigenem Gutdünken folgte die Vorbereitung an den im Anschluß an unsere Gymnasien errichteten Seminaren. Als Anhängsel und notwendiges Übel betrachtet und behandelt, standen sie gewiß nicht immer und überall auf der Höhe. Die Seminaristen, die vom Dorf gleich in die erste Seminarklasse kamen, wurden auch von den Gymnasiasten nicht als ebenbürtig angesehn. Man lud den einen und den andern wohl in ein Kränzchen ein, aber mehr nur, um mit Bestimmtheit darauf rechnen zu können, daß die Seminaristen dann bei den Tanzunterhaltungen aufspielten. Auch die Unterbringung auf der Schule und die Verpflegung von zu Hause ließ viel zu wünschen übrig. So waren es nicht zuletzt die Lehrer, und es sind viele gute Lehrer aus diesen Schulen hervorgegangen, die eine bessere Vorbildung für ihren Nachwuchs dringend forderten. Wohl hatten sich die Pläne Stefan Ludwig Roths zerschlagen, aber die Saat, die er gesät, reifte heran und im Jahre 1878 wurde das Landeskirchenseminar in Hermannstadt eröffnet. Dies bedeutet für die Entwicklung unseres Schulwesens einen nicht zu verkennenden Wendepunkt zum Bessern. Von allen Untergymnasien strömten nun die junge Leute, die sich dem Lehrerberuf widmen wollten, nach Hermannstadt, um zuerst in drei- bald aber in vierjähriger Vorbildung sich für den Beruf vorzubereiten. So erwuchs unserm Volk ein nach einheitlichen Gesichtspunkten erzogenes und vorgebildetes Lehrergeschlecht, das in seiner Arbeit am Kinde ohne Frage auf der Höhe stand und noch heute steht. Weniger ausreichend war die musikalische Vorbildung, besonders was die Behandlung der Blasinstrumente betrifft, worin sich in den letzten Jahren allerdings eine

Besserung zeigt, während das von den notdürftigen, landwirtschaftlichen Kenntnissen keineswegs behauptet werden kann. Diese Lücke wird auch erst nach Errichtung der landwirtschaftlichen Schule in Hermannstadt ausgefüllt werden können. Eine bessere Vorbildung nach dieser Richtung ist aber insbesondere mit Rücksicht auf den Unterricht der konfirmierten Jugend aber auch für den Unterricht überhaupt eine dringende Notwendigkeit, da diese jeder Lehrer braucht, während die bessere oder wir wollen lieber sagen weitergehende musikalische Ausbildung nur für die musikalisch besonders veranlagten in Frage kommt.

Die größte Sorge bereitet der Lehrerschaft gegenwärtig das neue Partikularschulgesetz, das alle Ideale eines mit der Zeit vorgeschrittenen Lehrers über den Haufen wirft, da es den Schülern Stoffe zumutet, die sie unmöglich geistig erfassen und verarbeiten können. Heute, wo man überall von Arbeitsschule und freien Arbeitsgemeinschaften und gleichmäßiger Ausbildung des Leibes wie des Geistes liest und spricht und allerlei Versuche anstellt, die Schule mit dem Leben in engste Verbindung zu bringen, muß der sächsische Lehrer sich auf die Pädagogik des Nürnberger Trichters einstellen und Prüfungsstoffe pauken Tag für Tag. Arme Kinder, arme Lehrer. „Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt".

So mancher Lehrer würde sich ohne weiters auch über das eine und das andere hinwegsetzen, aber die Kontrolle ist sehr ausgiebig und äußerst streng; findet der die Schule Inspizierende etwas nicht in der Ordnung, d. i. wie es die gesetzlichen Vorschriften verlangen, so erhält die Schule eine Mahnung, und nach zwei Mahnungen kann sie gesperrt werden. Diese Verantwortung lastet zentnerschwer auf jedem Lehrer. Die Elternschaft aber ist sich dieser Verantwortung nicht bewußt und beschuldigt die Lehrer der Rückständigkeit oder sogar der Herzlosigkeit. Rückständig und herzlos sind die sächsischen Lehrer nie gewesen. Sie sind zumal in den letzten Jahrzehnten eifrig bemüht gewesen, ihre Weiterbildung durch Kurse, Versammlungen und Gewährung von Unterstützungen zu Studienreisen ins Ausland, die zum Teil nur durch Selbstbesteuerungen ermöglicht werden konnten, immer mehr und mehr zu fördern und zu vervollkommnen und alle Fortschritte zu verfolgen. Zwischen Lehrern und Kindern hat fast ausnahmslos ein inniges Verhältnis geherrscht, vielleicht sogar ein zu vertrautes, denn gerade während des Krieges, insbesondere nach dem Krieg, zeigte es sich, daß die Kinder dieses freundschaftliche Verhältnis mehr auszubeuten versuchten, als zu schätzen, sodaß die Schule sich

gezwungen sah, vielfach auch den den Eltern zustehenden aber nicht ausgeübten Teil des Erzieheramtes zu übernehmen und: strengere Saiten aufzuziehen. Eltern und die große Öffentlichkeit müßten sich der Erzieher- und Miterzieherpflicht viel mehr bewußt werden und sie auch wirklich ausüben. Die Arbeit der Schule könnte dadurch ganz wesentlich gefördert werden. All dies lastet auf dem gegenwärtigen Lehrergeschlecht so schwer, daß wenn zu den übermäßigen Sorgen, die es heute als Lehrer und Erzieher zu überwinden hat, nicht eine Erleichterung der materiellen Sorge gekommen wäre, ein Zusammenbruch vieler Lehrer zu befürchten stand. Die Lehrerschaft ist sich der Last, die das Volk mit der neuen Gehaltsregelung auf sich genommen hat, bewußt, sie hat sie selbst durch Jahrzehnte getragen; dafür kann das Volk auch die Versicherung entgegennehmen, daß die Lehrerschaft nichts versäumem wird, den Bestand der Schule zu sichern, und alles tun wird, damit sie treu befunden werde.

Traurige Königin Helena

Von Paul Valéry

Ich bin Azur! Ich kam aus den tödlichen Grotten,
nun hör ich die Welle an tönenden Stufen verrauschen
und sehe Galeeren in Morgenröten sich bauschen
aus dem Schatten erwacht in die Strömung goldener Flotten.

Meine einsamen Hände rufen die alten Monarchen,
deren Salzbart meine durchsichtigen Finger liebkosten.
Ich weinte sehr. Ihre dunklen Triumphe vertosten,
die sie sangen inmitten der Buchten voll Schnäbeln der Barken.

Ich höre die tönenden Seetrompeten und Zinken
der Krieger den Flug der Ruder im Takte begleiten;
der Schiffer heller Gesang macht dem Aufruhr ein Ende.

Und die Götter! die hehr vom heroischen Schiffschnabel blinken
mit uraltem Lächeln, bespritzt von Schaum der Gezeiten
breiten nach mir ihre hölzernen gütigen Hände.

Übertragen von Alfred Sperber

Sächsischer Wirtschaftsrat

Von Dr. Fred Sigerus

Im Novemberheft des vorigen Jahrganges erschienen in der Rundschau meine Betrachtungen* über die unrichtige geistige Einstellung unseres Volkes. Des sächsischen Volkes, das sich zu sehr ideellen Dingen zuwendet ohne die hierzu nötige Voraussetzung, die gesunde materielle Basis zu haben, und das infolge angeborener Hemmungen, die zu überwinden wären, oder aus falschverstandenen Idealen, die abzulegen wären, noch immer einen Weg verfolgt, der in dieses Land und in die heutige Zeit ganz und gar nicht paßt.

Einer Aufforderung folgend, soll hier versucht werden, im großen die Richtlinien zu zeichnen, die verfolgt werden könnten und müßten, um auf verschiedenen praktisch gangbaren Wegen dem einen Ziele näher zu kommen: unser Volk vor allem wirtschaftlich in sich selbst erstarken zu lassen, damit es in das reiche Wirtschaftsgetriebe dieses Landes besser eingreifen könne, damit das Volksvermögen und dadurch das Niveau des Einzelnen sich hebe.

Meine Anregung wäre: schaffen wir einen sächsischen Wirtschaftsrat, der unsere oberste Wirtschaftsleitung in den Händen hält.

So wie die sächsischen Kreisausschüsse dafür maßgebend sind, wer z. B. in die Stadtverordnetenliste aufzunehmen ist, so wie sie wirtschaftliche Komitees für zeitliche Dauer oder sachlich begrenzt wählen, so könnte ein auf cca 5 Jahre zu wählender Wirtschaftsrat geschaffen werden, dessen etwa 10 Personen die Aufgabe hätten, unparteiisch, quasi als „Volksbeauftragte" oder „beeidigte Sachverständige und Berater" alle allgemein interessierenden Wirtschaftsfragen von höherer Warte zu prüfen und Richtung zu geben. Diese Personen müßten wohl führende Wirtlchaftspraktiker sein, zugleich aber als objektiv denkende Männer bekannt sein, die es vermögen, sich vom egoistischen Gesichtswinkel auch zeitweise zu befreien. Ob es 10 solche gibt, ist fraglich, weshalb jüngere Volkswirte, die noch theoretisch idealistische Ideen verfolgen, zur Komplettierung herangezogen werden könnten.

Die Beschlüsse dieses Wirtschaftsrates in die Wirklichkeit umsetzen zu helfen, müßte Pflicht jedes Deutschen werden — daß diese Pflicht erfüllt werde, darüber hätte — bis zu gewissen Grenzen, — wieder die bestehende Volksorganisation zu sorgen.

* S. S. 453 „Glänzende Armut".

Diesem Wirtschaftsrat — der eventuell auch in loser Form als „Deutsche volkswirtschaftliche Gesellschaft", gedacht werden kann, — kämen nun verschiedene positive Aufgaben zu.

So könnte er studieren und eventuell zur Tat werden lassen beispielsweise folgende Dinge:

1. Schaffung einer Wirtschafts-Bibliothek, eines Wirtschafts-Archivs und eines wirtschafts-statist. Büros. Hier müßten alle Daten, die zum Studium sächs.-deutscher Interessen dienen, systematisch gesammelt werden. Dies ist sehr wichtig, weil die Handelskammern langsam rumanisiert werden und die bestehenden Verbände international sind — (berechtigterweise natürlich!). Die Finanzierung geschieht durch Subventionen aller Banken, Korporationen pp. Soweit nur Material gesammelt wird, sind die Spesen relativ gering, die Vorteile grundlegend.
2. Studium der Frage des Bankensyndikates. Nach etwaiger positiver Beschlußfassung Bearbeitung der öffentlichen Meinung, um die Hindernisse zu überwinden.
3. Vereinheitlichung der amerikanischen Dollarüberweisung; Sammlung der Überweisungen hier wie drüben bei deutschen Banken.
4. Auslandanleihen zwecks Verteidigung des sächsischen Bodens, Ermöglichung der Siedlungen und des Wohnungsbaues durch billige Kredite, die wir bekanntlich von den Großbanken unseres Staates nicht erhalten.
5. Geschlossene Front (ähnlich wie beim Banksyndikat) im Versicherungswesen, um eine Kräftezersplitterung zu vermeiden und fremde Konkurrenz auszuschalten.
6. Beeinflussung des Zeitungswesens u. a. nach folgender Richtung: Forderung, daß alle deutschen Tagesblätter den deutschen Wirtschaftsfragen aufs Bereitwilligste breitesten Raum widmen — unter Zurücksetzung langatmiger Berichte über heimischen Kunst-Dilettantismus oder der ebenso beliebten Schauernachrichten.

Im Inseratenteil mögen sie alle für sie in Betracht kommenden Geschäftsgrundsätze befolgen (also auch rumänische pp. Anzeigen einschalten), doch dabei folgendes berücksichtigen: die eingehenden Anzeigen wären zu prüfen (z. B. vom volkswirtschaftlichen Redakteur), ob nicht durch Inserate sächs.-deutsche Interessen gekürzt werden. Ist das der Fall, so müßte die sächs.-deutsche Konkurrenz befragt werden, ob sie bereit ist, den Geschäftsausfall bei Ausbleiben des Inserates, durch Bezahlung der Insertionsgebühr wettzumachen. Oft — glaube ich, —

wird dies der Fall sein und die deutsche Konkurrenz wird es dann vorziehen, für dies Geld ihre eigene Anzeige einzuschalten.

Natürlich müßte in Bezug auf die sächs.-deutschen Konkurrenten untereinander völlige Unparteilichkeit auch weiter herrschen.

Fragende

Von Manfred Sturmann

Manchmal sprechen mich Menschen an, die zu kleine Augen haben, als daß sie gut erscheinen könnten. Sie fragen mich nach einer Straße oder nach der Fahrtrichtung der Straßenbahn. Wenn ich nicht zu antworten vermag — saumselig ist oft meine Zunge — heben sie bedauernd die Schultern, wobei mir nie klar wird, ob mir dies Mitleid gilt, oder ihnen selber.

Oder sie ziehen die Hände aus den Taschen und spielen mit einem losen Mantelknopf. Manchmal lüften sie auch den Hut und entschuldigen sich, als wäre es eine Untat gewesen, mich anzusprechen.

Dann gehen sie zögernd zu einem der nächsten Passanten. Aber ich sehe wie sie mit sich kämpfen: Der eine hat zu spitze Augenbrauen, sodaß er strenge anmutet, der zweite trägt eine Last und darf keinesfalls aufgehalten werden, ein dritter sieht auf den Boden und spricht mit sich selber in singendem Ton. Der darf nicht gestört werden!

Und während ich wahrnehme, daß die Fragenden immer unsicherer werden und ratlos die Straßenschilder prüfen, löst sich meine Zunge, will reden, ganze Wortketten zusammensagen und beweisen, daß sie einem Willen fügsam ist.

Da aber sehe ich schon, daß jene eine falsche Richtung eingeschlagen haben; daß sie hilflos wie flügellahme Vögel an den Häusermauern Schutz suchen und in einer Nebengasse untertauchen.

Und ich, der ich weiß, daß es schlecht ist zu schweigen, sehe in die heiße Luft und friere.

Rundschau

Kronstädter Säle. Die Konzertsäle der sächsischen Städte in Siebenbürgen mögen wohl alle nicht besonders gut sein, am unbefriedigendsten sind sie sicherlich in Kronstadt, weil hier sehr viele Veranstaltungen immer wieder in einen unschönen Rahmen gepreßt werden müssen.

Die Erlebnisfähigkeit des Kronstädter Publikums ist durch einige Eigenschaften behindert. Kunstliebe und in gewissen Grenzen auch Wertgefühl besitzt es; aber eine harte Nörgelsucht steht dem gegenüber; Nörgelsucht, die sogar das selbst empfundenste künstlerische Erlebnis im Nu verraten kann, wenn eine Unwesentlichkeit, etwa die Nase eines Künstlers ihr auffällt. Da mag zum Beispiel neben den wunderbarsten Leistungen ein Sänger einen einzigen falschen Ton gesungen haben: die musikalische Feinhörigkeit der Besucher wird niemals darauf verzichten, dies als bleibenden Eindruck davonzutragen. Die Vorurteile, die ein solches Publikum, noch ehe es etwas gehört hat, bereit hält, und die Falschurteile, die es schnell abgibt und sich damit den freien Genuß oft unterbindet, macht es zu unserem schwierigsten und unberechenbarsten Auditorium, nach beiden Seiten hin. Fällt es nämlich auf einen Kitsch herein, so hält es an diesem Hereinfall auch fest, und verschüttet es sich durch seine Nörgelsucht ein großes Erlebnis, so ist es sogar hier seiner Blamage treu. In all dem wird es noch durch die Säle unterstützt, die nichts verhüllen, jede Einzelheit kraß und grell herausstellen und dem, was Theater ausmacht, der Illusion, zur ärgsten Hemmung sind.

Erst dort, wo weltbekannte Namen jeden Zweifel auslöschen, ist mit Freude zu beobachten, daß diese Hörer im innersten Kerne voll Empfindung sind, denn sie geben sich nur der Leistung hin und werden vom berühmten Künstler nicht fortgerissen, wenn er seine Sache schlecht macht.

Nun ist es aber ein Irrtum anzunehmen, das ganze Kronstädter Publikum sei dieser Art. Es gebärdet sich bloß so, weil einige, niemals klar zu bezeichnende Wortführer, die mehr als der Durchschnitt verstehen oder reden, es beeinflussen. In der Masse ist es ebenso naiv und empfangsfreudig wie andernorts. Man beobachte bloß die Hingerissenheit der Stehplätze, die Begeisterung des Parketts und den gleichsam regulierenden Applaus der teureren Plätze. Da aber diese Kunstverständigeren den bleibenden Eindruck einer Veranstaltung bestimmen, ist es seltsam genug, daß sie die Gründe, die sie so leicht zu Fehlurteilen hinreißen und die in den Sälen liegen, nicht beseitigen. Gerade sie müßten einsehen, daß in guten Sälen ihr Kunstverständnis eine Stütze und ihr Genuß eine Steigerung fände. Und sie sehen es wohl ein und bleiben, bestimmt durch den bei Kronstädtern auffälligen Mangel an sozialem Gefühl, jeder für sich ein einsamer Heilswisser, der die Schäden kennt und sie zu beheben in der Lage wäre, aber es der Mühe nicht wert findet, den neben ihm sitzenden Eremiten zu einer Arbeitsgemeinschaft aufzufordern. Es geht ihnen zu gut. Die Stadt leidet seit langem darunter; ihr fehlen viele gemeinnützige Einrichtungen, die rundum sogar schon die Dörfer haben, und bietet doch wie keine andere ihren Bürgern Gelegenheit reich zu werden. Diese Gelegenheit zog die früheren Herren der Stadt von der gemeinschaftlichen Arbeit ab. Was verschlugs, wenn die Stadt ohne Licht war, ohne Bad, ohne Straßenbahn, ohne Theaterbau — zuhause hatte man Bequemlichkeit und im eigenen Handel lockte eine nutzenbringendere Aufgabe.

Erst heute nach dem Umsturz, wo die Reichen nicht mehr Führer sind, wäre der Weg frei, denen die Leitung zu geben, die von den Mängeln des Gemeinschaftslebens nicht so unabhängig sind. Aber nun ist die Politik Herrin geworden und auf tausend Wörter wird nicht ein Ziegelstein an den Mörtel kommen.

Welche Säle haben wir hier? Drei und noch einige nebensächliche. Keiner entspricht allen Anforderungen, denen er genügen muß. Die Aula des Honterusgymnasiums ist ein Festsaal nach Anlage und Größe. Manche Konzerte sind diesem Rahmen nicht zuwider, obgleich die Orgelpfeifen rechts und links vom Podium einem Liederabend kaum die besten Kulissen stellen. Unmöglich ist der Saal als Vortragsraum für Dichtungen. Er ist zu groß und hoch. Es fehlt ihm die Intimität, die stille Feierlichkeit. Der Konzerthaussaal, ein Stall für Bälle, darin nicht nur Theater gespielt werden muß, sondern auch große Konzerte und Versammlungen Platz finden, hat eine schlechte Akustik, ist kalt und stimmungslos. Und vollends der Apollosaal, dieser ungeheuere Raum für Kino, Politik und Kunst, ist mit seinen billigen Stühlen und den Reklamebildern so recht der Zirkus der Stadt. Die noch manchmal benützten anderen Räume sind Notbehelfe noch üblerer Art. Kein Saal hat eine ordentliche Garderobe, keiner Wandelgänge, keiner einen Buffetraum. Bei allen sind die Gänge vor den Türen kalt und eng. Darin staut sich in den Pausen Brust an Brust die Menge.

Hier ist kein Saal geweiht. Hier fühlt niemand dankbar, daß er Großes und Schönes an diesem Ort erleben durfte. Er weiß nur, daß es sich ihm trotz des Raumes aufgedrängt hat. Ein Raum, der vielen Zwecken und doch keinem wirklich dient, ist voll der Reste aller. Voll Lärm, voll Tanzschweiß, voll Pöbelgeruch.

Und wenn nun noch im besonderen darüber zu sprechen wäre, mit welchen primitiven Mitteln sich eine Theatertruppe hier behelfen muß, wie die Kulissen treue Begleiter jeder Generation bleiben durch Jahrzehnte, die Bühnenlampen ungenügend sind, die Bühne zu klein, das Orchester zu hoch gelegen und so weiter, lasse ich es lieber, denn hier gibt es kaum etwas zu verbessern. Wir müssen nicht einsehen, daß wir einen Theaterbau brauchen mit großer Bühne, mehreren Sälen, größerem und kleinem Konzertsaal, Vortragssaal und Nebenräumen, eingesehen hat dies ohnehin schon jeder; aber wir müssen endlich erkennen, daß wir ihn nur selbst bauen können. Vom Monde fällt er uns nicht herunter.

Zur Tageblattfrage. Das Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt gibt als Filialzeitung ein Bukarester Deutsches Tageblatt heraus, wofür die ersten Seiten in Hermannstadt mit dem für das Hauptblatt verwendeten Satz bedruckt werden und nur eine einzige Seite in Bukarest mit Lokalnachrichten und Inseraten ausgefüllt wird. Dadurch erscheinen darin die örtlichen Mitteilungen aus Schäßburg und Mediasch, kaum aber die Berichte aus Hermannstadt, die im Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt meist auf die für Bukarest freigehaltene Seite fallen. Die Ereignisse in Mediasch und Hermannstadt sind dem hauptstädtischen Leser gleich unwichtig und doch werden Schäßburg und Mediasch, zweifellos bedeutungslosere Orte als Hermannstadt, dieser Stadt vorgezogen. Sind geheime politische Gründe dafür bestimmend, die der Außenstehende nicht erfaßt? Nur dies oder ähnliches kann es sein, denn die Umstellung des Textes für die Interessen Bukarests erfordert höchstens eine kurze Überlegung und eine halbe Stunde Arbeit. Auch wird es nicht schwer sein, das Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt so anzuordnen, daß die ersten auch für

Bukarest bestimmten Seiten ohne Umstellung abgezogen werden können und ohne die siebenbürgischen Lokalnachrichten, die den nichtsiebenbürgischen Leser nur langweiligen und über die Hattertgrenzen am besten nicht hinausgetragen werden, vor allem nicht nach Bukarest, wo man nach einer großzügigen deutschen Zeitung förmlich schreit.

Hans Elges, der in siebenbürgischen Zeitungen, Skizzen und Übersetzungen veröffentlicht, am „Klingsor" mit Übertragungen aus dem Rumänischen mitgearbeitet hat, starb an den Folgen seiner Kriegsverletzungen 27jährig in Hermannnstadt. Kein weitfassendes Talent ist damit erloschen, aber eine sich Ereignissen und Zuständen liebevoll anfühlende Begabung mit Phantasie und innerer Feinheit.

Adolf Meschendörfers „Michael Weiß" wurde von Honterusgymnasiasten im Dezember fünfmal vor ausverkauftem Hause aufgeführt. Dieses Ereignis wuchs über Kronstadt hinaus zu einem Fest des Burzenlandes an und bewies schlagender als die Uraufführung vor Jahren in Hermannstadt, daß das Stück ein Spiel von jener Gültigkeit ist, die das Volk als einfachen Ausdruck seines Wesens begeistert empfindet. Dramatische Wertung ist hier nicht am Platze. Die Einschätzung muß von einem anderen Ausgangspunkt her erfolgen, von den Hörern aus. Durch diese empfängt das Stück seine Schwere. An ihnen beweist sich sein Wert. Damit tritt allerdings die künstlerische Wertung in die zweite Linie für Stück und Aufführung. Hat man aber das Recht, angesichts einer begeisterten Menge nach schauspielerischer Leistung oder nach den tragischen Konflikten zu fragen, so doch nicht vor den hingerissenen jungen Darstellern. Die Spieler konnten nicht viel und die tragischen Probleme fehlen. Darauf kommt es hier nicht an. Daß aber ein Spiel laut wurde in dem Sinne, wie heute allenthalben in Deutschland einfache Begebenheiten szenisch dargestellt werden von jungen Wanderspielern, schenkte dem Ereignis erzieherische und erhebende Bedeutung, gab der Aufführung Schwung, denn in ihr schlugen die Herzen unmittelbarer als bei Schauspielern, wenn auch nicht genialer und erschütternder. Und daß es um dieses Stückes willen geschehen konnte, danken wir dem Besten, was Meschendörfer zu geben hat, der Naivität dieser fünf Aufzüge, die, trotz aller Bewußtheit ihres Verfassers und ihm wohl am wenigsten glaubhaft, die Dichtung erfüllt. In diesem Rahmen, getragen von der Freude naiver Spieler und einer sich selbst dargestellt fühlenden Zuhörerschaft ist es das vollendete siebenbürgisch-sächsische Festspiel.

Heinrich Zillich

Neue Bücher und Schriften

Rumänische Märchen und Sagen aus Siebenbürgen. Gesammelt und ins Deutsche übertragen von Franz Obert. Mit vergleichenden Anmerkungen von Adolf Schullerus. W. Krafft, Hermannstadt 1925. Sonderabdruck aus dem Archiv des Vereines für siebenbürgische Landeskunde XLII. Band, 2. und 3. Heft.

Wie in den Märchen anderer Völker, so spiegelt sich auch in diesen 85 Märchen und Parallelen irgendwie die Eigenart des Volkes wieder. Nicht die weitverbreiteten Märchenmotive, die in den Märchen aller Völker vorkommen, sind das Wesenhafte, sondern gerade das Rankenwerk darum und die besondere Blickrichtung sind das Bodenständige.

Diese siebenbürgisch-rumänischen Märchen sind reiner Ausdruck naiver Fabulierkunst ohne Belastung von Reflexionen, die in den sächsischen Märchen immer wieder in

die Augen springen. Das satirisch-didaktische fehlt ihnen, der ethisch-philosophische Untergrund und dadurch sind sie eher zur reinen Lyrik zuzurechnen, als viele sächsische Märchen. Auffällig ist es, daß die Untreue der Frau oder der Schwester eine Rolle spielt, die jedoch immer nur Anlaß zu weitern Begebenheiten gibt und selten zu einem tragischen Ende führt. Besinnliches fällt gleich in die kirchliche Legende.

Historisch interessant sind die Anklänge an die Alexander- und Polyphemsagen. Es wäre dankenswert zu untersuchen, ob sie über die Schule in den Volksmund geraten sind oder alte Überlieferung bedeuten.

Diese Märchen wurden vom Verfasser bereits vor mehr als 50 Jahren gesammelt, es mag damit zusammenhängen, daß sie wenig flüssig geschrieben sind, da doch das Hochdeutsche als gesprochene Sprache in Siebenbürgen erst damals in Gebrauch kam.

Am Anhang führt Schullerus eine große Menge Parallelen aus der äußerst reichen rumänischen Märchenliteratur an, ebenso aus der siebenbürgisch-sächsischen und magyarischen und weist auf allgemeine Märchentypen hin. Misch Orend

Aus der siebenbürgisch-sächsischen Volksdichtung. Lieder mit Notensatz, mundartlichem Text und Übertragung ins Hochdeutsche zusammengestellt von Adolf Schullerus (Dichtung) und Franz X. Dreßler (Musik), herausgegeben vom Deutschen Kulturamt.

Unser Volksliederschatz, eigene und verarbeitete Produkte, erscheint in dieser Zusammenstellung in brauchbarem Gewand. Das Büchlein entsprang offenbar dem praktischen Bedürfnis und soll ihm in erster Reihe dienen. Über das Textliche ist nichts zu sagen, der Name Schullerus bürgt für eine gediegene Auswahl, einen einwandfreien Wortlaut und eine richtige Fassung. Das ist wirklich das Schönste, was wir besitzen. Von dem uralten Marienliede bis hin zur siebenbürgisch-sächsischen (so darf ich wohl sagen) Volkshymne waltet ein schöner einheitlicher Zug.

Dagegen kann ich über den musikalischen Teil einiges Mißbehagen nicht unterdrücken. Es gibt in der Zusammenstellung nette Stückchen z. B. 9. Ballade, und 6. Spiel vom König und Tod, wo offenbar Dreßler selbst Hand angelegt hat. Aber es scheint mir, als ob man bei uns zulande und auch sonst in der Musik der Tradition mehr Achtung schuldig ist, als es hier geschehn ist. Wo gute Originalsätze verhanden sind, haben wir nicht das Recht, Änderungen vorzunehmen. Hier bedeutet nun besonders der Anhang von 5 Volksliedern einen Punkt, wo ich nicht mitkann. Warum fehlen die Volkslieder von Lassel z. B. „Ich bin ein Sachs", oder „Wenn ich durch die Felder schreite"? Die sind alle heute volksgesungen. Eines findet sich mit dem Vermerk „Melodie von Lassel" und das ist nun leider nicht von Lassel, sondern von Binder, Text von Rudolf Neumeister. War es nicht möglich, die Irrtümer auszumerzen, bevor sie in die Welt geschickt wurden? „Bäm Honkertstroch" verzeichnet richtig den Verfasser. Warum verschweigt man den Komponisten Hermann Kirchner? (Vgl. Korrespondenzblatt 49. Jahrgang 10. Februar, Seite 5, wo Schullerus die richtigen Aufklärungen gibt.) Kurz ich hätte dem musikalischen Bearbeiter etwas sorgsamere Berater gewünscht. Doch wird das Büchlein auch so seine Freunde finden. Egon Hajek

John Galsworthy. Die Forsyte Saga. Roman. (Paul Zsolnay-Verlag, Berlin, 1926). Ein ganz großer Roman eines großen Dichters! Er hat zum Stoff die Geschichte einer reichen englischen Bürgerfamilie von 1880 ab bis zur Gegenwart und ist in seinem Ausmaß über drei Bände nicht bloß die Nachgestaltung der

Entwicklung Englands vom viktorianischen, uns schon etwas muffig anmutenden Kapitalisten zum geflegten Geschäftsmann von heute, in dessen Leben unverstanden und gefahrdrohend die Rufe einer sozialen Revolution hineinschallen; er ist mehr: Geschichte des Menschen, der erreicht hat und irdischen Besitz irdisch zu erhalten strebt. Die sogar dem Dichter in ihrer Größe „nur" genial, aber kaum verstandesklein bewußte Schuld des besitzgierigen Menschen bewegt alle Gestalten ohne Ausnahme, am tragischesten den so unsympathischen und durch seine Enttäuschungen beinahe geläuterten Soames. Die Bescheidung auf das Erreichbare, der wahre Grund englischer Weltherrschaft, ist hier in deutlichster Menschlichkeit nachgezeichnet und ins ewige Geschehen als kleiner Posten eingetragen. Man staunt kaum über das Genie des Dichters, der eine fast hundertköpfige Familie durch viele Jahre darzustellen vermochte — eine Aufgabe, der sich kein kontinentaler Dichter unterwirft, weil ihm die Schau auf das Zweckleben in solcher Lebensbreite fehlt — man staunt nicht, denn man fühlt das richterliche Gewissen gütig dahinter: die Wahrheit, die auch hier aus einem Grunde spricht, den zu erfassen kein Maß genügt. So ist dies Buch ein Gericht und fällt einen Freispruch. Man darf zur Begründung nachsetzen: so ist die Welt, so ein wichtig genommenes Nichts, dem nur Leiden Schwere verleihen und auch dies vergeht. Es kommt die Stunde, wie für die Jolyons im Garten unter dem alten Baum, da wir entschlummern und rings das Leben weiterschreitet und das Vergehen wächst. Nichts und doch ein schwer zu fassendes, nie zu sagendes, nie schuldiges Etwas und dies nennen wir Leben. Was ist größer als die Aufgabe der Kunst, es zur Gestaltung zu bringen, selber im Sterben der Zeit drei Sekunden länger lebend als alles, was da war an Macht, Geld und Leid, Freude und Sachen? Diese Aufgabe ist hier erreicht: Sage des Lebens!

Karl Linzen. Die gefrorene Melodie. Roman. (Verlag Jos. Kösel und Friedr. Pustet K. G. München.) Das tragische Ahnen der Schuld, in die wir ungewollt aus Geschick fallen, zieht sich still und würdig gestaltet durch diesen Roman kleinstädtischer Residenz. Ein Kreis reiner Jünglinge und Mädchen sind wie Arabesken um das harte und bedeutende Bild eines einsamen Menschen gefügt, von dessen Sohn geschildert, der eine Rückschau den Jugenderlebnissen widmet, die ihn durch alle Männerjahre bestimmt und abgeurteilt haben. Ein schönes, tiefgedachtes und edles Werk.

Hugo Marti. Rumänisches Intermezzo. (A. Francke A. G. Verlag, Bern.) In ausgezeichneter Sprache schildert der Verfasser seinen Aufenthalt in Rumänien knapp vor Ausbruch und während des letzten Krieges. Eine gewisse Ziellosigkeit haftet diesem Buch der Erinnerung an, aber Stadt, Landschaft und Volk sind treffend wiedergegeben in der reizvollen Bedeutsamkeit, die sie für Fremde haben.

Frank Thieß, Das Tor zur Welt. Roman. (J. Engelhorns Nachf. Stuttgart 1927.) Dieses Werk als in sich geschlossener Teil einer vierbändigen Romanreihe ist nach Anlage, Inhalt und Gestaltung eines der aufwühlendsten und wahrsten Bücher der neueren deutschen Epik. Die Jugend der Gymnasiasten und höheren Töchter hat hier einen großen Darsteller gefunden. Wie unsäglich wahr und für den Leser, dem die eigene Schulzeit bekannt und schmerzlich emporsteigt, erschütternd enthüllt sich die vielfältige tragische Schöpferlust der Jünglinge, Welt und Leben zu durchdringen, sich und dem Erleben Form zu geben. Und daneben die triebhafte, süße, an den Knaben gemessen so dumme und doch so lebens- und liebesnotwendige

Sphäre der Mädchen, die keine weltumspannenden Gedanken quälen und die in dem Geschenk ihrer selbst am Rande ihrer Daseinsaufgabe halten mit beseligten und schon wissenden Augen. Das umspannende Prinzip im Knaben, das Gestaltende und im Mädchen das Wartende, das Verwahrend-Bewahrende, Geist und Körper, „Same und Milch" sind dieses Buches Thema. Jeder, der einmal als Knabe durch solche Not ging, die schon alle Keime des späteren eigenen Daseins und Welterkennens als Programmpunkte gab, und jede, die als Mädchen den ersten Schauern ihres Geschlechts erlag und an ihnen erblühte, soll den Roman lesen. Und diejenigen auch, die solche Jugend besser führen mögen als die Oberlehrer dieses Buches.

Der dritte Band dieser Reihe — **Frank Thieß, Der Leibhaftige** — hat das Schicksal der etwas älteren Jugend zum Gegenstand. Es ist ein entsetzliches und großes Werk, das in die Tiefen der deutschen Nachkriegszeit hineinleuchtet und dem trotz aller stofflichen Furchtbarkeiten, trotz der widerlichsten Charaktere durch die geniale Wahrheitsliebe des Dichters, der sich hier so schmerzhaft bekennt, ein sittliches und geistiges Ziel schweigend unterstellt ist. Eine wahre Hölle ist hier das Leben nach 1918, dämonisch, von unsichtbaren Geldteufeln und Schurken regiert, darin der tatenlustig-eigensüchtige Jüngling nur als Spiegelchen der unverhüllten Lebensveräußerlichung dahintreibt. Der erste und vierte noch nicht erschienene Band, nach den Ankündigungen zu schließen, wird die geistig verantwortungsbewußten Jugendströmungen und die Kindheit in unserer Zeit dichterisch gestaltet erschließen. Schon jetzt nach diesen zwei Bänden ist nachdrücklich auf diese Romanreihe hinzuweisen. Man muß sie kennen.

Wirtschafts-Statistik Rumäniens, Jahrbuch. Herausgeber Dr. Fred Sigerus. Verlag: Wirtschaftliche Mittelstelle 1926.

Ein Sammelwerk, das die aus verschiedenen amtlichen Veröffentlichungen entnommenen statistischen Daten vermehrt um manche wertvolle Zusammenstellungen, die aus den Berichten privater Wirtschaftskreise oder Vereinigungen stammen, systematisch geordnet wiedergibt, hat zweifellos einem vielfach gehegten Wunsch nach einheitlicher Uebersicht über die wichtigsten Daten der rumänischen Volkswirtschaft Rechnung getragen.

Die sechs Hauptpunkte weisen reiche Gliederung auf und es sind zweifellos die wichtigsten Fragen zur Sprache gekommen. Die besondere Betonung einzelner siebenbürgischer Fragen entspricht den im Vorwort ausgedrückten Gedanken vollkommen.

Wenn der Herausgeber selber betont, daß sie auch „gelegentlich tendenziös" sei, so darf man ihre Verwendung in Ermanglung brauchbarerer Daten nicht anfechten, doch wäre ein Kommentar über die Methode einzelner besonders wichtiger Erhebungen mit den Legaldefinitionen sehr am Platze gewesen, weil dadurch dem Leser der Statistik bessere Prüfungs- und Beurteilungsmöglichkeit geboten würde.

Wer öfters in Rumänien amtliche Statistik liest, weiß wohl, daß diese Kommentare nur zu oft bei den Veröffentlichungen fehlen und daß mit Begriffen gearbeitet wird, die im täglichen Leben nicht immer ganz dieselbe Auslegung erfahren. Eine Kritik der Brauchbarkeit des vorliegenden Werkes würde unbedingt sehr bald in eine Kritik der amtlichen Methoden der Erhebung und Darstellung des Materiales münden, das aber würde jetzt ein wenig zu weit abführen.

Der Wunsch, neben den Ziffern stellenweise noch einige Anhaltspunkte für die „qualitative" Beurteilung gewisser Maßstäbe zu haben, liegt eigentlich auf derselben Linie, die dieses Sammelwerk schon eingeschlagen hat, nämlich in dem Streben nach guter praktischer Verwertbarkeit. Dr. Ewald Sindel

Jahrbuch der Deutschen in Rumänien für das Jahr 1927. Herausgegeben vom Deutschen Kulturamt. (Verlag W. Krafft & Jos. Drotleff, Hermannstadt). Der Versuch, der hier unternommen wurde, das für die Deutschen des Landes Wissenswerte in einem Büchlein zusammenzustellen, ist geglückt. Das Heft enthält tatsächlich so viel über die staatlichen, rechtlichen, bevölkerungsstatistischen, wirtschaftlichen und anderen Verhältnisse, außerdem über die Lage der Deutschen Rumäniens, daß für die meisten Fälle eine gute Aufklärung gewährleistet ist. Manche Abschnitte sind noch unvollständig und ungenau, aber da das Buch alljährlich neu verlegt werden soll, ist zu erwarten, daß es im Laufe einiger Jahre zum unentbehrlichen Führer wird.

Max Lange, Deutsche Eichen. (Der Zirkel, Architekturverlag G. m. b. H. Berlin 1926). Ein auf den ersten Blick sehr seltsames Buch; es enthält neben einer kurzen Einleitung etwa 50 Lichtbilder von Eichen aus des Forsten Dessaus. Betrachtet man aber Seite für Seite, so erhellt sofort, was mit dieser Veröffentlichung geplant war: einem der schönsten Bäume Freunde zu werben. Entlaubt, im klaren architektonischen Maß ihres Wuchses sind diese unendlich verschieden geformten Stämme wiedergegeben. Man gesteht nach Durchsicht des Buches beschämt, Eichen bisher nicht gekannt zu haben, denn der Baum enthüllt sich hier als ein bis ins Kleinste sinnvoll gestaltetes Wesen, das mit neuen Augen in der Natur zu betrachten dieses Buches schönster Lohn ist. Heinrich Zillich

Franz Zimmermann, Mehr Fachmänner für unser Schrifttum. Franz Michaelis-E. Dück, Hermannstadt 1925.

Der Verfasser, ehemaliger sächsischer Archivdirektor, schildert aus eigener Erfahrung, welche Verheerungen angerichtet wurden, wenn wissenschaftliche Arbeiten und Einrichtungen an Beamte vergeben wurden, die im Nebenfach diese Arbeit taten und nicht selten aus Protektion vorgeschoben worden waren.

Bissige Bemerkungen beleuchten oft intime Zustände in Hermannstadt in den letzten 30 Jahren des vorigen Jahrhunderts. Der Zweck der Schrift ist, wie der Titel sagt, Arbeiten und Institutionen nur an Fachmänner zu übergeben, wenn ersprießliche Erfolge erzielt werden sollen. Misch Orend

Rudolf Quanter. Das Weib in den Religionen der Völker, 2. Aufl. Linser-Verlag G. m. b. H. Berlin-Pankov. 1925.

Es wird immer mehr zur traurigen Gewißheit, daß die wahrhaft wissenschaftlichen Werke verschwinden und an ihre Stelle halbwissenschaftliche Unterhaltungsliteratur tritt. So steht es auch um das obige Werk: viel Wissenswertes, ungeheurer Stoff, aber philosophisch wenig verankert. Das ganze mag vielleicht als lehrreiches Bilderbuch geplant sein, wir verlangen mehr als das. Der Eindruck ist der, daß der Verfasser seine Arbeit auf Grund von Vorträgen zusammenstellte, aber noch ist hie und da die saloppe, oratorische Stilbehandlung nicht ganz gewichen. Trotzdem wird der Religionspsychologe das Werk nicht ohne Gewinn lesen, obwohl ein Sach- und Namensregister dem Ertrag eine gewisse Dauerhaftigkeit verliehen hätte.

Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen. Band I u. II. Verlag Felix Meiner, Leipzig, Preis 12 Mark geb.

Ich habe vor kurzem an dieser Stelle auf die Parallel-Unternehmung auf dem Gebiete der Religionswissenschaft hinweisen können und kann auch jetzt nur wiederholen, was ich dort schon gesagt habe; wenn wir eine Gesamtenzyklopädie der Wissenschaft bis fast zur Gegenwart heran brauchten, diese Bände wären imstande sie zu ersetzen. Ich muß mich wundern, wie in der Presse verhältnismäßig langsam dies grundlegende Werk durchdringt. Abgesehen vom Reize der persönlichsten Eindrücke, die den Selbstdarstellungen an manchen Stellen geradezu dramatischen Charakter aufprägen, findet sich, wie das im Verkehr mit den Gelehrten nicht anders gehen kann, für jeden Leser eine überwaltigende Fülle von Tatsachen, die wir sonst nie erfahren hätten.

Jeder Geschichtsschreiber vermag den Ton seiner Forschungsergebnisse so zu stimmen, daß er hinreißende Gegenwartsbedeutung gewinnen kann. Hier ist dies der Fall. Dichter werden oft ohne ihr eigenes Zutun von Berufenen und Unberufenen geistig abgetastet, nicht immer zum Gewinn für sie und ihre Leser. Der hier eingeschlagene Weg der Selbstdarstellung bietet nun auch einmal den Forschern Gelegenheit sich auszusprechen. In den meisten Fällen geschieht dies ohne Ziererei und Koketterie klar und schlicht, wie der Gelehrte von heute ist, nicht ein Original mit einer Lebensführung von auffallender Launenhaftigkeit, sondern ein Mensch, dessen Werden und Wachsen ebenso schicksalhaft mit dem Werk verbunden ist, das er schuf, wie das des Dichters oder Philosophen. In jeder bessern Bücherei dürfen die Bände als Zierden nicht fehlen. Dr. E. Hajek

Mitteilungen der Schriftleitung

Um unsere Leser mit den bedeutenden Fragen der siebenbürgisch-sächsischen Volksbehauptung bekannt zu machen, öffnen wir dieses Heft der Darstellung der Dorfverhältnisse. Wir tun dies noch aus dem wichtigen Grunde, um dadurch den Boden zu bereiten für die Vertretung unserer Ideen in ihrer Auswirkung auf politische Gebiete.

Außerdem veröffentlichen wir in leider unzureichender Nachbildung Hans Eders Gemälde „Hochzeit zu Kana", über dessen Bedeutung wir im Januarheft des vorigen Jahrgangs berichtet haben.

Unsere zweite Bildbeilage ist die Wiedergabe einer Büste, die der junge siebenbürgisch-sächsische Bildhauer Oskar G. Netoliczka in Kronstadt geschaffen hat.

Veranstaltungen unserer Geschäftsstelle
unter Leitung von G. Ongyerth

6. Januar. Kammermusikabend des Waldbauer-Kerpely-Quartetts.

15.—18. Januar. Beethoven-Hundertjahrfeier: Alle Sonaten für Violine und Klavier, gespielt an drei Abenden von Florizel von Reuter und Piroska Hevesi.

Außer in Kronstadt finden beide Veranstaltungen auch in den anderen größeren Städten Rumäniens statt.

*

„Hermannstadt" von O. Fr. Krasser und die 2. Auflage von Zillich, „Kronstadt" sind erschienen (beide 250 Lei) und können vom Klingsorverlag bezogen werden.

Verantw. Schriftleiter: **Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov)** Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg

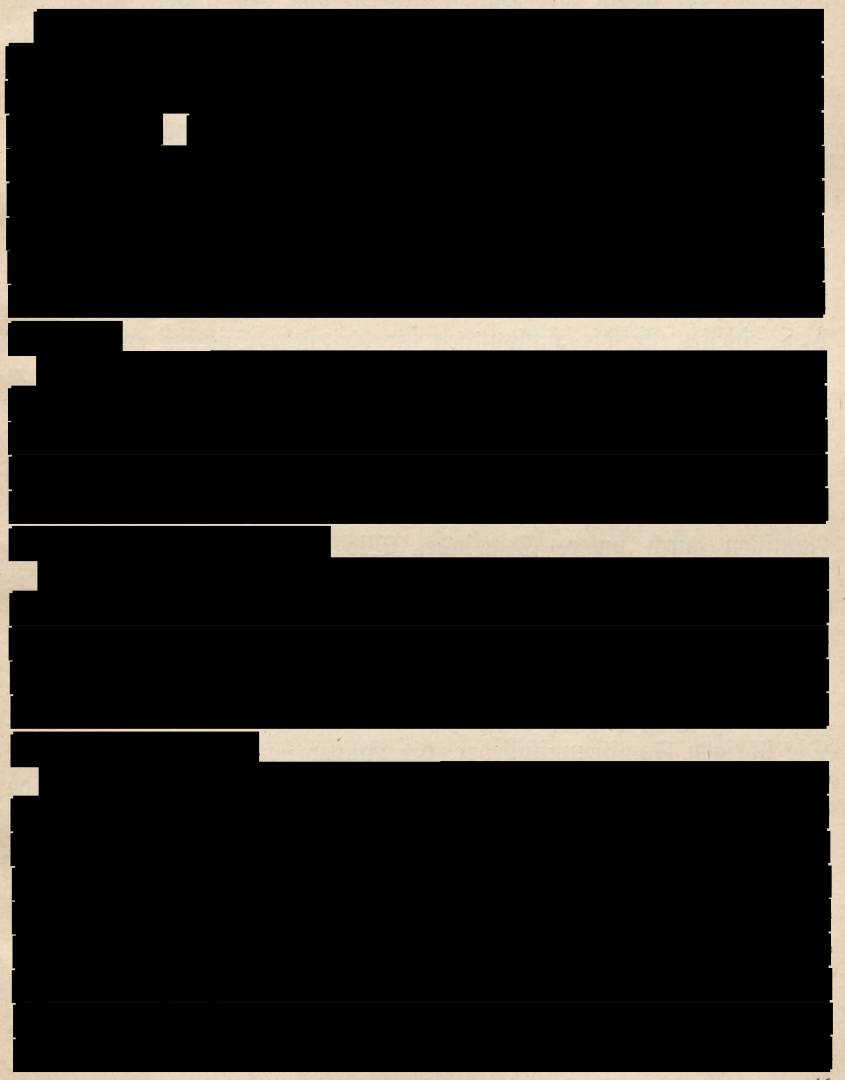
Klingsor

SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT

4. JAHR FEBRUAR 1927 HEFT 2

Von den Zigeunern

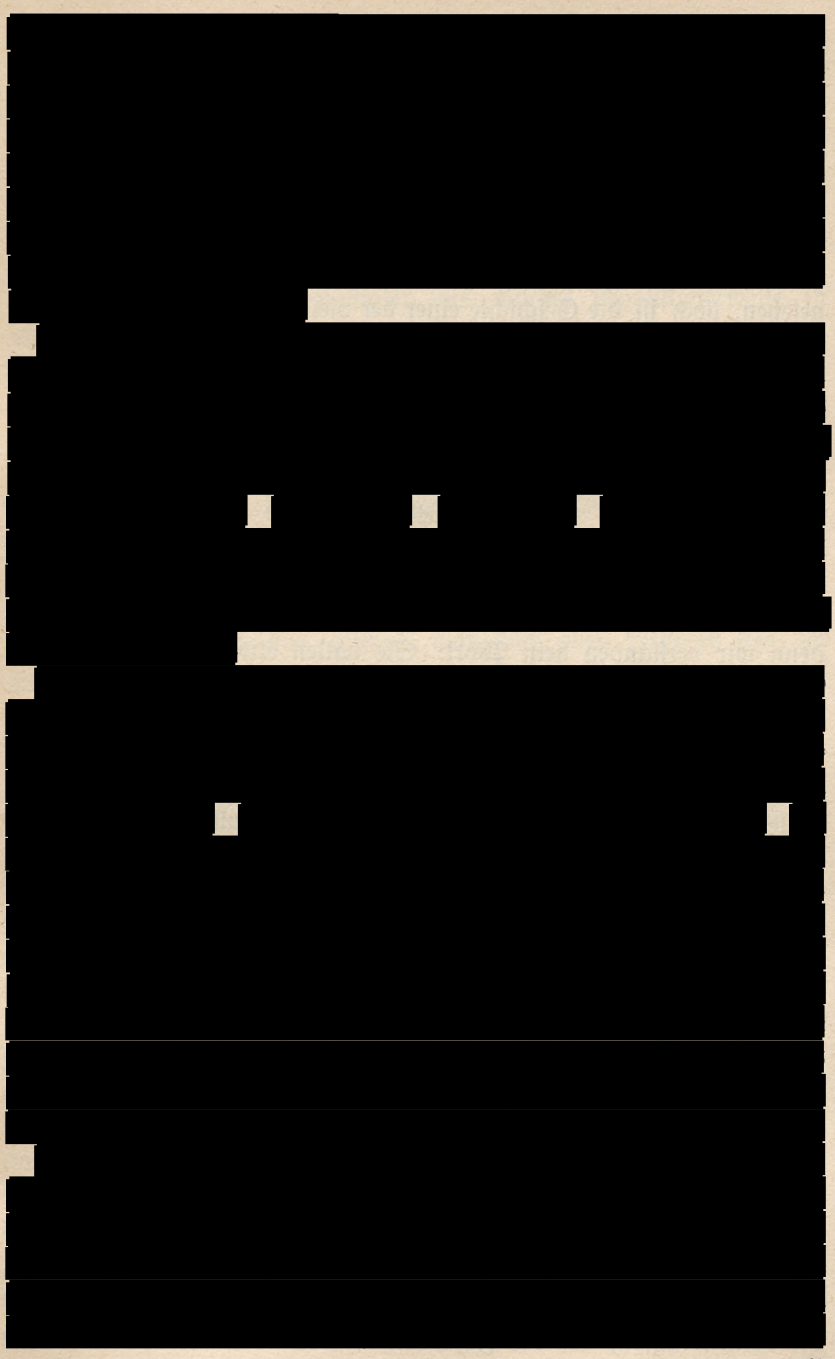
Von Erwin Wittstock

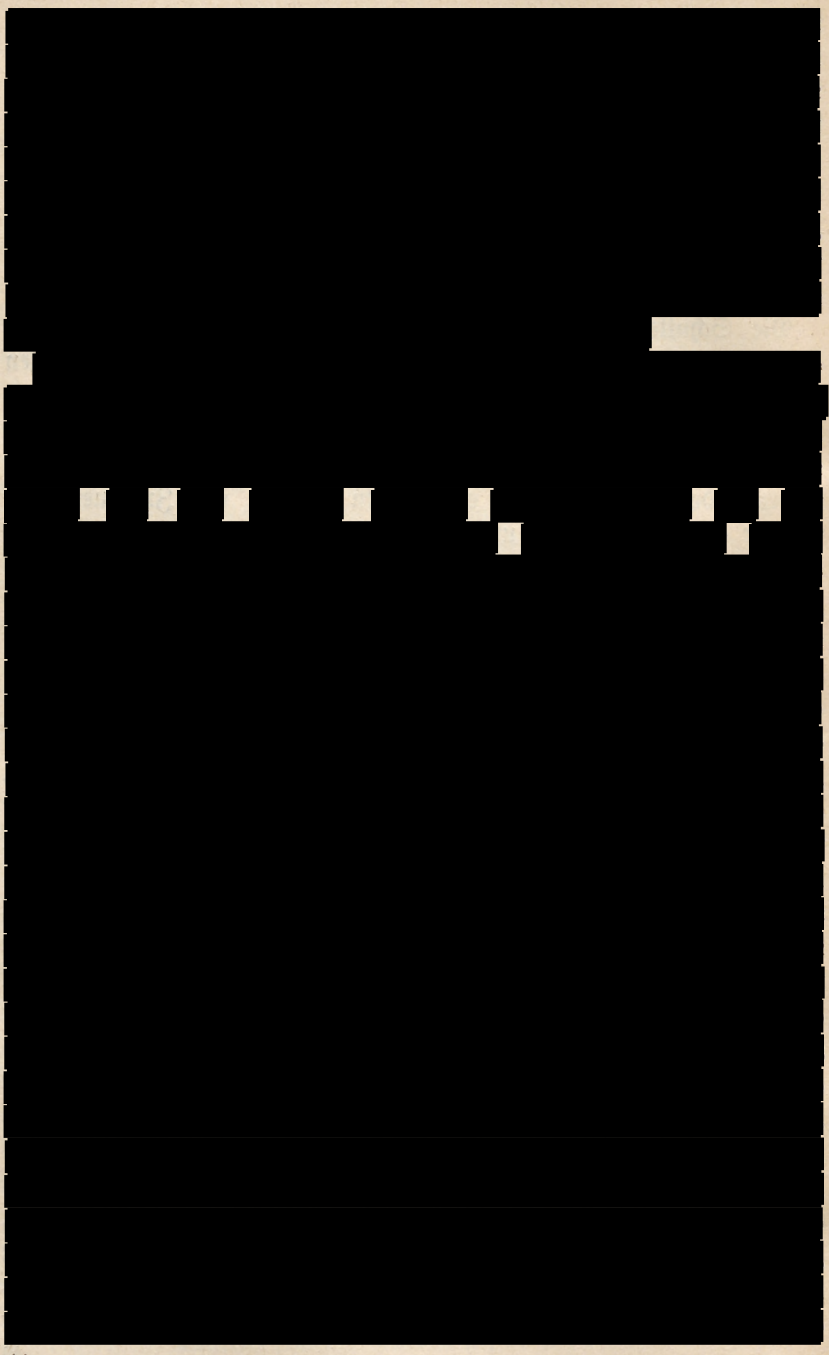


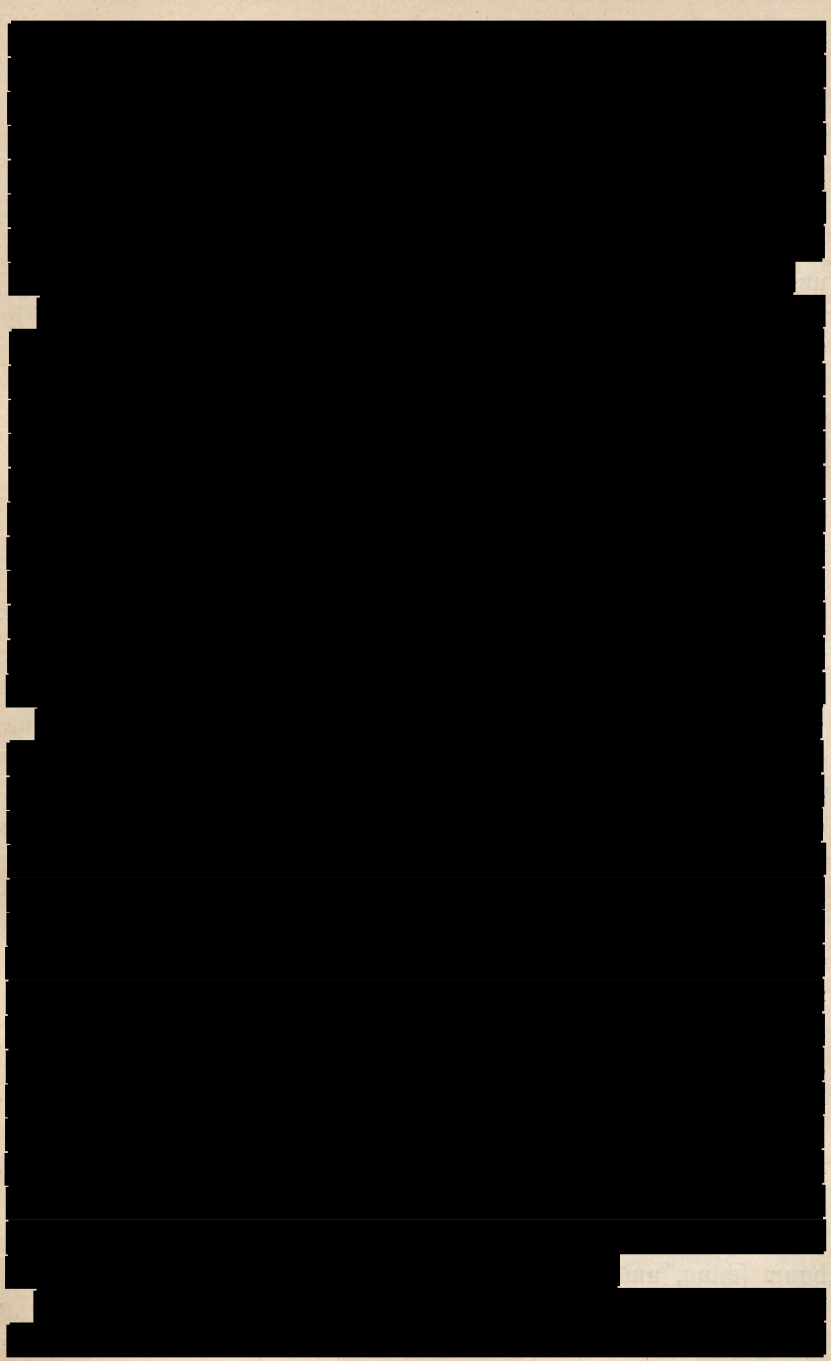


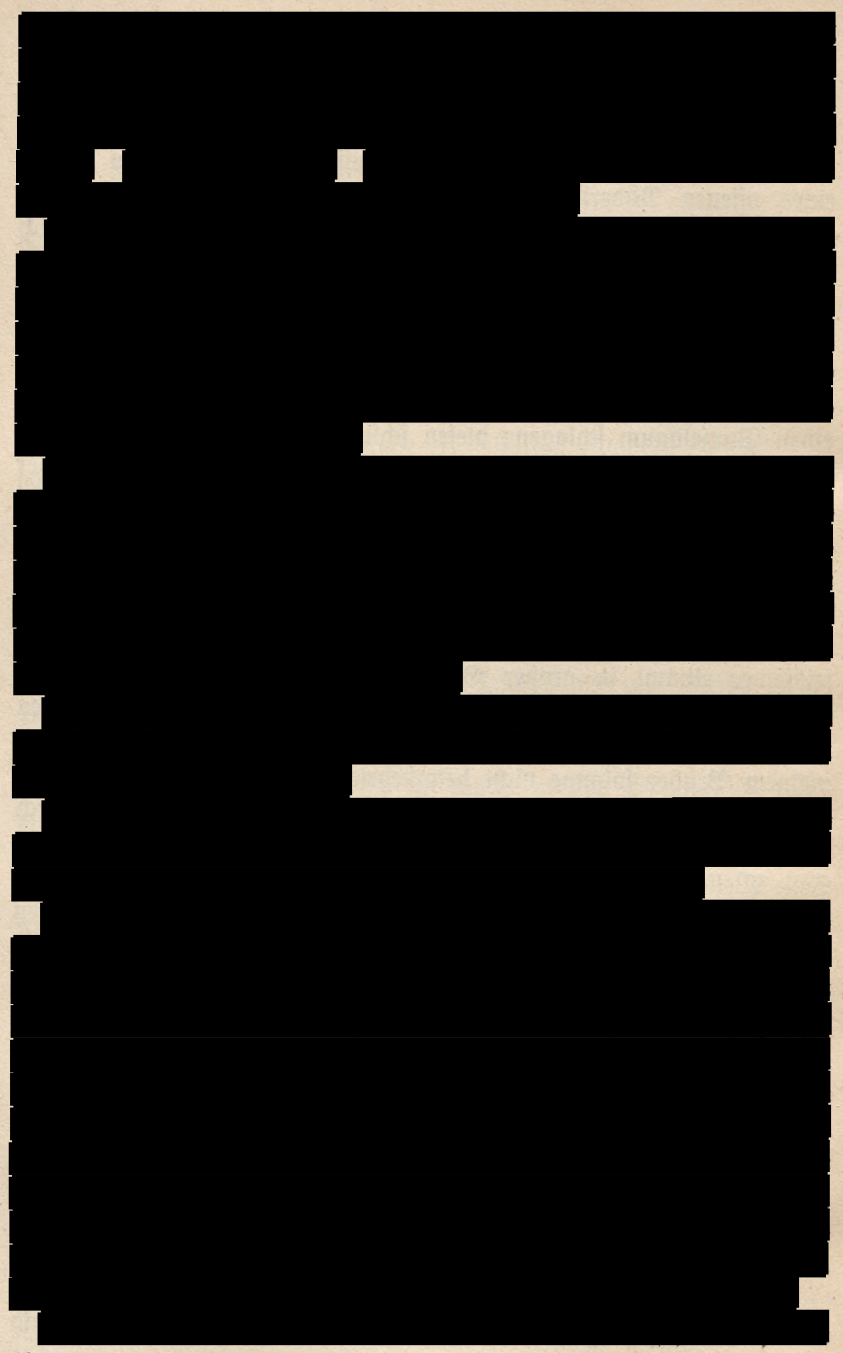
Ernst Honigberger, Die Freunde, 1922

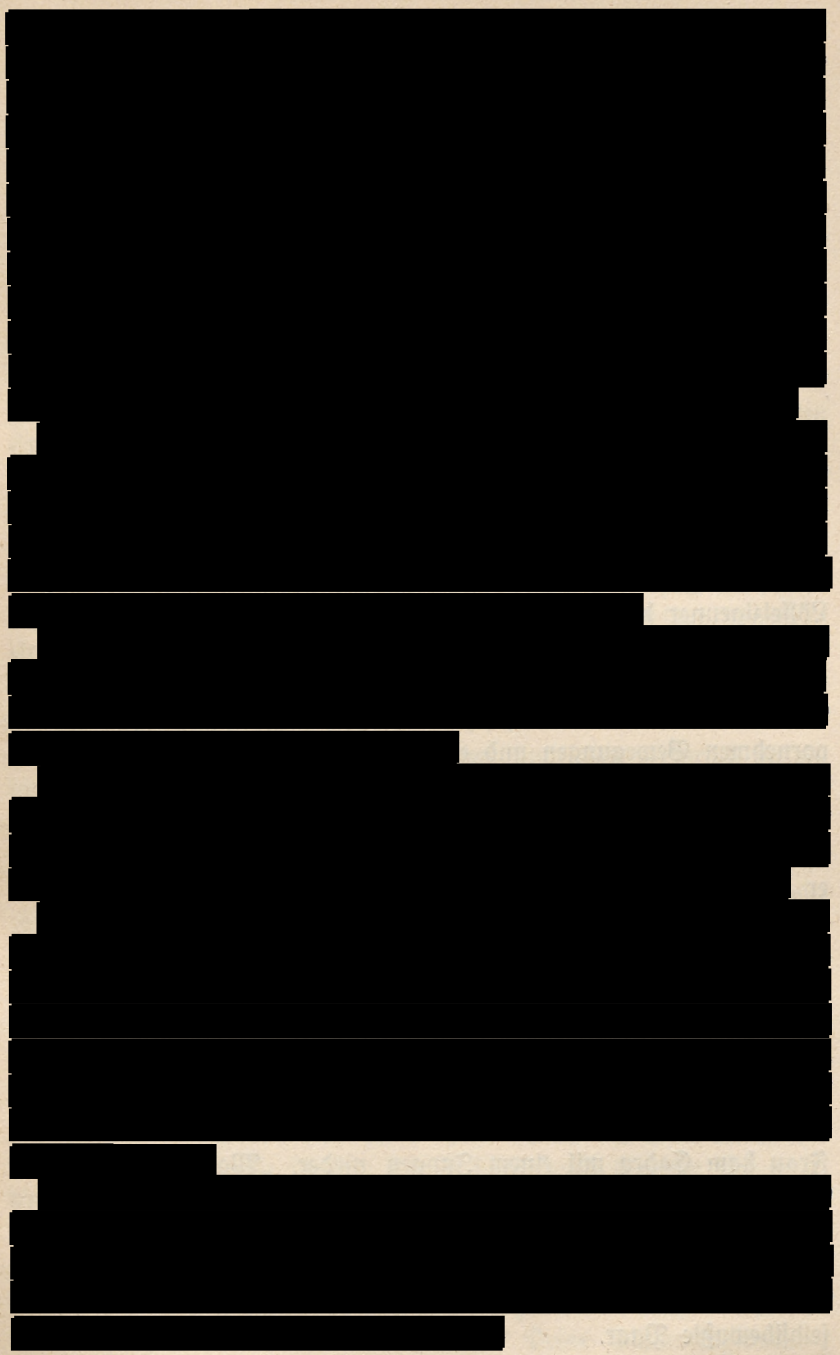


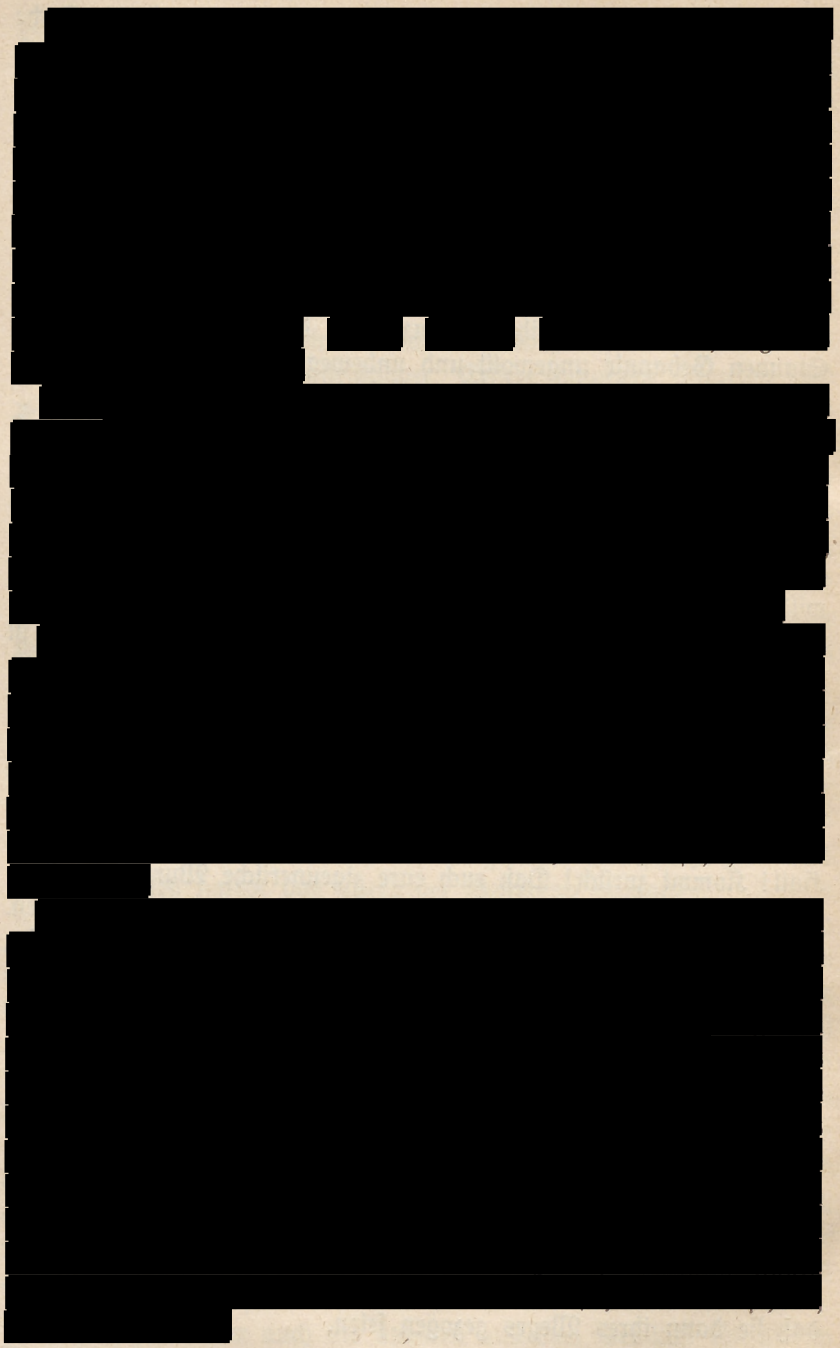


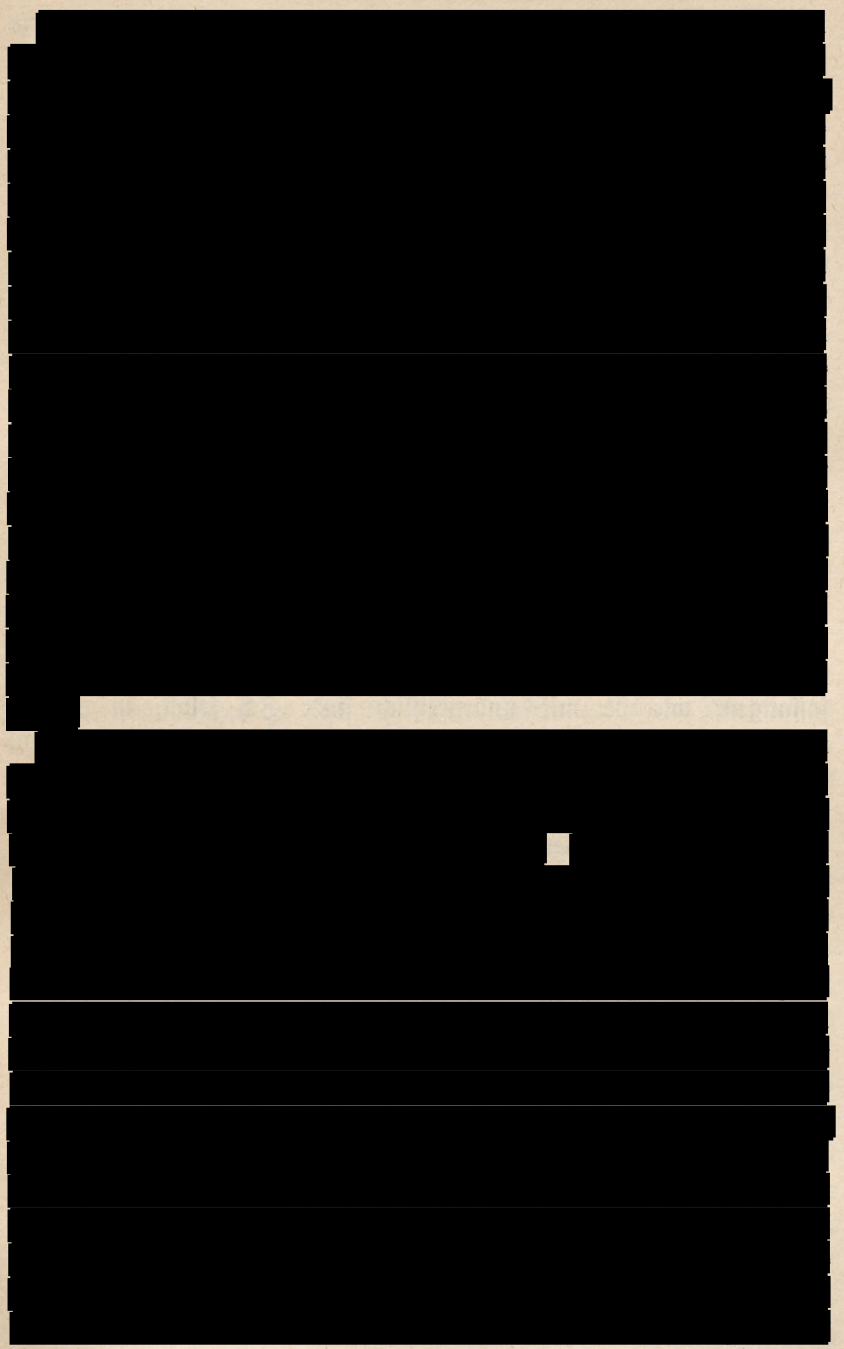


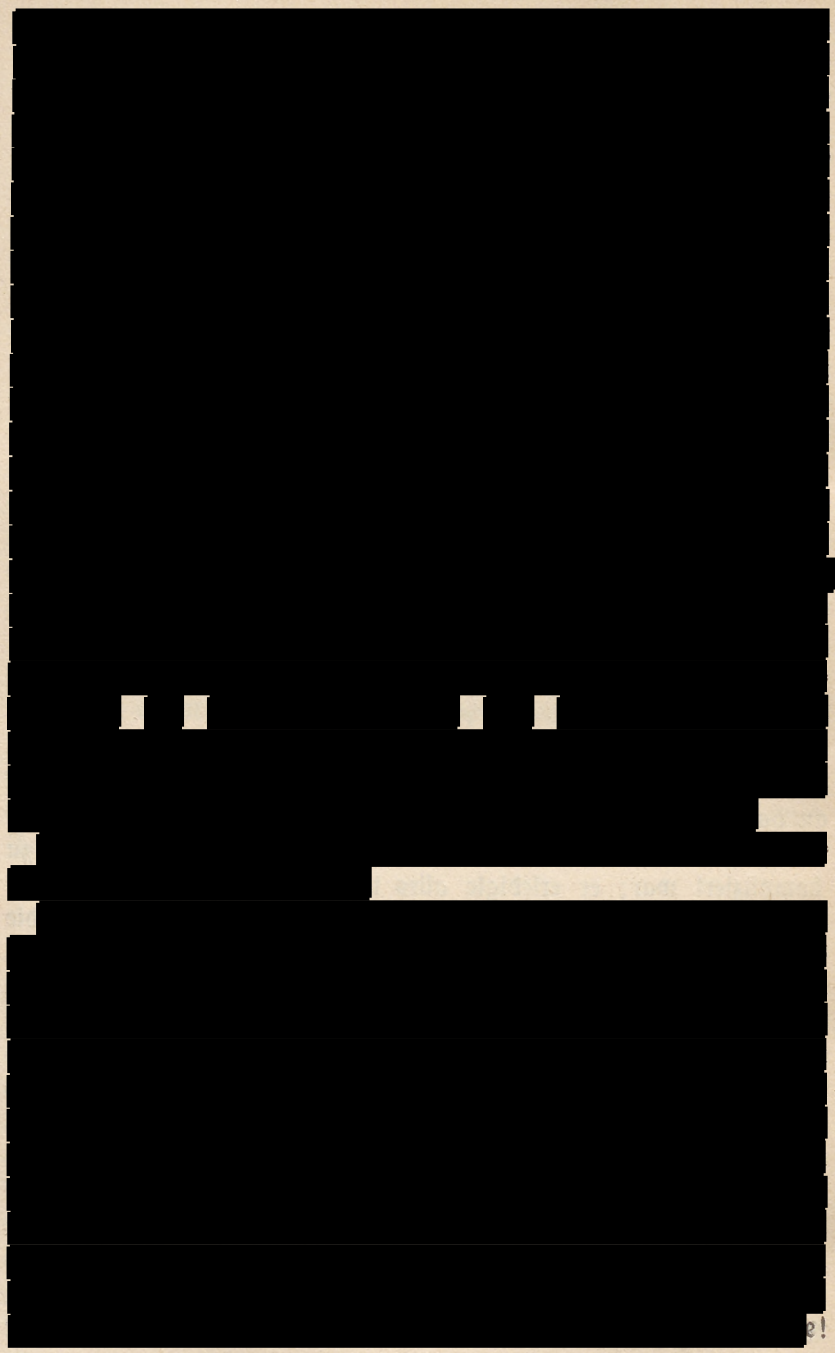




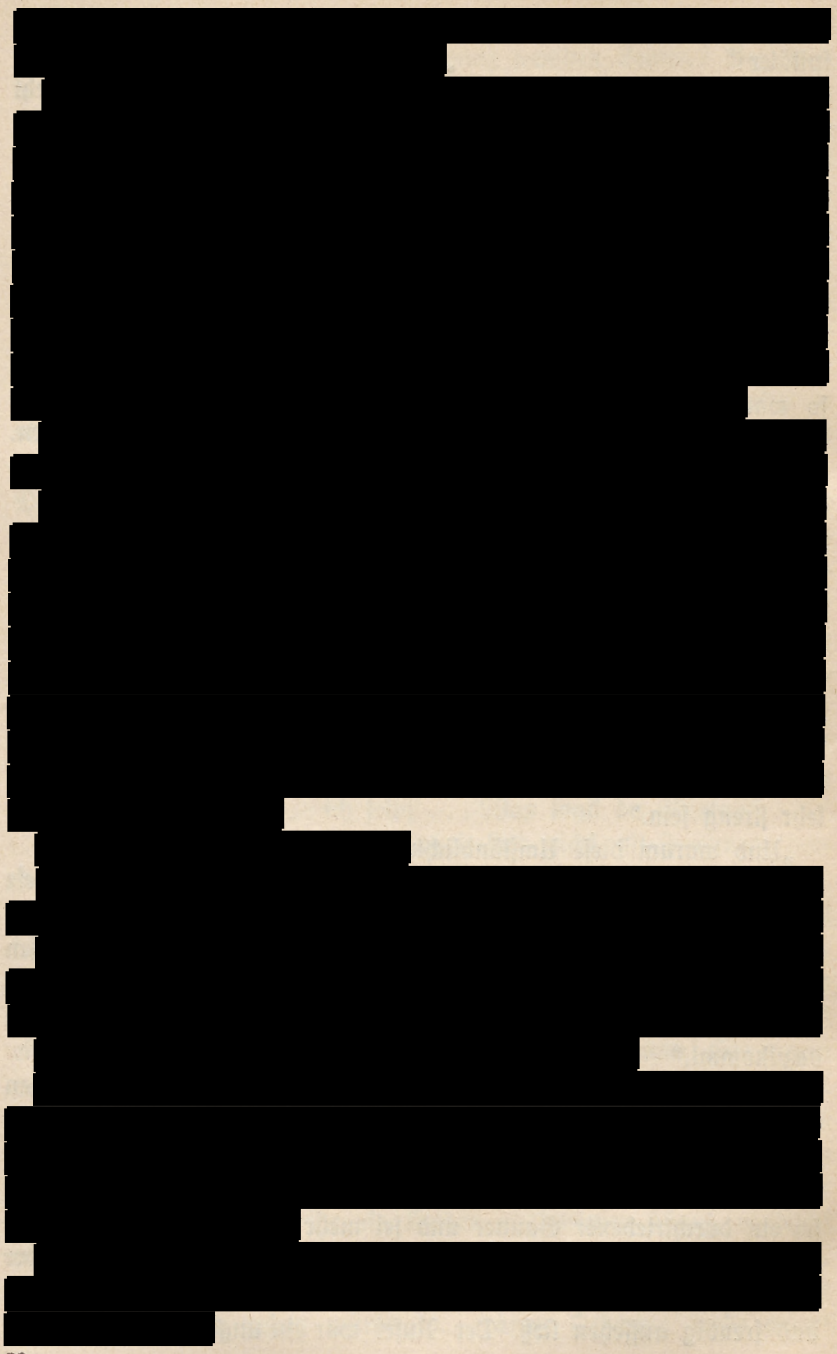


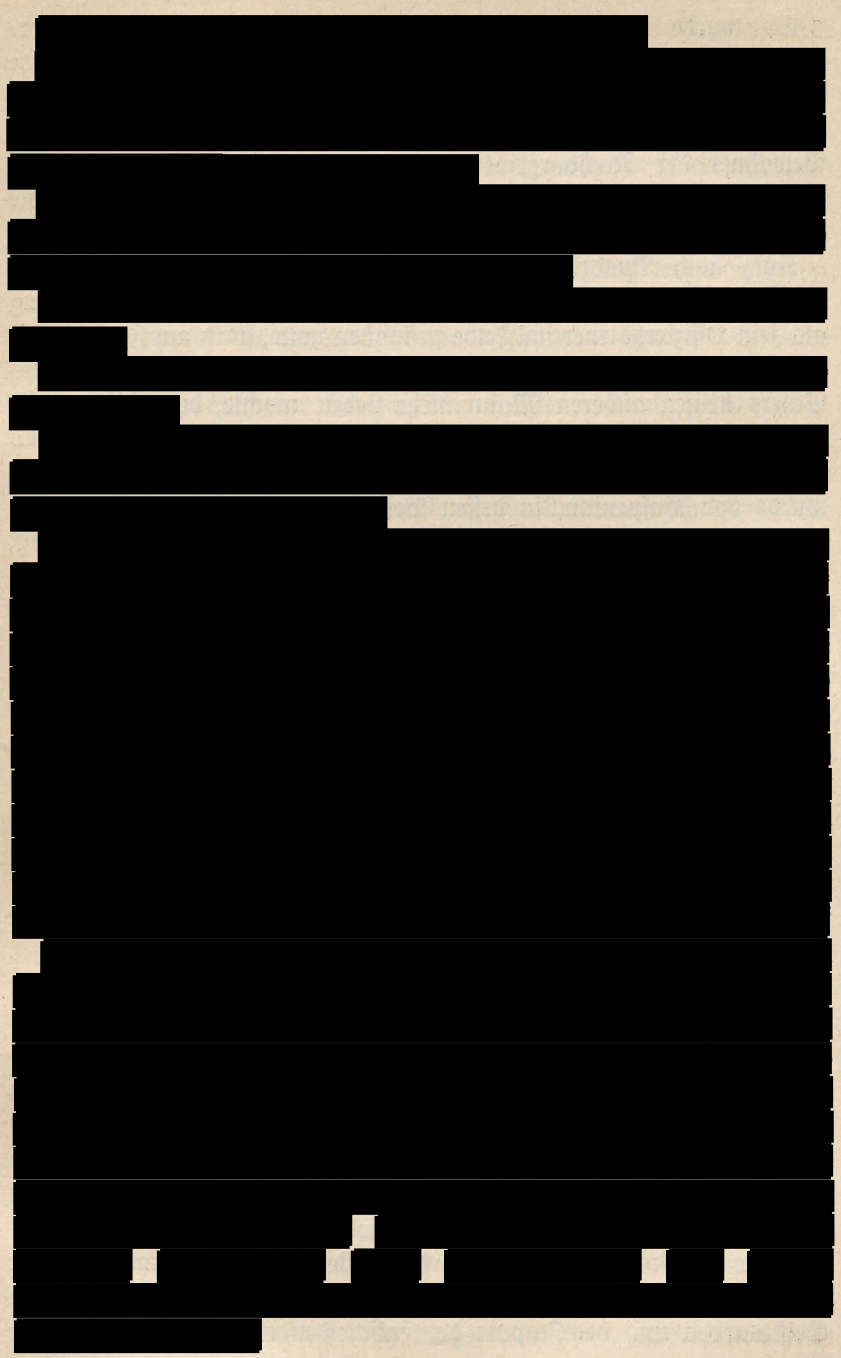






[redacted]







Religion und Aristokratie

Von Konrad Nußbächer

I.

Immer mehr dringt das Bewußtsein auch in breitere Massen, daß die Stunde der Demokratie geschlagen hat. Wer die Zeichen der Zeit nur einigermaßen zu deuten versteht, kann nicht darüber im Zweifel sein, daß der Glanz der demokratischen Ideen, der aus dem Flammenschein der französischen Revolution hervorging und ganz Europa überstrahlte, heute, nach dem Weltkrieg, nahe am Erlöschen ist. Wie immer, ging der politisch-gesellschaftlichen Entwicklung die Geistesarbeit und der Impuls der entscheidenden Dichter und Denker

voraus. Die Demokratie war tot, sowie sie in ihren Köpfen und Herzen erstorben war und neuen Bildern und Gedankengestalten Platz machte. Anderthalb Jahrhunderte waren ihr vergönnt gewesen, sich zu entfalten, ihre fruchtbaren Keime zu entwickeln und sich schließlich selbst ad absurdum zu führen. Nun sinkt sie wie ein altes abgetragenes Kleid vom Körper der europäischen Nationen, der ihm entwachsen ist: an vielen Stellen hängt es in Stücken, an anderen ist es so arg zerschlissen, daß seine endgiltige Beseitigung nur eine Frage der Zeit ist. Unaufhaltsam scheint dieser Prozeß, einerlei ob wir seinen Fortgang bejubeln oder beklagen. Vor den verantwortungsvollen Geistern erhebt sich die Frage nach neuer Form, nach neuer Lebensgestaltung in ihrer ganzen Schwere. Es gilt, den Kräften, die die Formen der Demokratie zertrümmern, ein neues Kleid zu schaffen, fähig sie in sich zu fassen.

Unaufhaltsam ist der Prozeß, weil er ein Lebensprozeß ist. Nicht die theoretischen Mängel der Demokratie, die auch früher von scharfsichtigen Kritikern erkannt wurden, bedingen ihren Untergang. Kein System ist vollkommen; und alle die vorangegangenen Systeme, so unvollkommen sie waren, haben trotzdem ihre kulturellen und politischen Blütezeiten gehabt. Auch mit der Demokratie sind große und entscheidungsvolle Errungenschaften der europäischen Entwicklung verbunden. Der Individialismus, der mit der Demokratie eines Geistes Kind ist (wie O. Spann in seinem „wahren Staat" nachgewiesen hat), zeitigte auf kulturellem Gebiet unvergängliche Blüten, wovon etwa die Literatur des 19. Jahrhunderts unwiederleglich Zeugnis gibt.

Aber die Möglichkeiten der Demokratie und des Individialismus sind erschöpft und damit treten die schweren Gebrechen, die negativen Seiten greller ans Licht, die der Demokratie von jeher anhafteten. Die Kritik an ihnen wird vernichtender, da keine positiven Seiten sie entschuldigen. So lange die Demokratie ihr großes Befreiungswerk vollbrachte, so lange sie sich als jüngere, lebendigere Macht gegen erstarrte Formen mit ihren unerträglichen Mißständen wandte, hatte sie den Glauben, die Stoßkraft, den Impuls. Nun aber, wo dieses Befreiungswerk vollendet, ja schon längst über sein Ziel hinausgegangen ist, stehen die Völker mit der demokratischen Ideologie ratlos, angesichts der neuen Aufgaben, die diesmal nicht Befreiung, sondern Schöpfung, Aufbau, neue Wertesetzung verlangen. Der anarchistische Keim in der Demokratie iss nicht nur theoretisch, sondern durch die praktische Entwicklung dargetan worden. Die Anarchie ist

aber die Todesgefahr unserer Zeit. Die Diktatur ist der Verzweiflungssprung vor der völligen Anarchie.

Eine neue politische und gesellschaftliche Form erwächst erst aus einer neuen seelischen und persönlichen Einstellung, aus innerer geistiger Wandlung. So hängt auch die Möglichkeit einer neuen äußeren Gestaltung von dem inneren Prozeß ab, der dem äußeren immer vorausgeht. Die neue Form muß schon völlig bereitstehen, wenn die alte in Stücken geht. Das macht den ungeheueren Einfluß der geistigen Faktoren für die politische Entwicklung aus. Was die englischen Philosophen und Rousseau für die französische Revolution waren, sind Philosophen wie Nietzsche und Spengler, Dichter wie Stefan George, Gelehrte wie Othmar Spann für die künftige Entwicklung: gestaltungsmächtige Baumeister.

Das Bild einer neuen Aristokratie taucht vor den Augen dieser Seher auf, vorerst als Vision, als Traum und Wunsch, dessen Stärke und Deutlichkeit aber wirklichkeitszeugend sein kann. Die Materie, die träge Erdenschwere werden diesem leuchtenden Wunschbild entgegenwirken und es allenthalben begrenzen, einengen und zu ersticken drohen. Es muß uns bewußt sein, daß der Aufstieg zu den Höhen einer neuen Aristokratie so unendlich viel schwerer ist, als der mit der natürlichen Wirkung der Schwerkraft erfolgende Absturz der französischen Revolution in die demokratische Gleichmacherei. Was uns treibt, ist die Kraft der Verzweiflung, was uns lockt, ist die Höhe des Zieles. Wir müssen ihm nachstreben, auf die Gefahr hin, es niemals zu erreichen. Und vielleicht können spätere Generationen, mit frischer Lungenkraft und unverbrauchten Gliedern, dort den Aufstieg beginnen, wo wir keuchend strauchelten.

II.

Eine neue Aristokratie verlangt neue Wertesetzung. Es war die tiefste Schuld der Demokratie, daß sie das Werthafte ausschaltete, daß sie die Gleichheit predigte, die nur auf Kosten des Hervorragenden zu verwirklichen war, daß sie die Unterschiede aufhob, und die Quantität an Stelle der Qualität setzte. Mit Bezug auf die damalige Wirklichkeit der Aristokratie hatte sie praktisch Recht; dadurch aber, daß sie die Idee der Aristokratie schlechthin aufhob, leitete sie die völlige Entwertung des Lebens ein, und begann das Nivellement auf der Grundlage des Wertlosen. Die heutige Welt findet wenig von den alten Formen der Aristokratie wieder, die die Demokratie

zerstörte. Und diese wenigen Überreste sind in sich morsch und unbrauchbar geworden, wie das Beispiel des Großteils der alten europäischen Adelsfamilien beweist. Die ungeheure Schwierigkeit liegt gerade hierin: eine neue Aristokratie findet wenig brauchbare Tradition vor, an die sie anschließen könnte, sie kann nicht organisch erwachsen, muß sich neue Kristallisationspunkte und Keimherde schaffen.

Indessen sind die alten Formen der Aristokratie: Adel und Geistlichkeit wohl erstarrt und ihres lebendigen Inhaltes verlustig gegangen; aber die Formen selbst sind noch vorhanden. Und es fragt sich, ob das Wunder möglich sein wird, diese alten Formen mit neuem Inhalte zu füllen, ob die Mumien durch magische Macht wieder lebendig werden können. Wer dem Geheimnis der Form nachgegrübelt hat, die (nach Goethe) „keine Macht der Welt zerstückelt", wenn sie sich einstens lebend entwickelt hat, wird den Gedanken nicht von vorneherein zurückweisen, daß die scheinbar erstorbenen Formen wieder lebendig werden können, wenn der zündende Funke wieder in sie hineinfährt. Dieser Funke kann nicht aus ihnen selbst entstehen, sondern nur aus neuem Leben, wie es abseits von ihnen durch göttliche Gnade emporkeimte. Dieses Leben aber wird sich der Formen bemächtigen, die auf es warten. Denn schwer, bis zur Unmöglichkeit, erscheint die Schaffung neuer Formen aus dem Nichts heraus, ohne Anschluß an eine organische Tradition.

Die alten Formen der Aristokratie sind also ein wertvollstes Gut, das freilich erst in der Hand des Lebendigen seine Bedeutung erhalten kann. Und so bleibt die Hauptfrage: gibt es heute Lebendiges? Gibt es Leben, das aus sich heraus Werte setzt, die Maß sein können für eine neue Rangordnung? Gibt es erfüllende Ideen, die schöpferisch und lebenbeherrschend werden können? Gibt es — mit einem Wort — heute Religion?

III.

Die religiöse Sehnsucht unserer Zeit ist so offenbar, daß schon jeder Schwätzer sie im Munde führt. Und ebenso banal ist es schon geworden, von der Impotenz dieser Sehnsucht zu sprechen. So viel Drang und Streben, aber keine Erfüllung! Von allgemeinen Redensarten haben wir nun genug gehört, wichtig erscheint es, im Einzelnen zuzusehen, in welcher Richtung diese Sehnsucht geht und was von ihr zu erwarten ist.

Da sind nun zwei große Richtungen zu unterscheiden, die beide



Ernst Honigberger, Bildnis meiner Kinder, 1923

letzten Endes die Religion als letzte und höchste Erfüllung im Auge haben, aber untereinander vielfach entgegengesetzt sind. Gemeinsam ist ihnen nur, daß sie von dem leeren, schalen Treiben der bloßen Wirklichkeit angewidert, wieder nach dem Unbedingten, der Idee verlangen — der Inhalt dieser Idee aber ist ein verschiedener. Ich unterscheide die beiden Arten der extremen Christlichkeit und des Humanitätsideals, die etwa durch den Namen des Theologen Barth einerseits, durch den Kreis um Stefan George anderseits charakterisiert seien. Zu einer der beiden Gruppen lassen sich unschwer alle wahrhaft religiös Ergiffenen in Beziehung bringen, je nach der Bedeutung, die sie dem Worte „Religion" beilegen. Wollen wir die eigentlichen Ahnherren der beiden Gruppen nennen, so müssen wir auf Kierkegaard einerseits, auf die Dichter und Philosophen des deutschen Idealismus einschließlich Nietzsches andrerseits, zurückgehen. Das wesentlich Unterscheidende zwischen beiden Gruppen aber liegt in Folgendem:

Der extreme Christ faßt das Wort „Religion" in der furchtbaren Bedeutung des eschatologischen Christus, der gekommen ist zu richten die Lebendigen und die Toten. Für ihn steht das ganze Leben unter der Drohung des Gerichtes, in „Furcht und Zittern" erfährt er die ganze furchtbare Verantwortung des Daseins, als schwacher, sündiger Mensch unter den ungeheueren Geboten Gottes zu stehen. Gott ist der Anfang und das Ende, der Mensch ist ein Staubkorn in seiner ewigen Schöpfung, das Einzige, was ihm Wert verleiht, ist die Furcht Gottes. Dies ist die Essenz des wahrhaft christlichen Glaubens. Die Erlösung, die Liebe, all das, was wir als das Milde am Christentum kennen, ist nur auf dieser Grundlage erwachsen, sowie wir es von ihr abtrennen, behalten wir eine Milch- und Wasserreligion, nicht aber das Donnerwort des Gottessohnes. So haben alle die wahrhaft großen Christen (ein Paulus, Augustin, Luther, Pascal und Kierkegaard) das Christentum erfahren, wer daran vorüberging, darf nicht im strengen Sinne ein Christ genannt werden.

Im Unterschied hierzu liegt bei der anderen religiösen Grundrichtung das Schwergewicht nicht auf der Vorstellung Gottes, sondern des Menschen. Deshalb kann sie die humanistische genannt werden. Hier liegt das Erlebnis zu Grunde, daß der Mensch, um Mensch zu sein, Gott nötig habe, daß der Mensch nichts ist ohne Gott und Gott nichts ohne den Menschen. Dies einigt alle die sonst so weit auseinanderliegenden Gestalten von den deutschen Mystikern bis zu Kant,

Goethe, Nietzsche. („Übermensch" steht bei ihm statt Gott.) Im Menschen liegt das Göttliche, die immer vollkommenere Herausentwickelung des göttlichen Keimes ist die große Aufgabe des Menschenlebens. Das Mißliche an diesem Standpunkt ist, daß die Gottesvorstellung hier äußerst schwankend ist, daß es letztlich das menschliche Gemüt ist, das entscheidet, was göttlich ist. So kann bei dem gleichen Grundstandpunkt Gott bald die verkörperte reine Vernunft, bald die sinnliche Triebkraft sein. Von „Religion" aber können wir nur sprechen, wenn das ganze Leben einer einzigen beherrschenden Idee unterstellt ist, die als das Gute schlechthin anerkannt wird.

Die beiden Arten der von göttlich-christlichen Ideen und der von irdisch-humanen Triebkräften bewegten Religion sind auch für unsere Zeit die einzig möglichen Formen des Religiösen. Ihr Ursprung geht einerseits auf Urchristentum und Mittelalter, anderseits auf Antike und Renaissance zurück. So verschieden sie indessen in ihrem Ethos und ihrer Zielsetzung sind: das Eine Gemeinsame haben sie, daß sie werteschaffend und damit auch aristokratieschaffend sind. Keine wahre Aristokratie ist denkbar ohne den Urgrund einer religiösen Weltanschauung. Es käme sonst immer nur auf eine Aristokratie der bloßen Leistung heraus, auf eine „Aristokratie der Quantität" also, was in sich ein Widerspruch ist. Dagegen zeigt uns die Geschichte, daß jede wahre Aristokratie des Grundes einer wertesetzenden Religion bedarf — das Kastenwesen der Ägypter und Inder, der Heroenkult der Griechen, Römer und Germanen war erst dadurch möglich. Sowohl in der christlichen, als in der Religion der Humanität ist somit auch, soferne sie wirklich Religion sind, das aristokratische Prinzip vorherrschend. Das Wort Christi von den „Berufenen und Auserwählten" schafft eine Aristokratie der strengsten und unbedingtesten Art, die sich freilich nicht auf Weltliches bezieht; und in der Idee der Humanität liegt notwendig der Hinweis auf ein Ideal — ein strenges, erzieherisches, letzten Endes unerreichbares Ideal, das mit dem weichmütigen gleichmacherischen Getue der „Menschheitsrechte", des sentimentalen Erbarmens mit allen Menschlichkeiten, das manchmal unter der Flagge der „Humanität" segelte, nichts zu tun hat. So ergibt sich bei allem Unterschied der Inhalte dieser verschiedenen Wertesetzungen doch eine auffällige Übereinstimmung in Bezug auf die ethischen Forderungen dieser Weltanschauungen an ihre Jünger: immer ist es die unerbittliche Unterwerfung unter das Ideal, die Ehrfurcht vor Normen, Werten und wahrer

Ranghöhe, die Strenge gegenüber sich selbst und der eigenen Lebensgestaltung, die sie kennzeichnet. Das bringt die frappierenden ethischen Gemeinsamkeiten gerade zwischen den entschiedensten Jüngern der beiden Richtungen zu Wege — etwa zwischen dem „Christen" Kierkegaard und dem „Antichristen" Nietzsche, die schon mehr als einem Betrachter deutlich wurden. Das schafft die ganz analoge „Soziologie" der verschiedenen Religionen. Wir können in der Gabelung der abendländischen Aristokratie in Adel und Geistlichkeit einen Ausdruck für das doppelte Ethos unserer germanisch-christlichen Entwickelung erblicken, indem der Adel das Ideal des human-religiösen Heidentums, die Geistlichkeit des theozentrischen Christentums darstellt, wobei indes die eigenartigsten Verschmelzungserscheinungen (etwa des „Kreuzritters" auf der einen, des weltlichen Kirchenfürsten auf der andern Seite) die organische Verbindung im Kulturganzen des Mittelalters eindrucksvoll dokumentieren.

IV.

Wenden wir uns nun von dieser Umschau auf die großen Linien der historischen Entwickelung und von theoretischer Überlegung der Betrachtung der Lage unseres sächsischen Volkes in Raum und Zeit zu, so finden wir, daß, entsprechend dem Gesetz des zeitlichen Abstandes der großen Kulturwellen zwischen dem Westen und Siebenbürgen gegenwärtig bei uns der demokratische Gedanke die Vorherrschaft vor allen aristokratischen Wertesetzungen behauptet. Die Beispiele liegen jedem vor Augen; die Gründung und schnelle Entwicklung mehrerer „demokratischer" Parteien mit dem ausgesprochenen Ziel, die Führung der Volksangelegenheiten in ihre Hand zu bekommen, die fortschreitende Emanzipierung breiter Volkskreise von der geistlichen und politischen Führung (Steuerfrage u. ähnl. sind Symptom, nicht Ursache), die mangelnde Selbstsicherheit vieler bis dahin Führender usw. Wie immer müssen wir den Grund dafür nicht in irgendwelchen autochthon aus dem Volk erwachsenen Kräften und Bewegungen erblicken, sondern in dem Zeitgeist und einem sich daraus entwickelnden inneren Mangel und einer Schwäche der bis dahin führenden Schicht, deren Machtstellung nicht durch die Wirklichkeit lebendiger Kräfte und gesunder Selbstgewißheit gestützt wird. Man mag in dem mangelnden Glauben der Führenden an ihre Berufung, der sich naturgemäß nicht so sehr bei den Spitzen der Führung, als der sie unmittelbar tragende Oberschicht findet, — (dem Glauben, der letzten Endes nur aus religiöser Erfülltheit stammen kann,) die tiefste

Ursache dafür erkennen. Steht hinter der Machtstellung eine wirkliche lebendige Kraft, die sich bis in die untergeordneten Organe der Führung fortpflanzt, ist sie erfüllt von der Sendung einer überpersönlichen, ewigen Idee, so bleiben die Auflehnungsversuche der geführten Schicht wirkungslos.

Unsere politische Führung hat vermöge starker Persönlichkeiten auf ihrem Gebiet die Autorität zu wahren verstanden und nicht hier droht zunächst die Gefahr. Aber die Politik kann nur die Resultate, die sich aus dem Kräftezustand des Volkes ergeben, auswerten und nach außen hin in die Wagschale werfen. Ein großer Politiker braucht das Volk, das ihn trägt und ist somit zutiefst angewiesen auf die Führung in den inneren Angelegenheiten des Volkes. Hier aber stehen wir vor einer Krise der bisherigen Entwickelung. Der Kirche als unbestrittene Führerin des ganzen Volkes in geistiger und sittlicher Erziehung drohen die Zügel aus der Hand zu gleiten, wofür nicht so sehr Einzelne, als der übermächtige demokratisch-materialistische Zeitgeist verantwortlich zu machen ist, der allerdings auch die kirchlichen Führer innerlich lähmen kann.

Die Gefahr ist umso drohender, als gerade das Sachsenvolk mit der Herrschaft des aristokratischen Prinzips steht und fällt. Nach außen hin, im Verhältnis zu den umwohnenden Nationen ist das niemals zweifelhaft gewesen, und unser Dasein und unsere Lebenshoffnung beruht eben auf der Überzeugung, daß dieses Prinzip das eigentlich naturgemäße und reale ist. Aber es kann ebensowenig ein Zweifel bestehen, daß Aristokratie nach außen sich nur behaupten kann bei Aristokratie im Innern. Unsere Geschichte belehrt uns, daß die „Demokratie" des sächsischen Volkes immer nur eine scheinbare gewesen ist, daß von jeher die Herrschaft der Besten seinen Bestand verbürgt hat. (Das letzte große Beispiel war G. D. Teutsch und sein Freundeskreis). Bischof Teutsch führt das an mehreren Stellen des neuesten Bandes der Sachsengeschichte (besonders S. 273) aus. Pfarrer und Lehrer, selbst untereinander durch tausend Fäden verwachsen — gingen doch die Pfarrer aus dem Lehrerstand hervor — bildeten die Führerschicht, die den gesamten geistigen Zustand unseres Volkes bestimmte.

An diesem Punkt scheint mir nun nicht eine, sondern die Aufgabe unserer jungen Generation, die sich vornehmlich um diese Zeitschrift schart, einzusetzen. Die „Erlebniswelt" dieser Generation ist gerade durch mehrere Aufsätze der letzten Monate formuliert worden. Die vor-

stehenden Ausführungen über Religion und Aristokratie bilden eine konsequente Weiterentwickelung dieser Gedankengänge. An welchem Punkt aber könnten sie sich näher mit der Wirklichkeit berühren, als hier, einem entscheidenden in der Geschichte unseres Volkes! Die Erörterung der religiösen Frage, die ebenso gerade in letzter Zeit, vor allem durch die Aufsätze von Pomarius und Walser in dieser Zeitschrift gegeben wurde, mündet notwendig in die Stellungnahme zu der Praxis des gegenwärtigen religiösen und soziologischen Zustandes unseres Volkes.

Die junge Generation ist ebenso unbedingt national, als die ihrer Väter und Großväter und will weniger als je in einer vita contemplativa, in einem bloß ästhetischen Scheinleben ihr Genügen finden. Aber die Zusammenhänge zwischen Volkswirklichkeit und Weltanschauung, zwischen Politik und Religion sind ihr in einer Weise deutlich geworden, daß es ihr gewiß ist, daß der Hebel nur bei diesem tiefsten Punkt der Religion angesetzt werden kann und die Besprechung dieser Fragen nicht ein müßiges Geschwätze, sondern das Wesentlichste, was zu unserer Lage zu sagen ist, bedeutet. Welcher Art diese religiöse Erfülltheit sein kann, ist Sache des Einzelnen, die möglichen Formen derselben wurden hier angedeutet. Beide Hauptarten aber treffen zusammen in der unbedingten Bejahung des aristokratischen Prinzips. Beide kehren sich gegen eine Herrschaft der materialistischen Demokratie und erblicken in der Wertesetzung des Geistes das Einzige, was eine Volksgemeinschaft in ihrem Bestand rechtfertigt.

Eine notwendige Folge dieser Gedanken ist, daß das Geistig-Religiöse gleichzeitig als Macht der Wirklichkeit auftreten muß, daß die religiöse und nationale Erfülltheit gleichzeitig zur Wirklichkeit verpflichtet.

So steht dieser Generation die Stellungnahme zu dem momentanen Zustand unseres Volkes vorgezeichnet. Es wurde im 1. Abschnitt dieses Aufsatzes ausgeführt, daß eine neue Aristokratie sich nur der Formen einer früheren bedienen könne, wenn sie sich in Wirklichkeit umsetzen wolle, gleichgültig ob diese Formen innerlich tot oder lebenerfüllt seien. Diese Formen sind aber für uns Sachsen unsere Kirche und unsere politische Organisation, die beide aus aristokratischer, nicht aus demokratischer Geistesrichtung entstanden sind. Gegenüber den demokratischen Tendenzen bei uns ist es die Aufgabe unserer Jugend gerade aus ihrer Weltanschauung heraus, die unbedingtesten Verfechter dieser Formen und der ihnen zu Grunde liegenden

Ideen zu sein. Diese Aufgabe schließt jedoch zwei Verpflichtungen in sich: einmal die Verpflichtung der freiesten positiven Kritik an der momentanen Wirklichkeit von Kirche und Volk, und zweitens und vor allem: den ehrlichsten inneren Kampf um eigene religiöse Erfülltheit, für sich, im Inneren, im stillen Kämmerlein. Das allein kann wieder unserem Volk das Bild eines Ideals vor die Seele stellen, um das es sich verlohnt, zu ringen, zu leiden, zu entbehren und zu sterben. Nationalismus bedeutet: Für sein Volk begeistert sein. Begeistert sein aber kann man nur für eine Idee, ein Ideal, das die Besten in leuchtender Reinheit in der Brust tragen.

Aphorismen

Von Karl Hauptvogel

Man schreibe gutes Deutsch, dann müssen es die Deutschen zweimal lesen.

*

Es ist das Schicksal der Holofernes den Kopf zu verlieren, wenn sie zu einer Judith kommen.

*

Das Leben ist eine Todesstrafe, verschärft durch langsamen Vollzug.

*

Es gibt Schuster, die zwar bei ihrem Leisten bleiben, aber alles über diesen einen Leisten schlagen.

*

Normal ist, wer sich nicht erwischen läßt.

*

Was braucht der zu sagen, was er leidet, da ihm doch die Muse kein Haar gekrümmt hat?

*

Auswendig hab' ich nichts gelernt. Inwendig viel.

*

Aus der Revolution lernen sie, daß die bürgerliche Ordnung segensreich ist. Statt schaudernd zu erkennen, daß sie zur Revolution führt.

*

Die Ausnahme soll regeln, aber nicht sich selbst zur Regel machen.

*

Gewisse alte Dramen haben eine auffallende Ähnlichkeit mit den jüngsten Ehen: keine Akte, aber zahllose Szenen.

*

Mancher läßt die Journalisten lieber über sich ergehen, als daß er sich von ihnen übergehen ließe.

*

Wenn zwei einander nicht trauen, verbünden sie sich gegen Deutschland.

*

Vom Werden und Wesen des sieb.-sächs. Bauerntums

Von Friedrich Müller-Langenthal

(Fortsetzung)

3.

Wenn wir nach dem Längsschnitt der geschichtlichen Entwickelung einen Querschnitt des Zuständlichen zu zeichnen suchen, ist es gut, die Verhältnisse vor der augenblicklichen Gärungsperiode im Auge zu behalten, weil das Typische das Bauerntum kennzeichnet und dieses nur in normalen Zeiten in seinen bleibenden Erscheinungen erfaßbar ist.

Am eindringlichsten kann man der besonderen Geistigkeit des Bauern nahekommen, wenn man Einblicke in sein religiöses Verhalten erlangt, weil erst dabei die einengende Welt seiner ständigen materiellen Bindungen sich lockert und eine Hingabe an Unsichtbares mit dem großen „Trotzdem" auch in seinem Leben Wirklichkeit wird.

Wenn man nicht getäuscht und enttäuscht werden will, muß man allerdings als gegeben hinnehmen, daß im Untergrund bäuerlicher Religiosität starke Reste von Natur-, Geister- und Zauberglauben fortwirken. Daß bestimmte Orte verflucht sind und dort in der Nacht Geister (Teufel) etwa in Büffelgestalt versteckt unwissende oder tollkühne Menschen schrecken, peinigen oder vernichten, ist ihm schaurige Gewißheit. Besonders auf Friedhöfen gehen Geister um, in diesem Fall jedenfalls Ahnengeister. Um Reste von lebendigem Ahnenglauben handelt es sich, wenn bei starkem Sturm alle überzeugt sind, daß jemand

sich erhängt habe, um solche bei der Sitte der Totenwache und des Leichenschmauses. Böse Geister stecken auch hinter gewissen Krankheiten. Wer das überlieferte Verfahren kennt, kann sie über den, den er haßt, bringen, beziehungsweise wenn sie da sind, sich oder seine „Freunde" davon befreien. Das verlassene Mädchen vermag so den untreuen Liebhaber elend und matt zu machen, ja ihn bis an das Grab zu bringen, wenn er nicht umkehrt und sich von ihr entzaubern läßt. Auch die Geister in der Natur helfen etwa dem, der in einer bestimmten Nacht zur Geisterstunde vor der Aussaat nackt in genau vorgeschriebener Art und mit zuverlässig durchzuführenden Betätigungen das zur Saat vorbereitete Feld umwandelt; dem Getreide geschieht dann weder durch die Vögel, noch durch Hagelschlag, Dürre oder sonstige Gefahr ein Schaden. Gefürchtet sind die Menschen, die mit bösen Geistern im Bunde stehen. Sie können etwa Wolken schieben und so Schaden oder Segen stiften, je nachdem sie die Fruchtbarkeit beeinflussen. Mit Vorliebe aber sucht man sie auf, wenn man an Krankheiten leidet, die auf Zauber zurückgeführt werden, wenn man Diebstahl oder anderes Unglück geheimnisvoller Art aufklären und sich von den bösen Folgen befreien möchte, häufig auch, um durch ihre Wahrsagerkünste Einblicke in die Zukunft zu gewinnen. Vor allem weibliche Hexen (Truden) können die Milch aus dem Euter fremder Kühe in ihre Eimer zaubern, indem sie etwa am Zaun melken, nachdem sie die Kühe „berufen" haben. Man kann übrigens auch Kinder und Vieh so „berufen", daß sie krank werden; doch Wasser, in dem glühende Kohlen gelöscht worden sind, befreit davon, wenn man die Erkrankten in vorgeschriebener Art besprengt und sie das rituell hergestellte Wasser darnach trinken läßt. An die Schatzgräbergeschichten mit ihrem tollen Geisterspuk sei nach den lebensvollen Erzählungen Plattners nur erinnert. Es kann hier nicht die Absicht sein, die Reste primitiver Religiosität, soweit sie sich bei den siebenb.-sächsischen Bauern finden, vollständig aufzuzählen. Was hier angedeutet wurde, genügt, um verständlich zu machen, wie sehr sich unser Bauer von okkulten Kräften abhängig und umgeben fühlt.

Es ist ihm dabei bewußt, daß all' das vor dem geläuterten Gottesglauben, den ihn die Kirche lehrt, nicht bestehen kann. Darum wird das angedeutete Zaubertum geheim ausgeübt, möglichst versteckt gehalten und verschwiegen. Weithin bekannte Männer und Frauen, die solche übernatürlichen Kräfte und geheimnisvolles Wissen haben und von Unglücklichen aus vielen Dörfern aufgesucht werden, sind darum

meines Wissens niemals Sachsen, sondern Zigeuner, Rumänen oder Magyaren. Wenn einem Sachsen die natürliche Gnade verliehen ist, Krankheiten von Vieh und Mensch instinktiv zu erkennen und gewisse Mittel und Handgriffe dagegen wirksam anzuwenden — wie ich einen gekannt habe —, so pflegt er das als eben in dieser Beschränkung ihm gegebene Wissen und Können (gewöhnlich ganz ohne Entgelt) auszuüben, ohne es mit übernatürlichen Kräften in Verbindung zu bringen. „Truden" freilich und boshafte Hexenmeister werden auch unter Sachsen angenommen, aber es ist kennzeichnend, daß der Aberglaube unter ihnen die Taghelle des Erlebens meidet und hauptsächlich das Boshafte und Spukhafte zu seiner versteckten Domäne erwählt. Vor dem evangelischen Pfarrer wird all' das in der Regel geleugnet. Dagegen sucht hin und wieder auch ein Sachse den rumänischen Pfarrer auf, um ihn für Geld und andere Gaben etwa zu einer Verfluchung von Übeltätern zu bewegen, die ihn bestohlen, ihm Brand gelegt oder durch vandalische Verwüstungen geschädigt haben.

Die schwere Gebundenheit und schicksalhafte Abhängigkeit von dauernd nie ganz beherrschbaren Zufällen spannt das Leben des Bauern in einen dem Städter immer unverständlich bleibenden Rhythmus von Hoffnung und Enttäuschung, Glück und Schicksalsschlag. Auch die kleinen Künste des Zauberwesens gewinnen nie so viel Suggestivkraft, diesen schweren Rhythmus zu übertönen. Allein im Gottesglauben findet die durch ständiges Gleiten aus der Höhe in die Tiefe der Stimmung und durch Wiedererheben gespannte Seele den dauernden Ruhepunkt. Der Glückliche ist, wenn von Gott erfüllt, vor Überhebung sicher, die den Leichtsinnigen auch aus der Überfülle sonst zum Abgrund führen würde — einzelne Beispiele der letzteren Art wirken religiös stärkend und vertiefend. — Der Unglückliche findet Trost in allen Nöten. Wer gotterfüllte Dulder im Bauergewand unverständliches und unverstandenes Leid mit Ergebenheit nnd Ausdauer ohnegleichen hat tragen sehen, weiß erst, welche Kraft, das Leben zu überwinden, im Gottesglauben steckt.

Evangelisch ist am Glauben der sieb.-sächs. Bauern, daß sie an der Bibel hängen und sie lieben. Ich habe als Kind in einer Bauernstube, während die Frauen am Spinnrocken saßen, das Buch Hiob, einzelne Psalmen („das Leben währet siebzig Jahr" . . .), aus dem Buch Daniel, das Buch Tobit und mit großer Inbrunst die Leidensgeschichte Jesu vorlesen und von einer Bäuerin erklären gehört. Ich

sah Bauern, die Teile der Bibel fast auswendig kannten, nach der Predigt auf den Pfarrer warten, um über seine Deutung mit ihm zu reden. Ich kannte einen Bauern der alten Zeit (nicht einen der vielgereisten und aufgeklärten, wie man sie heute zuweilen fast städtisch gewandt und beschlagen findet), der sich den Inhalt der Predigten, die ihm gefielen, nachher zu Hause aus dem Kopf niederschrieb. Ein Volksschulgenosse von mir mußte sich allsonntäglich die Nummer des „Kanzelliedes" genau merken, um sie seiner gebrechlichen Großmutter zu sagen, die nicht mehr in die Kirche gehen konnte; nach der Einrichtung unserer alten Landschule für die Mädchen, hatte sie nur die Gesangbuchlieder lesen gelernt, und zwar auf Grund ausdauernder Übung so, daß sie trotz des hochdeutschen Textes gleich sächsisch las; aber das genügte ihr, um sich in die ihr durch ihre Schwächlichkeit sonst verwehrte Stimmung des Gottesdienstes zu versetzen.

Die größere Anschaulichkeit und primitivere Gefühlseinstellung des Alten Testamentes bewirkt es, daß dessen Darstellung eher gelesen und nach Anhören behalten zu werden pflegt. Auch der strafende Gott ist im Erleben noch wirksam. Indes hat doch der gnädige Gott Luthers die entscheidende Stelle. Der Anruf im stillen Gebet lautet wohl nicht nur in meinem beschränkten Erfahrungskreis: „Harzer, schotziger Vooter!" Man findet wenig Spuren von Werkheiligkeit (Fasten) und viel Vertrauen auf Gnade bei ergebener Bußgesinnung. Trotzige Weltkindschaft, die eigenwillig aufbegehrt, verbindet sich infolge des maßgebenden schweren Lebensrhythmus mit Überheblichkeit oder Leichtfertigkeit, die zur Flucht vor allem Druck locken, mit schicksalhafter Regelmäßigkeit indes zum Verlust aller festen Lebensanker führen, die dem Bauern im schwererarbeiteten Besitz, im Zusammenhalt der Einfügung erzwingenden Sippe und Gemeinde sowie im Gottvertrauen gegeben sind. Aufklärerische Leugner gibt es erst, seit die innere Krise, durch die das sieb.-sächs. Bauerntum jetzt hindurchgeht, begonnen hat — in fortschrittlichen Gemeinden setzte sie schon einige Jahre vor dem Weltkrieg ein —; doch sie waren und bleiben vereinzelt. Verfänglicheren Zündstoff konnten die Sektenbewegungen in die Glaubensgemeinschaft werfen. Denn ihnen ist es gegeben, wenige Sensiblere oder in Spannung mit der Gemeinde Lebende zu innigerem Gefühlsaustausch zu sammeln, als es in einer großen Gemeinde möglich ist; auch gibt es immer Naturen, denen Absonderung und ein Sichabheben von der Masse Bedürfnis ist; sodann bringt der freie Zusammenschluß eher Gleichgesinnte zueinander,

unter denen die Glaubensverkündigung mit starker dogmatischer Grundeinstellung und bei Absonderungslustigen mit verfangender polemischer Schärfe gegen das verlassene Hergebrachte erfolgen kann. Doch darf man nach rund dreißigjähriger Erfahrung in der Auseinandersetzung mit den hauptsächlich aus Amerika herübergreifenden Sektiererbestrebungen sagen, daß das starke Gemeinschaftsbewußtsein des sieb.-sächs. Bauerntums über die Absonderungstendenzen den Sieg davon tragen wird. Trotz der starken inneren Gemeinschaftskrise, die das sieb.-sächs. Volk jetzt erfaßt hat, und trotz der durch den Überwert der Dollars maßlos gesteigerten Propaganda, die fähige Köpfe in ihre Dienste lockt, hat den Sachsen die nach dem Weltkrieg bewußt mit großen Mitteln genährte Werbearbeit der amerikanischen Sekten unvergleichlich weniger anhaben können als den Rumänen, die vor den Weltkrieg als gegen religiöse Abfallspropaganda völlig immun erschienen.

Auch im Glaubensleben des sieb.-sächs. Bauerntums wirkt als stärkstes Erbgut der geschichtlichen Vergangenheit die Kraft tief verankerter Gemeinschaftsgesinnung. Selbst wo aktive Religiosität und Kirchlichkeit nachlassen, verhindert sie den Sieg der Antriebe zur Abspaltung. Sie hat es, wie das bei dem leichten Überfließen der Gefühle inmitten der Einfalt auf dem Lande leicht verständlich ist, bewirkt, daß das Glaubensleben mit völkischer Gemeinschaftsarbeit und nicht rein religiös-humanitären Leistungen belastet worden ist. Diese Erscheinungen fallen kritikgeneigten Beobachtern, denen die innere Fühlungnahme mit dem Volk und besonders mit dem Bauern abgeht, als unecht auf und verleiten sie, in der Religiosität und Kirchlichkeit der sieb.-sächs. Bauern nur Konvention zu sehen, in der die lebendigen Antriebe erstorben sind. Sie können, sofern ihre Sorgen echt sind, ruhig schlafen. Die Religiosität und Kirchlichkeit dieser Landbevölkerung ist tief begründet und harrt lediglich verständiger und lebendiger Pflege, um alle Hemmungen zu überwinden. Die Belastung mit Gemeinschaftsarbeit aller Art ist der Grund dafür, daß die Gemeinschaftskrise der letzten Jahre auch die Kirchlichkeit mitberührt. Wenn indes die Individualisierung der Betätigungsmöglichkeiten und die Führerausbildung auf dem Lande soweit fortgeschritten sein wird, daß eine Differenzierung der verschiedenartigen Gemeinschaftsarbeit möglich ist und nicht mehr überall Pfarrer und Lehrer führend dabei sein *müssen*, damit die Sache nicht leide, wird ein allmählicher Abbau dieser Belastung eintreten können. Bishin aber *dürfen* sich Pfarrer und Lehrer nicht zurückziehen, wo man

ihrer bedarf, weil die Gemeinschaftsarbeit den Kernpunkt der sieb.-sächs. geschichtlichen Entwicklung immer berührt hat und berühren wird; wenn sie gemieden wird, stirbt das Beste in diesem Volk, als einem historischen Gebilde, allmählich ab.

Die Anhänglichkeit an den evangelischen Glauben mit seinen starken Ansprüchen an innerliche Hingabe und mit seiner Nötigung zu Verzicht auf Kult und zu Verzicht auf Berücksichtigung der im Volksglauben verankerten vorchristlichen Zauber- und Geistervorstellungen wird beim sächsischen Bauern übrigens durch die Kontrastwirkung gegenüber dem griechisch-orthodoxen Ritus gesteigert. Infolge dieser Kontrastwirkung fällt es ihm leichter, seine okkulten Bedürfnisse zu verbergen und durch die sinnliche Armut der evangelischen Kirchlichkeit nicht abgeschreckt zu werden. (Fortsetzung folgt.)

Julius Römer

Von Albert Hermann

Julius Paul Römer wurde am 18. April 1848 in Kronstadt geboren. Er absolvierte das Honterusgymnasium 1866 und studierte Naturwissenschaften in Wien, Jena und Heidelberg. Unter seinen Hochschullehrern scheint in Wien besonders der Geologe Ed. Sueß und in Jena E. Haeckel großen Eindruck auf ihn gemacht zu haben. Die Weltanschauung Darwins und Haeckels, die er sich damals zu eigen gemacht, hat er bis zu seinem Tode beibehalten und ist vielfach als ihr Verteidiger aufgetreten. Mit besonderer Liebe erinnerte er sich jedoch seines Studienaufenthaltes in Heidelberg, wo damals neben berühmtesten Naturwissenschaftlern Deutschlands wie Helmholtz, Bunsen, Kirchhof, Wundt seine naturphilosophischen Vorlesungen hielt. Nach Hause zurückgekehrt, machte er sein Lehramtsexamen, weigerte sich aber aus Gründen wissenschaftlicher Weltanschauung die „theologische Prüfung" abzulegen und verzichtete damit auf eine Anstellung am Honterusgymnasium. Er wurde Lehrer an der Mädchenschule und bekleidete diese Stelle von 1872 bis 1909. Obwohl in diesem Jahre Krankheit ihn zwang, seine Lehrstelle niederzulegen, arbeitete er unentwegt weiter bis zu seinem am 27. Oktober 1926 eingetretenen Tode.

Diese kurze Skizze bildet den Rahmen für ein außergewöhnlich arbeitsreiches Leben. Denn Julius Römer war ein fleißiger Mensch.

Diesem Fleiß und seiner Begabung verdankt er einerseits die hohe Anerkennung, die ihm seine sächsischen Mitbürger gezollt, andererseits brachten es diese beiden Eigenschaften mit sich, daß er innerhalb unseres Volkskörpers zahlreiche Aufgaben übernehmen mußte, die ihn verhinderten, diejenige wissenschaftliche Bedeutung zu erlangen, die ihm in einem differenzierteren Volksorganismus zweifellos zuteil geworden wäre. Julius Römer war Lehrer, Wissenschaftler und völkischer Führer.

Als Lehrer verstand er es, seine Schülerinnen zu fesseln und für seine Lehrgegenstände zu erwärmen. Alle hingen mit Liebe an ihm und erinnern sich heute noch gerne seiner Unterrichtsstunden. Aber er begnügte sich nicht damit, in der Schule zu lehren. Durch zahlreiche Vorträge, die er teils im Kreise der Kronstädter Naturfreunde, teils vor größerer Zuhörerschar hielt, war er bemüht, naturwissenschaftliche Kenntnisse zu verbreiten. Demselben Zwecke dienten seine volkstümlichen Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften, die verschiedene Fragen der allgemeinen Biologie und Entwicklungslehre, der Botanik, Zoologie und Geologie behandeln. Daneben hat er aber auch touristische Aufsätze geschrieben und oft zur Feder gegriffen, um Zustände und Begebenheiten aus dem Leben seiner Vaterstadt zu schildern.

Als Wissenschaftler lebte er der Botanik.

Auf diesem Gebiet hat J. Römer eine vielfache Bedeutung. Vor allem war er der beste Kenner der Flora seiner Heimat, des Burzenlandes. Dies beweisen auch die bedeutendsten seiner Veröffentlichungen, die durchwegs die Flora des Burzenlandes zum Gegenstand haben. 1892 erschien in der Festschrift „Beiträge zu einer Monographie der königl. freien Stadt Kronstadt" Römers erste umfangreichere floristische Schrift: „Die Pflanzenwelt der Zinne und des kleinen Hangesteines." 1898 brachte der Verlag Carl Graeser in Wien ein Buch von J. Römer: „Aus der Pflanzenwelt der Burzenländer Berge", welches die charakteristischsten Pflanzen des genannten Gebietes in genauer Beschreibung und in guten Abbildungen wiedergibt. „Ein beachtenswertes pflanzengeographisches Gebiet des Burzenlandes", die Flora von Honigberg, behandelt ein ausführlicher Aufsatz in Heft 1, Jahrgang 1911 der Verhandlungen und Mitteilungen des siebenbürgischen Vereins für Naturwissenschaften. Eine andere Arbeit im XXXIV. Band des Jahrbuches des siebenbürgischen Karpathenvereines behandelt den „Pflanzenreichtum des Butschetsch." Zu erwähnen wären noch zwei Arbeiten: „Die Frühlingsflora von Kronstadt" und „Die Flora des Csukás". Die

meisten dieser Veröffentlichungen enthalten ein vollständiges Verzeichnis der an den betreffenden Orten vorkommenden Pflanzen, so daß Römer unbestreitbar das Verdienst zukommt, die Pflanzenwelt seiner Heimat genau aufgenommen und schriftlich niedergelegt zu haben. Dies ist besonders für das Gebiet von Honigberg-Petersberg sehr wertvoll, weil durch die mit der Entwickung der Bodenkultur fortschreitende Entwässerung die Lebensbedingungen vielen dort vorkommenden Seltenheiten allmählich entzogen werden.

Römer begnügt sich aber nicht mit der Aufzählung der von ihm festgestellten Pflanzen, er versucht gleichzeitig das Burzenland pflanzengeographisch in das Florenbild Europas einzuordnen. In seinem Buch: „Aus der Pflanzenwelt der Burzenländer Berge" gibt er in der ausführlichen Einleitung sogar ein pflanzengeographisches Bild ganz Siebenbürgens auf Grund der Florenkarte Kerners für Österreich-Ungarn. Er zeigt, daß in Siebenbürgen die pontische, baltische und alpine Flora vertreten ist. Und zwar hat jede ihr eigenes Gebiet, das allerdings teilweise in das der anderen übergreift. Es beherrscht die pontische Flora die Mitte Siebenbürgens bis zu einer Höhe von 800 m, die baltische reicht bis ungefähr 1700 m, wo dann die alpine beginnt. Dazu enthält Siebenbürgen zahlreiche Einwanderer aus dem Balkan aus Südrußland, aus dem Kaukasus und eine verhältnismäßig große Zahl endemischer (nur hier vorkommender) Arten. Ein auffallendes Merkmal der Flora Siebenbürgens ist ihre Mannigfaltigkeit an Formen und ihre bisher wissenschaftlich noch nicht geklärte Farbenintensität.

So versucht Römer, wenn auch nicht selbständig, auf Grund der Forschungsergebnisse hauptsächlich Kerners und Simonkays den Ursprung unserer Pflanzenwelt zu ergründen und, was besonders bei der Behandlung der Flora von Honigberg zur Geltung kommt, ihre Beziehungen zu der Bodenbeschaffenheit, Bodenfeuchtigkeit, Wärme usw. festzustellen. Freilich fehlte ihm die nötige Zeit, um gerade auf diesem Gebiet das zu schaffen, was die Krönung der siebenbürgischen Botanik bedeuten würde, eine ausführliche, allen pflanzengeographischen Gesichtspunkten Rechnung tragende Darstellung der Pflanzenwelt Siebenbürgens. Obwohl Römer nicht nur die burzenländische, sondern die gesamte siebenbürgische Flora gut kannte, konnte er infolge seiner vielfachen Inanspruchnahmen so umfangreiche Unternehmungen, als sie zur Lösung dieser Aufgabe nötig wären, nicht in Angriff nehmen.

Dafür kommt ihm außer dem bereits genannten Verdienst der genauen Feststellung der Pflanzenwelt seiner Heimat auch das noch zu, diese Pflanzenwelt bekannt gemacht zu haben. Dazu dienten ihm nicht nur seine Veröffentlichungen, sondern auch ein ausgedehnter Tausch. Römers Tauschexemplare gelangten bis nach England und Amerika, und er hatte Beziehungen zu den bedeutendsten Botanikern Europas (Engler, Göbbel, Pase, Aschersон, Warming usw.), von denen viele ihn auf ihren Reisen in Kronstadt aufgesucht haben, um die Pflanzenwelt unserer Berge durch ihn kennen zu lernen. Wie sehr er von ihnen geschätzt wurde, zeigt der Umstand, daß manche neuentdeckte Pflanze unserer Heimat nach ihm benannt wurde (z. B. Astragalus Römeri von Simonkay, Septoria Römeriana von Moeß, Hieracium Römerianum). Astragalus R. wurde übrigens von Römer selbst am Vereskö entdeckt und ist nicht die einzige Pflanze, die ihm ihr Bekanntwerden verdankt. Noch zahlreicher sind die neuen Standorte bereits bekannter Pflanzen, die Römer gefunden hat (z. B. Primula farinosa bei Honigberg). Auch hat Römer viele Pflanzen seiner Heimat neu bestimmt, diesbezügliche Fehler anderer Botaniker richtiggestellt und, wo es nötig war, Neubennenungen vorgenommen.

Dabei hatte Römer einen offenen Blick auch für physiologische und biologische Erscheinungen des Pflanzenlebens, wie zahlreiche Notizen in Zeitschriften beweisen (z. B. Blütenalbinismus, Geschlechtsveränderung einer Weide). Einen Beweis dafür bietet auch seine letzte Veröffentlichung, ein Aufsatz „Die Sprache meines Herbariums", der in den Heften 1—8 der Zeitschrift „Schule und Leben", Jahrgang 1926 27 erschienen ist. Diese Arbeit gibt das beste Bild von Römers Wirksamkeit als Botaniker. Wer sie liest, wird dankbar des Volksgenossen gedenken, der wie als Lehrer so als Mitglied und Vorstand vieler völkischen Körperschaften und Vereine seine Fähigkeiten in den Dienst seines Volkes stellte und damit auf ein intensiveres Wirken auf wissenschaftlichem Gebiet verzichtete.

Wenn ihm trotz dieses Verzichtes Ehrungen zuteil wurden wie die Verteilung des rumänischen Kronenordens und die Wahl zum Ehrendoktor der Universität Breslau, so mag das als Beweis dafür dienen, daß er seine wissenschaftliche Aufgabe soweit erfüllte, als ihre Erfüllung im Rahmen seines Berufes möglich war.

Rundschau

Kritik. Es scheint, daß dieses das meistgehaßte Wort in Siebenbürgen ist, einerseits wohl, weil jeder meint, Kritik üben zu müssen, um damit entweder seine Unwissenheit oder irgend ein Nichtverstehen zu verbergen — oder aber, was viel schlimmer ist, weil die Heiligkeit der eigenen Person, von der aus man eine Sache beurteilt, nicht in der katzbuckligen Art verehrt und beräuchert wird, wie er es wünscht, wenn man nämlich nicht über ihn, sondern über eine Sache von ihm spricht.

Und das ist das Widerwärtige, daß man immer glaubt, man meine die Person, wenn man die Sache meint, mit der dieser oder jener zufällig in Berührung steht. Ist denn der Schuster mit dem Schuh verwachsen, den er genagelt hat? Wenn mir aber sein Schuh nicht paßt, weil er aus zu grobem Leder verfertigt ist, ich aber einen feinen Schuh haben will, so habe ich doch nicht über den Schuster, sondern über den Schuh geurteilt. Merkwürdigerweise verwechselt sich jeder Schuster mit seinem genagelten Schuh — und es muß nicht gerade ein Schuster sein.

Hat das Ding, an dem jemand gerade flickt und näht, solche Gewalt über ihn, daß er nur ein Anhängsel dieses Dinges wird? Man muß es annehmen, denn sonst könnte doch die ständige Verwechslung von Sache und Person nicht vorkommen.

Mit dieser Verwechslung geht Hand in Hand eine psychologische Auseinandersetzung über den, der Kritik übt — an der Sache, also nicht an der Person. Da hört man immerzu fragen: Was will der nun eigentlich? Hat er denn etwas Persönliches mit dem? Aha! er will von sich reden machen, oder er will dessen Stelle einnehmen. Ganz Böswillige, die ansonsten sehr naiv sind, meinen sehr klug, daß er Revolution machen will.

Um des Himmels Willen! Gibt es denn keine geradedenkenden Menschen mehr? Ist denn jegliches Vertrauen in die saubere und klare Absicht des Nebenmenschen verloren gegangen? Es muß doch eine sonderbare und verschlagene Lebensart sein dort, wo man den Schuster meint, wenn man vom Schuh spricht oder umgekehrt, und wo man alles, aber auch alles nur aus egoistischen und kleinlichen Absichten sich erklärt.

Ist denn das Leben um uns herum tatsächlich so? Dann wäre dies die größte Tragikomödie, die man hier geschaffen hätte. Fehlt denn jede Einsicht und Sachlichkeit? Dann gibt es freilich keine Verständigung, denn es wären hier so verschiedene Grundansichten, die nie übereinstimmen würden.

Hier Persönlichkeit — Sache, dort ein Mischmasch von Sache und Person, wobei man nicht weiß, wo die eine anfängt und die andere aufhört; und hier gibt es kein Kompromisse zu schließen, sondern.... Aber davon wollte ich gar nicht sprechen.

Misch Orend

Ein offener Brief und seine Geschichte. Im Dezemberheft dieser Zeitschrift habe ich den Aufsatz von Hermann Plattner „Eine letzte Erwiderung an Klingsor" (Sieb.-D. Tageblatt) besprochen und darin auch vier unrichtige Auslegungen zurückgewiesen, die Plattner meiner Kritik am Tageblatt zuteil werden ließ. Es erschien mir notwendig, überdies seinen Lesern meine wahren Ziele durch eine Richtigstellung bekanntzumachen. Sie bezog sich auf die vier Äußerungen Plattners, deren erste mir unterstellte, ich hätte das Tageblatt zur öffentlichen Rechenschaftsleguug aufgefordert, während die anderen mir vorwarfen, ich wolle Plattner „als Person



Ernst Honigberger, Ruhe auf der Flucht, 1923

beseitigen" und die ältere Generation ebenfalls, und endlich: ich hätte eine Volksmenge, die mich unterstütze, „vorgetäuscht".

Die Geschichte der Richtigstellung und deren Folgen erzählt der nachgesetzte Offene Brief, den ich schließlich am 28. Dezember an Hermann Plattner richtete:

Geehrter Herr Direktor!

Sie haben in Ihrem Aufsatz „Eine letzte Erwiderung an Klingsor" (Tageblatt 21. Nov.) der Kritik, die ich und meine Zeitschrift in verschiedenen Aufsätzen am Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt geübt haben, mehrere unrichtige Auslegungen gegeben. Ich ließ Ihnen darauf durch meinen Rechtsanwalt eine Richtigstellung zugehen und Sie mit Rücksicht auf das Pressegesetz um deren Abdruck ersuchen, wobei Ihnen auch mitgeteilt wurde, daß ich Sie bei Ablehnung dieser Forderung auf Veröffentlichung klagen werde. Als Sie nun tatsächlich die Veröffentlichung verweigerten, reichte ich unter Zahl P 16268 vom 9. Dezember 1926 die Klage auf Abdruck meiner Richtigstellung beim Hermannstädter Bezirksgericht gegen das Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt ein.

Nun bin ich aber durch den Presseprozeß, den vor wenigen Tagen die Unzufriedenen gegen Sie geführt haben, zur Ansicht gelangt, daß selbst unpolitische sächsische Angelegenheiten nicht vor ein Gericht gebracht werden sollen, wenn die Gefahr politischer Auswertung durch die Öffentlichkeit nahe liegt. In der Atmosphäre nach jenem Prozeß ist diese Gefahr auch für mich persönlich vorhanden, da die größere sächsische Öffentlichkeit, die unseren Streit nicht genau kennt, mich in eine Linie mit ihren Prozeßgegnern zu stellen versuchen würde, bloß weil ich auch eine Klage gegen unser offiziöses Blatt eingebracht habe. Dies wäre für mich unerträglich.

Deshalb habe ich meine Klage zurückgezogen und ersuche Sie, da mir eine andere Möglichkeit, mich vor Ihren Lesern zu äußern verschlossen ist, diesen Brief aus Gründen der Billigkeit zu veröffentlichen.

Dr. Heinrich Zillich

Die Veröffentlichung dieses Schreibens lehnte Plattner mit der Begründung ab, der Brief sei geeignet den Eindruck hervorzurufen: daß Plattner mir die Möglichkeit zur Verteidigung willkürlich verschlossen habe und meine gerichtliche Klage unbedingt habe siegen müssen. Auch könne durch den Brief die Meinung erweckt werden, das Tageblatt als Volksorgan sei durch den Prozeß der Unzufriedenen so sehr geschwächt worden, daß ein gutgesinnter Volksgenosse es durch eine neue Klage nicht weiter schädigen dürfe. Er allerdings halte eine solche Auslegung für wenig gefährlich, denn das Urteil der Öffentlichkeit über den Prozeß sei klar; er wolle aber zu Mißdeutungen keinen Anlaß geben und auch deshalb den Brief nicht veröffentlichen. Im übrigen sehe er keinen Zusammenhang zwischen meiner Klage und dem Prozeß der Unzufriedenen. — Ich wohl auch nicht, aber eine Öffentlichkeit, die auf solchen Unsinn gebracht wird, tut es, denn sie denkt wie gedruckt. Versicherte mich das Tageblatt, nicht mehr als die Tatsache bekanntzumachen, daß ich auf Abdruck einer Berichtigung geklagt, gewonnen oder verloren habe, ließe ich den Prozeß wieder anlaufen, wenn inzwischen durch die sichere Erwartung, daß mein Offener Brief von Plattner veröffentlicht werde, die Klagefrist nicht verstrichen wäre.

Um mir entgegenzukommen, schlägt mir Plattner ein juristisches Schiedsgericht

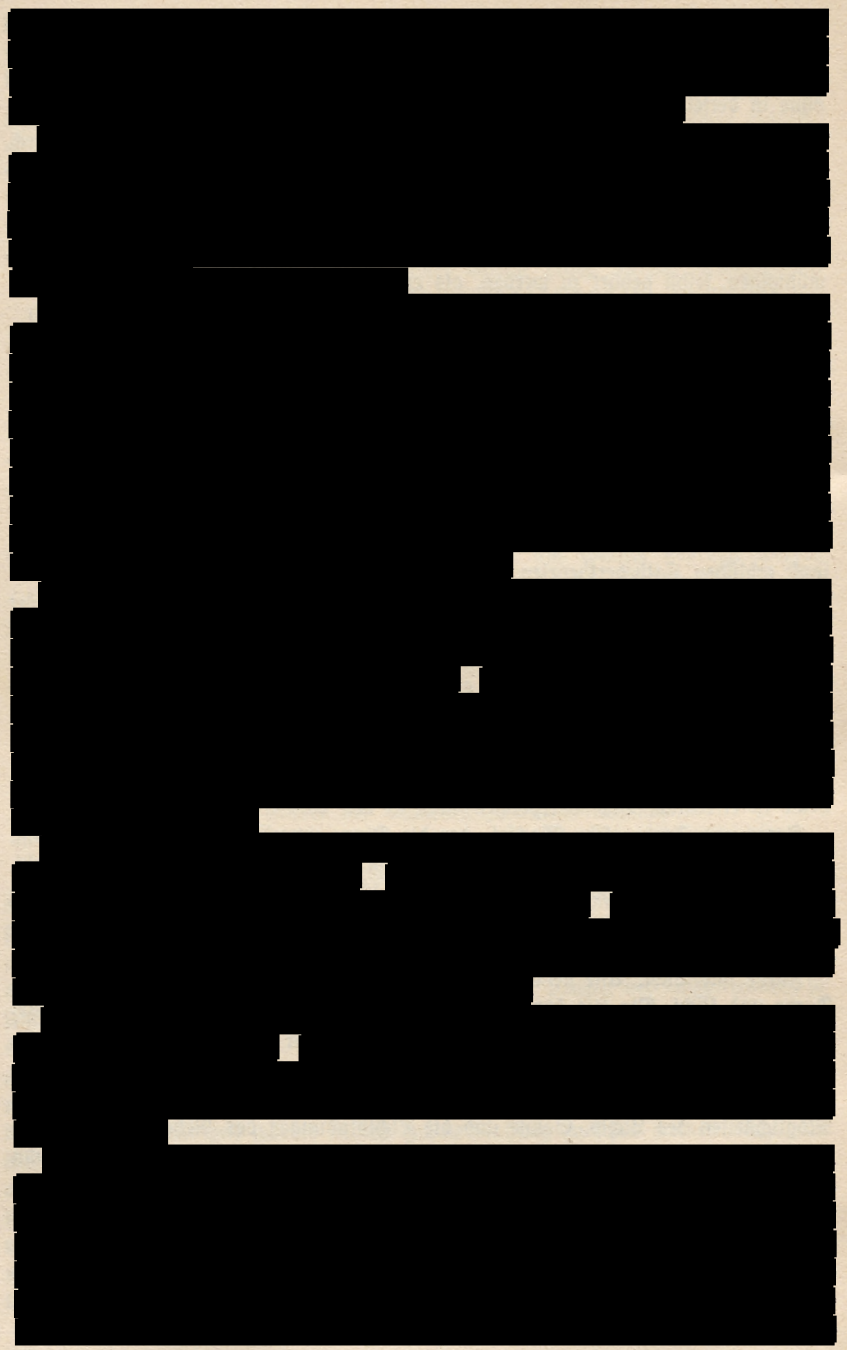
vor, das darüber entscheiden soll, ob ich die Richtigstellung seiner Auslegung mit Recht verlangt habe. Werde mir dies Recht zugesprochen, verpflichte er sich die Berichtigung zu veröffentlichen, doch ohne den Hinweis auf das Pressegesetz und nicht ohne in derselben Nummer dazu seinerseits Stellung zu nehmen.

Dies ist für mich unannehmbar, weil der Spruch des Schiedsgerichts dadurch, daß sich schon bei dessen Veröffentlichung Plattner dazu äußern darf, völlig unwirksam wäre, fiele er für mich aus. Meine Absicht, zu der Leserschaft, der Plattner über mich berichtet hat, selbst zu sprechen, wird durch diese Bedingung in jedem Fall zu meinen Ungunsten ausfallen. So bleibt mir nur noch übrig, meine Bemühungen, selbst gehört zu werden, als erfolglos zu betrachten und einzustellen.

Heinrich Zillich

Heinrich Schunn

[redacted]



[redacted]

Es

Fritz Holzträger

Die erste Beethoven-Gedenkfeier in Kronstadt. [redacted]

[redacted]

Dr. Egon Hajek

Ausstellung Eduard Morres in Kronstadt. Eine kleine Atelierausstellung im Dezember vorigen Jahres. Nichts Stürmendes, nichts Unerwartetes in den Bildern. Folgerichtigkeit in der Ausreifung des Talentes ist der Stempel der Ausstellung. Als Interpret der landschaftlichen Schönheiten seiner Heimat in ihren glücklichsten Augenblicken, hat Eduard Morres mit Verwendung von Temparafarben eine oft unerhörte Leuchtkraft und Klarheit in seine Bilder hineinbekommen. Und seine Bauerngestalten? Auch hier liegt deutlich die ansteigende Linie, die größere Losgelöstheit von den technischen Hemmungen und somit die Gewähr für eine immer vollkommenere Lösung des gestellten künstlerischen Problems. Dr. Alfred Witting

Schäßburger Kunstflausen. Da hat das Sieb. D Tageblatt einen Vertreter in Schäßburg, der über die künstlerischen Ereignisse der Stadt berichtet, einen Kenner der Künste. Daß er auch Gespensterseher ist, wußte man bisher nicht. Für den 12. Januar war ein Konzert Prosteanus in Schäßburg angekündigt. Der Künstler betrat den sehr schwach besuchten Raum, sah sich um, schüttelte seine Mähne und schritt wieder hinaus. Die wenigen Kunstfreunde verkauften ihre Eintrittskarten der Kasse. Zwei Tage später schon bringt das Tageblatt (Nr. 16065) folgendes: „Paganini-Abend des Geigenkönigs Prosteanu bot den Besuchern dieses Konzertes am Mittwoch den 12. Januar Gelegenheit, die fabelhafte Technik dieses siebenbürgischen Künstlers zu bewundern."

Das kritische Gewissen des Berichterstatters ist zu loben, mehr noch die Fixigkeit im Zeitungsdienst. Es mag schon ein Wunder an Schnelligkeit sein, ein Ereignis zu beschreiben, ehe es eingetreten ist. Aber das ist nichts gegen die Fähigkeit, ein Ereignis zu beschreiben, das überhaupt nicht eingetreten ist. Und am allergrößten ist das Kunststück, ein Ereignis früher zu beschreiben, als es nicht eingetreten ist.

Heinrich Zillich

Neue Bücher und Schriften

Andreas Reischeck. Sterbende Welt. Zwölf Jahre Forscherleben auf Neuseeland Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1924.

Dieses Buch, das der Verlag in kurzer Zeit zweimal auflegen konnte, ist wohl ein Standardwerk der wissenschaftlichen Naturschilderung zu nennen. Nur wenige Werke dürfte es in der einschlägigen Literatur geben, die, wie dieses, eine so schöne und befreiende Wirkung auf den Leser auszuüben vermöchten: in Größe, Reinheit und Menschlichkeit. Von einem Dichter wurde es geschrieben, der nebenher ein Gelehrter von Weltruf war, und dieses wurde, trotzdem er, der anfängliche Bäckergehilfe, sich in Österreich emporarbeiten mußte.

So ist auch sein Werk Dichtung bis zum letzten Wort, von Blut durchpulst wie etwas Lebendes. In jeder Zeile spürt man die natürliche Bildkraft und Sinngestaltung, Erbteile des bäuerlichen Volkes, dem Reischek entstammt. Das Zentrale des Werkes ist die glühende Liebe zur Natur und zu den Naturvölkern. Diese Liebe hieß Reischek für zwölf Jahre Heimat und Familie aufgeben und nach dem fernen Neuseeland auswandern. Was er dort gesehen und erforscht hat, in jener seltsamen paradiesischen Welt, in der sich die Fauna der Vorwelt in lebenden Geschöpfen am reinsten erhalten hat, das dichtet er in diesem Buche. Es gibt viele Stellen darin, bei denen man — versunken in Gedanken — entzückt verweilt: bei den Schilderungen der riesigen Urwälder, der edlen Maori, der Tier- und Pflanzenwunder, der Geysirs, der neuseeländischen Alpen usw. Das Buch hinterläßt einen sehr tröstenden und kräftigenden Eindruck: den, einen weisen und wahrhaften Menschen kennen gelernt zu haben.

Reischek schrieb sein Werk englisch nieder. Sein Sohn übersetzte es und gab es heraus. Der sehr verdienstvolle Verlag Brockhaus, dessen Publikationen überhaupt eine deutsche Kulturangelegenheit sind, stattete das Buch auf das sorgfältigste aus. Es besitzt 94 bunte und einfärbige Abbildungen und 2 Karten. Druck und Einband sind vorbildlich schön. Der Preis (G.-M. 15·—) ist sehr niedrig gehalten.

„Sterbende Welt" sei speziell Schulbibltotheken zum Ankauf bestens empfohlen.

Otto Basil

„Der Brenner", Zehnte Folge. Herausgegeben von Ludwig Ficker; Brennerverlag, Innsbruck.

Über Charakter und Bedeutung dieser bemerkenswerten und von hohem ethischen Veranwortungsgefühl getragenen Zeitschrift habe ich mich an dieser Stelle bereits einmal geäußert. Ich darf mich somit auf die Besprechung des Inhalts beschränken. Anfang und Ende des neuen Heftes bilden — wenn von dem kurzen Nachtrag zu den Briefen Georg Trakls abgesehen wird — zwei große Aufsätze, die von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus in der Hauptsache eigentlich das gleiche Thema

behandeln, nämlich die Beziehung der reinen Lehre Christi zur katholischen Kirche. Ferdinand Ebner, der Verfasser des ersten Aufsatzes „Die Wirklichkeit Christi", vertritt streng protestantisch das Offenbarungsmysterium in seiner ganzen Paradoxie gegen die weltzugewandte Öffentlichkeit der römischen Kirche wie gegen die subjektive Mystik der idealistischen Philosophie und jede bloße „Menschenweisheit" überhaupt. Das Fleisch gewordene Wort, das den Menschen aus wirklichster Wirklichkeit heraus anspricht und von ihm gleichfalls angesprochen werden soll, steht im Zentrum einer rücksichtslos folgerichtigen Gläubigkeit. Neben der tiefen christlichen Religiosität Ebners wirken die Ausführungen Carl Dallagos in der Betrachtung „Die rote Fahne", obgleich auch hier Christus in den Mittelpunkt gestellt wird, wie edles Heidentum, das die humanitäre Oberfläche der evangelischen Lehre nicht zu durchdringen vermag. Bei Ebner bedeutet Christentum das ganz Neue und ganz Andere, das Einzige und Unvergleichliche, bei Dallago hingegen bloß die „Vollendung des Geistigen und Religiösen von jeher". Der Vorzug erscheint damit zum bloß quantitativen und graduellen herabgesetzt, die Lehre Jesu wird geläuterte Naturreligion. Selbstverständlich bleibt die verehrungswürdige Reinheit und unbedingte Ehrlichkeit Dallagos durch diese Feststellung unangetastet. Unseren schon einmal erhobenen Vorwurf aber, gegen den übrigens Dallago in seinem Aufsatz polemisiert, den Vorwurf nämlich, daß er den Jenseitscharakter des Christentums nicht genügend klar erkannt habe, müssen wir auch diesmal wiederholen. Mit der „roten Fahne" — und wäre das Symbol auch in noch so sehr übertragenem Sinn zu verstehen — hat das Christentum gar nichts, aber auch schon wirklich gar nichts zu tun, ebensowenig wie mit Humanität, dieser rationalistischen Mißdeutung der Nächstenliebe. In meiner letzten Besprechung habe ich bemerkt, der „Brenner" strebe eine Synthese aus Kierkegaard und Karl Kraus an. Es läßt sich unschwer feststellen, nach welchem dieser beiden Pole Dallago im Gegensatz zu Ebner tendiert. — Paula Schlier, eine neue Mitarbeiterin stellt sich vor mit einer Reihe von Traumskizzen, „Das Menschenherz". Die Skizzen verraten in ihrer überzeugenden Wiedergabe der Traumstimmung, des Wirren und Alogischen ein starkes Talent. Leider bleiben sie aber auch zumeist im bloß Alogischen stecken, und das im tieferen Sinn Logische, das als Hintergrund des Taumels der Geschichte deren Niederschrift erst rechtfertigen würde, blitzt nur selten durch. Auch wo es durchblitzt, wie zum Beispiel in der Skizze „Das Elend", fühlt man sich versucht an einen Zufall zu glauben. — Die Dichtung Anton Santers „Passion und Ende des zwiespältigen T." (Trakl?) ist nicht nur Gedankenlyrik, sondern geradezu Grübellyrik, Selbstzersetzungslyrik. Der Ernst dieser Dichtung steht auch für mich außer jedem Zweifel, aber den Grund für ihre fast restlose Unverständlichkeit kann ich doch unmöglich nur bei mir sebst suchen. Vor den Augen ihres Schöpfers mögen die Verse vollkommen gerechtfertigt dastehen. Es fragt sich nur, ob eine in diesem Grad subjektive Begrifflichkeit auch dem unvorbereiteten Leser zugemutet werden darf. — Josef Leitgeb endlich verdichtet in den vier Abschnitten seines Beitrages „Gestaltung des Jahres" die Jahreszeiten zu mythischen Figuren und weiß diesem oft in ähnlicher Weise behandelten Thema neue Töne und neue Farben zu geben.

Erwin Reisner

Frans Masereel. Mein Stundenbuch. Ein Bilderroman in 165 Holzschnitten mit Einführung von Thomas Mann. — Frans Masereel. Die Sonne. 65 Holzschnitte mit Einführung von Carl Georg Heise (Kurt Wolff Verlag, München).

Es ist an der Zeit, daß der große flandrische Holzschneider auch bei uns bekannt werde. Solange seine Holzschnitte nur in Liebhabermappen lagen, konnte dies nicht gefordert werden. Nun ist durch diese billigen Volksausgaben die Möglichkeit gegeben, sie zu erwerben und damit nicht bloß den Anschluß an einen bedeutenden Künstler zu finden, sondern auch an eine Weltanschauung tiefster, freiester und vorurteilslosester Menschlichkeit, die an jedes gesunde Herz greift. Diese Romane in Bildern verlangen vom Betrachter tatsächlich nichts weiter als ein offenes Herz. Sie sprechen durch ihre Klarheit in jeden hinein. Da ist das Stundenbuch (und das andere ist ähnlich): das Leben eines Mannes rollt ab, wie es Tausende verstehen, unter Leiden, Freuden, Unsinn und Erkenntnis und als Ergebnis bleibt fast ein Gelächter, ein Fliehen aus der Welt in das große Weltherz hinein, vor dessen Majestät der Wanderer sein Menschenherz zertritt, um ewig weiter durch das Ewige zu wandern. Meine knappe Schilderung gibt den Kern des Buches arg vergröbert wieder. Man sehe und erlebe es selbst, denn hier sind Worte überflüssig, besonders nach der Einführung Th. Manns. Daß aber jene einfache Wirkung eintritt, verdanken wir der Einfachheit dieser Holzschneidekunst, dieser geraden, von innen erleuchteten Zeichnung, die keiner Nebensache verfallen voll Bewegung ist und voll Seele.

Greifenkalender 1927. (Greifenverlag zu Rudolstadt in Thüringen). Zum achtenmal erscheint dieser Abreißkalender, den ich jedem Hause wünsche, damit von ihm unmittelbarer als durch Erklärungen täglich ein Strom dessen ausdringe, was die Kunst heute zum Inhalt hat. Jedes Abreißblatt trägt eine Zeichnung, einen Holzschnitt oder ein Gedicht der bedeutendsten deutschen Künstler der Gegenwart. Die Auswahl ist tendenzlos, wenn nicht die Absicht dem Leben und der Kunst zu dienen, eine edle Tendenz ist. Der Kalender ist billig und schön. Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

Die Bildbeilagen dieses Heftes sind von Ernst Honigberger, dem Kronstädter Künstler, der in letzter Zeit in Berlin größere Erfolge hatte Sein Schaffen gelangt in dem Werke Oscar Walter Cisecks, Die jungen sieb.-sächs. Maler, das demnächst im Klingsorverlag erscheint, zur eingehenden Darstellung.

Druckfehlerberichtigung. Im Januarheft soll das letzte Wort des 2. Spruchs auf Seite 19 statt „Gabe" richtig „Habe" lauten.

Veranstaltungen unserer Geschäftsstelle
unter Leitung von G. Ongyerth

21. Februar: Klavierabend **Béla Bartok** in Kronstadt.

24. Februar: Vortrag von Sanitätsrat Dr. Scholz vom Kneipp-Bund Wörishofen.

26. Februar: Klavierabend Edith Pap-Kovács (Budapest) in Kronstadt

Ende Februar: Tanzabend der Schwestern Wiesenthal mit neuem Programm in mehreren Städten.

März: Vortragsreise **Karin Michaelis.**

26. März: (100. Todestag Beethovens). Aufführung unbekannter Werke Beethovens durch den Schülerkirchenchor mit Gesangs- und Instrumentalsolisten unter Leitung von Musikdirektor Bickerich in der Schwarzen Kirche zu Kronstadt.

Verantw. Schriftleiter: **Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov)** Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
4. JAHR MÄRZ 1927 HEFT 3

DER WOHLTÄTER

Der erste Auftritt des 2. Aufzuges aus einem unveröffentlichten Schauspiel von HANS LIENERT

Otto Rainer, ein junger Landlehrer, verheiratet mit Marie, der Tochter des Kirchenkurators seiner Gemeinde. — Else Wittmer, eine junge Hilfslehrerin, vertritt an der Dorfschule einen eingerückten Lehrer. — Sonntag im Juni, gegen Mittag. — Zimmer Ottos.

OTTO *(sitzt sinnend am Schreibtisch).*

ELSE *(kommt herein und sieht sich erst im Zimmer um, als ob sie Marie suchte).* Bist du allein?

OTTO *(steht rasch auf und reicht ihr die Hand).* Allein, — du weißt es doch.

ELSE Nein. Ich dachte....

OTTO Du wusstest doch, dass Marie nicht da ist.

ELSE *(sieht ihn fragend an).*

OTTO Du kommst doch, weil du weisst, dass ich allein bin. Du willst zu mir....

ELSE Ich weiss nicht, wie du sprichst. Es klingt so eigen....

OTTO Nimm Platz, bitte.... komm! *(gibt ihr einen Stuhl, dem seinen gegenüber).*

ELSE Am liebsten möcht ich umkehren... Deine Nähe beengt mich plötzlich, Otto... Ich fühle mich so unfrei.

OTTO *(sieht sie an, fast freudig).* Ahnt ich's doch! Wusst ich's! Nein, du kehrst nicht um. Du bleibst....

ELSE Was hast du nur?



Hans Lienert

OTTO Nichts, als was ich haben musste: dein Kommen, deine Gegenwart, deine Nähe .... *(nötigt sie zum Sitzen).*

ELSE Wieso musstest du?

OTTO Kann ich's erklären? Ich weiss es nur. Woher und warum? — kann ich nicht sagen. *(Setzt sich ihr gegenüber.)*

ELSE *(sieht ihn mit grossen Augen schweigend an).*

OTTO *(nach einem Weilchen)* Du bist mir seit gestern vormittag ausgewichen.

ELSE Ich habe dich nicht gesehn .... ausser heut in der Kirche.

OTTO Nein. Du bist mir mit voller Absicht aus dem Weg gegangen.

ELSE Hab ich das getan ....? Wie kannst du glauben ....?

OTTO Wenn ich glauben wollte, könnte ich betrogen sein. Doch hab ich einen besseren Boten: ich habe gefühlt, — mit allen Nerven, bis in die feinste Spitze.

ELSE Und die Gefühle ....

OTTO *(fällt ihr ins Wort, mit Gewissheit im Ton)* .... können nicht lügen! Wie ein Magnet mit seinem ganzen Wesen zu einem Punkte strebt ....

ELSE Mein Freund, dein Bild ist falsch. Du sprichst von Dingen, die nicht wirklich sind.

OTTO Nicht wirklicher, als Tatsachen sein können. Du bist bei mir ....!

ELSE Ich kam .... *(verstummt vor seinem Blick und gibt sich allmählich innerlich gefangen).*

OTTO Du kamst. Und eh du kamst, sass ich allein.

ELSE *(sucht noch letzte Ausflüchte).* Ich wollte mich erkundigen nach dem Schicksal eures Gesuches.

OTTO Und wusstest doch genau, dass die Sitzung zur Stunde noch andauert. Du sassest am Fenster .... *(hält etwas inne und sieht sie an).*

ELSE *(widerstandslos, wie unwillkürlich)* Ja ....

OTTO *(entblösst sie in seinem Siegerglück innerlich nun doch zu stark)* Du sassest am Fenster. Du wusstest, dass die Presbyter den Pfarrhof noch nicht verlassen hatten. Aber du konntest nicht abwarten. Du kamst zu mir....

ELSE *(mit plötzlicher Selbstbesinnung, ruckhaft, steht auf)* Nein, Otto, so kann ich nicht....

OTTO *(lächelnd erregt, nötigt sie auf den Stuhl zurück)* Bleib ruhig, Else; du kannst. Ausserdem kann man Tatsachen nicht rückgängig machen.

ELSE *(etwas verwirrt, in Erwartung, was er wohl meinen könnte).* Du sprichst von Tatsachen....

OTTO Ich sass vorhin allein; ich horchte in mich, — denn ich muss doch endlich wissen, welche Töne echt sind und welche falsch. Ich muss den Mut dazu haben. Da hörte ich mein Herz, — nicht bildlich, weisst du, — nein: den faustgrossen Muskel in meiner Brust, der in seinen Schlägen mein Leben trägt, — und ich hörte Glockentöne; das Ohr gab sein Pochen als Ton wieder, nicht als einfachen, sondern als ein Farbengemisch von Klängen, so wie von einer Glocke, — wie wir das Läuten hören. Ich hatte eben an dich gedacht; ganz eindringlich und mit Verlangen. Und plötzlich wusste ich: das Läuten, das ich hörte, galt dir. Es war ein Rufen nach deiner Gegenwart; ich wusste: sie kann's nicht überhören. Diese Wellen treffen auf gleichgestimmte Saiten, die mitschwingen müssen. Und dann wird sie kommen, — weil sie kommen muss....

ELSE *(überwindend, beginnt sieghaft-mitleidig zu lächeln, aber mit Rücksicht).* Die Traumsucht hast du, mein Freund, — wie deine Frau....

OTTO Marie?

ELSE Die sich einsame Stunden mit Gaukelbildern füllt, wie du....

OTTO Wenn's eine Sucht ist, Else *(hingerissen)*, schön ist sie! Wunderschön, wenn sie Träume so zu Wirklichkeiten wandelt.

ELSE *(viel nüchterner, klarer).* Aber sehr gefährlich, wenn sie Trugbilder gaukelt, die der Tag zerschlägt. Man kann erwachen und hat dem Glück den Rücken zugekehrt.... man starrt ins Leere.

OTTO Vor deiner wirklichkeitvollen Gegenwart, — was soll der Käutzchenruf?

ELSE Warnen soll er, Otto, — bitten....

OTTO Für deine Freundin?

ELSE Für dich! Sie braucht es nicht; sie findet eher den Boden wieder.

OTTO Für mich also?

ELSE Bei dir! Du verlierst dich.

OTTO Darüber habt ihr gestern gesprochen. Ihr wart so still, als ich aus der Schule kam.

ELSE Nein. Ich hab dich für einen Mann gehalten. Jetzt seh ich, dass du ein Träumer bist.

OTTO Und doch habt ihr darüber gesprochen. Du willst dich wenden. Du willst Tag spielen und Träume verscheuchen.

ELSE Weil ich selber wach geworden bin, — durch die Liebe einer Frau, — deiner Frau, Otto....

OTTO *(glaubt die Erklärung für Elses Worte gefunden zu haben).* Sie hat dir den Brief gezeigt....

ELSE *(sieht und schweigt),*

OTTO Der Brief, der uns verleumdet....

ELSE Nein.

OTTO Der uns Gemeinstes zutraut und Marie verhöhnt.

ELSE Sie hat den Brief?

OTTO Seit gestern früh.

ELSE Gestern früh?

OTTO Eh du bei ihr warst.

ELSE Nein, — sie sprach nicht darüber. Das konnte sie wohl nicht. Dazu wäre sie wohl nicht fähig.

OTTO Nein, dazu nicht. Du kennst sie gut, — zu einer leidenschaftlichen Äusserung oder Tat ist sie nicht fähig. Keinem gegenüber ....

ELSE Sehnst du dich darnach?

OTTO Wie man sich sehnt nach einem Beweis seines Wertes. Nicht mehr. Wäre sie eifersüchtig ....

ELSE Das ist sie nicht.

OTTO Nun eben; wenn sie's wäre, so müsste sie doch eine Spur von Besorgnis zeigen. Wie kann ihr mein Besitz so sträflich sicher sein?

ELSE O du verkennst sie. Sie ringt um dich.

OTTO Mit Blumen, mit Blicken, mit Worten, — das sind Waffen verliebter Mädchen. Ich will die Frau, — und von der Frau verlange ich die Tat, die bezwingende ....

ELSE Wie hart ihr Männer seid! Hat die Frau denn eine grössere Tat als ihre Liebe, in der sie alles gibt?

OTTO Aber das tägliche Gleichmass dieser Liebe macht gleichgültig, tötet das Gefühl für ihren Besitz, tötet den Stolz darüber ..... Da müssten Wellen dieser Liebe rollen, Täler und Berge, Versinken und Aufschwung ....

ELSE Undankbar bist du, Otto. Fühlst du denn nicht, dass dies Gleichmass erst der Liebe Wert verleiht? — dass Marie dich darein hüllt, wie in eine Wolke von Glück?

OTTO .... und dass ich darin ersticken muss, weil kein frischer Hauch diesen Schleier einmal zerreissen kann. Je mehr ich diese süsslichen Bande fühle, umso ungestümer drängt's mich hinaus; mein Gaumen lechzt nach Herbigkeit .... Vielleicht ist's Frevel, so zu sprechen ....

ELSE .... so zu fühlen, Otto, — ganz gewiss. Und was dich dazu treibt, ist das Unbehagen über dein eigenes Wesen. Du wünschest den Widerschein deines Innern bei Marie zu finden, — sonst könnte das dein Ernst nicht sein.

OTTO *(staunt und lächelt).* Dass du mir dies sagen kannst, Else, freut mich ungemein. Jedes Wort beweist mir, dass du Blick hast für mich, dass du mich verstehst. Und wenn's

auch etwas tadelnd und sittenrichterlich klingt, was ich hören muss, — wir wissen ja: verstehen heisst verzeihen.

ELSE Du fühlst dich verstanden, — welche Beruhigung für mich! Nun seh ich, dass sie recht hat.

OTTO Marie?

ELSE Dass sie dein Wesen richtig begreift, dass sie die Runen deiner Seele richtig deutet, — denn sonst wäre der Schlüssel falsch, den sie mir gab.

OTTO Marie? Das ist nicht möglich. Der ich ein Rätsel bin vom ersten Tage her? Wie eine Nachtwandlerin erscheint sie mir, — so geht sie neben mir....

ELSE Und ist eine Hellseherin von seltener Gabe. Sie versteht dich, und darum übt sie an dir die Geduld des Verzeihens. Und ich weiss es wie sie: du wirst umkehren und ohne Übersättigung die Fülle ihrer Liebe nehmen.

OTTO Dies glaubst du, Else?

ELSE Heilig, Otto.

OTTO Dann tut's mir leid, — dann teilst du ihren Irrtum. Denn was mich zwingen müsste, ist nicht Erkenntnis, nicht schwächliches Schmachten, — mich sättigt nur die Leidenschaft einer Tat, — und diese fehlt ihr. Dieser Mangel ihres Wesens verschliesst mich ihrem Verstehen. Wir sind zwei Hälften, die nie ein Ganzes geben können.

ELSE Wie aber, — wenn du irrtest? Wenn du nur durch falsche Einstellung solchen Schein erwecktest? Und wenn du selber die Tat noch schuldig wärest, die du von ihr erwartest, damit die Einstellung vollkommen sei?

OTTO Dass ich diese Tat noch schulde, macht mich elend. Aber der Wechsel ist fällig und er soll nicht verlängert werden. Ich will bar zahlen und die Welt wird staunen über meine Münze.

ELSE Die Welt? Ich dächte, hier sprechen zwei Herzen heimlich miteinander.

OTTO Was sie sagen, werden Abschiedsworte sein. Ich habe das Tor der Freiheit aufgestossen.

ELSE Dazu bist du entschlossen?

OTTO Das soll meine Tat sein. Ich trage sie seit langem reif bei mir. Diese Stunde hat sie zum Licht geboren.

ELSE Dann muss ich sagen, dass dir diese Stunde log, mein Freund.

OTTO Worte lügen, Else, Menschenzungen. Tatsachen zwingen mit der Kraft der Wahrheit. Du liebst mich, Else.

ELSE *(sehr ruhig, innerlich fest).* Wenn ichs dir leugnen wollte...

OTTO Wär's vergeblich. Marie muss es wissen. Du liebst mich eifersüchtig.

ELSE Und was folgerst du daraus?

OTTO Dass Quellen des Verstehens in dir aufrauschen müssen, wenn ich sie berühre. Dass sie leidenschaftlich strömen werden und Kraft gebären zur bezwingenden Tat....

ELSE *(erregt, doch überlegen und beherrscht).* Du kennst mich, Otto, und sollst nicht betrogen werden. Auch mein Wechsel ist fällig geworden, ich will ihn einlösen. Darum wirds meine Tat sein, dass ich eure Lebenskreise völlig verlasse. Diese Stunde hat auch mir Klarheit gegeben, — ich danke dir, mein Ereund!

OTTO Du könntest...?

ELSE Sei gewiss, ich kann. Du machst mich stark dazu. Ich bin nun nicht mehr Lehrerin, — du hast mich zur Schülerin gemacht. Und so will ich im Herbst nach Deutschland, das Glück geniessen, Schülerin zu bleiben. Ich will zur Hochschule, und wenn ich nach Jahren wiederkomme....

OTTO .... wird alles aus sein, meinst du? Nein, Else, — nun erst recht! *(fasst ihre Hände und will sie an sich ziehn).*

ELSE *(wehrt ihn ab).* Du bist verwirrt, mein Freund. Zerschlage nicht in Blindheit, was du eben heilig in mir schufst. Wir leben in der Welt der Menschen, — hör, man kommt...

OTTO *(lässt sie verwirrt los, da man Schritte hört).*

ELSE *(tritt an den Schreibtisch und bleibt ruhig stehn),*

Es wird angeklopft.

Abendlied

Von Ludwig Áprily aus dem Ungarischen übersetzt von Otto Folberth

Drinnen vor der Ofenglut
saß ich zwischen meinen Söhnen,
als der Abend kam: ein Bettler
braun und blind, mit Tränen-Stöhnen.
Draußen schwoll des Sturmes Wut
brausend an zu Prasselhöhnen.

Meiner Söhnchen schlanke Leiber
faßte ich mit beiden Armen.
(Rückwärts loderten die Schatten
dreier Körper an der Wand).

Und bald sang der Abend Lieder,
Grimm'sche Märchen ihnen bald.
Draußenher der Windsbraut wehe
dumpfe schwere Klage hallt:

Werden ihnen Frühlingssonnen
neuer Welten gehen auf?
Werden einmal sie ergreifen
Höchstes in der Lichter Lauf?
Oder rafft der Nebelwirbel
all' ihr Sehnen mit sich fort:
und gebrochenen Flügels brechen
ihnen Träume stets das Wort?

Blieb etwa im Dornendickicht
steilen Pfads verletzt ihr Mut?
Und auch ihre wunden Füße
stampfen ach, durch Blut, durch Blut?

Drinnen vor der Ofenglut
saß ich zwischen meinen Söhnen,
als die Riesenschlange schnellte
aus der Flammen steilem Stöhnen.
Meiner Söhnchen schlanke Leiber
faßt' ich furchtsam mit den Armen,
(hoch wuchs hinter uns der Schatten
unsrer Körper an der Wand).

Nachtalp ächzte, alter Qual
schmerzverwandt rief Käuzchens Ton;
rückwärts aber schicksalsdunkel
rang im Schatten Laokoon.

Vom Werden und Wesen des sieb.-sächs. Bauerntums

Von Friedrich Müller-Langenthal

(Fortsetzung)

Gleich dem Glaubensleben wird das ästhetische Bedürfnis und die künstlerische Betätigung des sieb.-sächs. Bauern durch den einförmigen schweren Lebensrhythmus bestimmt, der all' sein Tun beherrscht. Man muß dabei bedenken, daß die sieb.-sächs. Bauern eben Bauern in Reinkultur sind, die jeden Rest von Hirtentum in sich unterdrückt haben — auch eine Kontrastwirkung aus dem Verhältnis zu den anderen Landeseinwohnern —. Werden doch selbst für die Gemeindeherden gewöhnlich nichtsächsische Hirten zeitweilig in Dienst genommen. Und wenn es einmal Sachsen sind, so handelt es sich um Gescheiterte oder Minderbegabte, auf deren Tun und Lassen man herabsieht. Man wird aber finden, wenn man der Sache nachgeht, daß die Betätigung des Hirten mit ihrer Naturverwachsenheit — einer Verwachsenheit mit der Natur ohne systematische Eingriffe zu deren Umgestaltung! — sowie mit ihrer Überfülle an träumerischer Muße der Volkskunst günstig, ja, sofern die älteste Volksdichtung und Volksmusik in Betracht kommt, wohl ihr eigentlicher Born ist. Auch im kunstsinnigen Bauerntum anderer Länder und Gebiete dürfte der Rest an Hirtenbetätigung bestimmend sein, der mit der Landbestellung in verschiedenem Mischungsgrad verbunden bleibt und die Anreize und Gelegenheiten zum Fortbau an der überlieferten Volksdichtung und -musik schafft, bzw. die Stimmung dafür lebendig erhält.

Auch von dem aus Liedern und Schöpfungen der Handwerksburschen, Jahrmarktssänger u. dgl. Übernommenen ist durch den sieb.-sächs. Bauern recht wenig dauernd behalten worden. Wie sein geringes originelles Erbe an Volksliedern hauptsächlich die Waisenlieder kennzeichnen, so hat er, wenn er übernahm, das ausgewählt, was seinen schweren Lebensrhythmus nicht störte oder was durch die Gemeindefrömmigkeit empfohlen oder gestützt wurde. Es genügt, zur Kennzeichnung auf das Totentanz-Spiel „Der König und der Tod" hinzuweisen. Als nach Aufhebung der Zünfte und besonders nach der Zerstörung des alten Gewerbes durch den österreich-ungarisch-rumänischen Zollkrieg das wandernde Handwerksburschentum von den Landstraßen Siebenbürgens verschwunden war, versiegte das Volkslied in den sieb.-sächs. Dörfern fast ganz, es konnte auch durch Soldatenlieder, die mitgebracht und wieder vergessen

wurden, nicht lebendig erhalten werden, so daß man in den Kreisen der Gebildeten schließlich das Bedürfnis empfand, der Volkspoesie durch Schöpfungen von obenher Flügel zu machen. Es ist kennzeichnend, welche dieser Kunstvolkslieder volkstümlich geworden sind. Ich komme zu Schulbesuchen viel herum und habe überall die Beliebtheit von „Um Honterstreoch" und „Sangtuchskleok, wai klanjst da def" feststellen können. Die Töne der Klage und Schwermut, die diesen Liedchen den Weg zum Herzen des sieb.-sächs. Volkes geöffnet haben, passen zu den Waisenliedern und zu dem Totentanz-Spiel „Der König und der Tod".

Die Armut an lebendig gebliebenen alten Volksliedern ist ganz überraschend, wenn man dabei die außerordentliche Sangesfreude in den sieb.-sächs. Dörfern in Betracht zieht. Meine Kindheit fiel in jene Zeit, wo das Volkslied fast versiegt war und die neuen Kunstvolkslieder noch nicht den Weg zu meinem Heimatort gefunden hatten, dessen Schule infolge ständigen Lehrerwechsels und -mangels schlecht bestellt blieb. Da habe ich nahezu an allen schönen Sommerabenden und im Winter beim Vorbeigehen an „Rockenstuben" immer wieder „Es blühen Rosen, es blühen Nelken" singen gehört. Auf die Aufforderung: „Kut mer sonjen!" stimmten die anerkannten Sängerinnen dieses Lied an, das eben das Lied war; und wenn ein Bursche ein neues Lied „vom Militär" mitgebracht hatte, wurde, wenn es gesungen werden sollte, dieser Umstand vorher immer besonders angekündigt; diese Soldatenlieder sind meines Wissens alle bald wieder der Vergessenheit anheim gefallen. Bei Hochzeiten in meiner Heimatgemeinde habe ich noch ein balladenmäßiges Lied gelegentlich gehört, dessen Herkunft mir unbekannt geblieben ist, es ist aber nur Einzelnen, mit besonderem Gedächtnis dafür Begabten, bekannt und nicht Gemeingut.

Der Widerspruch, der in der großen Sangesfreude und der erstaunlichen Armut an eigenwüchsigen Volksliedern gegeben ist, scheint sich mir folgendermaßen zu erklären. Es sind neben dem Mangel an poetischem Geist und besonders an poetischer Stimmung, der ein Bauerntum in Reinkultur kennzeichnet, die starke Gemeindefrömmigkeit und die Veranstaltungen zu ihrer Erweckung in Kirche und Schule in Betracht zu ziehen. Das sieb.-sächs. Volk ist von jeher ein Schulvolk gewesen. Die Ausbildung für den Gesang im Gemeindegottesdienst und für kirchliche Aufführungen war immer sehr intensiv. Noch heute achten sächsische Bauern, wenn sie einen Lehrer

anstellen, hauptsächlich darauf, ob er musikalisch und imstande ist, den Bläserchor („Adjuvanten", „Turner") auszubilden und zu leiten. Die Leitung des Sanges durch technisch Geschulte und seine eindringliche Verkettung mit kirchlichen Feiern, hat jedenfalls fortdauernd den Mut bäuerlicher Dilettanten, produktiv hervorzutreten, eingeschüchtert; und wo er doch hervorgetreten sein mag, dürfte die Stimmung des Bauerntums in Reinkultur dafür wenig aufnahmefreudig gewesen sein. Die vom schweren Lebensernst sanktionierten sanglichen und poetischen Bedürfnisse konnten bei der Organisation der sächsischen Gemeinde im gegebenen Fall leicht von technisch Geschulten befriedigt werden. Wenn man die z. B. bei Hochzeiten gebrauchten feierlichen Reden, die sich in handschriftlicher Überlieferung forterben, näher ansieht, erkennt man unschwer den Geist des „Schulmeisters" (der alte volkstümliche Ausdruck für den Schulleiter), der sie einst verfaßt haben mag. — Wir begegnen eben hier wiederum dem überragenden Einfluß der Gemeinde und ihrer Organisation.

Die Betätigungsmöglichkeit des sächsischen Bauern in darstellender Kunst ist mit dem Aussterben der alten Holzbaukunst, das sich jetzt rasch vollzieht, im Schwinden, denn die Nüchternheit seines Gottesdienstes seit der Reformation hat die religiöse Quelle dafür verstopft. Hier geht viel Niederschlag eigenwüchsiger Volkskunst dahin, wenn man nicht durch Sammelarbeit dringend dem gänzlichen Verlorengehen vorbaut. Wieviel künstlerische Kraft auch in diesem durch seinen schweren Lebensrhythmus und durch seine Gemeinschaftsverwachsenheit in entgegengesetztem Sinn spezialisierten Bauerntum noch steckt, kann erkennen, wer auf die Ausprägungen seiner Holzbaukunst dort achtet, wo sie noch lebendig ist. Ich nenne als Beispiel das rein sächsische Dorf Deutsch-Zepling, weil vielfach die irrige Meinung besteht, diese Holzbaukunst sei entlehnt. Zu dieser fehlgehenden Auffassung hat der Umstand beigetragen, daß die Ornamentik an nichtsächsischen Holzbauten, besonders an denen der Szekler reicher ist als an den sächsischen. Da sind nun die Verhältnisse in den rein oder fast reinsächsischen Gemeinden um Sächsisch-Reen besonders lehrreich, weil hier die stärkste Berührung mit dem Szeklertum besteht. Die Holzbaukunst wird dort noch in althergebrachter Weise ohne irgendwelchen Einfluß städtischer Handwerksart ausgeübt. Nie kommt ein Szekler oder Rumäne in die reinsächsischen Dörfer, Holzbauten aufzuführen. Aber Sachsen dieser Orte verdienen im Winter dadurch, daß sie in fremden Gemeinden Holzhäuser errichten. Wenn man

bedenkt, daß Magyaren und Rumänen, die mit den mittelalterlichen deutschen Niederlassungen in Berührung gekommen sind, deren fränkische Hof- und Hausanlage, ja selbst deren Flureinteilung vielfach angenommen haben, während, wo diese Berührung nicht stattfand, wie in Altrumänien oder in der großen Pußta, andere Verhältnisse sind, wird man eher geneigt sein, auch an die Übernahme des Hausbaues von den Siebenbürger Sachsen zu denken. Doch möchte ich nicht der genauen wissenschaftlichen Feststellung vorgreifen, die erst nach gründlichen Aufnahmen und Vergleichen erfolgen kann, und nur ergänzend darauf hinweisen, daß Bischof Otto von Freising um die Mitte des 12. Jahrhunderts — also in der Zeit der sieb.-sächs. Einwanderung — die Magyaren noch in Zelten wohnen fand. Die reichere Ornamentik des Szekler Hauses spricht nach einem Erkennungsgrundsatz künstlerischer Entwicklung, auf den mich Professor Dr. H. Phleps (Danzig), dem ich überhaupt die Weckung des Interesses für die alte Holzbaukunst verdanke, aufmerksam gemacht hat, gerade für dessen Entlehnung. Wo konstruktives Schaffen wurzelfest verwachsen ist, pflegt dauernd das konstruktive Interesse vorzuwalten, es kommt zu künstlerischem Gestalten im Großen, aus dem Zweck heraus, ohne besondere Berücksichtigung des Details. Wenn aber etwas Zweckangepaßtes fertig übernommen wird, pflegt es in seinen großen Zügen erstarrt sich fortzuerben — ich weise nur darauf hin, daß das Szekler bäuerliche Holzhaus auch heute kaminlos gebaut zu werden pflegt, während man diese Bauart bei Sachsen nur an verschwindend wenigen ganz alten Häusern findet —; dafür macht man es sich durch liebevolle Detailarbeit, in unserem Fall durch Ornamentik, heimisch, auf der dann der Hauptton in der Fortentwicklung ruht.

Ehedem war die Hauptbeschäftigung des sächsischen Bauern im Winter die Holzarbeit. Er pflegte sich die meisten Geräte selbst herzustellen. Und die Hausfrau unterstützte diesen Eifer durch eindringliches Zureden, denn es galt als Lebensweisheit, daß der für eigene Zwecke Holzarbeitbeflissene schwerer dem Trunke verfalle als andere, die die feldarbeitfreie Winterzeit vielfach in öffentlicher Gemeindebetätigung oder durch Herumlungern verbrachten. Die besseren neuzeitlichen Gewerbeerzeugnisse und der Sinn für fortschrittliche Arbeitsweisen haben dieser Betätigung den Boden entzogen. Der moderne Bauer bereitet auch durch Herbst- und Winterpflügen die Frühjahrssaat vor, bestellt auf Grund eigener Versuche oder nach den Ratschlägen der Wanderlehrer Kunstdünger, hört Vorträge, nimmt an

Fachkursen oder Volksbildungskursen teil, besucht Ausstellungen und macht Reisen; die Genossenschafts- und Vereinsarbeit nimmt ihn neben der öffentlichen Betätigung in der politischen und Kirchen-Gemeinde in Anspruch. So ist auch seine Wintermuße stark eingeengt worden. Und der letzte Zufluchtsort seines künstlerischen Sinnes wird ihm abgegraben.

Besser steht es mit der darstellerisch künstlerischen Betätigung der Bäuerin, so daß es möglich erscheint, dem auch da vorhandenen Verfall zu begegnen. Ihre Hauptbeschäftigung neben der Führung des Haushaltes besteht im Winter im Spinnen, Weben, im Nähen und den ornamentalen Schmuckarbeiten dazu. Ehedem stellte sie mit ihren Töchtern fast die ganze Kleidung her. Nun pflegt sie sich auf die Ausarbeitung der Wäsche des Tisch- und Bettzeuges zu beschränken. Das sind aber gerade die Stücke, die zur künstlerischen Ausschmückung reizen. Es ist aus diesem Gesichtspunkt schade, daß die Intensivierung der modernen Wirtschaft und der Kindermangel die Arbeit der Bäuerin, deren Ausmaß infolge des Herrenbewußtseins des Mannes gar oft zum Übermaß wird, stark vermehrt und ihr die Muße zur schöpferischen Fortentwicklung ihrer weiblichen Handarbeiten zum Teil genommen hat. Da der Sinn für den Segen des Kinderreichtums wieder im Zunehmen begriffen ist, dürften geschickte Einwirkungen von oben hier noch zur Wiederbelebung führen.

Ich kann mich hier nicht in eine Monographie über die volkstümlichen sieb.-sächs. weiblichen Handarbeiten, wie sie am künstlerischsten in den Stickereien hervortreten, einlassen. Dazu fehlt mir die nötige Vorbildung, es fehlt auch die Erforschung der überaus vielfältigen Einflüsse, um die es sich dabei handelt. Doch ist es möglich, in diesem reichen Schatz sieb.-sächs. Volkskunst, völkerpsychologische Ausprägungslinien wahrzunehmen, die zur Erkenntnis des Wesens dieses Bauerntums viel beitragen. Und darum handelt es sich hier.

Da ist wohl davon auszugehen, daß die Natur in kulturumgestalteter Form das Auge des Bauern labt. Bunte Blütenteppiche treten ihm im verunkrauteten Saatfeld als Sinnbild allen Schädlingswesens und schlechter Bauernarbeit entgegen; und die peinliche Mühe des Jätens, die solch' beschämenden Anblick und solche Gefährdung des Fruchtertrags verhüten soll, verstärkt noch den Abscheu. Die Farbenprächtigkeit der Naturwiesen, die den Städter so erfreut, mahnt den Bauern schon beim ersten Nahen nur daran, schnell um guten Witterungsgang zu beten, damit er mähen und der Verhärtung der

Stengel zuvorkommen könne, die das Heu entwerfet. Muße, darin wonnig hineingestreckt den Tag zu verträumen und in den sonnigen blauen Himmel zu schauen, wie sie dem Hirten überreichlich vergönnt ist, hat er nicht.

So erklärt es sich wohl zwanglos, daß in den siebenbürgisch-sächsischen Stickereien — im Gegensatz zu den rumänischen — bunte Farbenmischung meines Wissens fast ganz fehlt. Auch das ist kennzeichnend, daß die Lieblingsfarbe der sieb.-sächs. Bäuerin, die sie auch in den Stickereien am meisten anwendet, rot ist. Sie kommt in der Natur Plätze füllend (also nicht vom Bunten mehr oder weniger verschlungen) nicht vor. So wird ihr warmer Eindruck durch den Kontrast gegen die bis zur Abstumpfung des Sinnes häufig gesehenen Farben wesentlich gehoben. Daß daneben das beruhigende Blau die zweite Stelle einnimmt, entspricht erstens dem auf Glättung der Gegensätze eingestellten friedlichen Temperament; sodann aber prägt es sich eindrucksvoll am lachenden Himmel ein, von dessen Durchsonntheit man das Reifen der Saaten und Trauben erwartet (im Bergland Siebenbürgen mit seinen Steigungsregen sind die trockenen Jahre im allgemeinen fruchtbarer als die feuchten). Gegen die gelbe Farbe besteht im allgemeinen Abneigung — den vermutlichen Grund will ich weiter unten anführen —; sie wird nur ausnahmsweise in den Stickereien verwendet und zwar in Gegenden, wo die Völkermischung in den Dorfsgemeinden gering oder nicht vorhanden ist. Grün, die angenehme Farbe der werdenden Saaten, die aber durch Überfülle der Eindrücke den Sinn abstumpft, wirkt neutral und wird in den Stickereien selten verwendet; am Kachelherd im frostigen Winter sah man sie freilich ehedem gern. Weiß, das Sinnbild der Reinlichkeit, ist aus eben diesem Grunde beliebt; auch kann es Qualität andeuten, weil das wertvollere Leinen weißer wird als das Hanfgewebe; das in neuerer Zeit eingedrungene Baumwollzeug, für das man das schwererworbene Geld bereithalten muß, ist noch weißer. Schwarz wird als günstigste Kontrastfarbe zu Weiß gerne genommen, da man ja das letztere außer bei durchbrochener Arbeit nur durch kunstgerechtes Aussparen seiner nicht andersfarbig bestickten Flächen zum künstlerisch gehobenen Eindruck bringen kann. Überdies ist Schwarz die Farbe der Feierlichkeit, weshalb die Decken auf der Kanzel gerne in ihr gehalten sind, und aus diesem Grunde ist sie dem Auge der frommen, kirchlich gesinnten Bäuerin angenehm.

Bei alledem ist zu beachten, daß die Kontrastwirkung gegen den

von den Siebenbürgen mitbewohnenden Völkern geäußerten Geschmack gewisse Einseitigkeiten des Schönheitsgefühls der sieb.-sächs. Bäuerin wesentlich verstärkt. Als ich als Kind ein intensiv gelbes Kopftuch, das eine Zigeunerin trug, entzückt als schön bezeichnete, wurde ich mit Entrüstung zurückgewiesen. „Das ist zigeunerisch!" hieß es. In der Tat macht sich ein gelbes Tuch und gelber Putz über dem schwarzbraunen Gesicht oder im kohlschwarzen Haar einer Zigeunerin sehr schön, während sie zum Blondhaar nicht passen und ein blasses Gesicht fahl erscheinen lassen. Aber weil die Farbe der Zigeunerin gut steht, darf auch eine brünette Sächsin sie nicht verwenden. Über ein sehr schönes blondes und blauäugiges rumänisches Mädchen hörte ich die Feststellung: „Sie ist fast so schön wie eine Sächsin", und dabei kam ihr in Wirklichkeit damals kein sächsisches Mädchen im Dorfe gleich. Vom schönsten sächsischen Mädchen, das braune Haut und kohlschwarze Haare und Augen hatte, hieß es: „Sie ist garstig wie eine Zigeunerin."

Was das Ornamentale der sieb.-sächs. Leinenstickereien betrifft, so spiegelt sich in seiner Stilisiertheit das Typische der bäuerlichen Kultureinstellung kennzeichnend wieder. Da es sich hiebei um einen allgemeinen und bekannten Zug bäuerlicher Kunst handelt, genügt es, darauf hinzuweisen. Reizvoll und aufschlußreich wäre es, die Herkunft der Motive nachweisen zu können. Die überraschenden Berührungen, die schon ein flüchtiger Vergleich der von Sigerus herausgegebenen Muster sieb.-sächs. Leinenstickereien mit den von Comșa veröffentlichten rumänischen zeigt, deuten ein schwer zu lösendes Problem an. Denn es dürfte sich bei den Stickerei-Motiven zum Teil um ähnlich starke Wanderungen handeln wie etwa bei den Märchen, so daß nur eindringende Spezialforschung nach Vergleichen mit den ornamentalen Arbeiten der orientalischen und der abendländischen Völker zu haltbaren Ergebnissen führen könnte. Volkspsychologisch wäre der genaue Nachweis einer Beeinflussung der sieb.-sächs. Bauernstickereien durch die umwohnenden Völker darum sehr interessant, weil neben dem Wandern der Märchen dies zeigte, daß alle bewußte Abkehr und Verschließung, die sich aus dem instinktiven Streben zur Erhaltung der Eigenart inmitten fremdvölkischer Überschwemmungsgefahr erklärt, den Austausch von wertvollem Kulturgut nicht verhindert hat. — Unschwer sind Motive zu erkennen, die aus der adligen und städtischen Kulturentwicklung des Mittelalters hergeleitet sind — die Motive aus der Vorstellungswelt der Adelsschlösser jeden-

falls auf dem Umweg über die sieb.-sächs. Städte. Es beweist dies die schon geschichtlich betonte Aufgeschlossenheit dieses Bauerntums gegen Einflüsse aus der sächsischen Stadt. Stammt doch auch der wesentlichste Teil der bäuerlichen Tracht-Elemente und -Motive von nachgeahmten, entsprechend geänderten und stilisierten Stücken und Verzierungsweisen der mittelalterlichen städtischen Tracht.

(Schluß folgt.)

Inschriften

Von Misch Orend

Mensch und Weltall

Endlich im Begriff, unendlich im Wesen, ohne Anfang und Ende, alles ist jetzt: zeitlos in der Zeit. Es ist nein und ist ja und ist nicht nein und ist nicht ja — und beide sind Eins, denn das ist seine Tiefe.

Nicht ruhend noch rastend, immer wiederkehrend, immer anders und immer gleich: ewiges Werden, was ewig da ist. Und was war und was kommen wird, alles ist jetzt.

Ach, dich zu begreifen, du Strom meiner Seele, ich endliches Wesen, unendlich im Sinnen, sinnfühlend und denkend, wo er nicht ist, Gesetze setzend, wo keine sind. Ach, daß ich in Spruch und Widerspruch stehe und daß ich über ihm stehe: spruchlos und widerspruchlos, in Licht und Finsternis, über Licht und Finsternis, ohne Licht und Finsternis — eine Spanne Zeit; doch du bist ewig, unendlich sinnloses Walten und ich Heute und Morgen, Sinn und Anfang und Ende fühlend. Ich bin in dir und über dir, ein Teil deines Seins — und dein Gedanke, ein Augenblick und Ewigkeit.

Vom ewigen Leben

Das Tier ist mein Bruder und die Pflanze meine Schwester und die Erde mein Freund, sie leben in mir und ich in ihnen: ein Spiel — ohne Sinn, tief, eine Freude meiner Seele.

Ich: eine Fülle von buntem Getier und Blumen, und dennoch Ich, — mit Ahnen aus Jahrtausenden — und dennoch täglich jung.

Ist das der Tod? Wo ich Tier und Pflanze werde, um wieder Mensch zu werden? Ewiger Kreislauf und ewig neu!

Feiert doch den Tod mit Tänzen und Gesängen, denn nun folgt ein anderes Leben! Streut aus die Asche über Gras und Blumen, damit sie neue Blüten treiben aus eurer Asche!

Es waren Gaukler, die Euch das Jammern vor dem Tode lehrten, denn nichts ist Tod; was stirbt, das führt ein anderes Leben.

Ach, dieses Spiel der Kräfte, dieses Weben und Werden schauend, jetzt noch Gebieter, dann selber drinnen im Gewoge!

Fühlt Ihr die Macht, das All in Eurer Brust zu tragen? —

Und der Sterne ewiger Lauf? — ein Augenblick, um in dem nächsten einen zweiten Schritt zu tun. Denn wie das Kleinste wird das Größte ewig jung; ein Sterben für ein neues Werden.

Darum ist nichts, was stirbt, es sei denn Euer Traum!

Der Asket

Der Mensch fühlte den Zusammenhang aller Dinge, mit Ungestüm wurde dies Bewußtsein und erfüllte das gesamte Denken. Aufschwellte sein Herz, denn es trug den Schlüssel des Allgeschehens in seiner Brust. Da aber der Mensch seinem Gott ins Angesicht sah, wuchs er über Tal und Berg, und Gott wurde unendlich, denn das Sinnen des Menschen war unendlich geworden.

Ach, wie nun der Alltag die Endlichkeit liebte, wie er alles Nichtige und Heutige liebte, wie nun jeder andere Mensch von Vorwurf und Abkehr sprach, ohne daß er sprach, rein daß er da war. Und nun das Weib! Das Weib? Verflucht war das Weib, dessen Blicke die Sinne zerreißen, das lockt, wenn es wehrt, und das haßt, wenn es liebt. Nie noch sah das Weib den Gott mit seinem strahlenden Angesicht, nie noch schwebte das Weib über Welten dahin. —

Abseits, wo die Wüste sich hinzieht — unendlich, wo Berge zum Himmel aufragen — unbändig, wo geheimnisvolles Lichtdunkel im Walde dahin huscht — unfaßbar, hier war er allein mit seinem Gott: — mit dem All: — mit sich selbst.

So lebte der erste wissende Mann. Die Frau aber kann nicht wissen, denn die Frau fühlt, sie fühlt aber nur für die Gattung.

Ach, wie blind diese ersten wissenden Männer waren und wie sehr hatten sie es nötig, gegen die Gattung zu kämpfen, um sich selber zu behaupten, um bei sich selber die Gattung zu töten, und sich ihre



Eduard Morres, Ölgemälde

Seele zu bewahren! Und nun das Weib? — Ein neuer Reiz, um den Mann zu lieben. Eine feinere, zartere, verwegenere Liebe, um den Mann zu gewinnen, denn nie sah das Weib den Gott, ob es wohl immer an Gott glaubt, den Gott, den der Mann sich zum Ebenbild schuf. Aber wohin das Weib sah, überall sah es den Mann; und wo es den Mann sah, sah es das Kind. Und wo das Weib wußte und jemals von Wissen sprach, da war es das Wissen des Mannes.

Der tiefste Augenblick

Dich sucht ein Blick, tief, erdentrückt, versunken, geistumwoben; — Zwiesprache zweier Seelen. Und dies Suchen ist schon ein Verstehn, ein Umranken und Umschlingen; — und siehe, ihr seid eins.

Was erdhaft an euch klebte, ist abgestreift, was um euch liegt, ist in Nebelfernen euch entschwunden, euer Ich entflieht und alle Sinne sind gelähmt, nur euer Auge sieht und daraus strömt die Seele: eure Seelen — eine Seele.

Das ist der tiefste Gleichklang, den das Weltall kennt, der stillste, denn keines Menschen Ohr kann seine Lieder hören; es ist der Augenblick, in dem das Leben still steht, staunt.

Kennst du den Blick? Hast du ihn schon empfunden? Es ist ein Ende und ein Anfang, ein Meilenstein in deinem Leben.

Johann Jakob Bachofen

Von Gerhard von Mutius

Es war in Bunzlau in Schlesien. Ich schlenderte durch die Straßen, dachte an Opitz und braune Töpfe und ließ die mir vertraute Atmosphäre naturverbundenen schlesischen Kleinstadtlebens auf mich wirken, als mein Blick in einem Schaufenster auf den Namen Bachofen fiel. Da standen drei eben erschienene Reklambände mit dem Titel „Urreligion und antike Symbole". Im selben Augenblick hatte ich sie schon erstanden und sie wurden meine Begleiter auf der Fahrt in fernere Gegenden.

Noch habe ich die 3 mal 500 Seiten nicht ganz bezwungen, meine griechischen und lateinischen Kenntnisse versagten dem reichen Quellen-

material gegenüber an vielen Stellen, ich fühle mich auch durchaus inkompetent zu einer Meinung, was an Bachofens Entdeckungen, Synthesen, Visionen in sonstigen urgeschichtlichen Forschungen eine Bestätigung finden könnte. Ich nehme sogar als sicher an, daß die Skepsis bei den Fachmännern überwiegt. Und dennoch erscheint mir Bachofens Werk und Persönlichkeit — sie sind hier noch weniger als sonst zu trennen — wie sie sich in dieser billigen Ausgabe präsentieren, als etwas Außerordentliches, Wundervolles, von dem ich glücklich bin, daß sie in dieser Form nicht nur einigen verwöhnten und exklusiven geistigen Kreisen, sondern den unbekannten und namenlosen Einzelnen zugänglich sind, die, weil sie wirklich darnach hungern auch darum wissen, was für eine seltsame, herrliche, hohe, gleichzeitig beglückende und schmerzliche Sache es um den Geist ist. Μακάριοι οἱ πτωχοὶ τῷ πνεύματι. Selig die geistigen Bettler!! —

Und wenn man so als ein Hungernder und ein Durstender aus der papierenen Wüste der Tagesliteratur zu Bachofen kommt, so hört man gleich die Brunnen lebendigen Wassers rauschen. Wie edel, wie schlicht und echt ist allein diese Sprache! Sehr treffend sagt dazu Alfred Bäumler:

> „Man muß jedes Gefühls für die deutsche Sprache bar sein, um nicht nach drei Sätzen Bachofens zu wissen: hier spricht eine ganz kindliche, eine ganz reine Seele. Es gibt nichts Sittlicheres als Bachofens Schriften."

Welcher Abstand von dem gewöhnlichen Gelehrtendeutsch! — Nicht nur ein intellektuelles Verhältnis zum Gegenstand stellt sich dar, sondern ein Werben um ihn, eine Liebe zu ihm aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele, aus ganzem Gemüt und mit allen Kräften! Hier ist ein Vorbild, was eine wissenschaftliche Persönlichkeit sein kann und sein sollte. Wissenschaft und Leben werden wirklich eins. Diese Gedanken sind nicht nur gedacht, sondern in stärkstem Grade gefühlt, erlebt, zugleich erlitten und genossen.

„Les grandes pensèes viennent du coeur" sagt Vauvenargues, was sich auch so wiedergeben ließe: Es gibt periphere und zentrale Wahrheiten, die fruchtbarsten sind aber diejenigen, die aus dem Zentrum unseres Wesens aufsteigen, bei denen alle Lebenskräfte so mitgebaut haben, daß man statt Wahrheit auch Schicksal, Bestimmung sagen könnte. Eine Wahrheit so hohen Ranges kann aber im Grunde nur e i n e sein, wenngleich sie in der Ebene des Ausdruckes und der Mitteilung sich in vielen Facetten spiegeln mag. — Auch Bachofens

Wahrheit ist nur eine und sie kommt aus dem Herzen. Sie gibt sich als eine Theorie vorgeschichtlicher Zustände, die sie aus den Mythen und Religionen der Mittelmeervölker zu erschließen sucht, ihre eigentliche Kraft aber ist der Entwurf eines gewaltigen und erschütternden Weltbildes, über dessen Gültigkeit, dessen zeitlose Gültigkeit jeder das eigene Herz befragen mag. Bachofens Theorie ist bekanntlich in kurzen Zügen die folgende. Während im Lichte der Geschichte der Mann als Haupt der Familie, des Staates, als der Führer des Lebens erscheint, ist als diesem Zustand vorangehend eine urgeschichtliche Periode anzunehmen, in der die Familie sich um die Frau gruppierte und in der zeitweise auch ein Teil der öffentlichen Gewalt in den Händen der Frau lag. Und zwar ist als die älteste Schicht eine Art Hetärismus vorauszusetzen, bei dem die Frau nur als eine Beute des stärkeren Mannes erscheint, bis dann aus dieser schutzlosen Unterwerfung der Widerstand des Weibes erwacht, der bis zum kriegerischen Amazonentum sich steigert. Aus dem Kampf der Geschlechter aber geht schließlich der Typus der Demeter, der Gattin und Mutter hervor, die die äußere Führung des Lebens dem Mann überläßt, aber mit ihrem sittigenden Einfluß ihm doch eigentlich erst den Weg der Kultur bahnt.

Aber selbst wenn man den „Ergebnissen", zu denen Bachofen gelangt, die Aufnahme in den Bestand einigermaßen gesicherter historischer Wahrscheinlichkeiten verweigert, scheint mir der von ihm in die geschichtliche Betrachtung eingeführte Gesichtspunkt unverlierbar. Unsere Zeit hat jedenfalls mehr wie früher Anlaß dazu, das Verhältnis der Geschlechter zu einander als labil zu empfinden. Der Begriff der Geschichte erschöpft sich nicht in dem Wandel der öffentlichen Zustände. Dahinter steht die psychologische Wirklichkeit und daß hier die Sexualität ein letzter Motor bleibt und daß dieses Element nicht eine reine Invariante darstellt, sondern im Lauf der Zeit sich wandelt, zum mindesten in immer anderen Formen und Tönungen um seine Verwirklichung ringt, daß es, kurz gesagt, auch eine Geschichte und Entwicklung der geschlechtlichen Beziehungen gibt, dafür dürfte Bachofens Zeugnis von bleibender Bedeutung sein. Sein Erklärungsprinzip ist nicht ohne Verwandtschaft mit dem der Psychoanalyse. Nun ist ja auf diesem Gebiet vor dem Wortaberglauben besonders zu warnen. Die psycho-analytische „Libido" sagt im Grunde nicht viel. Gewiß liegt in ihr nicht die von dem populären Bewußtsein damit verbundene herabziehende Tendenz, aber andererseits kann sie

auch dem Reichtum, der Verflechtung und Abstufung menschlicher Motive nicht gerecht werden. Als psycho-physischer Konzentrationspunkt bleibt aber der Begriff doch wertvoll. Ebensowenig glaube ich, daß durch Bachofens Vision das ganze reiche und bunte Leben des Mythus aufgesogen werden kann, aber ein letztes mythen- und damit geschichtsbildendes Moment ist damit doch erschaut.

Man kann diesen Gedanken auch so ausdrücken: in dem wahrhaft kongenialen Verständnis für den Mythus liegt Bachofens bleibende Bedeutung. Es dürfte nicht schwer sein, ihn auch auf rein mythologischem Gebiet zu kritisieren, und eine Dosis Einseitigkeit und Willkürlichkeit in seiner Betrachtungsweise festzustellen. Und doch wird niemand sich dem Eindruck entziehen können, wie plötzlich und ganz anders als bisher unter Bachofens Zauberstab der antike Mythus zu leben beginnt. Wollen wir in dem ehrwürdigen Bildersaal der antiken Mythologie nicht wie in einem Kuriositätenkabinett herumgehen, sondern uns selbst, unser eigenes Fleisch und Blut in diesen Gestalten und ihren Schicksalen wiederfinden, so wird die gewaltige von Bachofen angeschlagene Melodie von der mütterlichen Nacht, der dem Untergang geweihten Leiblichkeit, von dem Naturrecht der Triebe, die ganze Religion der Stofflichkeit und der Befreiungskampf gegen ihren Bann immer wieder anklingen. Denn das ist ja nur der bildhafte Ausdruck für die durchaus sinnliche Fundierung unseres Wesens, für die unentrinnbare Stofflichkeit des Daseins, die sich immer wieder lockend und verführend als dessen Hauptinhalt anbietet und die doch, dem Tode verfallen, unter ihrer schimmernden Oberfläche Furcht und Grauen birgt, so daß der Kampf um Licht, Freiheit, Unsterblichkeit immer auch über die Schranken der Sinne hinwegschreiten muß. Wie viel ehrwürdiger und eindringlicher sind aber alle diese antiken Mythen und Symbole, als was zur Aussprache und Fassung desselben Grunderlebnisses in der Form der Dichtung oder Reflexion das Heute bieten könnte! Keine „Begriffsdichtung" kann an diese Formenwelt heranreichen, deren Gehalt auch durch die bildende Kunst niemals zu erschöpfen ist. In Bachofens Werk scheint mir die Forderung nach einer bisher noch ungeschriebenen umfassenden und lebendigen Mythologie der Mittelmeerländer zu liegen. Der Verfasser dieses Meisterwerkes, das eine Rechtfertigung und Neubelebung unserer klassischen Bildung bedeuten würde, müßte nicht nur ein in allen Sätteln geschulter Philologe und Archäologe, er müßte auch ein Dichter und Künstler sein, um einerseits das Aktuelle und Heutige in diesen alten Sagen auf-

leuchten zu lassen und andererseits durch umfassende Wiedergabe aus dem reichen Material, namentlich der antiken Vasendarstellungen des Damals, den Duft jener Zeiten uns nahe zu bringen. Es ist schwer sich in einem lebenden Menschen alles das vereinigt zu denken. Aber Namen wie Hermann Grimm, Viktor Hehn, Hofmansthal, Rudolf Borchart ermutigen an die Möglichkeit einer solchen Arbeit zu glauben. Bedürfen wir heut nicht mehr, wie je, des Mythus? Ist es nicht gerade das mythenbildende Element, das uns Heutigen in einem Grade abhanden zu kommen scheint, daß darüber auch das klar bewußte, das rationale Geistesleben zu verdorren droht?! Liegt nicht z. B. in einem Werk, wie Kassierers Philosophie der symbolischen Formen, das mit Recht als eine der bedeutendsten philosophischen Arbeiten in deutscher Sprache aus den letzten Jahrzehnten gilt, die heimliche Aufforderung, den Weg zum Mythus zurückzufinden?! — Aber nur der Trunk aus der alten lebenspendenden Quelle kann uns dazu die Kraft geben.

Es war schon vorhin auf die innere Beziehung Bachofens zu den modernen Anschauungen der Psychoanalyse verwiesen worden. Diese Verwandtschaft drückt sich auch darin aus, daß Bachofen, so sehr er auf die männliche Befreiung und den Sieg des Lichtes verweist, doch für die naturgebundene stoffliche Nachtseite des Daseins immer eine gewisse Vorliebe behält und ihr älteres Recht gegenüber den Mächten eines höheren Bewußtseins verteidigt. Diese Einstellung wird heute besser verstanden werden als zu seiner eigenen Zeit. Nach dem allgemeinen Scheitern der männlichen Führung in wie nach dem Weltkrieg ist ein gewisser weiblicher Naturalismus hochgekommen, dem die Forderung nach Frieden, Freiheit, Gleichheit zur selbstverständlichen Richtschnur geworden ist. Der Faszismus in seinen verschiedenen Formen ist schon wieder eine Reaktion des männlichen Prinzips gegen diese wie die Luft uns alle umgebende und in uns eindringende Zeitstimmung. — Liegt nicht in der Frauenemanzipation und Frauentracht unserer Tage ein Stück Amazonentum?! Ist nicht in der heutigen Jugendbewegung, im modernen Tanz ein weiblicher Einschlag unverkennbar?! Sind wir an manchen Stellen der Welt einer Gynaikokratie nicht recht nahe? Ist das demetrische Prinzip unseres Familienlebens nicht durch den Hetärismus großstädtischer Menschenansammlungen mehr wie früher in Frage gestellt? Ich streife das alles nur, um Bachofens heutigem Leser zuzurufen: Tua res agitur!

Aber Bachofen weist unsere Zeit auch auf ein Heil, auf Heilmittel gegen ihre Not und vielleicht findet seine Wahrheit hierin ihren verständlichsten und darum wirksamsten Ausdruck. Seine Weltanschauung ist das hohe Lied der Frau, oder vielleicht noch tiefer, eine Paraphrase zu Goethes mystischem Schlußwort: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan." Bachofen weiß um das Pandämonium der weiblichen Natur, so gut wie Strindberg oder Weininger und doch erhebt sich ihm darüber das Ideal der Demeter. Nur die Frau konnte mit ihrem Zauber zuerst das Prinzip der rohen Kraft durchbrechen, die θειει δαιμονία der Frau ist die Mutterlauge der Religion, in der Bachofen mit Recht den Ursprung aller menschlichen Gesittung findet. Gerade weil die beiden anderen Richtungsmöglichkeiten der weiblichen Natur, Hetärismus und Amazonentum so klar als typische Ausdrucksform weiblichen Wesens erkannt und sogar mit einem ius naturale umkleidet werden, gewinnt die demetrische Rolle der Gattin und Mutter eine neue Würde und Höhe. Das Opfer des natürlichen Trieblebens macht ihren Wert aus. Um mich einmal so auszudrücken, die Rolle der Gattin und Mutter wird aus der Banalität der Gewohnheit und eines entgötterten Optimismus ins Tragische und Heroische erhoben. Denn auch in der glücklichsten Ehe liegt Opfer und Askese und alle echte Mütterlichkeit bewegt sich im Leidvollen, Liebe bringt Leid, aber Leid bringt auch Liebe. So erscheinen Ehe und Familie der Weisheit Bachofens nicht statisch als sakrasante Institutionen, sondern energetisch als Ziele und Aufgaben. Es sind sozusagen Stationen und Wegweiser auf dem steilen Pfade, der aus dem Dunkel der Erde dem Lichte des Himmels entgegenführt.

Ganz im Sinne Bachofens schreibt der russische Geschichtsphilosoph Berdjajew, wenn er das Heraufziehen eines neuen Mittelalters schildert. „Für das neue Mittelalter scheint mir noch der Umstand charakteristisch, daß in ihm die Frau eine größere Rolle spielen wird. Die ausschließlich männliche Kultur hat sich im Weltkrieg erschöpft und gebrochen. In den letzten Jahren der großen Prüfungen hat die Frau eine unendlich bedeutungsvolle Rolle zu spielen begonnen, sie hat sich auf einer größeren Höhe erwiesen, als der Mann. Die Frau ist enger mit der Weltseele verbunden, mit den Urwesenheiten, deren der Mann nur durch die Frau teilhaftig werden kann. Die männliche Kultur ist zu rationalistisch, zu weit entfernt von dem unmittelbaren Mysterium des kosmischen Seins, durch die Frau allein kann er zu ihm zurückkehren. Die Frauen spielen eine große Rolle im religiösen

Erwachen unserer Zeit. Sie sind dazu bestimmt den Frieden zu bringen. Der Tag ist die Zeit der Übermacht der männlichen Kultur gewesen. Die Nachtzeit bringt das weibliche Element zu seinem Recht."

Bei Bachofen ist das Lob der Frau als Gattin und Mutter nicht das Ergebnis einer langweiligen Verbotsethik etwa im Sinne des Strafgesetzbuches, nein, indem er der Hetäre und der Amazonee in ius naturale zuerkennt, gibt er der Frau die Freiheit der Wahl. Freiheit kann aber richtig verstanden immer nur Freiheit wieder gebären. Mag die bürgerliche Sitte aus Zwang und Gewohnheit sich aufbauen, um das Demeterbild Bachofens leuchtet der Goldglanz der Freiheit.

Wie ich schon eingangs sagte, habe ich das Buch noch nicht bezwungen. Es ist auch nicht auf einmal zu bewältigen. Dazu ist die Fülle des Materials zu groß. Aber ich hoffe noch oft zu Bachofen zurückzukehren und mir immer wieder dort Schätze zu holen, die niemand stehlen kann. Heute nur noch ein Zoll der Dankbarkeit für zwei Stellen des zweiten Bandes, die eine (S. 95—97) betrifft die Rückkehr des Odysseus nach Itaka aus dem Phäakenlande, die andere ist der Abschnitt „Sappho" (S. 485—92). Vorbildlich die selbstverständliche Höhe und Reinheit in diesen Worten über Sappho und Sokrates! — Welcher Abstand von den vielen, selber schmutzigen und darum beschmutzenden Händen, die heute lüstern nach diesen Stoffen greifen! — Und dann die Heimkehr des göttlichen Dulders.

Wie geben die wenigen Andeutungen Bachofens dem schon in sich bezaubernden Bild der Phäakeninsel und jener seltsamen Heimfahrt einen Fernblick, einen Duft, daß es wie ein Hauch der Lösung, der Erlösung von der mütterlichen Nacht her uns anweht!

Arbeit

Von Norbert Feuerstein

Dome sind dir gebaut und Kapellen;
deine Werke sind mächtig unter den Wölbungen.
Pilger wandern in langem Zuge;
die Tiefen deiner Getreuen
beten:

Laß uns die großen Märchen wahr werden,
von Riesen, die kamen im Spiele den Bau zu richten;
laß uns das Werkzeug zu fröhlichem Spiel werden,
das heitere Sonnen belichten!
Siehe, wir dichten
gerne die Maße deiner Pracht!
Wir lieben dich, du großes Bezeugen,
du großes Klingen unserem Stolze: vollbracht!
Wenn von deinem weitgespannten Brückenbogen
die Triumphe sich lächelnd zu uns beugen,
dann brausen wir mit dem Brausen deiner Wogen
und heben uns königlich.

Gib uns die Leichtigkeit des Einklanges mit deinen Takten:
überschüttet von flügelnden Katarakten
singen wir dich!

Das Brukenthalmuseum in Hermannstadt

Von Dr. Otto Fritz Zickeli

Hans Schwarz hat in der Novembernummer 1926 des „Klingsor" einen Aufsatz über das Brukenthalmuseum geschrieben, der für den Hermannstädter manche Anregung bietet, wenn diese auch nicht in der Richtung des Artikelschreibers liegen. Zunächst sind es zwei Einstellungen, denen man nicht scharf genug entgegentreten kann. Einmal wird Brukenthal als Nichthermannstädter deklariert und

Hermannstadt die Fähigkeit abgesprochen seine große Idee in die Tat umzusetzen. Dann aber tritt uns in dem Artikel der typische Kommunismus der Nichthermannstädter entgegen, wenn es sich darum handelt, über die Verwaltung eines Hermannstädter Kulturgutes zu sprechen.

Brukenthal, der zwar in Leschkirch, einem Marktflecken der Umgebung Hermannstads geboren ist, in Hermannstadt die Schule besuchte und den größten Teil seines Lebens in Hermannstadt zugebracht hat, ist in seinem Wesen der beste Ausdruck des wirklichen Hermannnstädters und er hat das Wesen der künftigen Generationen durch seinen Charakter geformt. Will man ihn aus der Liste der Hermannstädter streichen, weil er nicht in Hermannstadt geboren ist, und würde man von demselben Gesichtspunkte die Männer anderer Städte sichten, so bliebe zum Beispiel in Kronstadt bei Ausschaltung aller Männer von Michael Weiß bis Zillich, wenig an Führergestalten übrig.

Wenn das Brukenthalmuseum nicht die Aufgaben erfüllt, die ihm der völkische Kommunismus seiner Kritiker zuweist, so ist meiner Ansicht nach weder die Unfähigkeit der Hermannstädter im allgemeinen das Erbe eines großen Fremden zu verwalten, noch ihr prinzipielles Verkennen, daß dieses Museum nicht ihnen, sondern der sächsischen Allgemeinheit gehöre, daran schuld. Es hilft wohl auch nicht die eine oder andere Maßnahme kleinen Stils, durch welche aus diesem Felsen historischer Größe ein lebendiger Quell kultureller Anregungen hervorgelockt werden könne, anzugreifen. In dem Gegensatz dessen, was das Brukenthalische Museum ist und was es dem Wunsche seiner Kritiker nach sein sollte, kommt meiner Ansicht nach vielleicht am ehesten der Gegensatz zwischen zwei Generationen zum Ausdrucke.

Die Männer, die heute die Leitung des Brukenthalmuseums in den Händen haben, sind noch als Söhne der adligen sächsischen Nation geboren. Sie sind durch die Bescheidenheit einer Generation gekennzeichnet, die an dem Ende einer großen historischen Entwickelung steht und ihre einzige Aufgabe darin sieht, die Erinnerung an die große Vergangenheit in dem Herzen späterer Enkel zu wahren. Ihrer Ansicht nach besteht die Lebensaufgabe der jetzt lebenden Geschlechter darin, sich zu erhalten, damit die Kunde von der großen Vergangenheit lebendig bleibe. Aus dieser Gesamteinstellung ist auch ihre Stellungnahme zu den Problemen des Brukenthalmuseums zu verstehen. Es soll erhalten bleiben als ein Denkmal an die große Zeit Brukenthals und der Quell, mit dem es den geistigen Durst der

lebenden Geschlechter speist, soll eben in nichts anderem bestehen, als das Gedenken an die große Vergangenheit wach zu halten. Deshalb wird jede Änderung des Bestehenden, jede Zuweisung eines neuen Aufgabenkreises ängstlich abgewehrt. Es fehlt dieser Generation der Glaube an eine eigene Mission und daraus ergibt sich die sympathische Bescheidenheit und das stille Wirken ohne nach eigenem Ruhme zu trachten, der im Verhältnis zu dem Ruhm vergangener Tage sowieso zu gering wäre, als das man ihm nachjagen könnte. Diese Generation gleicht aber andererseits der verarmten alten Jungfer, die als letzte ein ehemals glänzendes Geschlecht vertritt und ohne Glaube an eine eigene Zukunft nur der glänzenden Vergangenheit ihrer Väter und Großonkel lebt.

Die Fanfaren, mit denen die jüngere Generation seit der van Eyck-Debatte der „Karpathen" gegen die Museumsverwaltung sturmläuft, schmettern eine Melodie, die gleichzeitig den Ausdruck des Lebenswillens einer neuen Generation gibt. Die Jugend von heute hat schon beinahe vergessen, daß sie sächsischen Blutes ist. Der Weltkrieg hat den Gedanken der deutschen Schicksalsgemeinschaft in der Hast seines Geschehens aus unklaren Vorstellungen und Wünschen zur Tatsache werden lassen. Wir haben eine Jugend, die ihre Daseinsberechtigung nicht mehr in der Erinnerung an ehemalige Größe sucht, sondern die frühere Entwickelung als Stufe zur Gegenwart sieht. Sie ist sich Selbstzweck. Das macht unbescheiden. Daraus entspringt auch die Forderung, alt ererbten Kulturbesitz ohne weiteres der Gegenwart zu opfern.

Die Gegensätze der beiden Generationen lassen sich wohl mildern, aber nicht überbrücken. Deshalb hat die jüngere Generation in Hermannstadt darauf verzichtet, vom Brukenthalmuseum die Erfüllung der Aufgaben zu verlangen, die ihr durch die Gegenwart geboten schien und hat sich Dr. Richard Csaki angeschlossen, der das Kulturamt in Hermannstadt zur Erfüllung eines großes Teiles der Aufgaben gegründet hat, die die Kritiker vom Brukenthalmuseum heute verlangen. Damit ist das Brukenthalmuseum davon entlastet, die Kulturpropaganda zu treiben, die wir im Interesse des Deutschtums in Südosteuropa für notwendig halten. Dem Brukenthalmuseum bleiben deshalb auch heute nur zwei Aufgaben übrig, die Verwaltung seiner Sammlungen und der Bibliothek und deren Anpassung an die Bedürfnisse von heute.

Die Errichtung eines Forschungsinstitutes für Südosteuropa ist ein

Größenwahn, dem das Brukenthalische Museum niemals gewachsen sein könnte, weil ihm dazu nicht nur die Mittel, sondern auch die geistigen Mitarbeiter fehlen. Diese großen Aufgaben müssen wir außer der Kunde des Deutschtums der Bukarester Akademie überlassen, die nicht nur die Mittel des Staates, sondern auch hauptberufliche Wissenschaftler zur Verfügung hat. Die Zeit der Dilettanten auf wissenschaftlichem Gebiete ist leider vorüber.

Es gibt gewiß manches, was in der Pflege der Bildergalerie besser gemacht werden könnte, aber mit Hinsicht auf die kargen Mittel wird heute geleistet was möglich ist. Die Bibliothek könnte natürlich hinsichtlich der Neuanschaffungen in einer anderen Richtung geleitet werden. Wenn heute hauptsächlich Werke historischen und volkskundlichen Inhalts angeschafft werden, so geschieht dies eben, weil die einzigen Menschen, die sich für Neuanschaffungen interessieren, diesen Arbeitsgebieten angehören. Die wissenschaftliche Arbeit bei uns stockt nicht, weil die Bibliothek ungenügend ist (man kann durch sie aus allen inländischen wissenschaftlichen Bibliotheken Bücher beziehen), sondern weil niemand da ist, der wissenschaftlich arbeitet. Daran kann auch die Museumsleitung nichts ändern.

Natürlich könnte alles vermehrt, erneuert und ausgebaut werden, wenn dafür Mittel vorhanden wären. Wer aber die heutigen Verhältnisse kennt, wer darüber orientiert ist, daß es bei uns überhaupt keine „notorisch" reichen Leute gibt, wer weiß, daß unsere Banken zunächst einmal ihren eigenen Kapitalstock erneuern müssen, der wird von der durch Herrn Schwarz angeregten Sammlung sehr wenig erwarten. Mache er einmal den Versuch! Die Kritiker Hermannstadts und seiner Museumsverwaltung mögen einmal ihrer kommunistischen Einstellung an Stelle der Geste des Nehmens die Geste des Gebens verleihen und im übrigen Sachsenlande und in den deutschen Siedlungsgebieten einige Millionen für das Brukenthalmuseum sammeln. Ich glaube, das Hermannstädter evang. Gymnasium — denn nicht Hermannstadt an sich, sondern diese Anstalt ist Verwalterin der Stiftung — wird keinen Augenblick zögern, die Vorschläge und Vorschriften der Spender pünktlichst zu befolgen.

Das Brukenthalmuseum Hermannstadts ist eben wie es ist. Die jüngere Generation muß ihre Wünsche zurückstellen, bis sie selbst einmal im Kuratorium sitzt, denn jede Generation kann ein Erbe nur nach der eigenen Überzeugung verwalten. Bis dahin ist meiner Ansicht nach das Kulturamt in seiner Tätigkeit von uns zu unter-

stützen, bis später einmal eine enge Zusammenarbeit von Museum und Kulturamt die Aufgaben erfüllen kann, die wir ihnen im Rahmen unserer Anschauungen zuweisen, wahrscheinlich unter heftiger Kritik der nächsten Generation.

Nachwort

Von Hans Schwarz

Den kritischen Bemerkungen Dr. Jickelis zu meinem Aufsatz möchte ich folgende Feststellungen anschließen:

Daß Brukenthal mit gleichem Recht als Hermannstädter bezeichnet werden kann, wie er von mir als Nichthermannstädter deklariert wurde, räume ich gerne ein. Ich bin gewiß der Letzte, der den großen geistigen Einfluß, den Zauber dieser Stadt verleugnen würde. Übrigens ist gerade dieser Punkt für die weiteren Ausführungen meines Artikels ganz unwesentlich.

Wesentlicher dagegen sind die Ausführungen Jickelis, die gegen meinen Aufsatz den Vorwurf des völkischen Kommunismus erheben. Daß Brukenthal seine Sammlungen in Hermannstadt anlegte, daß seine Nachkommen diese dem Hermannstädter Gymnasium vermachten, besagt noch immer nicht, daß es sich hier um ein rein Hermannstädter Kulturei g e n t u m handelt. Genau so wie die Persönlichkeit Brukenthals die staatsmännische Kulmination unseres g a n z e n sächsischen Volkes ist, damit also nicht nur eine stolze geschichtliche Bedeutung Hermannstadts bedeutet, genau so sind seine Sammlungen nicht nur als Ausdruck seiner meinetwegen Hermannstädter Persönlichkeit, sondern auch als Zusammenfassung des geistigen Lebens und Strebens seiner Zeit ein Vermächtnis für alle Sachsen, gleichgültig, ob sie nun in Hermannstadt, Kronstadt oder Broos zu Hause sind. Gesetzt den Fall, Hermannstadt beschließt heute die Veräußerung der Brukenthalischen Sammlungen, um den Erlös irgend einem anderen Hermannstädter Zweck zuzuführen, so haben Kronstadt und Broos genau das gleiche moralische Recht, sich gegen diese Verwendung e r e r b t e n sächsischen Kulturgutes zu verwahren, wie umgekehrt Hermannstadt nicht schweigen würde, wenn die Kronstädter ihre Kirchenteppiche veräußern wollten. Aber dasselbe moralische Recht muß jeder Sachse für sich in Anspruch nehmen, wenn es die Möglichkeit gilt, aus einer verstaubten Antiquität unter Wahrung seiner Eigenart ein modernes

Institut zu schaffen, das unser geistiges und wahrlich nicht zuletzt auch unser wirtschaftliches Leben nachhaltig befruchten könnte. Solches Streben mit dem billigen Schlagwort des nationalen Kommunismus abzutun, wird vielleicht den Spießern der alten Generation als wirkungsvolles Argument erscheinen — so billig kann aber dadurch die aufgerollte Frage selbst nicht beantwortet werden.

Wenn Jickeli dem Gegensatz zwischen zwei Generationen die Schuld an der im Sinne meines Aufsatzes leider unleugbaren Stagnation des Brukenthalmuseums beimißt und es hier notwendig findet, eine Lanze gegen mich für die verdienten Mitarbeiter der Museumsverwaltung zu brechen, so rennt er damit offene Türen ein. Ich habe mich, wie ich glaube, mit Erfolg bemüht, in meinem Aufsatz jede persönliche Spitze zu vermeiden. Ich werde jederzeit die zähe Ausdauer und den durch nichts zu erschütternden Idealismus der Männer voll aufrichtiger Bewunderung anerkennen, die hier ihr Leben der Aufgabe widmeten, mit ganz unzureichenden Geldmitteln, ohne geschultes Personal, Ordnung und System in ein Chaos zu bringen; die dabei ihren Lohn rein nur im Gefühl einer Befriedignng idealer Pflichten fanden, denn — Schande genug für Hermannstadt, da uns Nichthermannstädter ja nach Dr. Jickeli diese ganze Angelegenheit nichts angeht — die „Besoldung" dieser Männer war und ist so, wie sie erbärmlicher kaum gedacht werden kann. — Ordnung ist nun gemacht worden, die erste Aufgabe des Museums ist nun erfüllt; daß es aber heute leider rostet und nicht nur rastet, um Kraft für neue Aufgaben zu gewinnen, gibt auch Jickelis Kritik mindestens dem Sinne nach zu. Diese nur in der Kulturpropaganda zu sehen und ihre Durchführung dem Kulturamt zuzuweisen, halte nicht nur ich, sondern auch ein sehr großer Teil gerade der Hermannstädter jüngeren Generation aus mehr als einem Grund für vollkommen falsch.

Daß nicht ich allein größenwahnsinnig bin, wenn ich behaupte, daß das Brukenthalmuseum sehr wohl zu einem Forschungsinstitut für Südosteuropa ausgebaut werden kann, sondern, daß mit mir nicht eben der schlechteste Teil gerade der Hermannstädter geistigen Jugend diesem Gedanken sympathisch gegenübersteht, gibt mir trotz dieser Diagnose Dr. Jickelis eine gewisse Beruhigung. Übrigens geht der ganze Gedanke zum Forschungsinstitut nicht von mir aus, sondern wurde zum erstenmal in demselben alten „Ostland", dem meines Wissens auch Jickeli nahestand, von Dr. Rudolf Spek (Hermannstadt) zur Sprache gebracht, dem in dieser Frage ein ziemlicher Kreis nicht

nur geistig interessierter, sondern — trotz Jickeli — wissenschaftlich arbeitender Herren der jüngeren Generation zustimmte.

Daß es bei uns solche Leute jüngeren Geburtsdatums überhaupt nicht geben soll, dafür dürfte Jickeli einen Beweis schwerlich erbringen können. Aber selbst wenn dies — was durchaus nicht stimmt — den Tatsachen entspräche, wäre mindestens die Brukenthalische Bibliothek nicht der Aufgabe enthoben, mit allen Mitteln zu trachten, in den gerade für uns Deutsche in Rumänien wichtigsten Wissensgebieten auf dem Laufenden zu bleiben und nicht nur eine rein juridisch-lokal-historisch-germanistisch orientierte Büchersammlung zu bleiben.

Was die finanzielle Ausführungsmöglichkeit anbelangt, so habe ich durchaus nicht die Absicht, mit der schönen Geste des Gebens die Hermannstädter Kuratoriumsbequemlichkeit der Mühe zu entheben, selbst über die Ausbaumöglichkeit und ihre Finanzierung nachzudenken. Deswegen habe ich mir ja auch in meinem Artikel erlaubt, an das Kuratorium und an unsere Banken die versteckte Einladung zu richten, eine Enquete der an den Brukenthal-Sammlungen Interessierten zusammen zu berufen und die Durchführungsmöglichkeit der Vorschläge, die vorhanden sein werden, ernsthaft durchzuberaten. Die Ablehnung einer Anregung aber von vorneherein ohne jede Prüfung aller Detailfragen wird nicht nur dem unbefangenen Kronstädter erscheinen, als sei sie einem geheimen Eingeständnis der Unhaltbarkeit des offiziellen Hermannstädter Standpunktes verflucht ähnlich. Was immerhin zu bedenken ist.

Rundschau

Kabinett siebenbürgisch-sächsischer Maler. Im Brukenthalmuseum gibt es auch Bilder siebenbürgisch-sächsischer Maler. In der Enge sonnenarmer Verschläge, die keinen rechten Überblick gestatten, hängt da allerlei Gemaltes, dicht gedrängt, Bild an Bild. Und die Unübersehbarkeit des Dargebotenen wird nur noch durch die Lieblosigkeit der Darbietung übertroffen. Nicht die Dankbarkeit eines Volkes seinen Künstlern gegenüber gelangt da zu Wort, sondern die Verständnislosigkeit, die die Kunst parvenühaft in die Vorzimmer drängt.

Schamhaft geht man an diesen Räumen vorbei, wenn man sich in die von Hans Wühr angeordneten Bildersäle begibt, um vor Memlings mit Andacht erfüllten, vor der Menschlichkeit des Mannes mit der blauen Sendelbinde, vor Breughels „Bethlehemitischem Kindermord" oder vor Dichtels Naturnähe, vor der mythischen Einfachheit von Jordaens „Sommer", vor Lorenzo Lottos Heiligem Beglückung zu suchen.

Es ist bezeichnend, daß die beiden bedeutendsten, lebenden Maler unseres Volkes, Hans Eder und Fritz Kimm, in dieser Ausstellung sächsischer Malerei nicht vertreten sind. Auch von der eigenartigen Kunst Grete Csaki-Copony finden wir nur ein frühes Stilleben. Wem könnte es auch eine Freude sein, seine Bilder in diesem Trödelladen zu wissen.

Wenn unser Volk der öffentlich bezeugten Schande der Undankbarkeit entgehen will, muß da ein, von den führenden Kreisen aus einsetzender, grundlegender Wandel stattfinden. Die freiwerdenden Räume der Mädchenschule bieten dazu Gelegenheit. Der Sebastian-Hann-Verein ist wohl die Stelle, von der aus die Arbeit zu beginnen hätte. Alle kunstfreudigen Kreise müßten ihn in diesem Tun unterstützen. Vor allem aber müßten sich die führenden Männer des Volkes und der Wirtschaft, deren Verständnislosigkeit für diese Dinge geradezu sprichwörtlich geworden ist, sich mit ganzer Kraft für diese Wandlung einsetzen.

Nach der Schaffung des Verständnisses für dieses Werk, könnte dann auch die Arbeit beginnen.

In zwei oder drei lichte Säle gehört das repräsentative Werk der siebenbürgisch-sächsischen Maler. Jene Bilder unserer Künstler, die die Einheit unserer kleinbürgerlichen Haushalte zerstören würden, und die hier, in einem erhöhten Raum, ihre Wirkung auf die Volksgemeinschaft hätten, vor allem. Von Eder: der erschütternde Dorfchristus und seine Kriegsbilder, die lebendigen Bilder bedeutender Männer und die Strindberggestaltungen, vielleicht auch das kunstvolle Stilleben mit der Zitrone auf der glänzenden Tasse. Von Kimm gleich eine ganze Reihe seiner starken, naturerfüllten Tierbilder, die Zeichnungen zum Kronstadtbuch. Von Grete Csaki-Copony die erhabene Berglandschaft, das große, liebliche Selbstbildnis mit den Kindern, aber auch die Tieraquarelle und einige der Bauernkinderbilder, diese Mädchen, die Schwermütige mit dem seitwärts gebeugten Kopf und die Trotzige, die ich am meisten liebe, mit den strahlend blauen Augen und dem Krug in der Hand, auch das Mädchen mit der Blume.

Wie anderes würden in solcher Gesellschaft die Werke des frühverstorbenen Schullerus, dessen Bilder auf einer eigenen Wand sinnvolle Anordnungen finden müßten, zu starker Wirkung gelangen: das machtvolle Kirchenbild und das feine Selbstbildnis, die markigen Bauernköpfe und die Landschaften.

Zu solchem Urbestand sächsischer Malkunst müßten immer wieder ausgewählte Bilder junger Talente kommen, wie z. B. des jungen Schunn fesselnde Gebirgsaufnahmen. Welch reiche Unterstützung, welche liebevolle Aufmunterung könnte dem Künstler, der gegen eine allgemeine Verständnislosigkeit kämpft, von hier fließen.

Wenn wir in einem jungen anschließenden Raum noch Bilder von Nagy Imre und Pop Aurel finden, hätte diese Stätte den Dank Siebenbürgens. Denn auf solchem Gebiet läßt sich ungestraft ersprießliche Arbeit für das gegenseitige Verstehen der siebenbürgischen Völker leisten.

Schließlich müßte noch, um das Werk zu krönen und um ihm ewiges Leben einzuhauchen, ein guter Ausstellungsraum siebenbürgischen Malern zur Verfügung stehen. Wenn endlich derselbe Raum intimer Kammermusik und Vortragenden geöffnet wäre, würde das Bruckenthalmuseum wahrhaft zu der Stätte, zu der sein Stifter, dessen Leben so sehr der Kunst gewidmet war, es machen wollte.

Woher zn solchem Planen die Mittel nehmen? Wir sind ein armes Volk. Ich höre schon die die billige Ausrede.

Mehr Liebe und mehr Hingabe lautet vorerst unsere Forderung. Dann werden sich auch die Mittel und Wege zur Durchführung solchen Wollens finden. Dann wird das Opfer zur Freude. Ein Volk aber, das für seine besten Schätze keine Opfer bringen will, ist nicht wert, zu leben.

Dann werden auch die Geschenke und Spenden der Künstler kommen.

Aber von unseren führenden Kreisen aus muß das Gefühl der Anerkennung und Dankbarkeit in die Massen dringen. Und von der Volksgemeinschaft muß das Werk der Anerkennung und der Dankbarkeit begonnen werden. Der Anerkennung, die unserem Volke so bitter not tut, und der Dankbarkeit, die sich selbst belohnt.

Ernst Jekelius

Jugend vor dem Spiegel. Der unmittelbare Anlaß zu den folgenden Zeilen ergab sich aus einer Durchsicht der Hermannstädter Zeitschrift „Der Weg", deren erster Jahrgang im Dezember 1926 abgeschlossen wurde. Nicht alle Hefte der Zeitschrift und nur etwa die Hälfte der dort veröffentlichten Beiträge weisen auf jene Jugend hin, deren Bild ich zeichnen will. Ältere Mitarbeiter (auch ich bin mitschuldig) nahmen bald Einfluß auf den Inhalt, erreichten damit eine gewisse Güte einzelner Nummern, beeinflußten aber die Jugendspielart kaum, die den „Weg" gegründet hat. Das zufällige Erscheinen guter Beiträge verringerte in nichts die allgemeine Weglosigkeit.

Stünde also die Zeitschrift selbst zur Frage, wäre die Antwort leicht: man hätte nur festzustellen, daß sich im „Weg" nichts Neues äußert, was von Bedeutung wäre oder sich andernorts nicht fände.

Aber die Tatsache, daß sich zur Äußerung eine ganz bestimmte Jugend vordrängt, ist nicht nach den schwachen Leistungen allein einzuschätzen. Wir fragen vielmehr darnach, was gibt diese Jugend?

Jede Jugend empfindet bei ihrem Bewußtwerden zwischen dem sechzehnten und zweiundzwanzigsten Lebensjahre ihr Andersein in der Auseinandersetzung mit den Daseinsformen, denen sie sich einzugliedern beginnt. Während sie auf tausend Einflüsse innerlich und negativ antwortet, vollzieht sich geheimnisvoll ihre Beauftragung, sie empfängt — wie ich es einmal ausdrückte — die Programmpunkte fürs Leben. Die späteren Taten, Gedanken und Zielsetzungen geben sich ihr hier schon in unglaublicher Dichtigkeit als Keime. Dies ist großartig und bedeutsam. Ganz nebensächlich aber ist, wie sie sich dabei gebärdet. Die Äußerung ihres Andersseins ist noch nichts, der Lärm vor den Toren. Wesentlich ist nur, was im Einzelnen durch besondere Schickung oder in einer besonderen durch Erlebnisse aufgerüttelten Generation schon so früh Erkenntnis wird, während die Masse der Jugend erst zu einer viel späteren Zeit ihr Andersein auswirkt, wenn sie sich dessen kaum mehr bewußt ist. Der Ausdruck des Neuen das jede Jugend mit sich bringt, kann bloß in Tat und Klarheit lebensgestaltend werden, also erst, wenn die Jugend über sich hinaus zur Männlichkeit findet. Das hindert aber nicht, daß sich jede lebendige Jugend schon früher bekennt. Sie ruft, sie rührt auf, ist mit einem Wort das laute ungestüme Echo einer Tat, die sie dereinst zu tun gedenkt.

Diese Sturmzeit macht jeder mit, der Blut in den Adern hat. Je mehr er berufen ist, umso überzeugender wird der Ton und die Melodie seiner Äußerung die Kraft des Neuen ankündigen.

Betrachten wir die Jugendgruppe des „Wegs" an diesen Tatsachen, so fällt als erstes auf, daß auch sie wie alle, die in solcher Öffentlichkeit sprechen, nicht ohne



Eduard Morres, Ölgemälde

weiteres als Vertreterin ihrer eigenen Generation erscheint. Das ist verständlich. Die Wortführer sind nicht im Alltagskleid Jedermanns. Zu fragen ist bloß, ob sie etwas Wesentliches der Nachkriegszeit ausdrücken.

Und dies eben ist hier zu verneinen. Das wesenhaft Junge, der Ansturm, die in Worten und Wendungen, Ansichten und Gedanken hinstürmende Lebenskraft, die auf sich selbst vertraut als auf das später schon Zielsetzende, das schlechthin Schiller'sche jeder Jugend fehlt völlig. Aber noch mehr! Es fehlt das Selbstbewußtsein, die Überzeugung, daß man wirklich etwas Neues ist. Man ruft zwar danach, aber wie hilflos! Diese Jünglinge sind Knaben, die sich an eine Führerhand klammern wollen. Solches Streben ist als Erscheinung im Jungsein verständlich, aber es mischt sich hier mit einer peinlichen Zurschaustellung, wodurch Hilflosigkeit als schonungsbedürftiger Dauerzustand zum Wert gemacht wird.

Sonst ruft der von seiner Berufung erfüllte und Neues wirklich ahnende Jüngling nach dem Führer als nach einem ihm Gleichwertigen, bloß vorläufig an Klarheit Überlegenen. Ist er aber ein hilfloses gehetztes Kind, das nicht Neues bringen kann, dann schämt er sich, öffentlich laut zu werden.

Doch die Wegjungen treten auf mit dem Anspruch, einen Weg zum Inneren finden zu wollen, weil sie „inneres Gold achten und lieben" gelernt haben. Nie ist Innerlichkeit so selbsttröstend mit eigenen Schwächeanfällen gleichgesetzt worden! Nicht der nebelhafte Ausdruck „Gold", der später von dem „Trieb nach Sonne" abgelöst wird, noch die unzähligen übrigen Plattheiten sind wichtig, sondern, daß einige Jünglinge, die nur hilflos sind, — ihre Generation ist es gar nicht! — notwendig geschmacklos werden müssen, wenn sie, die nichts zu sagen haben, unbedingt reden wollen.

Sie sind nicht Vertreter ihrer Generation weder nach Geist noch Eignung — da steckt ihr Übel. An ihnen ist kein Hauch von den Problemen der heutigen Jugend zu spüren, nichts in ihrem Wesen beweist, daß hinter ihnen wirklich „die Balken eines Kulturgebäudes elend in sich zusammengekracht" sind, wie sie vorgeben es erlebt zu haben. Sie fühlen sich allerdings unglücklich, wünschen es nicht mehr zu sein und wollen deshalb den Nebenmenschen *verstehen*. Dieser seelischen Notdurft wegen kann man ihnen sein Mitempfinden nicht versagen. Doch man fragt sich, ob solche Selbstnötigung zum allgemeinen Verstehen, das niemals das kernhafte Gefühl einer Generation ist, ein Recht hat, sich im Spiegel zu besehen und sich gleichzeitig als menschwerdende Jugend hinzustellen. Sollen bei uns die Schwachen das Wort haben!

Wahre *geistige* Not ruft nicht in so allgemeinen Programmen und zahmsten Gymnasiastengedichten. Sie faßt das Konkrete, die Tatsache, den Einzelfall. Sie treibt in ihrem Handeln, aber unbedingt in ihrem Wollen zum Großen. Sie *sieht* vor allem. Die Wegleute sind in sich bezogen zu unklaren Blicks, um zu wissen, was wird. Nicht bloß das Werdende ahnen sie nicht, sondern auch das Vorhandene. Die in ihrer Nähe erörterten Probleme mißverstehen sie, übersehen sie denkunlustig oder machen sie zu einem neuen Programmpunkt. Ein zu einfaches Verfahren für das Leben.

Ich bin überzeugt, daß sie ihre Not empfinden, aber nicht ins Letzte, denn sonst wären ihre Folgerungen nicht so leicht. Ihre Not ist eben keine geistige Not, sondern nur Hilflosigkeit. So fehlen wesentliche Inhalte ihren Worten. Versuchte man diese zu Ende zu denken, käme man zu einer Art Demokratie des gegenseitigen

Verstehens, die sie fordern, also zum Gegenteil dessen, was ihrer Generation als Lebensform vorschwebt. Aber sie denken nicht so weit, sie schweifen, ängstlich bestrebt nichts Tatsächliches auszusagen oder sich an diesem zu beweisen, in ihren Aeußerungen ins Allgemeine, Lyrische. Ihre Gedichte sind schwach und von vorgestern, das ist gleichgültig! Doch wer mit zwanzig Jahren, dem der Pagasus vor der Nase bockt, begnügt sich damit, ihn bloß im Schritt zu reiten! Trauerspiele mit fünf Akten, phantastische Realistik in Riesenromanen, große Menschheitsfragen und dies alles ungedruckt, das ist der Arbeitsanfang einer Begabung. Was fehlt mir an dieser Jugend? Das große Wollen, das sie an sich selbst anlegen müßte, das große erlebte Pathos, die Kraft, die Begabung. Von den Beteuerungen bester Absichten lasse ich mir nicht imponieren.

Diese Jungen sind die letzten provinziellen Nachzügler der Aesthetenzeit ohne deren formerfaßte Intelligenz. Es sind wenige, nicht alle jüngsten Mitarbeiter des „Wegs", nicht die dahin verirrten Bauernburschen. Ihre unberufene auf der Oberfläche der Öffentlichkeit in Gefühlsverdünnungen verfließende Wortseligkeit, der vielleicht einmal ein Vers gelingen mag, nie ein Wort an dem ein Ganzes zu fassen ist, mußte aufgezeigt werden. Nicht des „Wegs" wegen, der ruhig weiter ein Nachtöner fremder guter Gedanken bleiben kann wie in den letzten Heften, sondern weil bisher niemand öffentlich klargelegt hat, daß man von unserer Jugend Größeres verlangen muß.

Stil ist Ausdrucksform des Inhalts. Hier deutet die literarische Stillosigkeit nicht bloß auf geistige und intellektuelle Unzulänglichkeit und auf Gefühlsseichtigkeit, sondern auf eine Menschenart, die sich durch den „Weg" über die Forderungen des Tags hinwegzusetzen versucht. Der „Weg" ist ihnen, nicht allen, Arbeitsersatz. Dadurch dieser krankhafte prophetische Unsinn in phrasenhaften Aufsätzen! Man fühlt, da will sich die Lebensscheu ihr Recht zur Lebensschau beweisen. Da wird geglaubt, es bedürfe geringeren Inhalts, um Ordner, Führer, Deuter und Dichter zu sein als irgendwo im Leben tätig zu stehen. Dieses tut man nicht, jenes kann man gerade deshalb nicht. Und so entsteht anstelle einer Zeitschrift, die Erlebnisse junger Leute mit oder ohne literarische Begabung wiedergeben könnte, ein Blatt mit dem nicht gerechtferligten Anspruch auf neue Wege, Sonne und dergleichen unerlebte Zielsetzungen des schlechten Gewissens. Der Spießbürger, an dem diese Jugend leidet, hat recht vor ihr.

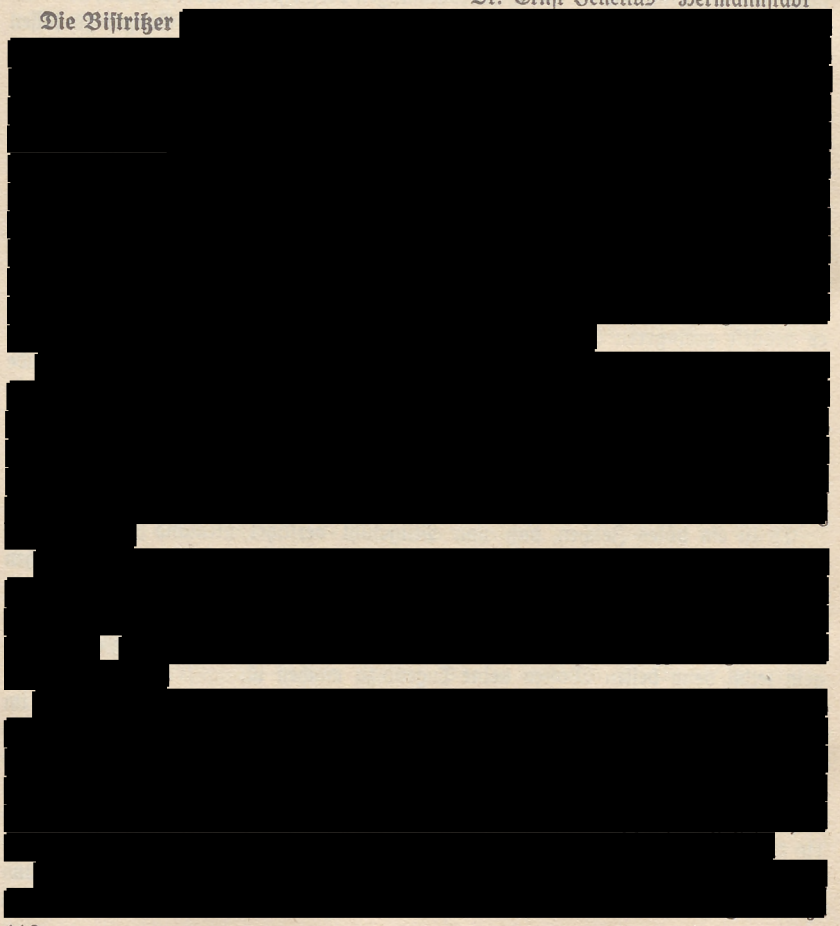
Es ist ein böses Zeichen, daß von Mitgefühl verführt niemand diese Jugendgruppe unter die Lupe genommen hat. Ihre guten Absichten haben sogar manchen und mir nahe Stehenden verleitet, sie zu loben. Verlieren wir durch unsere Teilnahme nicht das Maß, für das in diesem Fall leider keiner der Alten, die Hüter des Bleibenden sein sollen, eintrat, indem er rücksichtslos aussprach, daß aus Mängeln selbst beim besten Wollen keine Tugend zu machen ist. Heinrich Zillich

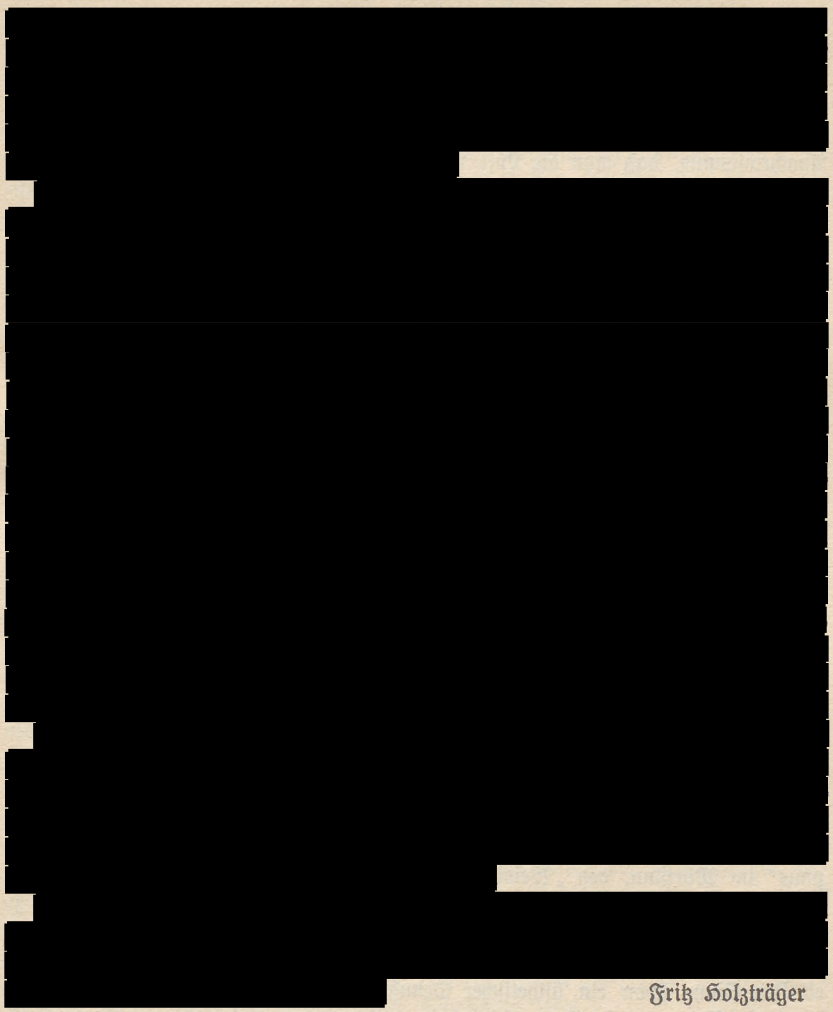
Seminaristentheater. Die am Sonntag, den 20. Februar in Hermannstadt im Unikumsaal dargebotene Festvorstellung unserer Seminaristen gab der Bevölkerung dieser Stadt Gelegenheit, ihrer Teilnahme an dem Leben der werdenden Lehrer Ausdruck zu verleihen. An diesem Leben, das sich zum größten Teile in dem kasernenhaften Schulgebäude und in dem großen Garten, der es umgibt und dem noch ein richtiger Sportplatz fehlt, abspielt. Es ist herzlich zu begrüßen, daß diese Jugend willens ihr Bestes zu bieten, mutig mit Theaterspiel, Gesang, Streichorchester und Bläserchor zu solcher Teilnahme auffordert, was meines Wissens Jahre hindurch

nicht geschah. Und es ist zu wünschen, daß die Teilnahme unserer Bürgerschaft, die sich hier laut in dankendem Beifall äußerte, sich anhaltend fruchtbar gestalte und so ein festeres Band zwischen unserem geistigen Mittelpunkt und der Lehrerschaft unserer Gemeinden knüpfe. Zumal die geistigen Kreise unserer Stadt sollten sich der Pflicht, die sie an die zukünftigen Lehrer unseres Volkes bindet, immer mehr bewußt werden. Die Aufführung selbst konnte solche andauernde Teilnahme begründen und ermutigen. Die Wahrhaftigkeit, die tapfere Klarheit, der natürliche Witz dieser Jungen sticht erfreulich von der Dumpfheit und sentimentalen Verschwommenheit mancher früherer Seminaristengeneration ab. Und all diese geistige Frische steigt aus einer erdnahen Verbundenheit mit dem Lande, das die besten Kräfte unseres Volkes birgt. Das Volksstück von Eisenburger „Der Dorfdrachen" hat den Vorteil, solche Kräfte zum Ausdruck gelangen zu lassen. Künstlerischen Anspruch erhebt es keinen und so ist es wohl überflüssig, seine handgreiflichen Mängel hier aufzuweisen. Der Leitung des Seminars aber sei Dank gesagt, daß sie solches Spiel und Widerspiel ermöglichte.

Dr. Ernst Jekelius—Hermannstadt

Die Bistritzer





Fritz Holzträger

Neue Bücher und Schriften

Gerhard von Mutius, Jenseits von Person und Sache (Skizzen und Vorträge zur Philosophie des Persönlichen) München, Bruckmann 1925. — Die Bekanntschaft mit diesem Buche verdanken wir dem glücklichen Zufall, daß sein Verfasser Deutscher Gesandter in Bukarest geworden ist. Wer weiß, ob es uns sonst in die Hände gekommen wäre, da es keines von denen ist, die durch die Kritik als Sensationen hinausposaunt werden, und keines, das der Fachmann oder Liebhaber auf dem Gebiet der Philophie gelesen haben muß. Aber umso dankbarer sind wir dafür,

denn es fällt uns nun wie ein schönes Geschenk in den Schoß. Und es ist gewiß im Sinne des Vertreters einer Philosophie des Persönlichen gesprochen, wenn wir meinen, daß eben gerade die persönliche Stellung des Verfassers dem Buche einen ganz besondern Wert für uns verleiht.

Ein Diplomat als Philosoph — das ist schon an sich ein so beglückender Anachronismus, daß man die Luft vergangener Bildungsepochen zu spüren meint. Und wenn man nun sieht, nein: fühlt, wie aus den Zeilen dieses Diplomaten-Philosophen so ganz unmittelbar „Der Mensch" und zwar ein deutscher Mensch der Gegenwart spricht, so wird einem ganz warm ums Herz, und man hofft wieder auf so etwas wie eine Renaissance der „Humanität". Nur in ganz neuem Sinn.

Das Buch enthält in bunter Folge Skizzen und Vorträge, die meist aus irgend einem äußern Anlaß und zwar in Kopenhagen gehalten worden sind. So beansprucht es keine systematische Geschlossenheit. Aber welche Weite und Fülle geistigen Lebens tritt uns schon aus den Themen dieser Vorträge entgegen! „Zum Begriff der Bildung", „Goethes Aktualität", „Kant", „Nietzsche und das Wertproblem", „Kierkegaard und das heutige Deutschland", „Vincent van Gogh". Alle aber durchdringt, durchleuchtet ein Gedanke, der im Titel des Buches, im Vorwort und in der bedeutendsten, der einleitenden Abhandlung „Drei Freunde" zum Ausdruck kommt. Es ist die Überzeugung, daß jenseits von Person und Sache, jenseits dieser Welt der Dinge und Menschen noch etwas ist, das als letztes Ziel gedacht werden muß, aber nicht vorstellbar und nicht darstellbar ist. Die Sache ist der Inhalt des theoretischen, die Person der des praktischen Denkens. Aber es gibt keine reine Theorie und keine reine Praxis. „Jenseits aller bloßen Theorie sowohl wie aller bloßen Praxis, das Persönliche als Gewähr für die Einheit des Daseins, als Brücke von der Tatsache zum Worte hin zu fassen, ist das Leitmotiv der nachstehend vereinigten Arbeiten",

Es ist Aufgabe des Fachphilosophen, den Grundzügen der in diesem und in den andern Büchern („Gedanke und Erlebnis, „Die drei Reiche") des Verfassers niedergelegten Weltanschauung historisch-kritisch nachzugehen und ihre systematische Seite darzustellen. Denn es steckt hinter der essayistischen Form dieser Aufsätze ernsteste, strengste Gedankenarbeit und ein leidenschaftliches „Bekenntnis". Für den „Philosophus" im Wortsinn, den „Weisheitsliebhaber" ist es eine Wohltat, Probleme. die heute in der Philosophie eine solche Rolle spielen, so „lebendig" dargestellt zu finden. Die Höhenluft einer reinen Metaphysik wird uns oft zu dünn. Dagegen ist die Lektüre dieser edlen, schönen, bildkräftigen Sprache eines „Dilettanten" im edelsten Sinne schon ein ästhetischer Genuß. Aber noch etwas kommt hinzu: wie durch ein Prisma gebrochen erscheint in diesen sieben Abhandlungen jener Geist, „der höher ist als alle Vernunft."

Bernhard Capesius

Richard Breckner, Winter. Trauerspiel. Kobra-Verlag, Hermannstadt 1926. Es fällt schwer, diesem neuen sächsischen Drama gegenüber die Haltung des ernsthaften Kritikers zu wahren. Was soll Kritik bei einem Erzeugnis, das so von der ersten bis zur letzten Zeile die vollkommene Unfähigkeit des Autors zum echten und wahrhaften Ausdruck, sei es auch nur des bescheidensten Gefühles, dokumentiert — ganz abgesehen von der Hilflosigkeit im Dramatischen, der Unmöglichkeit der Personengestaltung und der Psychologie. Sollen wir dies schülerhaft geleimte Machwerk analysieren, nachweisen, wie ihm jeder dramatische Kern fehlt, wie diese Figuren ödester Abklatsch aus fünfter oder sechster Hand von an und für sich öden Romanschablonen sind? Ach, wir nähmen ja das alles gerne in Kauf, wenn nur ein Wort, ein Bild,

eine Wendung uns aufhorchen machte, anzeigte, daß hier eine Seele, ein Herz etwas von wahren Erlebnissen stammelte. Aber die widerliche, bestenfalls grausam-komische Wirkung dieses Stückes entsteht eben dadurch, daß hier nicht bloße Unfähigkeit (die rührend sein kann) am Werke war, sondern eine durch schlechte oder schlecht verdaute Literatur infizierte Intellektualität, die nach menschlichem Ermessen für immer jeder Echtheit im Erleben selbst (nicht nur im Dichten) verlustig gegangen ist. Das ist die sehr ernste Seite dieses scheinbar humoristischen Falles, die ihn zum warnenden Beispiel für unsere ästhetisch interessierte Jugend stempelt. Gerade wer in der Kunst die große Schule zur Echtheit, Wahrheit und Schönheit erblickt, muß nachdrücklich auf die Folgen hinweisen, die sie in unreifen, menschlich nicht fundierten Personen zeitigen kann. Das macht mir denn auch diese bewußt unbarmherzige Kritik zur Pflicht.

Konrad Nußbächer

Josef Weinheber. Boot in der Bucht. Gedichte. Krystall-Verlag, Wien 1926.

Im vorliegenden Buch, der dritten Lyrikpublikation des österreichischen Dichters Weinheber, zeigt sich ein starker und männlicher Bauwille, der aus den einzelnen Gedichten zur edlen und großen Geschlossenheit des lyrischen Werkes empordringt. Gehalt und Gestalt des Buches, die sinnhafte und bei aller sinnlichen Fülle strenge Tektonik der Sprache lassen die Art dieses Mannes erkennen, der ein Künstler ist. zielruhig, reif, naher Meisterschaft gewärtig. Weinhebers Ziel ist, scheint mir, das Ding selbst „auszusprechen", den geschauten und erfaßten Gegenstand aus der plastischen Idee, die ihm innewohnt, herauszubilden, dergestalt, daß das Ingesicht des Objekts die dünne Haut der Gegenständlichkeit durchstrahlt. (Dasselbe wollte ja auch der Expressionismus, von der gleichen Sehnsucht nach Erlösung des Dings zur Subjektivierung beseelt, jedoch am gehirnlichen Impuls scheiternd.) In diesem Betracht sind es besonders einige Stücke des Bandes, z. B. „Die Flöte", „Die Trommel", in denen die Abstraktion des Außenbildes im Gegenbild des gedichtgewordenen Gegenstandes konkretisiert erscheint. Dabei ist Weinhebers Lyrik ursprünglich, liedhaft in der Diktion naturgewachsen und impulsiv hingeworfen. Nur die endgültige Formfindung ist Arbeit, eine ernstliche handwerkliche Arbeit, die vom Feuer einer bewußten Tradition durchkräftigt ist. Und so sehen wir hinter dem bitteren Antlitz des Lebenseinsamen und oft Enttäuschten das lichte Antlitz des Arbeitsfrohen aufleuchten, der emsig um die ihm gemäße Form des Gedichts bemüht ist — „Kunst ist schweigsam und hart" —, zu endlichem Sieg, zu festlichem Aufschwung.

Otto Basil

Heinrich Schlandt, Friedrich Ridely, Ein Kronstädter Bürger der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Markusdruckerei, Schäßburg 1926.

Der Verfasser schließt uns in dem schlicht und warm gezeichneten Lebensbild Friedrich Ridelys das Leben eines Kronstädter Bürgers auf, dem nicht öffentliche Wirksamkeit den beherrschenden Wesenszug, Wert und Bedeutung verleihen, sondern Werke und Taten für Volk und Kirche, beide herausgewachsen aus einer Lebensauffassung, die im Schaffen für die Gemeinschaft den Sinn des Daseins sieht.

Gustav Rösler

Europäische Lyrik der Gegenwart 1900—1925. In Nachdichtungen von Josef Kalmer. Verlagsanstalt Dr. Zahn und Dr. Diamant, Wien 1926.

Ein Zeitbuch, sachlich, konstruktiv, das auf 300 Seiten meisterhaft übersetzte Gedichtstücke aus dreißig europäischen Sprachen bringt. Klug, aber etwas zu feuilletonistisch eingeleitet und durch Aufsätze über die Literaturen der einzelnen Sprachen-

kreise gut gegliedert. Im Wesen auf Information gestellt. Kalmers großes übersetzerisches Vermögen, fremde Lyrik sphärisch so zu verwandeln, daß sie als deutsche Form rein dasteht, und zwar künstlerisch und philologisch bis zum Ursprung zu belegen, verdient Anerkennung und sogar Bewunderung. Es bleibt nur der Wunsch daß Kalmer — über die etwas frigide Form seiner Übertragungen hinaus — an irgend einer fremden Lyrik, die er besonders liebt, zu größerer eigenschöpferischer Kraft aufwachse. (Einzelne Gedichte der Anthologie, besonders solche aus der slavischen Sprachgruppe, bedeuten bereits verheißungsvolle Erfüllung.) Hervorzuheben ist noch die präzise kritische Leistung der Wahl und Einordnung des Richtigen und Repräsentativen aus einer Überfülle des Materials. Dem Buch sind viele aufmerksame Leser zu wünschen. Otto Basil

Hermynia zur Mühlen, Märchen. Mit Zeichnungen von George Groß. (Der Malik-Verlag, Berlin). Märchen, deren Tendenz es ist, das proletarische Kind durch traurige Fabeln zum Sozialisten zu machen. Selbst wenn ich solche Zweckunterstellung bejahte, die das wunderbar Zeitlose dessen, was Märchen ist, zerstört, fände ich keinen Anlaß, diese seltsamen Erziehungsgeschichten für künstlerische Produkte zu halten. Die Zeichnungen von Groß sind es. Den Agitationswert des Buches einzuschätzen ist hier nicht der Ort. Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

Unter den Bildbeilagen bringen wir Abbildungen nach zwei Gemälden von Eduard Morres, über dessen Dezemberausstellung in Kronstadt wir im Februarhefte berichtet haben.

Wegen einer mehrwöchigen Auslandsreise Heinrich Zillichs erscheint das nächste Heft als Doppelnummer im Mai.

Veranstaltungen unserer Geschäftsstelle
unter Leitung von G. Ongyerth

3. März: Klavierabend des 5jährigen Karl Heinz Schuller in Kronstadt.

6.—20. März: Vortragsreise Karin Michaelis (Temesvar, Kronstadt, Hermannstadt, Bukarest, Czernowitz).

26. März. (100. Todestag Beethovens.) Aufführung unbekannter Werke Beethovens durch den Schülerkirchenchor mit Gesangs- und Instrumentalsolisten unter Leitung von Musikdirektor Bickerich in der Schwarzen Kirche zu Kronstadt.

In Vorbereitung:

Konzertreise des ersten Bläserquintetts der Dresdener Staatsoper, bestehend aus den Kammervirtuosen Professor Fritz Rucker (Flöte), Johann König (Oboe), Karl Schülte (Klarinette), Paul Plötner (Horn), Wilhelm Knochenhauer (Fagott). Mitwirkend: Komponist Theodor Blumer am Flügel.

Die Zeichnungsfrist für St. L. Roth, Sämtliche Werke ist bis zum 15. März verlängert worden.

Verantw. Schriftleiter: Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov) Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
4. JAHR APRIL/MAI 1927 HEFT 4/5

Gedichte

Von Konrad Nußbächer

Trostbild

Trostbild aus hundert Schmerzensnächten
Du meiner Tage grüner Hoffnungsbaum.
Wie froh erregtest du mit deiner Blätter Rauschen
Mir schon den Knabentraum!

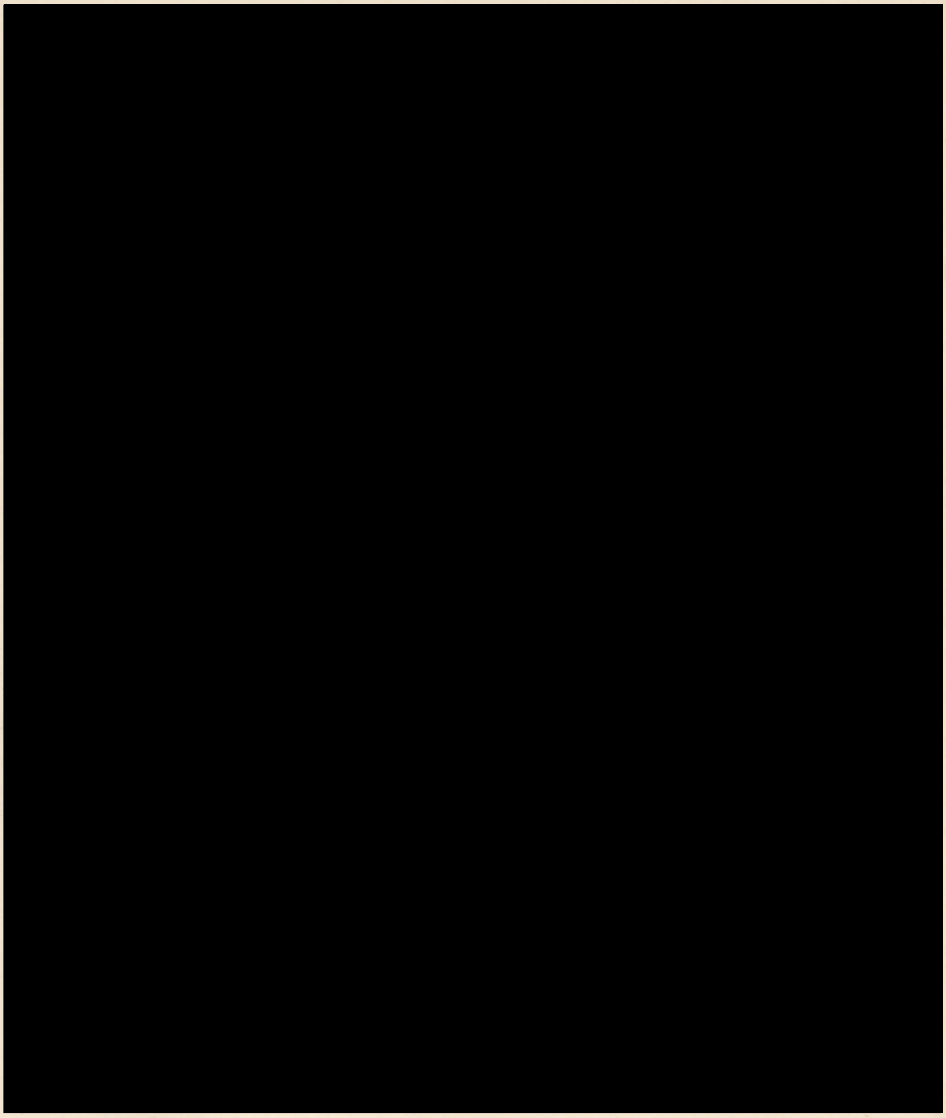
Hoch stolzer Engel wehrtest du dem Niedern,
Das trüb im Blute schafft,
Erlöstest mich an deiner Frauheit Gliedern
Zu reiner Leidenschaft.

Nun lieg ich nah an hehrsten Glückes Hafen
Im Zimmer neben dir
Und soll in meinem innern Brande schlafen,
Im Zimmer neben dir!

Dein Mantel deckt mich, den du sorglich
Mir auf das Bett gelegt,
Der Mantel, der so tausend holde
Sommererinnerungen trägt.

Du weißt nicht, daß ich wach versunken liege,
Versunken in dein Sein
Und bebend horch auf deine Atemzüge
Und träume, du bist mein.

Daß meine Lippen sich auf deinen Mantel pressen,
Aus dem dein Duft noch steigt,
Indes um uns in brausendem Vergessen
Das Dunkel schweigt.



Walther Teutsch, Kreuzaufrichtung

Fahrt

Gute Fahrt war heute, als ich die bergige Heimatstadt verließ,
Liebreich gewendet war blutiger Zwist,
Milde vergrollte Gewitter hinter Schulerwand
Und blitzend dehnte sich die frohe Ebene
Vor dem schnaubenden Zug voll Verheißung, Glanz und Saaten.

Wie liegt sie aufgetan, die Schale des Burzenlands!
Der Becher, der sich füllt mit Korn und Segen.
Noch liegt sein Grund tiefschwarz dem sanften Licht,
Aber drinnen schwillt es von Ernten tausendfältig.

Blau zerklüfteter Himmel lacht aus dem schwärzlichen Weiher,
Der schillernd grüne Wiesen trügerisch überzieht,
Dann biegt der Zug in brauner Berge schattige Hohlwege
Mit Holzfuhren schreiender Knechte und rotrockiger Dirnen.

Du am Nebentisch zartschwarze Schöne mit schmalem Antlitzschnitt,
Schmeidigen Gliedern im wollig weichen Jumper — siehst du,
Nun fahren wir selbander in unserem neuzeitlichen Zauberwagen
Durchs alte Land mit steinern träumenden Burgen,
Um die erstes Grün und Heideflechten wuchern,
An Sachsendörfern vorbei mit trotzig dicken Kirchenburgen
Und in die schweifenden Berge, durch die
Grünumwebt und umschwebt der träge Altfluß schleicht.

O ihr erblühenden Lehnen und grünen Racheln,
Du schweigendes Land, das sich kleidet zum tausendstenmal!
Bist dasselbe du, wie zur Römer- und Ritterzeit,
Als du jung lagst ersten Eroberertritten?

Nun fahren wir späte Menschen durch deinen Frühling,
Ein junges Mädchen, ein junger Mann — im Speisewagen,
Sehen dich, fühlen deinen modrig-jungen Atem
Und sind dir nicht verbunden, der Schnellzug braust.

Wohin, sag wohin —? Wir wissens nicht.
Aber unsere Augen sind sich gut, wenn sie auch traurig sind.
Wir fahren — zwei Menschen — im Schnellzug unserer Zeit,
Der braust gottlos und bequem — wir wissen nicht wohin.

Und bald ist dein Platz leer und ich bin allein
Und düsterer blickt um mich der Geisterwald.
Die hellen Knospen der Erlen schimmern seltsam auf tiefem Grau:
Der Sturm kommt, erschauernd versilbern sich die Uferbäume.

Fahr nun daher mit Stößen hagelschwer,
Bruder von Anbeginn, schling uns in deinen Schlund
Und brüll die arme Arche des zwanzigsten Jahrhunderts
Nieder in deiner Reinheit gnadenlosen Schoß!

Hans im Glück

Novelle von Otto Folberth

Hans Frühn saß zwischen Nacht und Morgen im Gange eines überfüllten D-zuges auf seinem Reisekorb. Vornübergebeugt hatte er den Kopf in die Hände gestützt. Er schlief.

Die unbequeme Fahrt hatte ihn endlich soweit ermüdet. Vor Augenblicken noch schüttelten ihn Kälte und Ekel. Ein grauer Großstadtwinter lag wie eingekellert in seinen Knochen und die Zugluft im Gang, kalt und stickig, blies alle grausigen Bilder der letzten Monate noch einmal herbei. Auch hatte nicht der Morgenekel allein den Übernächtigen geschüttelt, sondern mehr noch der Ekel an der Welt, wie sie sich manchmal jungen Menschen unvermutet entpuppt. Es stank links und es stank rechts und Hans hatte es satt bekommen.

Dem Vaterland hatte er drei Jahre am Maschinengewehr gedient. Dieser Acker war niedergestreckt, seine einst blühenden Glockenblumen gänzlich zerlöchert und zerstochert. Müde und ratlos glich er am Ende dieses Wegs einem Boot, das die Strömung der Flut irgendwo erfaßt und auf ihrem Rücken landeinwärts getragen. Nun war sie verebbt und hatte es an zufälliger Stelle als Fragezeichen liegen lassen.

Hans Frühn blieb es nicht lange. Er streckte zwar flamingogleich den Hals in die Höhe und erschien sich selbst fürs erste komisch, beziehungslos, fragwürdig. Aber er merkte, daß es jetzt gut sei, still auf einem Bein zu stehen und seine Umgebung zu mustern.

Und der Berliner Revolutionswinter beantwortete in der Tat alle seine fragenden Blicke.

Seither wars für ihn abgemacht, allem Nur-Gegenwärtigen den Rücken zu kehren. Sein Ekel am Heute begann krankhaft-quälende Formen anzunehmen und mußte überwunden werden. Nur Abkehr, Wegsehen und Weghören von dem lauten Augenblick, dem Blasebalg, wie Hans sich auszudrücken pflegte, konnte ihn heilen. Er mußte von etwas Gegensätzlichem angesogen und in jene geistige Gleichgewichtslage gebracht werden, die sich zwar in jedem Menschen bei verschiedener Belastung, aber mit der Feinzüngigkeit einer Goldwage einstellt. Noch unerfahren freilich in dieser schwierigen Wägekunst, jung genug, um sich leicht wagend kopfüber in unbekannte Wasser zu stürzen, hatte er den Entschluß gefaßt, seinem Leben dadurch eine endgültige Wendung zu geben, daß er Astronomie studierte. Astronomie, so hoffte er, würde ihn am weitesten ablenken und am sichersten dem Zeitgeschmeiß entziehen. Er verklammerte sich geradezu in den Gedanken, die aufdringliche Diesseitigkeit europäischer Existenz, den beklemmenden Druck naheliegender Dinge und Ereignisse mit ihrer Hilfe zu überwinden. Schon pflegten seine Gedanken träumend durch Sternenräume zu torkeln — da stieß er eines Tags sein bisheriges Leben wie einen widerlichen Hund mit dem Fuße von sich und verließ Berlin.

Nun saß er im Gange des überfüllten Süd-D-Zuges auf seinem Reisekorb und schlief. Die Ellenbogen ruhten auf seinen Knien, in den Händen hielt er den Kopf, der im Rütteln des Wagens hin und her wackelte. Der Zug fuhr durch dichtesten Morgennebel. Er war nicht mehr beleuchtet, im Inneren roch es aber überall noch nach Nacht. Plötzlich entschlüpfte er dem Nebelmeer. Die Sonne schien in die qualmige Luft des Wagens und reizte die Reisenden zu halblautem Gähnen. Hans spürte Wärme im Nacken und erwachte. Der Zug rollte pfeilschnell das Neckartal abwärts.

Er öffnete ein Fenster und schlürfte frische Luft. Licht fiel in seine Augen, daß sie tränten. Lächeln zog seine senkrechten Züge oval. An den Hängen zu beiden Seiten des Flusses blühten Kirschbäume, an Waldrändern und Wegrainen Weißschlehen. Mutwillig drückte er Kopf und Brust in die schneidende Luft der Fahrt, als gelte es um allen Preis, den Duft dieses Morgens einzufangen. Der schäumende Fluß, das aufbrechende Land, die rasende Fahrt des Zuges, der sich in den großen runden Talwindungen ganz einwärts bog, erzeugten in ihm die Gewißheit eines wirklichen Flugs und nährten den Glauben an sein Ziel. Er konnte die Stunde nicht erwarten, da er nach langer abschnürender Bindung durch Zeit und Schicksal es endlich wagen sollte, auf eigenen

Flügeln in die entscheidenden Jahre zu gleiten. Seine Fahrkarte reichte bis Freiburg im Breisgau. Diese südlichste Universität des Reichs hatte er für seine Studien gewählt, weil ihm ihre Lage schon äußerlich den radikalen Wechsel seiner Lebensführung vorspiegeln sollte und er in Berlin von hervorragenden Professoren der naturwissenschaftlichen Fakultät in Freiburg gehört hatte.

Als Hans dort nach drei Stunden zielscharfer Fahrt eintraf und sich im studentischen Wohnungsamt nach Quartiermöglichkeiten erkundigte, händigte ihm einer der Dienstluenden in kahlem feldgrauem Rock ohne Regimentsabzeichen, wie er damals von den meisten ehemaligen Frontsoldaten getragen wurde, nach kritischer Musterung und Befragung einen Zettel ein mit den Worten: „Versuchen Sie mal, vielleicht haben Sie Glück."

Im Flur las Hans die Adresse: Knieckeg, Universitätsprofessor, Schloßberg.

Er wußte, daß er hier keine Studentenbude im gewöhnlichen Sinn zu erwarten habe, kein Geschäftsunternehmen, das dem wirtschaftlichen Ruin einer erwerbslosen Witwe oder eines Altenpaares steuern sollte. Die Wohnungsnot war jetzt nach dem Krieg in Deutschland so groß geworden, daß sich auch die bestprotegierten Hausbesitzer gewaltsamer Beschlagnahme überflüssiger Räume nicht mehr immer entziehen konnten und in Universitätsstädten den Ausweg suchten, zugereiste Studenten ins Quartier zu nehmen. Obwohl er dies wußte, bekümmerte es den Vorausschauenden nicht im Geringsten. Vielmehr hielt er es für ein gutes Zeichen, daß der Weg sich vor seinen Schritten wie ohne weiteres ebnete, und in munterem Gang, fröhlich geworden, fragte er sich nach der Wohnung des Professors durch.

Endlich stand er vor dem Haus. Das Schildchen am Gartentor meldete: Knieckeg. Da verschlugs Hans Frühn fast den Atem, als er den vornehm-freundlichen Bau in dem blühenden Garten sah, und mit rotem Kopf und gespreiztem Mund verwürgte er Lachstöße. Das ungewisse Glück, hier zu wohnen, schmerzte ihn ordentlich.

An der Eingangstür läutete er schon gefaßt. Er wußte, daß er im entscheidenden Augenblick seiner selbst unbedingt sicher sein würde. Als er Schritte über den Flur schreiten hörte, war er es auch. Ein Dienstmädchen in weißer Schürze öffnete.

„Verzeihung. Ich bin vom Wohnungsamt hierher gewiesen."

„Student?"

„Ja."

„Bitte treten Sie ein. Ich werde sofort der Frau Geheimrat melden."

Hans trat in die holzgetäfelte Diele, aus der eine schwere, kunstvoll gearbeitete Treppe in die oberen Räume führte. Sein Blick fiel geradeaus auf ein in reichgeschnitztem Rahmen dem Eingange gegenüber hängendes Bild, dem er sich trotz seiner Scheu neugierig näherte. Es war, in Holz gebrannt, der mächtige Stammbaum derer von Knieckeg. Hans hatte kaum Zeit, die am Ende des vielverzweigten Geästes befestigten Täfelchen zu entziffern, denn schon hörte er Tritte die Treppe heruntersteigen und fühlte sich von einer hohen Frauengestalt ins Auge gefaßt.

Frau Geheimrat von Knieckeg sprach mit dem jungen Hans Frühn, nachdem sie auf den ersten Blick erkannt hatte, daß dieser Bursche akzeptabel sei, mit jener zurückgeholten Lässigkeit, die auf Bürgerliche stets den größten Eindruck machen muß. Leicht auf das gerundete Ende des eichenen Treppengeländers gestützt, die Augenhöhe handbreit höher als der Student, wußte sie ihren halblauten Worten durch ein frauenhaftes, fast kindliches Augenleuchten und durch ruhige, fein abgetönte Bewegungen des grau spielenden Kopfes eine Bedeutung zu geben, die sie an sich eigentlich nicht hatten. Denn wäre der Angesprochene zu unkultiviert gewesen, um diese leichtesten Gnadenzeichen zu spüren, dann wären sie senkrecht in jene Gleichgültigkeit zurückgefallen, die ihrem Wortsinn tatsächlich entsprach. Hans bestand die Prüfung. Er schien verständnisvoll Geschenke entgegennehmen zu können. Außerdem berichtete er ohne Umschweife und Zurückhaltung von seinem bisherigen Leben, das wie sein Gesicht ohne Eiterbeulen einen klaren, zum mindesten hygienischen Eindruck machte. Das genügte.

Nächsten Tag schon hatte Hans seine Bude bezogen. Fast, kann man sagen, war ihm dieser Akt eine religiöse Feier gewesen. Ihm war die Giebelstube, das Studierzimmer eines jungen Knieckeg zugewiesen worden, der gegenwärtig eine Kunstakademie besuchte und nur selten noch auf Besuch kam. Der Ausblick aus dem breiten Fenster über sprießende Gärten, die selten befahrene Straße, über Giebelspitzen und Dachfirste der alten Stadt, vorbei am tausendfach durchstrahlten, in vollendetster Gotik wie kristallisierten Münsterturm in die offene Rheinebene, dieser Ausblick hatte Hans mit der Hoffnung erfüllt an ihm allein schon Geist und Gedanken schwerster Fesseln zu befreien. Und dazu übten die Wände der Bude mystische Ergriffenheit auf ihn aus wie die einer Kapelle. Schief zur Ecke, neben der Fensterwand, stand ein geräumiger Schreibtisch. In vertieftem Mauerschrank schwieg und leuchtete heimlich die Bücherei des Kunstschülers.

Über dem Bett, das mit einem schneeweißen Linnen überdeckt war, hing das Bildnis in Öl einer edlen, vornehm gekleideten und gekämmten Dame, der Frau eines Knieckeg aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Sie ist nicht schön, aber gewiß stolz gewesen, dachte Hans. Wenn man ihr im Leben vorgehalten hätte, sie sei eitel, so hätte sie darauf mit dem unbekümmerten Lächeln einer Königin geantwortet. Sie scheint über etwas sehr erhaben zu sein, aber worüber eigentlich?

Bald hatte Hans Näheres über Professor von Knieckeg erfahren. Er sei einer der bedeutendsten Astronomen Deutschlands und feiere zu Beginn des Semesters seinen sechzigsten Geburtstag, so gings in den Amtsstuben der Universität um. Er gelte als Urheber wichtiger Neuerungen auf dem Gebiete der Meteoritenforschung und als Erfinder eines der modernen Wissenschaft bereits unentbehrlich gewordenen sinnreichen Apparates. Seither versuchte der junge Student vergebens zu verhindern, daß seine Gedanken ekstatisch steilten. Glück und Gnade, das war nun nicht mehr zweifelhaft, rüttelten an der Tür seines Schicksals. Die südliche Landschaft mit den nahen Schwarzwaldbergen, die Nähe des Führers, die Giebelwohnung, die Sternenbücher im Schrank, alles würde ihm helfen, seinen Plan Schritt für Schritt zu verwirklichen. Dieser selbst wurde ihm ohne äußeres Dazutun und ohne Studieren von Tag zu Tag klarer. Bald glaubte er zu spüren, daß eine ganze Welt mit ihm kreise. Kein Richtungzweifel plagte mehr. Denken schoß wie Pfeilflug. Das Ziel, kreisrund und punktscharf, hing jenseit des Horizonts.

„Bitte leise, leise treten, Herr Frühn! Der Herr Geheimrat schläft", warnten flüsternd in den ersten Tagen alle Dienstboten, wenn Hans nachmittag zwischen 2 und 4 Uhr in seine Giebelstube stieg. Sie wußten es am besten, daß der Uneingeweihte über die Mechanik des Hauslebens aufgeklärt werden müsse und benützten jede Gelegenheit dazu. So gings denn: Herr Geheimrat hin! Herr Geheimrat her! huschte treppauf, treppab, wenn Hans die Diele betrat, schlüpfte einmal gar durchs Schlüsselloch seines Zimmers, flüsterte stets in den Winkeln und verfing sich scheu in schweren warmen Vorhängen. Dem jungen Studenten war diese auf Fußspitzen einherschreitende Rücksicht neu, ja sie beschämte geradezu die soldatische Robustheit, die noch in ihm steckte. Er mußte sich deshalb keinen geringen Zwang antun, um als Schatten durch das Haus zu huschen. Er tat es aber, weil es von ihm verlangt wurde und er seinem zukünftigen Führer und Befreier aus seelischer Not schon jetzt gefühlsmäßig Verehrung und Dankbarkeit entgegenbrachte.

Tagelang wohnte er in dem vornehmen Hause am Schloßberg, ohne dem Professor vorgestellt worden zu sein. So oft er dazu Schritte unternommen hatte, war ihm von der Gesellschafterin der Frau Geheimrat, die für den gewünschten Verlauf des häuslichen Lebens hier die Verantwortung trug, ein späterer Zeitpunkt als günstiger beschieden worden. So kam es, daß er bei seinem täglichen Auf- und Abstieg über die Diele das stumme Hausgerät sorgfältiger, als es sonst der Fall gewesen wäre, nach dem Geist seiner Besitzer befrug.

Etwas war ihm dabei aufgefallen. Er hatte noch keine menschliche Behausung gesehen — freilich hatte er seine Wanderjahre bis jetzt hauptsächlich auf Kriegsmärschen und in Schützengräben verlebt — die so wie diese an allen Ecken und Enden mit den verschiedensten und feinsten Meßinstrumenten, ihren Skalen und Zifferblättern versehen gewesen wäre. In jedem Stockwerk der Diele hing irgendwo an der Wand eine in Porzellan gefaßte Quecksilbersäule und zeigte genau die jeweilige Lufttemperatur an. Im unteren Raum hing ein Barometer und daneben eine Wetterkarte mit Berechnungen nach Jahres- und Tageszeiten für das Klima von Freiburg. Auch Wanduhren schienen in sämtlichen Räumen vorhanden zu sein. Da sie elektrisch betrieben waren, zeigten sie alle bis auf die Sekunde dieselbe Zeit an. Hans erschrak fast bei der Vorstellung einer so ausnahmslos unfehlbaren Pünktlichkeit des Zeitablaufs. Und erst recht schüchterten ihn die Armbanduhren ein, die sämtliche Personen im Hause trugen, selbst das Stubenmädchen. Endlich hatte er einmal im Schlafzimmer des Herrn Geheimrat durch die halbgeöffnete Tür eine automatische Personenwage, wie man sie auf Bahnhöfen oder in Apotheken sieht, entdeckt. Und Elise, die Köchin, hatte ihm, als er sich in der Küche eine Tasse Tee kochte, erzählt, wie schwierig es sei, in der Zubereitung der Speisen sämtlichen Vorschriften gerecht zu werden, die dem Herrn Geheimrat mit Rücksicht auf sein Magenleiden empfohlen worden seien. Alles müsse auch in der Küche genau abgewogen werden und trotzdem sie es pünktlich tue, um ja nicht schuld an der Verminderung seiner so bedeutenden Leistungen zu sein, schiebe man doch die Schlaflosigkeit, die den Herrn Geheimrat entsetzlich plage und mitunter zwinge, in endlosen Nächten (wenn Schlafmittel nichts mehr nützten) ganze Romansammlungen zu lesen oder Gedichte auswendig zu lernen, ihrer mangelhaften Kochkunst in die Schuhe.

Hans fragte sich staunend, ob in der Zeit, da sein Leben wie in

frisch aufgerissene Erde gepflanzt worden war, da er tausendmal in Ackerfurchen oder auf Steppengras, nahe den Glühwürmchen und den niedrigsten Gräschen, geschlafen hatte, ob in dieser Zeit wohl allen Menschen in den Städten Zeit und Himmel, Wetter und Wolken, Kauen und Verdauen zum Zifferblatt geworden seien?

Einmal, am Abend eines heißen Tages, war Hans damit beschäftigt, statt des abwesenden Gärtners die Blumenbeete zu begießen. Er hatte den Rock abgelegt, die Hemdärmel über die Ellenbogen gestreift und trug in beiden Händen vollgefüllte Gießkannen über die gelben Sandwege. Plötzlich hörte er über sich eine aufscheuchende Stimme:

„Du lieber Gott! Sind Sie's wirklich, Herr Frühn? Mir klopft ordentlich das Herz, wenn ich Sie so zupacken sehe."

Über die Brüstung ihres kleinen Balkons gebeugt sah Frau Geheimrat von Knieckeg in den Garten hinunter. Hans lachte über ihre Torheit. Einen Augenblick später aber brannten Schamflecken in seinem Gesicht: wie müßte sie sein Plebejertum verachten!

Die Vorlesungen begannen nur sehr allmählich in diesem Semester. Auf den spätesten Termin war die Vorlesung Knieckegs über „Die Himmelswunder" angesetzt. Hans hatte auch den Grund dieser Verzögerung erfahren. Der Herr Geheimrat, der Ende Mai sechzig Jahre alt wurde, hatte die Eröffnungsvorlesung — angekündigt für Hörer sämtlicher Fakultäten — auf seinen Geburtstag verschoben. Er hatte auch erfahren, daß ein Teil seiner Hörerschaft ihm zu dieser Gelegenheit eine besondere Ehrung vorbereite und war innerlich geradezu in Erregung gebracht durch das merkwürdige Spiel des Zufalls, das ihn, den jüngsten Astronomen Deutschlands, in einem so feierlichen Augenblick und unter so ungewöhnlichen Umständen in die allernächste Nähe des großen Gelehrten führte. „Hans im Glück" dachte er und mußte wieder einmal lachen über Gottes sonderbare Fügung.

Endlich nahte die Stunde, da der Student in die ehrende Intimität des Professors aufgenommen werden sollte. Es war ihm geraten worden, am Geburtsfest beim Herrn Geheimrat vorzusprechen. Zu wiederholtem Male läutete an diesem Tag der Telegrammbote an der Haustür. Nach den offiziellen Gratulanten wurde gegen Mittag auch Hans vorgelassen.

Professor von Knieckeg empfing im blauen Salon und rauchte, als Hans eintrat, seine zweite Zigarre. Nach Austausch einiger Gruß- und Glückwunschformeln wurde Hans genötigt, dem Professor gegenüber

Platz zu nehmen. Zwischen ihnen stand ein niedriger Rauchtisch mit den erbrochenen Depeschen.

Mit jener unglaubhaften und doch allemal zu beobachtenden Schnelligkeit im Urteilsschluß beim ersten Wortwechsel hatten sich Hans schon in diesen Minuten mehrere Prognosen, obwohl er sich ihrer zu erwehren versuchte, über das Wesen Knieckegs aufgedrängt, von denen einige ungefähr lauteten: gute Kleider, dumme Schuhe — Haltung ohne Halt; Brille, und doch kein suchendes Auge — Verständnis ohne Verstehen. Auch die dicke Zigarre warb im Munde des Gelehrten weniger als sie enttäuschte. Aber immer hartnäckiger wies Hans alle Zweifel von sich, die sich seiner zu bemächtigen begannen. Außerlichkeiten, lauter Außerlichkeiten beeinflussen mich, dachte er. Das Leben der Forscher ist Gesetzen unterworfen, die ich noch nicht kenne. Mein Auge ist das Auge eines Bauern, ungeübt in Zimmerlicht und -schatten. Wahrscheinlich werde ich mich auch einmal der Lebensart in vier Wänden und rauchigen Regalen bequemen müssen, um mir das Weltall zu erschließen.

Hans Frühn wurde während des Gesprächs nicht gefragt, weshalb er nach Freiburg gekommen sei, auch nicht, weshalb er Astronomie studiere. Der Professor war gänzlich damit beschäftigt, von sich selbst zu erzählen.

„Ich arbeite schon jahrzehntelang an einem Gebiet unserer Wissenschaft, das vor mir vollkommen vernachlässigt worden ist. Es ist jetzt nichts Wichtigeres zu tun als gerade hier einmal Ordnung zu schaffen. Jawohl, junger Mann. Ich sage Ihnen, solange meine Kollegen das nicht eingesehen haben, kommen wir nie und nimmer weiter."

Welches dieses Gebiet sei, auf dem Ordnung geschaffen werden müsse, sagte der Professor nicht. Er setzte es bei dem jungen Studenten, der von alldem keine Ahnung hatte, mit dem gewöhnlichen Unvermögen älterer Lehrer, sich in die Unwissenheit der Schülerhirne rückzuversetzen, als bekannt voraus. Und Hans, wie alle Schüler in solcher Lage, fragte nicht. Er war im Augenblick auch gänzlich abgelenkt... Hing da vor ihm — gerade an der Wand, die er immer sehen mußte — das große Ölbild des Professors in breitem Goldrahmen. In selbstbewußter Haltung mit gespannten Denkfurchen blickte er profilgestellt in die Ferne. Die rechte Hand schraubte ein Mikroskop. Im Hintergrund das Freiburger Münster...

Hans befand sich den Nachmittag über bis zum Beginn der Vorlesung in der größten Unruhe. Vom Empfang bei Professor von

Kniekeg hatte er einen bitteren Nachgeschmack auf der Zunge behalten, über den er sich nicht hinwegtäuschen konnte. Nun schien ihm nichts dringender zu sein, als endlich klar zu sehen: konnte an dem entscheidenden Wendepunkt seines Lebens der Professor sein Führer werden oder nicht? Er fühlte, daß diese Entscheidung sehr bald fallen müsse. Denn sein Zielflug, das war sicher, vertrug keine ungeklärten Mißverständnisse, kein verkapptes Mißtrauen. Er atmete auf, da es endlich spät genug war, sich zur Universität zu begeben.

Als er Schlag sechs den Hof des mineralogischen Instituts betrat, in dessen Räumen die Vorlesung stattfinden sollte, fand er die Türen mit Girlanden geschmückt. Trotzdem sah er merkwürdig wenig Menschen hier in Bewegung. Und als er sich im Saal der vielerlei Apparate, der Schiebetafeln, der Lichtwand, der hochansteigenden Bänke einen Platz suchte, war er noch fast leer. Aber der lange Vortragstisch war auch hier schon über und über mit Blumen bedeckt.

Hans setzte sich und sann wartend dem Thema des Kollegs voraus.

„Die Himmelswunder", dachte er, sind ein Angelpunkt meiner Gedanken, seit ich denke. Schon als Knabe konnte ich bezaubert werden von der unfaßbaren Erfülltheit eines glitzernden Nachthimmels. Auch las ich mancherlei Knabenbücher über Sternenrätsel und Sternenwege. Aber die Kälte des Weltraums atmete aus ihnen und irgendetwas in mir erstarrte dabei. Später erst wurde ich mit den Farben und Tönen der Nacht wieder vertraut. Im Feld. Und diesmal wie nie zuvor. Denn wie hätte ich je früher die Nacht außerhalb unserer Städte, die Nacht der Berge, die Nacht der Wälder, die Nacht der Steppen kennen lernen sollen? Während der unzähligen Nachtwachen meiner Kriegsjahre erst habe ich erfahren, welcher Art ihr Antlitz sein kann. Denn so ähnlich einander die Nächte der Städte sind, so verschieden sind die Nächte der Felder. Keine gleicht der andern. Und keine gleicht sich selbst — auch nur wenige Stunden lang. Wer aber sah die Bilder der sinkenden und steigenden Nacht mit schärferem und langmütigerem Auge als wir hinterm Drahtverhau oder auf Feldwache? Da habe ich denn die Nacht wirklich lieben gelernt und habe Zwiesprache mit ihren Lichtern gehalten. Alle meine Geheimnisse vertraute ich ihr an und sie erschloß mir Erkenntnisse, die wie Sternschnuppen in mein Bewußtsein fielen. Bedrängt und bestürzt, erleichtert und erlöst sah ich ihre Gesichter.

Damals ward zwischen uns der Bund geschlossen, den die Ereignisse des letzten Winters endgültig besiegelten. Nun habe ich gebrochen

mit der Nacht der großen Stadt, um mich der Nacht des Alls an die Brust zu werfen. Himmelswunder! Ja, bewundern will ich. Mehr, mehr: heimisch will ich werden in der Welt jenseit des Tags. Zu fahl und flach liegen die Stunden in seinem Licht. So bin ich seiner satt. Und eine Weile wird schwinden, bis mich wieder Lust nach ihm befällt. Bis dahin umjauchzt ihr mich, Himmelswunder! Laßt euere Sphärenmusik ertönen! Zieht in den Kreis euerer sichern Bahnen ruhlosen, wankenden Geist! Trunken will er werden von Nacht und Wunder...

Als er so träumte, verstärkte sich das Geräusch an den Türen und die Bänke füllten sich allmählich auf. Studenten und Studentinnen wählten rückwärtige Plätze, während in einer vorderen Reihe einige Damen und Herren der Stadt, Bekannte des Professors, Platz nahmen. Schlag Viertel trat Frau Geheimrat von Knieckeg mit ihrer Gesellschafterin ein. Als sie sich auf zwei reservierten Plätzen niederließen, wurden sie von einer Dame in einer mittleren Reihe durch lebhaftes Kopfnicken begrüßt. Hans erkannte in ihr die Näherin des Hauses, die er dort schon öfters hatte aus- und eingehen sehen. — Nun strömte in den erwartungsvollen Saal auch jener Strebertrupp ehrgeiziger Schüler, der fast jeden Professor umgibt, und blieb unmittelbar vor dem Vortragstisch, heldenhaft hinter einem Leithammel, stehen. Dieser trug einen funkelnagelneuen Hemdkragen, gefährlich spreizende Manschetten und schien einer der Assistenten des Instituts zu sein.

Einen Augenblick später erschien im Rahmen der Professorentür Geheimrat von Knieckeg im schwarzen Rock und ernster Miene. Schon hatte sich der allzuhohe Hemdkragen eingeübtermaßen tief verbeugt und holte pathetisch aus: es jähre sich heute zum sechzigsten Male der Tag, da ein gnädiges Geschick... Der hochverehrte Herr Geheimrat möge ihm gestatten, im Namen der Hörerschaft auszusprechen, was sie heute alle bewege... Seine grundlegenden Arbeiten, besonders über die Meteoriten, hätten seinen Ruhm weit über die Grenzen dieser Stadt hinausgetragen... Und möge es ihm vergönnt sein, noch lange als eine Leuchte der Wissenschaft...

Nach den automatisch durch diese Ansprache ausgelösten Beifallsgeräuschen trat der Jubilar einen Schritt näher ans Katheder und hob seinerseits an: er danke ihnen von Herzen für die spontanen Sympathiekundgebungen und versichere ihnen, daß er sich der Verpflichtungen bewußt sei, die eine Ehrung wie diese auferlege. Er werde auch in der Zukunft mit allen Kräften den Aufgaben nach-

gehen, die die Wissenschaft ihm stelle zum Wohle des Vaterlandes, der Menschheit . . .

Dann zog er sein Manuskript aus der Tasche und erläuterte:

Der Himmelswunder seien viele. Zu den interessantesten gehörten sicher die, welche die Gedanken nächtlicher Spaziergänger in manchen Augenblicken plötzlich aufscheuchten — die Sternschnuppen oder Meteoriten. Von den ungezählten Meteoriten, die durch den Weltraum irrten, fielen einige auf die Erde. Beim Anprall auf die Luftschicht der Erde zerplatzten sie gewöhnlich und gingen als Steinhagel nieder. Diese Bruchstücke würden dann gesammelt und in den Museen Europas aufbewahrt.

Die bedeutendsten Gelehrten hätten sich seit jeher gerne mit diesen wahrhaft himmlischen Geschenken befaßt. So sei auch der Fortschritt auf diesem Gebiete der Wissenschaft ein deutlich feststellbarer. Während vor hundert Jahren erst 9 Meteoritenfälle bekannt gewesen seien, hätte man vor 50 Jahren deren schon 222, vor 25 Jahren 765 gezählt. Im Jahre 1899 habe er selbst ein Buch geschrieben, in dem er von insgesamt 999 bekannt gewordenen Meteoriten-Fällen berichten konnte . . . auf Grund eines Rundschreibens an sämtliche in Betracht kommende Anstalten der Welt . . . und habe damit der internationalen Wissenschaft ein unentbehrliches Nachschlagewerk geschaffen.

Nach diesen Worten machte Geheimrat von Knieckeg eine kurze Pause, um ihre Wirkung auf die Zuhörer zu erspüren. Es wäre ihm nicht unangenehm gewesen, schon jetzt einen bescheidenen Beifall als Anerkennung für diese eine Haupttat seines Lebens zu vernehmen. Aber mit Ausnahme einiger kichernden rückwärtigen Bänke hüllte sich der Saal in eisiges Schweigen.

Mit gehobener Stimme und verzweifelter Absicht, ihn diesmal unbedingt für sich zu gewinnen, fuhr er dann fort:

„Heute betrachte ich jene Arbeit als den Anfang meiner eigentlich schöpferischen Tätigkeit. Schon einer meiner Vorgänger sah ein, daß die Meteoritenforschung wesentlich nur dadurch gefördert werden könne, daß den einzelnen Forschern die Möglichkeit gegeben werde, die verschiedenen Bruchstücke der Meteoriten, die verstreut in den Museen der fünf Erdteile wie verbannt lagen, zu untersuchen und zu vergleichen. Die Museen sträubten sich aber auf das entschiedenste, ihre kostbaren Schätze garantielos auszuliefern oder bei gegenseitigem Tausche das schlechtere Geschäft zu machen. Da hatte er den genialen

Einfall, einen Tauschwert für sie zu berechnen. Nach jahrelangen Bemühungen fand er endlich eine Formel, die allen Anforderungen genügte und die für alle künftige Meteoritenforschung von so großer Bedeutung ist, daß ich sie heute an die Tafel schreiben will. Sie lautet:

$$W = \frac{1}{\sqrt[3]{NGB}},$$

wobei W den Wert, N das Eigengewicht, G das Gruppengewicht, B die Zahl der Besitzer des Meteoriten bedeuten.

Trotz dieser hervorragenden wissenschaftlichen Leistung setzten sich die Meteoriten nicht in Bewegung. Ein letztes Hindernis mußte überwunden werden: die Leiter der Museen waren bei Anforderung ihrer Meteoriten ratlos, wie sie sie verpacken sollten. Vergessen Sie nicht, meine Damen und Herren, daß es sich dabei um kostbare Stein- und Eisenstücke handelte, die für die Wissenschaft von unermeßlicher Bedeutung sind. Da bin ich denn hergegangen und habe aus diesem Gebiet mein eigentliches Spezialstudium gemacht. Nach langjährigem Sinnen und Grübeln fiel mir der Gedanke einer besonders geistreichen Verpackungskonstruktion ein, einer Art Patentkiste mit sieben Särgen. In allen Größen herstellbar kann sie zur sichersten Transportierung jedes beliebigen Meteoriten verwendet werden. Vor zehn Jahren wurde auf diese Art ein Meteorit unserer Freiburger Sammlung gegen einen der Heidelberger vertauscht. Dann kam ja bald, wie Sie wissen, der Krieg und alle ruhige wissenschaftliche Arbeit trat in den Hintergrund. Zweifellos wird aber in einigen Jahren auch unsere Forschung sich wieder regen und die Bedeutung meiner Kiste wird ins gehörige Licht gerückt werden.

Sie sehen auch hieraus wieder, meine Damen und Herren, den unaufhaltsamen Fortschritt der Wissenschaft. Erst vor hundert Jahren begann man überhaupt ernstlich die Meteoritenfälle zu zählen, bald darauf versuchte man die gefundenen Steine zu beschreiben und zu klassifizieren, schließlich berechnete man sogar ihren Tauschwert — heute aber, heute kann man sie schon bei absoluter Sicherheit von Ort zu Ort befördern. So sind alle Wege dem neuen Jahrhundert durch uns gebahnt. Es bleibt ihm nur übrig, die wissenschaftliche Untersuchung dieser fürwahr himmlischen Geschenke erfolgreich zu Ende zu führen und — die Welträtsel sind gelöst!"

Eine Lachbombe platzte nach diesen Worten des Professors aus den feuerroten Backen Hans Frühns. Allzulang verhaltene Sprengstoffe

hatten sie zur Explosion gebracht. Nun wirkte sie wie ein Blitzschlag, besonders in der Stille und Steifheit der vorderen Bänke. Rückwärts war es ja niemals ganz ruhig gewesen. Und Kichern und Köpfeducken purzelte nun von hieraus nur allzu willig in die Mitte des Saales vor. An der Phalanx der Generation des Mannesalters, Männlein und Weiblein, die wie auf Kommando Front nach rückwärts gemacht hatten, brach sich endgültig die derbe Zügellosigkeit. Ihre Wirkung blieb aber von niemandem unbeachtet: der auf Effekt abzielende Vortrag hatte das Knieschlottern bekommen und die balanzierende Unsterblichkeit den gefürchteten Stoß mit dem kleinen Finger.

Der Professor war dem Schwindel nahe und stützte sich nach rückwärts an eine Schiebetafel. Durch Hans brausten Wirbelstürme, er sah und hörte nichts. Der Saaldiener rettete die Situation. Er wußte, daß sich dem Vortrag Lichtbilder anschließen sollten und verdunkelte eine Viertelminute nach dem unangenehmen Vorfall den Saal. Erlösend sog der schwarze Raum die Spannung in sich. Dann blitzte die Lichtwand auf und lenkte ab. Der Professor erklärte die Bilder.

Hans, den Über- und Überschuldigen, krallte die Qual. Er war sich der Ungezogenheit, ja Gemeinheit, die er seinem Hausherrn angetan hatte, im Augenblick bewußt. Von seinem Verstand eine Sekunde lang im Stich gelassen, hatte sein Blut die Handvoll Trumpf mißbraucht. Es war ja klar: Professor von Knieckeg trug nichts von jener Welt in sich, in die der Junge geflohen war. Er war nicht im geringsten jenseits beheimatet, sondern in Museen und Katalogen zu Hause. Seine Seele hatte er in ein Nachschlagewerk und in eine lächerliche Erfindung, sieben Särge tief, vergraben. Und da hatte er unzweideutig den Modergeruch gespürt, der von diesem Gelehrten ausging. Seine krähende Stimme, die schlaffen Wangen, das stiere Auge, der Kult müder Bequemlichkeit, die Angst um den Nachruhm, die Vertrottelung und der Größenwahn des Spezialisten schatteten ihm plötzlich wie auf einer Röntgenplatte das wesenhafte Gerippe dieses Menschen ab. Nun wußte er, daß hier, muffigen Geruchs, ein Ende lauere und in Zukunft täglich an ihm lecken würde. Sein Glück hatte ihn ja völlig der feindlichen Macht ausgeliefert. Hatte er die Astronomie des Jubilars verlacht oder die Ironie seines Schicksals? In der Tat, erst jetzt hatte es ihn zum rechten „Hans im Glück" erhoben, indem es ihn, den jungen Sternensucher, auf den besten Weg geleitet, sein Gold der Antiquitätenseele eines Museenschnüfflers (mochte er noch

so berühmt sein!) zu verschachern. Doch konnte er sich selbst darüber kaum Bescheid geben. Er fühlte nur, obwohl es schon längst dunkel um ihn war, die Blicke der Frau Geheimrat wie Dolche in sich sitzen.

Nach einigen Minuten irren-wirren Zuwartens glitt er aus der Bank und schlüpfte durch eine Seitentür aus dem dunkeln Saal. Rannte, was ihn die Beine tragen konnten, nach Haus, raffte seine Kleider zusammen und warf sie in den Reisekorb. Elise, der Köchin, händigte er folgenden Zettel für die Herrschaften ein:

Sehr geehrter Herr Geheimrat!

Ich bedauere aufrichtig mein dummes Benehmen von heute abend. Doch war ich meiner selbst nicht mächtig, zu groß war die Enttäuschung. Nicht allein aus Übermut, auch aus Verzweiflung habe ich gelacht. Aber doch auch aus Übermut! Es gibt sicherlich noch einen andern Weg zu den Himmelswundern als den Sie gehen. Eine Wasserscheide liegt aber trennend dazwischen und scheint just im Schnittpunkt unserer Jahrhunderte, des Ihrigen und des meinen, ungewöhnlich hoch zu ragen. Ich gehöre zu den Wanderern auf der anderen Seite des Berges.

Ihr ergebener Hans Frühn.

Darauf verschwand er.

Walther Teutsch

Von Konrad Weiß, München

Jedes noch in der Entwicklung begriffene Schaffen eines jüngeren Künstlers, der zudem an der Bewegung der jüngeren Generation teilnimmt, die in Deutschland sehr weitwendige und gegensätzliche Formen angenommen hat, steht nach vielen Seiten hin rückwärts und vorwärts in Hoffnung und auch in Abwehr. Unerachtet aber den heutigen Kunstkampf und die verwirrten Ziele und Ahnungen im künstlerischem Ausdruck muß die Kunst des jetzt 42jährigen Malers Walther Teutsch in ihrem Breite erfassenden und feinsinnigen Zustand der nachhaltenden Schätzung durch jeden ernsten Kunstfreund sicher sein. Eine solche allgemeine Wertschätzung wäre jedoch noch nicht genug; vielmehr ist hier im Zusammenhang mit der neuen Gesinnung ein Beispiel, das sich sowohl an den geschulteren wie besonders auch an den innerlich gelösteren Grad der Empfindung wendet.

Mit anderen bildet sich Teutschs Kunst in jenes Zukunftselement hinein, das nicht mit der schönen Täglichkeit die fertigen formalen

Resultate herstellen will, sondern wo wieder das tiefere Geheimnis des Künstlerischen angerufen wird. Indem gerade Teutschs Kunst auch in dieser Richtung begriffen sein will, darf man, ohne an eine Übersicht gehalten zu sein, behaupten, daß wohl kein besserer Künstler siebenbürgischer Herkunft augenblicklich in Deutschland tätig ist. Denn jene Neueren, zu denen Teutsch gehört, wie überhaupt auch jene Künstler, die von dem hier gedachten Element wissen und die sich mit ihrer Kunst selber unter den Anruf und das innere Aussagevermögen der Form stellen, welche sie gleichzeitig schaffen, jene in diesem tieferen Sinne Echten sind in der Zeit und in den Ländern nicht häufig gesät und eine Vermutung kann wenig fehlgehen, die statt des Umblicks über Ferneres rein den Inblick in eine schaffende, ahnende und vollbringende Zeitgemäßheit, wie sie hier im Neuen wirksam ist, zum Urteil anwendet. Auch hat die Entwicklung dieses Malers vor sich selber wie vor den Augen seiner Mitschaffenden und Miterlebenden jene Stetigkeit und stillsichere Bewahrheitung eines innerlich notwendigen Geschehens, die zum Werden des Gültigen gehört und die bei ihm, ohne an etwas Lautes zu appellieren, mit diskreter Offenheit, Ton an Ton, die innere Begegnung mit der Wahl der Natur steigernd bekennt und so in eine stille Lautheit wachsend — ein Kennzeichen aller deutschen Kunst — ihre ebenso wachsende Gültigkeit verbürgt.

Wie in der Dichtung zwischen Reim und Erfahrung, so ist im Gemälde zwischen ornamentaler Figuration und Naturwirklichkeit eine geheime Bedingung. Die Kunst spielt zwischen schwerer Natur und schöner Erkenntnis der Fassung, Formen entstehen als bestärkende Richter des eigenen Tuns, der Künstler wird zu sich selbst verpflichtet, zu seiner eigenen angeborenen Formhaftigkeit, und er wird doch zugleich mit einer inneren Konsequenz einem Urteil überwiesen, das die Dinge, indem sie in seinem Ausdruck durch ihn und gegen ihn mächtig werden, über ihn fällen, weil Form und Dinge einen geheimen Bund miteinander haben. Dies ist etwas Lyrisches oder Musikalisches, welches, wenn es in jungen Künstlern besonders lebendig wird, sie nicht bei der bloßen Gegenständlichkeit ruhen läßt, sondern zu einem neuen Formverlangen zwingt. Im Ringen mit dem Eigentümlichen der Dinge entsteht nicht so sehr dieses, sondern vielmehr das Eigentümliche des Menschen, was wieder nach Naturwirklichkeit ruft wie nach einem starken Gegenhalt. Und daß sich hierin eigentlich nichts direkt Erlernbares wiederholt, sondern immer ein Neues meldet und fortsetzt, damit rührt die Kunst durch den Einzelnen an den letztlich

unbekannten Inhalt der Zeit, an dieses heute immerfort wieder angepochte, im Fliehen und Kommen der Eigenkräfte erlebte Erkenntnisspiel mit dem Kreatürlichen durch Wahl und Müssen. Und ähnlich kommt auch der miterlebende Zeitgenosse in eine mittätige Verpflichtung, in eine kontemplative Tätigkeit, die der Grad von Kritik und Anerkennung ist. Dann beruht der Konnex des Beschauers mit dem Kunstwerk nicht in der bloßen Schätzung einer mehr oder weniger gängigen und schönseitigen Leistung, sondern in einem gemeinsamen Dritten, zu dem der Künstler immer wieder den Schlüssel findet, wo aber zusammen mit ihm der Beschauer doch nur und umsomehr die Ahnung oder Gewißheit einer verborgenen Figur im gestillten Kosmischen erfährt.

Es soll hier zur Frage der künstlerischen Gegenwart nicht etwa einem falschen Spiritualismus das Wort geredet, sondern ein Element etwa im Sinne des Novalis und der Romantik angerufen sein. Ein Künstler dieser Art steht, je persönlicher er und sein Ziel oder die Notwendigkeit seines vertrauenden Weges ist, um so mehr und einzelner zwischen Richtungen. Und an solcher deutscher Eigenart, die heute mehrfach, aber gerade auch in München wach geworden ist, hat der Siebenbürger Teutsch in der jüngeren Münchener Generation einen deutlichen Anteil.

Teutsch hat zum Beispiel in der Landschaft — sie ist in der individuellen Beschränkung das aussagendste Beispiel solchen künstlerischen Müssens — eine eigentümliche Bewegung und Bannung der Blicke; man ist hier einem Hauptmerkmal seines künstlerischen Wesens nahe. Schon nach der Romantik und dann hauptsächlich durch die impressionistische Theorie hatte man sich in einen sehr mechanischen Begriff der Entwicklung des Naturbildes und besonders in eine sehr leere optische Begutachtung des malerischen Vorgangs eingewöhnt. Es war für die in ihrer Einmütigkeit gegensätzliche und ereignishafte Bindung zwischen Natur und Figur, vor allem zwischen einschließender Landschaft und mit seelischer Deutung heraustretender Gruppe das Gefühl verloren gegangen; wenn allerdings auch große Künstler wie Hans Thoma mit Naturinstinkt gegen die Entwicklung an solchem Bildsinn festhielten. Die Landschaft, an der Teutsch arbeitet, ist nun nicht das neutrale Wesen für das optische Experiment, sondern sie hat und sucht etwas zugleich mit anderen Fühlern Tastbares; sie hat Bau und Lücken, Bindung und Durchbruch; sie ahnt gewissermaßen selber ein Schauspiel, für das sie nicht bloß gefällige Kulissen darstellt, sondern das sie selber sozusagen unvollzogen und wartend ist und wo ein weiteres Geschehen gleichnishaft ersehnt wird. Es ist der lyrische Urtrieb im Landschaft-

lichen und dieser hängt mit dem Religiösen zusammen, welches in aller Landschaftskunst schlummert und wach werden will, sobald ihr Wesentliches und Hintergründiges berührt wird. Man möchte denken, dieses Wesentliche dulde keine Berührung und dann stellt sich menschliche Ergänzung wie eine liebe Abneigung und der Sinn eines Geschehens in Gruppen dafür ein.

Für die Landschaften von Teutsch ist eine Liebe zur Gebirgswelt bezeichnend und viele Motive hat er in den Tiroler Bergen gefunden; daneben übrigens auch in deutschen Landschaften, die ihm eine Ähnlichkeit mit seiner siebenbürgischen Heimat zubringen. Nun ist aber fast noch wesentlicher als die Komposition einer ganzen Szenerie für ihn das Gefühl auf das Einzelne hin, für die schweigende Wendung in eine landschaftliche Folge und Flucht, für die Betonung oder sozusagen gemüthafte Beherbergung eines zur Idylle geneigten Vordergrundes, für die abwehrende Zeichenhaftigkeit steigender Formen und Grate, dann für die Jahreszeit des vergänglichen Wuchses, für den Wandel des Organischen, oder besser, mit der geheimen Umkehr im Gleichen, für das durch den Augenblick Bleibende, für das Kreatürliche der Pflanze. Ausgezeichnet und unmittelbar charakteristisch sind in diesem Sinne von ihm eine Reihe zeichnerischer Blätter, mit Baumreihen in Gebirgslehnen und anderen ähnlichen Motiven von stiller Behaltenheit des Ausdrucks. Die Zeichnung bedeutet Bäume oder ähnliche organische Figur, aber sie bedeutet zugleich mehr; es ist das Wesentliche der Zeichnung selber, das die Dinge eingrenzend zu sich selber kommt, das zwischen Licht und Schatten sich verdichtend etwas Pflanzliches hat in seiner unaufhaltsamen Aufrichtung und zeithaften Unzerbrechlichkeit. Bei einer Flußlandschaft mit Weiden bereichert sich dieses Gefühl des Daseins zu einer runden und gefaßten Ruhe, die mehr ist, als was zum Auge gehört, und die wie durch zwei Pole einen inneren Ort ebenso bedeutet, wie ein geschildertes Stück Land und Erde.

Es ist dienlich, noch einiges von den Zeitideen zu sagen, was die Stellung zwischen Müssen und Freiheit im charakteristischen Schaffen eines Einzelnen noch mehr verdeutlicht. Im künstlerischen Deutschland ist heute viel mehr als im literarischen die Verschiedenheit künstlerischer Zustände und des daraus weiterhin Möglichen sichtbar. Man kennt die neue Bewegung, die, Expressionismus genannt, schon vor dem Kriege (ohne Beziehung auf das äußerliche Schlagwort) eine Besinnung nach den innerlichen Gründen des Kunstschaffens gegenüber überlieferter Routine und entsprechender Malfertigkeit bringen wollte.

Es ist im ganzen vieles geschehen, aber im einzelnen doch noch wenig Individualität geboren worden. Augenblicklich oder eigentlich schon im Lauf der letzten Jahre scheint für das deutsche Kunstgeschehen jene Spaltung wichtig geworden, die, von den Durchschnittlichen unverstanden, immer mehr kommen will, um der Gegenwart eine neue Anschauungsform zu bringen. Während nämlich auf der einen Seite nach beliebt gewordenen Programmen eine sozial genannte, fast mechanisiert ethische Fragment- und Formelwelt das Ideal sein sollte, zu dem auch die Pedanterie der neuen Sachlichkeit teilweise gehört, — es ist das Begehren nach einer angenehm sozialen oder dann neutral schönen Schablone, das der Geistigkeit nach dem Kriege häufig mit einer Mischung von Plattheit und Maskerade entspricht und sogar den Stil des guten Europäers bedeuten sollte, — sind Künstler einer anderen Seite, und es sind die suchenden und im Schlagwort unfaßbaren, am Werk geblieben, um die ersten großen Regungen dieses sogenannten Expressionismus zum neuen Kreaturengefühl fortzusetzen. Auch die religiöse Wesenheit des Künstlerischen gehört zu ihren Bestrebungen. Es gibt schon ein auszeichnendes Bewußtsein um einen Künstler, wenn man ihn nicht bei den heute Fertigen jener Seite, sondern in der langsameren Richtung dieser tiefer Besonnenen sieht. Denn hier ist, während man gerade augenblicklich jetzt vielfach auf eine mittelmäßige Vereinigung der Extreme mit neutraler Könnerschaft anzukommen neigt, der Kern und Keim des neuen Persönlichen und auch die Bürgschaft, daß unsere Zeit nicht bloß die zerklitterten Dokumente ihres Zustandes überliefert, sondern zwischen Geist und Natur ihren eigenen geschichtlichen Anteil findet; eben jenes schöpferische Plus, das etwa auch die Romantik in ihren Anfängen geahnt und gewollt hat.

Unter dieser Verständigung über den Sinn der Kunst, wo noch nicht immer das Gelingen den Ausschlag gibt, aber ein inneres, sich selber richtendes Gefühl den Ausdruck wählt, ist das Schaffen von Walther Teutsch auf der neuen Positivseite. Denn es ringt um dieses Plus von Erde und Menschsein, das Zeiterfahrung sinnbildet gegenüber der bloß neutralen Könnerschaft, es findet seine Form in einer tieferen Einbettung, hebt sie heraus und beläßt ihr den Raum als eine Spannung der Gemütskraft. Teutsch arbeitet hier — und das scheint aber auch ein bestimmtes Erbe aus seiner Heimat zu sein — an dem weiten Sinn der Landschaft oder des Ländlichen, an dem neuen Pastorale. Es ist dies nicht der kleine ältere Sinn von Idylle oder Genrekunst, sondern wie er darüber hinausgeht und wie er in

seinem persönlichen Bekenntnis unter den großen Ahnen unserer Gegenwart Marées verehrt, ist er selber in dem Problem der Romantik, wo sie mit der menschlichen Gestalt einen Schnitt gegen den Hintergrund sucht, Einbettung und Befreiung zugleich, und wo bei ihm besonders der Sinn der Silhouette stark wird. Während das Gefühl mit dem animalischen Bedürfnis der Farbe genießt, bildet sich in der grenzenden Linie und Zeichnung ein gewisser Sinn von Elegie. Es ist der ursprüngliche Sinn des Literarischen, der zur Kunst gehört und der, wenn er zu stark im Unbestimmten oder dann eng Bestimmten werden will, die Assistenz des Menschlichen verlangt. Und so bildet sich der Sinn der belebten Landschaft und darüber hinaus das Verlangen nach der großen menschlichen und letztlich religiösen Szene. Zwei Kräfte wirken dabei in eigentümlichem Widerspielen zusammen, die Empfindung des Pflanzlichen und des Animalischen und diese, die die Bühne des Menschlichen umgeben und nähren, sind in Teutschs Pastorale besonders deutlich. Oft ist es noch eine ornamentale Zärtlichkeit, in der sich alles einfaßt, oder ein episches Trennen vom menschlichen Geschicke, aber das wahre Gefühl sucht weiter durch alles die gleichmäßige Bahn.

Die stille und stete Konsequenz eines in den Dingen angeschauten Eigenlebens, eine neue sinnhafte Betonung des Gesichts, ist jetzt an die Reihe gekommen, dem malerischen Kulturbegriff eine Ergänzung zu geben, die wesentlich deutsch ist. Es gibt hier noch weite und zu erobernde Wege. Es wird eine neue und andere Eroberung der Wirklichkeit. Die Kunst Walther Teutschs zeigt, wie ein echter und in der Stille wahrhaftiger Künstler zwischen Sinnhaftigkeit und Wirklichkeit auf solchen Wegen vorwärts schreitet.

Siebenbürgische Sprachgärung

Von Dr. A. Scheiner

Was wir heute siebenbürgisch-sächsische Mundart nennen, tritt uns ursprünglich nicht als örtlich oder gesellschaftlich gebundene Sprechweise, wohl gar bäurisches Platt, sondern als eine allgemeinere Landsprache entgegen. Zwar steht Johannes Tröster, der (1666) die ersten Proben siebenbürgisch-sächsischer Volkssprache (Vaterunser, Lobgesang

Zachariä) mitteilt, durchaus unter dem Zwang seiner Hermannstädter Mundart; was er aber darstellen will und nach bestem Wissen und Gewissen auch wirklich zur Darstellung bringt, ist nicht nur hermannstädtisches, sondern zugleich allgemeineres Siebenbürgerdeutsch, die Land- und Predigtsprache der „Siebenbürgischen Teutschen", die sie „eben mit dem Fug...., als die Holländer, Niederländer, Engelländer und desgleichen thun", auch schreiben könnten. Das Recht auf eine eigene Schriftsprache kann den Siebenbürger Sachsen aber deshalb nicht abgesprochen werden, weil sie als Nachkommen der alten Gothen, Geten oder Daken, gleich den „Holländern, Niederländern, Engelländern und desgleichen", ein eigenes Volk sind. Wenn sie jenes Recht nicht ausüben, sondern sich beim Schreiben wie beim Singen tatsächlich der hochdeutschen Sprache bedienen, so geschieht es lediglich aus Zweckmäßigkeitsgründen, nicht weil sie etwa eine hochdeutsche Mundart sprechen.

Das hochgespannte sprachliche und volkliche Selbstgefühl, das in den Ausführungen zutage tritt, erscheint heute maßlos übertrieben, und die Lehre von der gothischen oder dakischen Herkunft der Siebenbürger Sachsen unbegründet und gesucht, weshalb der jungverstorbene Tröster auch in der Regel nicht recht ernst genommen wird. Aber abgesehen davon, daß es, ganz allgemein, nicht angeht, Zeugenaussagen des 17. Jahrhunderts ohneweiters vom Standpunkte heutigen Sprachgefühls, wohl gar des gelehrten Sprachvergleichers aus zu beurteilen, so haben sich mittlerweile zwei Umstände ergeben, die zu einer reiflichen Überprüfung der Frage nötigen. Denn einerseits ist dem Hermannstädter Johannes Tröster, was das starke Selbstgefühl betrifft, seit Veröffentlichung des Diaconus Barcensis durch Jul. Groß, im Kronstädter Markus Fronius ein gewichtiger Eideshelfer erstanden, anderseits verdanken wir dem Fleiße Emil Fischers die Anmerkung, daß die Verantwortung für die Gothen-Geten-Dakenlehre nicht irgend einem jungen siebenbürgischen Schwärmer, sondern keinem Geringeren als dem Praeceptor Germaniae Philipp Melanchthon zufällt.

Die Geschichte der uns heute ganz merkwürdig berührenden Dakenlehre ist in ihren Grundzügen klar genug zu erkennen.

Im Jahre 1538 hatte Magister Philipp bei Joseph Clug in Wittenberg Erläuterungen zur Germania des Tacitus, mit Widmungen an den jungen Grafen Schlik und an Luthers Hänschen erscheinen lassen. Dort stellte er — zur Erklärung der Namen „Daken" und „Gotthinen, Gotonen" — Daken, Geten und Gothen zusammen, bekämpfte die

Meinung, daß die Siebenbürger Deutschen von Karl dem Großen angesetzte Siedler seien und erklärte sie für Nachkommen der alten Gothen. Die Meinung des berühmten Mannes konnte in Siebenbürgen nicht unvermerkt bleiben, umsoweniger, als sie sächsischen Hochschülern nötigenfalls schwarz auf weiß nach Hause mitgegeben wurde. So heißt es in dem Abgangszeugnis, das der Rektor Joachim von Buss dem Klausenburger Anton Jung am 25. Oktober 1555 ausstellte: „Wenn die Gelehrten über den Teil Pannoniens, der jetzt Siebenbürgen heißt, auch verschiedener Ansicht sind, so stimmen doch die meisten darin überein, daß dort einst Jazygen gesessen haben... Es sind jedoch später in dasselbe Gebiet Daken und Geten eingezogen, weshalb das Land auch Dacien genannt wird. Die deutschen Reste aber, die sich heute noch dort finden, sind Reste der Gothen oder Geten. Von daher stammt der ehrenfeste und wohlunterrichtete Herr Antonius Jungk aus Klausenburg usw. usw." Der junge Herr wurde später Hermannstädter Ratsgeschworener, Reußmärkter Königsrichter und endlich Pfarrer von Urwegen.

Die heimischen Gelehrten beharrten vorläufig allerdings bei ihrer abweichenden Meinung, die freilich zwiespältig war. Die einen — voran die Nordsiebenbürger Kaspar Helth und Christian Pomarius — leiteten die Siebenbürger Sachsen aus dem jungsächsischen Osten, die andern — voran der Hermannstädter Georg Reichersdorffer — aus dem rheinischen Westen ab. Wichtiger als die genaue Bestimmung der Urheimat war ihnen aber der Satz, daß die Siebenbürger Sachsen überhaupt aus Deutschland eingewandert seien. Reichersdorffer wenigstens schließt seinen Bericht über diesen Gegenstand (1550) mit den Worten: „Mögen die Siebenbürger Sachsen vom Rhein oder aus Sachsen gekommen sein, jedenfalls sind sie aus Deutschland gekommen." Er nennt den Namen Melanchthons nicht; aber deutlich genug wendet er sich gegen die aus Wittenberg vordringende Gothen-Geten-Dakenlehre. Das Sträuben hat nichts genützt. Der Sachsengraf Albert Huet bediente sich in seiner berühmten Landtagsrede vom Jahre 1591 der Wittenberger Lehre und verhalf ihr wohl ebendamit zum Siege. Ihre gläubigsten Vertreter aber fand sie in Johannes Tröster (1666), Laurentius Töppelt (1667) und Matthias Miles (1670). Miles, der uns die Rede Albert Huets überliefert hat, schreibt in seinem „Siebenbürgischen Würgengel": „Bleiben also der Gothen Nachkömlinge die erste und älteste Einwohner, und rechte einheimische Kinder dieses Landes Siebenbürgen, welchen sich nachmahlen zu

vnterschiedlichen Zeiten, diesen ihren an Sprach vnd Geblüth verwandten Brüdern (denn Gothen oder Gethen Teutsche gewesen, wie auch die Sachsen, derer Sprach beyde in schreiben vnd singen, wir noch heute zu tag gebrauchen) die Elbische Sachsen haben vntermischet,....: Dannenhero kein wunder, daß diß weyland Gothische Volck in Siebenbürgen, heutt Sachsen genant werden."

Aber gerade einer, der dem „Siebenbürgischen Würgengel" im Jahre 1670 Pate gestanden hatte, sollte ein Vierteljahrhundert später der Gothen- oder Dakenlehre den Todesstoß versetzen: im Jahre 1696 veröffentlichte der Sachsengraf Valentin Franck von Franckenstein seinen Breviculus und wies an der Hand des Goldenen Freibriefs nach, daß die Siebenbürger Sachsen von König Geysa II., dem Großvater Andreas II. ins Land gerufene deutsche Gäste seien.

Schon ein Jahr vorher hatte sich, durch den Hermannstädter Georg Soterius vermittelt, in Wittenberg die Nachricht von den aufsehenerregenden Forschungsergebnissen des Sachsengrafen verbreitet. Daniel Fronius berichtete darüber in die Heimat, auch an seinen Bruder Markus. Konrad Schurzfleisch, der jüngere Bruder des Wittenberger Allerweltsgelehrten Heinrich Schurzfleisch, widmete schon im Jahre 1697 den wiedergefundenen Brüdern und Söhnen derselben Saxonia einen Band seiner Prunkreden. Sein berühmter Bruder Heinrich aber bemerkte gelegentlich vor siebenbürgischen Hochschülern: „Euer Miles ist ein armer Miles und euer Tröster ein leidiger Tröster", und so wurde die von Philipp Melanchthon im Jahre 1538 in die Welt gesetzte Lehre von der gothischen Herkunft der Siebenbürger Sachsen im Jahre 1697 an ihrem Geburtsort zu Grabe getragen.

Nicht sofort und nicht so völlig in Siebenbürgen. Hier wurde trotz Valentin Franck und Georg Soterius der Kronstädter Markus Fronius ein hartnäckiger Verteidiger der gothischen Abstammung der Siebenbürger Sachsen und der eifrigste Pfleger „dakischer" Sprache, und in seine Fußstapfen traten Martin Schmeizel († 1747) und Josef Teutsch († 1770). Aber auch Samuel v. Brukenthal und Joh. Carl Eder haben die Gothenlehre nicht ganz fallen lassen, und wahrscheinlich ist es Brukenthal gewesen, der noch im Jahre 1762 in Wien eine Neuauflage der Origines et occasus Transylvanorum Laurentius Töppelts veranlaßte. Erst der Göttinger A. L. Schlözer hat durch seine Kritischen Sammlungen zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen (1795—97) die Gothen-Geten-Dakenlehre auch für die Siebenbürger endgiltig abgetan.

Gewisse Zusammenhänge der Geschichte dieser Lehre mit den verschlungenen Wegen siebenbürgischer Staatsklugheit sind kaum zu verkennen, und besonders das gegensätzliche Verhalten des Sachsengrafen Valentin Franck und des Kronstädter Stadtpfarrers und Burzenländer Dechanten Markus Fronius, wie es sich gleichzeitig auch der neuen österreichischen Herrschaft gegenüber äußert, legt die Frage nahe, ob die Geschichte der Gothen-Geten-Dakenlehre nur die Geschichte siebenbürgisch-sächsischen Sprachgefühls, und nicht vielmehr die Geschichte siebenbürgisch-sächsischer Staatskunst spiegele? Allzu auffällig ist das Zusammentreffen mit der siebenbürgischen Fürstenzeit, die die Sachsen nicht nur nötigte, sondern es ihnen auch ermöglichte, sich nach allen Seiten als eigenes Volk einzurichten, was besonders in dem Auftreten des Sachsengrafen Albert Huet recht deutlich wird. Nicht weniger auffällig ist aber auch die Haltung des Sachsengrafen Valentin Franck, der im Jahre 1670 den Anschauungen des Matthias Miles Vorschub leistet, beim Übergange Siebenbürgens an Österreich aber im Jahre 1696 mit Hilfe des goldenen Freibriefs die deutschländische Herkunft der Siebenbürger Sachsen nachweist. Daß anderseits gerade die neuen Verhältnisse und die drohende Gegenreformation den gewaltigen Markus Fronius erst recht zu einem starren Vertreter der Dakenlehre und eifrigen Förderer dakischer Sprache machten, dafür ließen sich in seinen Tagebuchaufzeichnungen Anhaltspunkte genug finden. Was in aller Welt hat aber Philipp Melanchthon, der Begründer der Gothen-Geten-Dakenlehre, mit siebenbürgischer Staatskunst zu tun?

Daß ein deutscher Gelehrter überhaupt, und noch viel später, Veranlassung finden konnte, Daken, Geten und Gothen zusammenzustellen, dafür gibt es einen unanfechtbaren Kronzeugen. Kein Geringerer als Jakob Grimm hat noch im Jahre 1848 ein umfangreiches Buch geschrieben, um die Gleichung Gothen-Geten-Daken darzutun und seiner Geschichte der deutschen Sprache den erwünschten Hintergrund zu schaffen. Daß Philipp Melanchthon außerdem noch die Frage in Erwägung zog, ob die Siebenbürger Sachsen nicht etwa Reste der mit den Geten oder Daken verglichenen Gothen seien, dazu mochte ihn die Nachbarschaft der Krimgothen, von denen er sichere Kunde erhalten hatte, reizen. Aber die Entschiedenheit, mit der er die Siebenbürger Deutschen auch wirklich für Gothenreste erklärt, muß noch einen besondern Grund gehabt haben. Und da liegt es doch am nächsten, an gewisse Beobachtungen zu denken, die Melanchthon in

Wittenberg selbst machen konnte. Von Georg Reichersdorffer stammt die Bemerkung, daß die Sprache der Siebenbürger Sachsen von einem Schwaben oder einem Schweizer schwerer noch als niederdeutsche Sprache verstanden werde. Warum sollte das nicht im besondern auch vom Alemannen Philipp Melanchthon gelten? Dann wäre die Aufstellung der Gothen-Geten-Dakenlehre durch Philipp Melanchthon und ihre Übernahme durch siebenbürgische Hochschüler ein Ausdruck der Schwierigkeiten, die das Deutschsprechen diesen machte?

Daß die Einführung der neuhochdeutschen Schriftsprache im Siebenbürger Sachsenlande irgendwelchen Schwierigkeiten begegnet sei, davon ist allerdings sonst nichts bekannt. Als die Nationsuniversität im Jahre 1550 die Kirchenordnung vom Jahre 1547 zum Gesetz erhob, waren ebendamit Luthers Katechismus, Gesangbuch und Bibel nicht nur in den sächsischen Kirchen, sondern auch in den sächsischen Schulen ohne weiters eingeführt. Um dieselbe Zeit macht sich die neue Schriftsprache in den sächsischen Schreibstuben geltend; freilich wurde Wittenberg schon seit dem Jahre 1522 von zukünftigen sächsischen Beamten aller Art immer häufiger aufgesucht. So scheint die Annahme der neuen Schriftsprache in Hermannstadt und Kronstadt ähnlich reibungslos als etwa in Leipzig oder in Breslau vor sich gegangen zu sein; in der Tat besaßen ja auch die Siebenbürger Sachsen schon längst eine ostmitteldeutsche Gemeinsprache, so daß die Einführung der neuhochdeutschen Schriftsprache zwar als mehr oder weniger einschneidende Regelung des älteren Gemeinsächsisch, aber kaum als ein Bruch mit der Vergangenheit empfunden werden mochte.

Daß es aber schon zwischen der älteren sächsischen Gemeinsprache und der Mundart der Siebenbürger Sachsen gewisse Reibungen gegeben habe, dafür könnte man freilich gerade Johannes Honterus, den Schöpfer der Kirchenordnung als Zeugen aufrufen. Denn wenn er in den Verhandlungen über sächsische oder rheinische Herkunft der Siebenbürger Sachsen schon im Jahre 1532 das Losungswort „Vom Rhein und Sachsen!“ ausgibt, so muß er doch wohl auch gewisse sprachliche Zwiespältigkeiten im Sinn gehabt haben. Was bedeuteten aber alle inneren Zwistigkeiten angesichts der verzweifelten Lage, in die das Siebenbürger Deutschtum überhaupt nach der Schlacht bei Mohatsch geraten war? Daß dem angehenden Kirchenordner diese Gesamtlage vor allem nahe ging, davon geben dieselben Verszeilen, die jenes Losungswort bringen, ergreifende Kunde. Somit sah Honterus

in dem rückhaltlosen Anschluß an Wittenberg den rechten Weg, über den Gegensatz von Rhein und Sachsen und den von Ferdinand und Zapolya zugleich hinüberzukommen?

Hier stehen nur die innervolklichen, sprachlichen Reibungen zur Verhandlung; und da erweckt die Geschichte der Gothen-Geten-Dakenlehre den Anschein, als ob der von Honterus eingeschlagene Weg nicht, oder doch nicht so bald zum erwünschten Ziele geführt, sondern als ob der Gegensatz von Rhein und Sachsen zunächst vielmehr in den Gegensatz von Dakisch und Hochdeutsch umgeschlagen habe. Noch in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts stehen sich Siebenbürgisch-Sächsisch und Hochdeutsch allenthalben und vollbewußt als Sprache und Sprache gegenüber. Vor der breitesten Öffentlichkeit wird von der einen Seite dagegen angekämpft, daß der Gebrauch des Hochdeutschen auch im engeren Freundeskreise und im Hause um sich greife, von der andern Seite aber die ernste Forderung erhoben, daß die deutsche Gemeinsprache doch endlich einmal gründlich erlernt und wenigstens in der Schule und in der Kirche sowie in öffentlichen Versammlungen auch wirklich gesprochen und nicht nur gesungen und geschrieben werde. Liest man die von den besten Volksgenossen in den Wochenblättern jener Jahre geführten Verhandlungen, so gewinnt man ein Verständnis für die Tatsache, daß das heutige Siebenbürgisch-Sächsisch seinerzeit nicht als Mundart, sondern als eigene Sprache zur Welt gekommen ist. Aber trotz der, im Zusammenhange mit jenen Verhandlungen, im Jahre 1848 erfolgten Anordnung hochdeutscher Predigt- und Unterrichtssprache — auch auf dem Lande — will der Gedanke an die Möglichkeit eigener siebenbürgisch-sächsischer Schriftsprache nicht zur Ruhe kommen: es sei nur an die Tatsache erinnert, daß noch im Winter 1893/94, also kaum vor einem Menschenalter, von Kronstadt aus ganz ernstgemeinte Anstrengungen gemacht worden sind, heimische Schriftsteller und Sprachforscher für die Schaffung einer sächsischen Schriftsprache zu gewinnen, nur um Volksgenossen in den Stand zu setzen, untereinander auch schriftlich in der eigenen Sprache zu verkehren. Ja, trotz der an Schwärmerei grenzenden Verehrung für alles Deutsche wird die hochdeutsche Gemeinsprache heute noch von den Siebenbürger Sachsen vielfach als etwas Fremdes empfunden, als eine Sprache, die man in der Schule lernen müsse.

Oder wissen es Leser und Mitarbeiter dieser Zeitschrift anders?

Die meisten von ihnen, vielleicht alle, mögen die eigenartige siebenbürgische Sprachgärung schon in dem Sinne überwunden haben, daß

ihnen siebenbürgisch-sächsische Volkssprache, wenn sie überhaupt noch sächsisch sprechen, hochdeutsche Mundart geworden ist. Aber sie mögen es einem, der es aus bester Quelle weiß, glauben, daß es heute noch Sachsen mit Hochschulbildung gibt, die von der „dakischen Sprache" des Dechanten Markus Fronius aus der Kurutzenzeit, oder von der „doppelten Muttersprache" des alten Schulrats J. K. Schuller aus den Tagen des siebenbürgischen Sprachkampfs nicht loskommen können. Das wollen sie ja auch im tiefsten Innern vielleicht gar nicht. Aber leuchtend stehen vor ihren Augen Erscheinungen wie der Honterusschüler Damasus Dürr und der Pestalozzischüler St. L. Roth, die mit königlicher Sprachgewalt aus einer Mundart oder Sprache in die andre gleiten, weil sie nur die Sache und den Zuhörer im Auge haben; die von allen Mundarten und Sprachen und ihrer Qual nichts zu wissen scheinen, weil sie wirklich etwas zu sagen haben.

Vom Werden und Wesen des sieb.-sächs. Bauerntums

Von Friedrich Müller-Langenthal

(Schluß)

Die sieb.-sächs. Bauern kennzeichnet — wie wohl alle Bauern — ein sehr stark verwurzelter Familien- und Sippensinn. Die Familie ist der eigentliche Lebenskreis, aus dem einfache Bauernsprößlinge nur höchst selten und dann vorübergehend heraustreten; es ist nicht anders zu erwarten, als daß ihre Seelenprägung, bewußt und noch mehr unbewußt hauptsächlich daher bestimmt wird. Als natürliche Erwerbs-, Unterstützungs- und Notgemeinschaft erweitert sich die Familie unversehens zur Sippe. Der Angeheiratete heißt gleich dem Blutverwandten „aus (unser) Misch"; und auf dem „aus" liegt ein Ton, der den ganzen Kontrast gegen andere Sippen und die ganze Vertrautheit innerhalb der eigenen suggestiv wirksam macht. Weitverbreitet ist die Sitte, daß der Besitz unter die erwerbsfähigen Kinder nicht aufgeteilt, diese vielmehr nach den Wünschen der Eltern oder gar Großeltern zusammen mit ihren verheirateten Ehegenossen das zu erwartende Erbe bearbeiten. Oft wohnen dann mehrere Familien zusammengedrängt auf einem Gehöfte, ohne daß das Zusammenleben zwistig-

keiten hervorruft, solange die Autorität des grundbesitzenden Familienhauptes besteht.

In diesem leicht übersehbaren Kreis ist das allgemeinste Gebot dasjenige nimmermüder Tätigkeit. Schon das Kind wird frühe in die Arbeit eingeführt. Sobald es kräftig genug ist, nützliche Tätigkeiten auszuführen, werden ihm entsprechende Aufgaben zugewiesen; von da ab wird das Spiel noch nur in beschäftigungsfreier Zeit geduldet.

Der schwere Arbeits- und Lebensernst des Bauerntums wird nur selten durch Festlichkeiten unterbrochen. Althergebracht sind neben den kirchlichen Feiern, die naturgemäß eine Sonderstellung einnehmen, meines Wissens nur die Nachbarschaftsveranstaltungen und Hochzeiten. Was vor allem bei Hochzeiten ehedem in bis zu einer Woche dauernder Schwelgerei geleistet wurde, ist für den oberflächlichen Beurteiler des überaus sparsamen sächsischen Bauern überraschend. Psychologisch ist dieser Kontrast entfesselten Lebensgenusses kennzeichnend – noch mehr seine Einschränkung auf sittegemäß feststehende Gelegenheiten. Auch die Feiern spielten sich einst bloß im Kreis der – allerdings ganz weitgefaßten — Sippe ab. Erst der Einfluß der Stadt hat die Nachbarschaftsfestlichkeiten, die moderne Zeit aber hat auch andere öffentliche Festveranstaltungen (vor allem durch das Vereinsleben) eingebürgert, bei denen der Kreis der Geladenen weiter ist.

Selbst in das so stark und natürlich verwurzelte Familienleben des sächsischen Bauern greifen Wirkungen des erweiterten Gemeinschaftssinnes ein. Das Kind wird nicht nur um seiner selbst willen, in Auswirkung natürlicher Elternliebe gepflegt und erzogen. Es muß auch im Kreis der Jugendgenossen in der Gemeinde seinen Platz finden. Der zeitweilige Ausschluß von Veranstaltungen der in „Bruderschaft“ und „Schwesterschaft“ zusammengeschlossenen Dorfjugend gilt als die empfindlichste Strafe. Wehe, wenn ihr im einzelnen Fall auch nur der Schein eines Unrechtes anhaftet. Dann treten Eltern, vielfach gar Sippen auf den Plan, um dem in der Gemeinschaft Benachteiligten den gebührenden Platz zu sichern. Seit auf sächsischen Dörfern Liebhaberaufführungen von Volksstücken sind, wissen Pfarrer und Lehrer ein Lied davon zu singen, mit vieviel Takt die Verteilung der Rollen vorgenommen werden muß; es sind Fälle vorgekommen, wo der Rollenstreit Jugendlicher zum Ausgangspunkt von Dorfparteiungen wurde. — Dieses Streben, den Platz des gleichberechtigten Genossen, bzw. der gleichberechtigten Genossin zu erringen, kann geradezu unheimlich starke Wirkungen ausüben. Als Beispiel sei der Bevölkerungsrückgang in

Kleinbistritz angeführt, wie er sich nach den Forschungen Pfarrer Braedt's darstellt. Dort besteht eine wunderschöne Festtracht, die so kostbar und dauerhaft ist, daß sie von Mutter und Großmutter auf Tochter und Enkelin forterbt. Die Neuausstattung eines heranwachsenden Mädchens bedeutet eine die Bauernwirtschaft empfindlich treffende, bei kleinen Wirtschaften geradezu gefährdende Ausgabe. Ein Familie mit vielen Kindern, deren Grundbesitz geteilt werden müßte, würde die Nachkommen in eine Lage bringen, daß sie den Platz in der Gemeinschaft aus Mangel an Mitteln nicht mehr würdig ausfüllen könnten. In Kleinbistritz herrscht somit das Einkindersystem. Ehedem war es nicht so, trotzdem die Tracht alt ist. Es gab eine Zeit, in der Kleinbistritz eine gute Bevölkerungszunahme hatte und fortwährend neue „Höfe" angelegt wurden. Aber damals hatten die Neuvermählten das Recht, aus der Siedlungsreserve ohne Entgelt Grundstücke durch Rodung in ihren Besitz zu bringen. Die wirtschaftliche Grundlage wurde also durch Teilungen des Erbes nicht geschmälert. Fleiß konnte dann verausgabte Ersparnisse durch neue ersetzen; man war in der Lage, auch bei mehreren Kindern der Gemeinschaftsstellung den Tribut teuerer Trachten zu entrichten. Die Forschungen Pfarrer Braedt's sind die ersten eindringenden dieser Art. Man wird aber nicht von einem Zufallsergebnis sprechen können, wenn man — ganz abgesehen von den übrigen Nösener Gemeinden in ähnlicher Lage — z. B. sieht, daß im Süden Siebenbürgens, in Neudorf bei Hermannstadt, sehr teuere Tracht gleichfalls mit sehr schwachem Bevölkerungszuwachs verbunden ist. —

Im Bodenhunger enthüllen sich Grundkräfte der Bauernseele, denen bei Widerstreit auch der stärkste Familiensinn nicht standhalten kann. Geradezu tragisch wirken Fälle, wo alle Kinder samt den angeheirateten Ehegenossen in vorbildlicher Eintracht zusammenhielten, solange das grundbesitzende Familienhaupt lebte, wenn dann nach dessen Tode untilgbarer Zwist wegen der Erbteilung entsteht, der durch Geschlechtsfolgen nachwirken und in haßerfüllte Lager trennen kann, was dem Blute nach zusammengehört. Wer aber das Verhalten sächsischer Bauern in solcher Lage mit demjenigen französischer, wie sie Zola in „Mutter Erde" schildert, oder mit demjenigen rumänischer, wie sie Rebreanu in „Ion" darstellt, vergleicht, erkennt selbst in solchen leidenschaftszerklüfteten Vorgängen, die Einwirkung bändigender Gemeinschaftserziehung. Es kommt bei sächsischen Bauern in Erbstreitigkeiten kaum je zu eigentlichen Gewalttätigkeiten. Umso leidenschaftlicher aber wird

prozessiert, umso schlauer und zäher werden Testamente erschlichen. In einer starken Gemeinschaft sichert eben den Erfolg nur, was sie sanktioniert; daher das Streben nach formenfester Rechtssicherung, das die Leidenschaften von Gewalttätigkeiten ablenkt. Hieraus mag es sich auch erklären, daß trotz dem starken Sippengefühl alle Nachwirkungen ehemaliger Blutrache fehlen. Übrigens gestattet das Sippengefühl auch einen verhältnismäßig lebendigen Zusammenschluß nach Nachbarschaften — auch ein Beweis, starker Durchtränkung mit Gemeinschaftssinn.

*

Zu öffentlicher Betätigung wirkt sich der sieb.-sächs. Bauer — abgesehen von ganz vereinzelten Fällen der neuesten Zeit — in Angelegenheiten der eigenen Gemeinde aus. Sie verkörpert ihm sinnlich wahrnehmbar die höhern Kräfte, die dem Sippen- und Familiensinn, die gar dem Erwerbstrieb Grenzen setzen. Schutz im Innern gegen Gewalttätige, Schädlinge und Diebe, gegen Feuer, Überschwemmung und andere Naturgewalten, Mittel, Gott die Stätte zu schaffen, wo man sich ihm würdig naht, gewährt nur sie; Vögte, Patronatsherrn und wie sonst die Verkörperer der Gemeinschaft im Dorf hießen, fehlten auf dem freien Sachsenboden, der selbstgewollte Zusammenschluß in der Gemeinde ersetzte sie. Von außen wirken im Alltag meist die Reibungen mit andern Gemeinden; kaum ein sächsisches Dorf, in dem nicht beliebte Ortssagen Hattertstreitigkeiten mit Nachbardörfern verewigen; abgesehen von solchen großen Krisen, gibt es häufige kleine Zusammenstöße wegen Weidegang, Waldfrevel u. dgl. Sind die gegnerischen Orte auch völkisch geschieden, so kommt es oft zu Gewalttätigkeiten. Handelt es sich aber um andere Sachsengemeinden, so rennen sich die Leidenschaften in der Regel bloß in Prozessen fest. Die alte Schulung verschafft den Sachsen auch in völkisch gemischten Gemeinden noch heute häufig die Führung. Schwer können sie sich, wo sie in die Minderheit gedrängt sind, daran gewöhnen, daß die politische Gemeinde nicht mehr *ihre* Gemeinde ist. Umso inniger verdichtet sich dann der Gemeinschaftssinn um die Kirchengemeinde, die man ganz für sich hat. In der harten Wirklichkeit kann sie natürlich Funktionen der politischen Gemeinde nicht übernehmen. Es wird da die Ergänzungsbedürftigkeit durch übergreifende Gemeinschaftsformen sinnlich nahe erlebt; das Anlehnungsbedürfnis solcher sächsischer Gemeindeminderheiten äußert sich oft geradezu rührend — und es sucht den größeren sächsischen Volkskörper! Auch in Gemeinden mit sächsischen

Mehrheiten wird er als übergreifender Gemeinschaftszusammenhang empfunden. Der Staat trat immer als kalte, die Seelen nicht ansprechende Form von außen heran, so daß man sich in der Gesamtheit zu ihm einstellte. Ehedem geschah es in Abmachungen, die sich in „Freibriefen" festigten. Nunmehr führt die Wahltaktik im konstitutionellen Staat zur Durchsetzung organisierten Schutzes gegen Übergriffe der die Staatsmittel vertretenden und für das Staatsvolk nützenden Organe.

Von bewußter Erfassung der Gemeinschaftsaufgaben ist bei den bäuerlichen Massen gewöhnlich nicht die Rede; nur in Krisenzeiten tritt die Funktion der Gemeinschaft auch dem einfachsten Mann anschaulich ins Erleben. Da aber solche Krisen in der Vergangenheit Siebenbürgens überaus häufig waren, hat sich die Einstellung im Sinne der Gemeinschaftszwecke instinktiv festgesetzt. Man darf auch bei einem so stark auf Gleichheit der Genossen aufgebauten Gesellschaftskörper, wie ihn die sieb.-sächs. Gemeinde darstellt, nicht in demokratische Romantik verfallen und glauben, diese seit Jahrhunderten lebendige Gemeinde beruhe auf bewußter Gemeinschaftseinstellung aller Glieder. Statt dessen haben wir etwas Dauerhafteres: auf jene instinktive Gemeinschaftsgeneigtheit aufbauende Führerauslese. Wer meint, daß Gemeinschaften sich selbst verantwortlich führen können, ist im Irrtum. Sie lassen sich führen. Auch wenn sie den eingeschlagenen Weg durch Abstimmung selbst erkürten, fühlen sie, wenn er in die Irre geht, nicht selbst die Verantwortung, sondern schieben diese auf jenen Führer, dessen Vorschlag sie einst gefangen nahm. Wenn in ruhigen Zeiten die Führer auch häufig allein dem Ringen der Sippen um entscheidenden Einfluß ihre Stellung verdanken, so darf ihre Leitung dennoch die Hoffnungen, die auf einen Führer überhaupt gesetzt werden, nicht enttäuschen. Auch der von einseitigen Sippenantrieben Emporgetragene muß die Gesamtheit wirkungsvoll schützen und vertreten können. Vermag er das nicht, so wird er gestürzt. Gar nicht selten von einem Sippegenossen! Führungskünste erben sich oft in bäuerlichen Patriziergeschlechtern fort. Der Parteienstreit pflegt sogar heftiger zu sein, wenn es um den Vorrang unter Sippengenossen geht. Der Gegensatz von Sippengruppen legt sich oft auf Grund ererbter Kompromisse leichter. Nur von Entscheidung zu Entscheidung flackert er immer wieder auf, wobei gleichsam abgetastet wird, ob die Lage zu einer Umstellung der Kräfte noch nicht reif ist. In größeren Erschütterungen aber sucht man mit Instinktsicherheit nach dem der neuen Lage gewachsenen Führer und opfert auch Sippeninteressen. Immer aber

werden die Beziehungen zu den Vertretungen und Vertretern der Volksgesamtheit aufrecht erhalten. Auch solche Bauernführer in Gemeinden der Komitate ohne entscheidenden sächsischen Einfluß, die sich im Interesse ihrer Stellung weitgehend dem Dienst volksfremder „Herren" verschreiben müssen, legen das größte Gewicht darauf, Kuratoren der Kirchengemeinde und Sprecher in größeren kirchlichen Vertretungen sowie in denen der politisch organisierten Volksgemeinschaft zu sein.

Es ist schade, daß wir noch keine Lebensbilder sächsischer Bauernführer besitzen. Plattner's Bauerngestalten, so lebendig erfaßt und plastisch wiedergegeben sie sind, genügen in dieser Richtung nicht ganz. Hinter ihnen steckt der Fabulator, der passionierte Erzähler, der das Reizvolle, auf den Zuhörer Wirkende sucht, ohne bedenklich zu sein, ob er immer zum Wesen vordringt; dabei kommt gerade das für die Führer Entscheidende zu kurz, weil Plattner eine apolitische Natur ist. — Es kann nicht der Zweck sein, hier solche Lebensbilder anzuschließen, denn der Zusammenhang dieses Aufsatzes würde gesprengt. Aber einige Züge sächsischer Bauernführer müssen hervorgehoben werden, weil nur in ihnen sich ein Teil der Kräfte spiegelt, die das siebenb.-sächsische Bauerntum zu seiner geschichtlichen Rolle befähigt haben.

Gemeiniglich tritt jener Führertypus hervor, der aus Kenntnis der Umstände und Menschen in jeder Lage die Ansatzpunkte der Interessen findet, Schlauheit mit Witz, Verstelltheit mit Berechnung, Dienen mit Gebieten zu verbinden weiß. Für diese Art finden sich in Plattner's Gestalten viele lebendige Züge, ohne daß sie in einer zum vollen Bild gestaltet wären. Daß dieser Typus vorherrschen muß, versteht, wer beobachtet: wie der sächsische Bauernführer, um sich im Innern zu behaupten, Sippeninteressen vertreten und doch die Gemeindeangelegenheiten nicht vernachlässigen darf; wie er nach außen es mit den übergeordneten „Herren" gut halten, dem Staat zu seinen Ansprüchen (Steuern, öffentliche Leistungen, Staatssprachenzwang u. dgl.) in einem nicht herabschraubbaren Maß verhelfen muß, ohne wenigstens vor seinen Parteigenossen als Verräter der Gemeinde- und Volksaufgaben zu erscheinen; wie er seine Zeit für andere opfern und doch seine Wirtschaft, bzw. seine Einnahmen so steigern muß, daß er auch als wohlhabender Bauer seine Stellung nicht einbüßt, denn damit verlöre er zugleich das Ansehen als Führer.

Es gibt aber auch Bauernführer mit überraschendem Gerechtigkeitssinn und altruistisch-sozialer Neigung. Mein Großvater mütterlicherseits

aus bäuerlichem Patriziergeschlecht, angesehen und körperlich stark, lehnte es ab, sich zum Dorfshannen wählen zu lassen, weil er nicht in Abhängigkeit von den volksfremden Herren im magyarischen Adelskomitat kommen und nach ihrem Sinn mitbedrücken helfen wollte. Doch ließ er sich zum stellvertretenden Hannen wählen, wozu keine Kandidation der „Herren" nötig war. Als Grund führte er an, so könne er unabhängig für Ordnung und Sicherheit im Dorfe sorgen. Von den „Herren" geliehene Macht brauchte er nicht, da ihn alle Dorfbewohner wegen seiner Körperkraft fürchteten und wegen seines Gerechtigkeitssinnes achteten. Dabei dachte er so christlich und sozial, daß er seine Kinder zwang, auch den einfachsten Zigeuner, der nur etwas älter war als sie, zuerst zu grüßen. — Von meinem Vater, der aus einem einfachen Geschlecht stammte und zum Hannenamt emporgetragen worden war, um für längere Zeit eine Sippenherrschaft zu durchbrechen, sagten mir noch nach Jahrzehnten alte Bauern: Schade, daß er so jung gestorben ist, er war gerecht; nie mehr wäre diese Sippe zur Herrschaft gekommen, trotzdem sie so stark ist; jetzt haben wir keinen, der es mit ihr aufnehmen kann. Man versuchte es gerade um jene Zeit nochmals. Aber der Mann, der von den sonst unverbundenen Gegengruppen der herrschenden Sippe zum Trutz gewählt worden war, vermochte im Innern die polizeiliche Sicherheit, nach außen das Verhältnis zu den „Herren" nicht in erwünschtem Maß zu wahren und fiel sehr rasch.

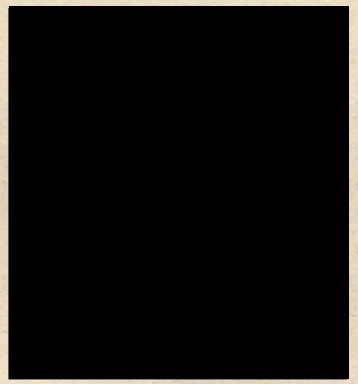
Eine eigenartige Seite im siebenb.-sächsischen Bauerntum vertrat in seltener Reinkultur W. in B., der, nach geistiger Beweglichkeit und Temperament zum Führer bestimmt, sich von politischen Gemeindeangelegenheiten bewußt ferne hielt. Auf meine Frage nach dem Grund, antwortete er, er könne Ungerechtigkeit nicht leiden, sie mache ihn krank. Und in der Führung seiner Gemeinde gebe es zu viel Ungerechtigkeit. Dafür hatte dieser Mann ein Leben lang mit seltener Treue seinem Lehrer H. angehangen und ihm geholfen einer ganzen Generation den Stempel besserer Erziehung und Gemeinschaftshinneigung aufzudrücken. Freilich war sein Gerechtigkeitssinn so explosiv, daß er in einer langen Regenperiode, die seine ganze Jahresarbeit zu nichte machte, den Gewehrlauf nach dem Himmel richtete, um auf Gott zu schießen, von dem er Gerechtigkeit erwartend Unrecht zu empfangen empfand. Nach solchen Durchbrüchen seines Temperamentes half er aber umso reuiger im Kirchendienst mit. Man hielt ihn nach jener Tat für einen, bei dem es im Kopf nicht ganz recht

ist. Aber er erfreute sich trotzdem im Dorf großer Achtung, die ihm der Gerechtigkeitssinn erzwang. Er war der lebendige Protest gegen alle, die unebene Wege gingen.

Natürlich fehlt im öffentlichen Leben der sächsischen Gemeinde auch der Demagoge nicht. In Reinkultur vertritt ihn F. in L. Begabt und wohlhabend, war er in Schul- und Jugendzeit der Erste unter seinen Genossen gewesen. Ein Versehen hatte ihn zum Totschläger gemacht. Nach Abbüßung der Strafe galt er als unwürdig, in Vertretungen gewählt zu werden und Ämter zu bekleiden. Er half sich nun so, daß er hinter den Kulissen her die Opposition leitete. Es hat ihn Jahr für Jahr große Teile seines Weinertrages gekostet, aber er hat nicht davon gelassen. Der unstillbar gekränkte Ehrgeiz wußte sich über alles, auch über das Gemeindeinteresse hinwegzusetzen. Selbst gegen die beste Sache konnte er zugkräftige Schlagworte finden, wobei ihm allerdings ein instinktiv scharfes Volksgefühl die beeinflußbaren Saiten in den Seelen der Geführten anzuklingen half. Er hat trüben, aber nie endgültig stören können. Der Boden, aus dem er seine Parolen holte, brachte schließlich immer auch gegen seinen Willen die gemeinschaftfördernden Kräfte hervor.

Diese Andeutungen mögen hier genügen, um die Bedingungen der Auslese siebenb.-sächsischer Bauernführer anzudeuten. Sie zeigen eine gesunde Gemeinschaftsgrundlage mit instinktiv sicheren Reaktionen bei einer Führerüberlieferung, die sowohl den Umständen als auch den unbedingten Gemeinschaftsforderungen Rechnung trägt.

Das sind Grundtatsachen einer Volksentwicklung mit schweren Erprobungen und günstigem Ergebnis. Sie sind zugleich sichere Gewähr einer Zukunft, in der nichts jenes Ergebnis wird zunichte machen können.



Fritz Kimm, Sieb.-sächs. Bauer

Gedichte von Heinrich Zillich

Erinnerung

Ich saß so klein im Bett und betete und lauschte
und fiel zurück in einen tiefen Fluß.
Und auf der Stirne lag der Mutter Kuß,
ein Lindenblatt vom Baum, der draußen rauschte.

Die Sonne glühte laut im riesengroßen Tage.
Im Abenteuerbusch klang Pfeil und Schrei.
Am Abend floß die Heimat süß herbei.
Und Nacht trug mich in Bangnis, Traum und Frage.

Vor dir, du Mädchen, bebt ich wie ein Stern
ganz hell und fern und wußte nichts zu sagen,
bis wir in Küssen und in Wiesen lagen.
Noch heute — weit — hab ich dich immer gern.

Es pfiff das Schwert. Ich schwand ein schmales Reh
und trug in Gräben Stahl und lachte dumm vor'm Sterben
und hing im Bad der Zeit wie eine Haut zum Gerben.
Doch einmal blaute auch der Gardasee.

O Sturm und Wind und Schmerz und tausend Augen offen,
da schauen mich gelehrt die Männerzeit.
Wir säten und wir standen breit
der Sense da und breit dem Hoffen.

Die Scholle roch, mein feuchter Acker brach,
durch große Pflugschar aus dem Grund gewendet,
als klein vor Gott und menschenweit verschwendet
mich hellte der Berufung weißer Tag.

Streich über deine Stirne, junger Mann, und lausche.
Wieviel hast du erlebt und bist noch kaum im Sprung.
Fanfarenstoß der Zeit und voll Erinnerung!
Horch auf, ob noch die alte Linde rausche!

Sturm

Der Nachmittag rollt wolkenüberweht.
Die Zweige schüttelt hoch der Blätter Schwung.
Vom Wege steigt der Staub und wilder Ruch
aus Tier und Dung.

Der alte Hof sinkt kleiner in das Tal.
Die grünen Wälder ruft der Donnerton.
Sie rollen ihre Fahnen auf zum großen Aufbruch
Kron an Kron.

Die Rinder brüllen aus dem Pferch.
Die Hirten laufen klein und schnell.
Da stürzt der Regen überkopf
und springt vom Antlitz wie ein Quell.

O daß ich atmen könnt gleich Blatt und Zweig,
vom Winde aufgekühlt, dem Sturme zu,
genommen wär, von Liebe nicht zerquält:
O gnadenloses Du!

Befruchtung

Nun will der Arme müder Strom verklingen
und Stille dringt aus meiner Seele innen
ins Zimmer ein mit tausend blauen Schwingen.
Gedankenloses Glück! Fast könnte ich verrinnen.

In dieser Hand hielt ich ihr Haupt geborgen
und dieser Arm war hart um sie geschlagen
und dieses Bett die Insel Ohnemorgen,
wo wir mit gleicher Beute süß gestrandet lagen.

Gedankenlos, als sie mich leis verlassen,
im Blick zurück mir warf ein „Wiedersehen",
gedankenlos fühl ich schon dein Umfassen,
Gedanke, wie ein Wald das kalte Morgenwehen.

O rausch mit meinen Zweigen! Ohne Hüllen.
wie ich dem nackten Schoß mich gab voll Stärke,
nah ich auch dir, du größeres Erfüllen.
Weib werde Sinn in mir und wandle dich zum Werke!

Einkehr

Dies ist die Stunde, die mir ganz gehört:
der grüne Berg, der Himmel ohne Falten,
der Abend, den schon Wind der Nacht betört —
Ihr alle müßt mich wie in Tüchern halten.

Euch geb ich mich. Umatmet kühl mein Haar.
An euch vergeß ich, was die Sonne brachte.
Ihr werdet neblig und ich werde klar.
Und schweige still, damit es tiefer nachte.

Mein Kleid voll Staub, wie sinkst du aus dem Licht!
Wie sink ich selbst ins gute Dunkel ein.
Und bin allein, doch einsam bin ich nicht.
Ich hülle mich wie Tier und Baum und Stein
vor Gottes Sterngesicht
in seinen Mantel ein.

Adolf Meschendörfer zum 50. Geburtstag am 8. Mai

Ein offener Brief

Verehrter und lieber Herr Rektor und Freund!

Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen meine Glückwünsche zu Ihrem 50. Geburtstag öffentlich darbringe. Was ich Ihnen dabei zu sagen habe, geht zwar vor allem uns zwei an; aber wenn es auch ganz persönlich, aus eigensten Beziehungen geschöpft ist, so scheint es mir doch auch von typischer Bedeutung für Sie, für Art und Wirkung Ihrer Persönlichkeit zu sein, vor allem auf uns, die jungen Leute um den „Klingsor", die fast alle in Ihnen den Lehrer, den ersten Gestalter ihrer geistigen und künstlerischen Existenz verehren, deren Zeitschrift nicht zu denken ist ohne die Meschendörferische Zeitschrift „Karpathen", die ihr nicht nur zeitlich, sondern auch ursächlich vorausgegangen. So vieles drängt bei diesem Anlaß an Gedanken und Erinnerungen aus vollem Herzen zum Munde; und weniges davon kann ich auf diese engen Seiten bannen, wovon er so leicht überginge.

Verehrter Lehrer — lassen Sie mich mit dieser Anrede beginnen, die Sie mir neulich einmal als gar zu pathetisch mit sarkastischem Lächeln verboten haben, mein verehrter Lehrer aus Deutsch und Geschichte in Quinta, und Lehrer darüber hinaus zur Kunst, deren erster liebendwarmer Hauch und Strahl uns traf, als Sie mit uns den ‚Götz von Berlichingen' des jungen Johann Wolfgang Goethe lasen. Noch heute geht mir ein frühlingsjunger Schauder durch die Brust, wenn ich an diesen ersten Eintritt in eine Welt denke, gestalteter Kraft, pulsierenden Lebens, drängender Leidenschaft, umglüht und überhaucht von dem Frührot der Liebe, jung und rein dem Ahnungsdämmer entstiegen, das in unserer Knabenbrust in wirren, brauenden Ballungen lag. Sie haben uns mit fester sicherer Hand in diese Welt hineingeführt, selber ein Künstler mit klarem Aug und phrasenlosem Mund, Sie haben uns die Realistik dieser Kunst gezeigt, daß höchste Kunst auch tiefste Wahrheit ist, und haben damit die Verbindung dieser Welt mit unserem eigenen Leben für immer hergestellt. So haben Sie uns zu Menschen gebildet — ohne daß Sie sich vermutlich über Pädagogik Gedanken gemacht — bloß dadurch, daß Sie selbst ein Mensch waren, gebildet zu Form, Gestalt und wesentlichem Gehalt. Was Wunder, daß für den jungen Quintaner diese erste Ahnung der großen und echten

Kunst sich mit der Person des Lehrers untrennbar verband! Wer beschreibt das seltsame Verhältnis von Lehrer und Schüler, scheuer, innerlicher als sonst eines auf der Welt, voller absichtlicher Widerspenstigkeit, Knabentrotz und vertrauender unendlicher Hingabe, wer kann den Knäuel von Kindischkeit, tollem Ehrgeiz, Verzweiflungen und höchsten Inspirationen lösen, wer kann diesen ersten Kampf um Wert und Selbstbehauptung, der sich an der Person eines geliebten Lehrers mißt, schildern? Grenzenlos ist die Jugend in ihren Forderungen, und wenn Sie uns nach so vielen herrlichen Stunden auch manchmal eine mattere gaben, so nahm ich es Ihnen übel, Adolf Meschendörfer! Und Sie nahmen mir meine Heftigkeit, mein ungebundenes und ungebührliches Wesen auch manchmal übel und sperrten mich zweimal in den Karzer ein. Und doch, auch da, während ich mit den Zähnen knirschte: wie war ich Ihr Schüler, wie achtete ich Sie!

Wir schieden nach diesem unserem einzigen Schuljahre in Unfrieden voneinander — andere Lehrer kamen, Sie wurden Mädchenschuldirektor — und als wir uns wieder einmal sprachen, da waren wir auf den ersten Augenblick schon Freunde. So ist das geblieben die Jahre durch und das krisenvolle Verhältnis von Lehrer und Schüler — reich an stolzer Beseligung und an heftigen Konflikten — ist einer ruhigen, gleichmäßigen, wärmenden Anteilnahme gewichen. Viele Jahre in der Fremde und auch daheim haben mich allgemach gewandelt, andere Konflikte und andere Stürme — nicht nur der Sturm des Weltkriegs — haben mich gehärtet, das Persönliche geht in seiner Bedeutung zurück und die Sache tritt immer gebieterischer in den Gesichtskreis. So kann ich auch Ihnen heute, Adolf Meschendörfer, sachlich gegenüberstehen, trotz des herzlichen Gefühls, das mich Ihnen verbindet, trotz der mich beglückenden Anerkennung, die Sie einzelnen meiner Leistungen entgegengebracht — ist mir doch Ihr „vorzüglich“ noch immer die liebste und entscheidenste, zumindest hier in Siebenbürgen.

Und damit komme ich gleich auf eine Seite Ihrer Tätigkeit zu sprechen, die der Wirkung nach fast die wichtigste ist: Ihre kritische Tätigkeit. Wir haben es erlebt, wie die ersten Jahrgänge der ‚Karpathen‘ bei uns einschlugen, von uns unreifen Jungen mit Wonne verschlungen, von den meisten Alten mit Kopfschütteln, Gereiztheit und Spott aufgenommen, wie hier zum ersten Male in Siebenbürgen ein sicherer, europäisch gebildeter Kunstverstand sein blitzendes Schwert schwang und energisch, mit Meschendörferischem Charakter das Echte

vom Falschen schied. Wie wundervoll rücksichtslos fuhr dieses Schwert darein, mitten in unsere ach so rücksichtsvolle, so trübe, auf Gegenseitigkeit versicherte Geistigkeit, bei der leider nur die eine Rücksicht: die auf die Kunst, die auf die Sache vernachlässigt wurde. Sie aber, Adolf Meschendörfer, hatten das große Gefühl und den strengen Begriff von der Kunst, an dem nicht zu makeln und zu deuteln ist, der hier gilt wie in Berlin, Paris oder Honolulu, und sie hatten auch den wahren Inbegriff von ihr als der höchsten menschenbildenden Tätigkeit, ohne die kein Volk ist. So züchteten sie das Gefühl für Echtheit und Größe durch ihre Kritik, so stellten sie uns echtes Dichtertum aus unserer eigenen Zeit vor Augen, so zogen sie mit sicherer und liebevoller Hand ans Licht, was bei uns selbst an echten künstlerischen Kräften keimte, für die die ‚Karpathen' nun der Nährboden wurden. Was Sie in diesen 7 Jahrgängen an solcher unerbittlichen aber berufenen Kritik, an solcher belebenden und fördernden Pflege, mit einem Wort: an solch geistigem und künstlerischem Führertum geleistet haben, das ist eine Herkulesarbeit, zumal da man bedenkt, daß sie von einem Einzelnen, ganz auf sich gestellt, unternommen wurde, ständig umdroht von Mißgunst, Haß und der schlimmeren Gleichgültigkeit — und dies alles eigentlich im ‚Nebenberuf'. Daß Sie dabei Kopf und Herz hochgehalten, die Nerven nie verloren, Ihren Charakter nie verleugnet haben, das ist ein Beweis nicht nur Ihrer eminenten Arbeitskraft, sondern wahrer, erfüllter, besessener Leidenschaft.

Es ist wahr, die Inhalte haben sich zum Teil gewandelt, die Gestalten, zu denen wir aufblicken, sind andere geworden, und wir Jungen der Nachkriegszeit haben viel von den Unterschieden zur ‚Aesthetengeneration' geschrieben. Aber wenn wir oft etwas anderes wollen, so tun wir das auf Ihren Schultern. Wir wären nicht möglich ohne die Erziehung durch Ihr Aesthetentum, ohne die Schärfung der Begriffe, die Sie gebracht, ohne das Türaufstoßen für die freien belebenden Ströme aus dem Westen. Wenn für uns ‚Gemeinschaft', ‚Volk', Idee' einen neuen schicksalsvollen Klang bekommen haben, so doch aus dem reifen Individualismus heraus, dem Persönlichkeitskult, zu dem Sie uns geführt haben; wenn eine neue und doch uralte Ethik des tragischen Opfers vor unseren Augen aufdämmert im Gegensatz zu der fortschrittsgläubigen und genießenden Selbstbehauptung Ihrer Generation — so ist diese erfüllte Persönlichkeitsgestaltung doch die Grundvoraussetzung für den Sinn dieses Opfers. Und geblieben ist

der große Begriff von der Kunst, geblieben die Unerbittlichkeit der Kunstgesetze, geblieben deshalb auch die Entschiedenheit der Kritik. Ihr Charakter leuchtet uns vor, mag die künstlerische Erlebniswelt auch eine andere sein, und in der Ablehnung alles Unechten, Hohlen, Faden und Ungekonnten fühlen wir uns nach wie vor mit Ihnen eines.

Und nun zum Schluß — denn der Raum ist knapp — nur ein kurzes Wort über Ihr dichterisches Werk, Adolf Meschendörfer. Ob Sie ein Dichter sind? ‚Kein großer', schrieben Sie mir einmal, ‚aber doch einer.' Wer Ihre ‚Leonore' kennt, der muß sagen, daß Sie auch diesmal richtig kritisiert haben. Es ist leicht, die Mängel und Unzulänglichkeiten dieses Werkes nachzuweisen und man hat schon manches darüber geschrieben. Aber in keinem anderen Ihrer Werke schlägt so heiß und stark die dichterische Stichflamme immer wieder hervor, mitten zwischen heute zwanzigjährigem Schutt dieses leidenschaftliche Glühen eines starken Herzens in dem Erleben der seltsam unmöglichen und beseligenden Liebe zwischen europäischem Libertin und Kleinstadtmädchen..... Die Verbindung, die mir Ihr Wesen zu umschreiben scheint, zwischen kühlem, scharfem und nüchternem Verstand und einer tiefen, bohrenden Leidenschaft und brütenden Phantastik: hier hat sie in dem lust- und schmerzvollen Hin und Her, Anziehen und Abstoßen zweier Herzen ihren Doppelausdruck von Liebe und Grausamkeit, weichster Sehnsucht und böser Kälte so echt gefunden, daß die Wirkung großer Kunstwerke: tiefe befreiende Qual, und Erlösung von dem eigenen Ich in dem großen Gerichtstaghalten, stellenweise erreicht wird. Und noch etwas ist an diesem Werke bleibend: So innig verwoben ist die Gestalt Leonores mit Kronstadt und der Kronstädter Landschaft, daß dieser Liebesroman gleichzeitig einen Roman zwischen dem Herzen des Dichters und dieser Stadt bedeutet, eine innigste Beziehung gestaltet und damit auch ein Problem löst: der aus der Fremde Heimkehrende hat sich durch dieses Werk sein Kronstadt zurückerobert. Es ist das erste Werk, in dem die märchenhafte Sonderbarkeit unserer herrlichen Stadt mit Dichteraugen entdeckt ist und wie ein siebenhundertjähriges lebendes Wesen spielt sie seltsam mit in all der verschrobenen, herrlichen Einzigkeit, die sie uns fürs Leben unvergeßlich macht.

Nun sind Sie Rektor der Honterusschule dieser vielgeliebten und vielgeschmähten Stadt, die wir alle schon einmal satt bekommen und in die wir dann doch immer wieder zurückgekehrt. Sie sind ihr treu geblieben, wie selten einer, Sie sind aber auch sich treu geblieben und deshalb

trotz Ihrer 50 Jahre jung wie nur je. Produktionen aus letzter Zeit beweisen es. Und nun herzlichsten Glückwunsch zu noch langem fruchtbaren Wirken als Lehrer und als Künstler! Damit bleibe ich immerfort

Ihr dankbarer Schüler

Konrad Nußbächer

Hermannstadt, 20. April 1927.

Aphorismen

Von Hermann Konnerth

Für denjenigen, der das Ziel fest im Auge behält, werden Hindernisse zu Sprossen der Leiter, auf der er zum Gipfel empor steigt, wie ihm die Härte des Steines dasjenige ist, was seinem Hause die Festigkeit gibt.

*

Jede sachliche Arbeit bedeutet persönliche Selbstdurchsetzung; jede Arbeit kommt einer Erkenntnis — jede Tat einer Befreiung gleich.

*

Wie alles Körperliche durch einen Rhythmus der Bewegung in die Sphäre des Tanzes erhoben wird, ist es auch im Geistigen der Rhythmus, der mehr bedeutet als jede gezwungene Anspannung der Einzelkräfte.

*

Jeder Mensch lebt seine eigene Welt. Zwischen diesen Welten gibt es keine Brücken. Um so wunderbarer sind die geistigen Beziehungen durch die all diese Einzelwelten sich zu der großen Idee der Menschheit zusammenschließen.

*

Wer erkannt hat, wozu er berufen ist, und wer aus dieser Erkenntnis heraus seine Berufung erfüllt hat, gehört zu dem kleinen Kreise der Auserwählten, für die Beruf und Leben harmonische Einheit sind.

*

Keine Tat kann ungeschehen gemacht werden, aber eine jede kann durch eine darauf folgende eine neue, vielleicht sogar entgegengesetzte Bedeutung bekommen. Es ist die Aufgabe der Lebensleitung das, was nun einmal zur Tat geworden ist, zunächst anzuerkennen und dafür zu sorgen, daß es im größeren Zusammenhange des Lebens Sinn und Bedeutung — vielleicht sogar Notwendigkeit erhält.

*

Es kommt nicht darauf an, daß Einzelkräfte krampfhaft angespannt werden, — es ist sehr viel wesentlicher, daß alles das, was wir an lebendigen Kräften in die Wagschale des Lebens zu werfen haben, ausbalanziert werde. Das Zünglein der Wage will aufrecht stehen.

*

Echtes Weltbürgertum erfordert völkische Entschiedenheit und diese wieder starke Persönlichkeit. Persönlichkeit ist stets einzigartig; je einzigartiger sie ist, um so bestimmter verkörpert sie in sich das Beste des Volkes und zugleich das Wertvollste der Menschheit. Aus dem innersten Herzen der Persönlichkeit erwächst die an Göttliches reichende Liebe, durch welche die sonst schlummernde Kraft von Volk und Menschheit lebendig gemacht wird.

*

Die echte Phantasie kennt keine Phrasen und keine Lügen. Nur nüchterne Geister gefallen sich in Schwulst und in Unwahrheiten.

*

Erinnere dich deiner Vergangenheit, — gib aber unbarmherzig der Vergessenheit anheim, was nicht zum Aufbau deines Lebens beigetragen hat. Die dadurch befreiten Werte des Vergangenen bedeuten Grundsteine deines Lebens.

*

Nur für kurze Zeit treten die Figuren einer Rathausuhr aus ihrem Gehäuse hervor, die längste Zeit bleiben sie im Verborgenen. So wird auch das menschliche Leben nur für eine kurze Spanne Zeit — aus dem Dunkel hervortretend — für die Wel sichtbarlich. Auch für die Träger dieses Lebens selbst tritt nur wenig davon ins helle Bewußtsein, um sofort wieder ins Dunkel des Unterbewußtseins zurückzutauchen. Dies Wenige aber sollte im göttlichen Lichte aufblitzen wie die bunte Figur der Rathausuhr im hellen Sonnenstrahl.

*

Gelingt es uns Gefühle wieder zu erzeugen, die ein Erlebnis der Vergangenheit begleitet haben, so haben wir dieses Erlebnis selbst wieder lebendig gemacht.

*

Sobald wir von etwas die deutliche Empfindung haben, daß es uns einmal Schicksal werden könnte, so ist es uns bereits Schicksal geworden.

Abend am Teich

Von Karl Heidemann

Die Maulwurfshügel dämmern violett,
grau fließt das Schilf, es sammeln sich die Föhren,
der Mond entweicht aus seinem Wolkenbett,
die bange Stunde silbern zu betören.

Ein Prahlhans bläst die Backen auf und quarrt
und hundert andre Hänse sind nicht leiser
die ganze grüne Bande ist vernarrt
ins gleiche Wort wie Magd und Knecht und Kaiser.

Vom Nachtbaum wirft sich eine Eule los,
drohend, Dämon des geisterhaften Schwebens,
und stößt, plötzlich in Stille, riesengroß
mitten ins Herz des angstgeduckten Lebens.

Geburten

Von Karl Hauptvogel

Wenn deinen Leib du schenkst,
gibt sich mein Geist dir hin,
während du Lust empfängst,
weilt schon beim Werk mein Sinn.

Lächelst du glückbetört
brünstig dein Nocheinmal,
fühl' ich schon unerhört
meiner Befruchtung Qual.

Stirbt einst den Fleischestod
Kind, das du säugtest,
lebt ewig unbedroht
Geist, den du zeugtest.

Friede

Von Arthur Wildebrandt

Herz, wie wird es still in Dir!
Alle Wünsche gehn zur Ruhe, —
Sehnsucht stellt die goldnen Schuhe
Schlummertrunken vor die Tür;
Keiner Ferne Zauberglanz
Lockt die Müde.
Friede
Herz, erfüllt Dich ganz.

Seelenläuterung

Ein Grundriß zu geistiger Erziehung.*

Von Ernst Jekelius

Die Sehnsucht, die die Jugend unserer Tage aus der Enge ihrer Schulen treibt — der Schulen, die über der Vorbereitung zum Kampf um das alltägliche Brot das Ringen der Menschheit um das ewige Licht vergessen haben, — ist uns willkommen. Willkommen nicht, um diese Jugend, geblendet von einer verführerischen, aber friedlosen Rhetorik, in den Tageskampf um irdische Volksgüter zu schicken, sondern um sie, in einer Vorschule des Lebens geläutert, in der Seele so reich werden zu lassen, wie sie es ersehnen kann. Wer heute Lehrer sein will, muß mehr durch lebendes Vorbild, als durch Worte zu Heldentum und Liebe führen. Muß mehr in liebevoller Wärme sich entfalten lassen, was im Keim in der menschlichen Seele vorhanden ist, als durch Bedrängung und Heftigkeit das vorzeitig fordern, was noch werden soll. Wir selbst, die im Heute atmen, müssen besser und stiller werden, wenn wir von unseren Nachfolgern einen schöneren Morgen erwarten wollen.

Vorbedingungen für Heldentum sind Wahrhaftigkeit und Mut.

* Bibliographie. Jean Paul: Levana oder Erziehlehre. Arthur Schopenhauer: Aphorismen zur Lebensweisheit. Carl Hilty: Über Erziehung (Brenner, Spätherbst 1922). Die Terminologie wurde aus dem Werke „Levana" übernommen.

Die Lüge ist eine Sünde wider den Geist. Der Wahrheitssucher geht einen steilen Pfad, beladen mit der Last der Verantwortung; er trägt das ganze Leben: nicht nur seines, auch das der Anderen. Der Lügner treibt, ein Gaukler, auf seinem Seile Possen. Er weicht seinem Leben aus, das zur leeren Hülse wird, und bricht alle Brücken zwischen sich und den Aufrechten unter den Menschen aus innerer Feigheit ab. Ihm ist das reine Menschentum der Wahrhaftigkeit, das für das Wort als Wort Opfer bringt, fremd: er muß lügen. Und stets zwischen den Schemen einer Scheinwelt umherirren. Denn die Tiefe der wahren Welt offenbart sich nur dem Wahren.

Der Gedanke, daß der Böse dem Vorkämpfer des Lichts in der Obhut Gottes nichts antun kann, befreit von der Angst vor den Menschen, die die größten Gefahren des Lebens erst herbeizieht. Die aus solchem Glauben fließende Kraft — die Heldensagen strömen sie aus und die heiligen Geschichten geben ihr die Weihe — verleiht erst dem naturgeborenen Mut den festen Anker der Beständigkeit, die Tiefe. Sie auch lehrt uns stets das Leben einzusetzen, was es allein des Menschen würdig macht.

Heldentum selbst ist die Macht, die dem Göttlichen im Menschen, der Idee, dient. Es hebt die Idee auf seinen Schild und setzt sie gegen alle Widerstände und Angriffe in ihre Rechte ein. Die Idee kann nur die Menschheit meinen, nie den Träger, den sie sich ausersehen hat und den sie aus dem kleinen, selbstsüchtigen Leben weit heraushebt. Wenn der Träger sich meint, ist die Idee schon in ihm gestorben. So opfert der von der Idee Befallene ihr Alles, auch das Leben, wenn die Forderung an ihn herantritt. Die edle Reihe der sich aus solchem Geiste selbst Opfernden setzt für uns mit den Lichtgestalten der Antike ein und reicht bis in unsere Tage. Die Idee, die in den Knaben als Same gesetzt wurde, um in dem Manne Frucht zu werden, trägt den Menschen durch sein volles Leben. Sie macht den Mann zu dem Baumeister seines Seins, der aus dem scheinbaren Chaos des Zufalles, dem die Anderen rettungslos zum Opfer fallen, die Bausteine zu seinem Werke wählt. Mit seinem Werke baut er sein Leben auf. Er findet Bescheidung und Stillung in der steten Arbeit, die das Werk fordert, und Erfüllung im Werk.

Die Liebe findet das Göttliche in der Umwelt, der sie sich hingibt. Der Liebevolle erlöst selbst die unbefreite Natur, die den Rastlosen schreckt, durch stille Beseelung. Er weiß um die Bruderschaft des Tieres und in seiner Nähe atmet die gequälte Natur auf, die der Entmenschte,

zu seiner eigenen Qual, durch immer neue Pein jagt. Er ersehnt den Frieden, in dem Vergessen sein wird, daß der Mensch in seinem Wahn diese Erde zum Tummelplatz seiner Ausbeutung gemacht hat, um seinen dunkeln Trieben und Begierden maßlos zu frönen. Der Liebende kennt die unbesiegbare Macht der Liebe, die das Widerstrebende allein zum Guten wenden kann. Er weiß um die Strafe, die in jeder Vergewaltigung gefangen ist und um die Verwüstungen der verderblichen Selbstgerechtigkeit, des selbstmörderischen Hasses. Er naht dem Bruder mit Verehrung des Heiligen in ihm. Er kennt die dunkeln Schicksalsmächte, die jedes freie Leben tragisch zu umstricken drohen und dies Wissen um sie verleiht ihm die Demut. Er kennt den tiefen Fall, der dem Hochstrebenden droht und ist voll Mitleid für den Gefallenen. Mitleiden öffnet den Weg zu der Gemeinschaft der guten Menschen, die den Strebenden in ihre Kraft aufnimmt und hilfreich umgibt. Es wird im Wohltun zur befreienden Tat. Im Wohltun, das — Dank voller Hingabe — von der Betriebsamkeit heutiger Wohltätigkeit so sehr entfernt ist, daß, während diese in sich und uns erschöpfende Genüsse mündet, jenes weit ab von ihnen zu Stille und Armut führt.

Heldentum und Liebe nehmen ihre besten Kräfte aus dem Glauben an die Gnade, die über solchem tapferen Menschenleben segnend ihren Himmel ausspannt. Wer den Weg zu diesem Urquell alles Guten gefunden hat, kennt auch die Worte des Mittlers, mit denen er, bei allem Trost und aller Hilfe, die er für den Gottesfürchtigen hat, die Verantwortung für dies Leben in uns legt: „Es ist nichts außer dem Menschen, das ihn könnte gemein machen, so es in ihn gehet; sondern das von ihm ausgehet, das ist es, das ihn gemein macht."

Aphorismen zur Lebensweisheit

Von Arthur Schopenhauer

Jeder Tag ist ein kleines Leben, — jedes Erwachen und Aufstehen eine kleine Geburt, jeder frische Morgen eine kleine Jugend, und jedes zu Bette gehen und Einschlafen ein kleiner Tod.

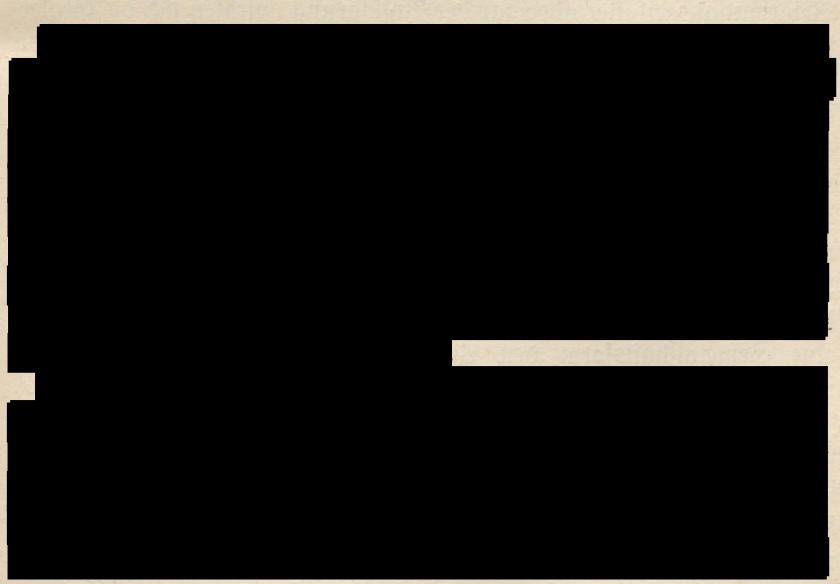
*

Ebenfalls würden wir die Gegenwart besser würdigen und genießen, wenn wir in guten und gesunden Tagen, uns stets bewußt wären,

wie, in Krankheiten, oder Betrübnissen, die Erinnerung uns jede schmerz- und entbehrungslose Stunde als unendlich beneidenswert, als ein verlorenes Paradies, als einen verkannten Freund vorhält. Aber wir verleben unsere schönen Tage, ohne sie zu bemerken: erst wenn die schlimmen kommen, wünschen wir jene zurück. Tausend heitere, angenehme Stunden lassen wir, mit verdrießlichem Gesicht, ungenossen an uns vorüberziehen, um nachher, zur trüben Zeit, mit vergeblicher Sehnsucht ihnen nachzuseufzen. Statt dessen sollten wir jede erträgliche Gegenwart, auch die alltägliche, welche wir jetzt so gleichgültig vorüberziehen lassen, und wohl gar noch ungeduldig nachschieben, — in Ehren halten, stets eingedenk, daß sie eben jetzt hinüberwellt in jene Apotheose der Vergangenheit, woselbst sie fortan, vom Lichte der Unvergänglichkeit umstrahlt, vom Gedächtnisse aufbewahrt wird, um wenn dieses einst, besonders zur schlimmen Stunde, den Vorhang lüftet, als ein Gegenstand unserer innigen Sehnsucht sich darzustellen.

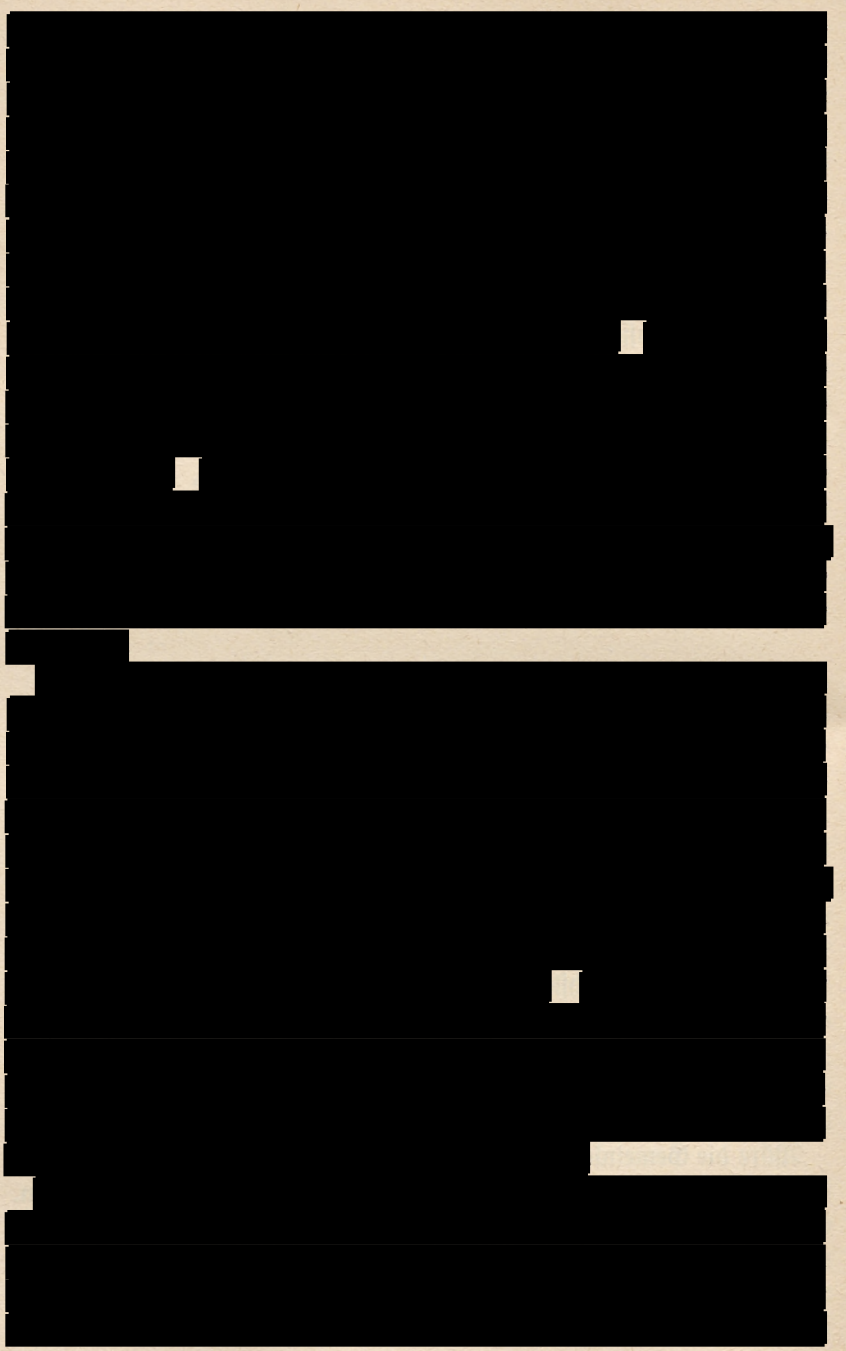
Formen der Gemeinschaft

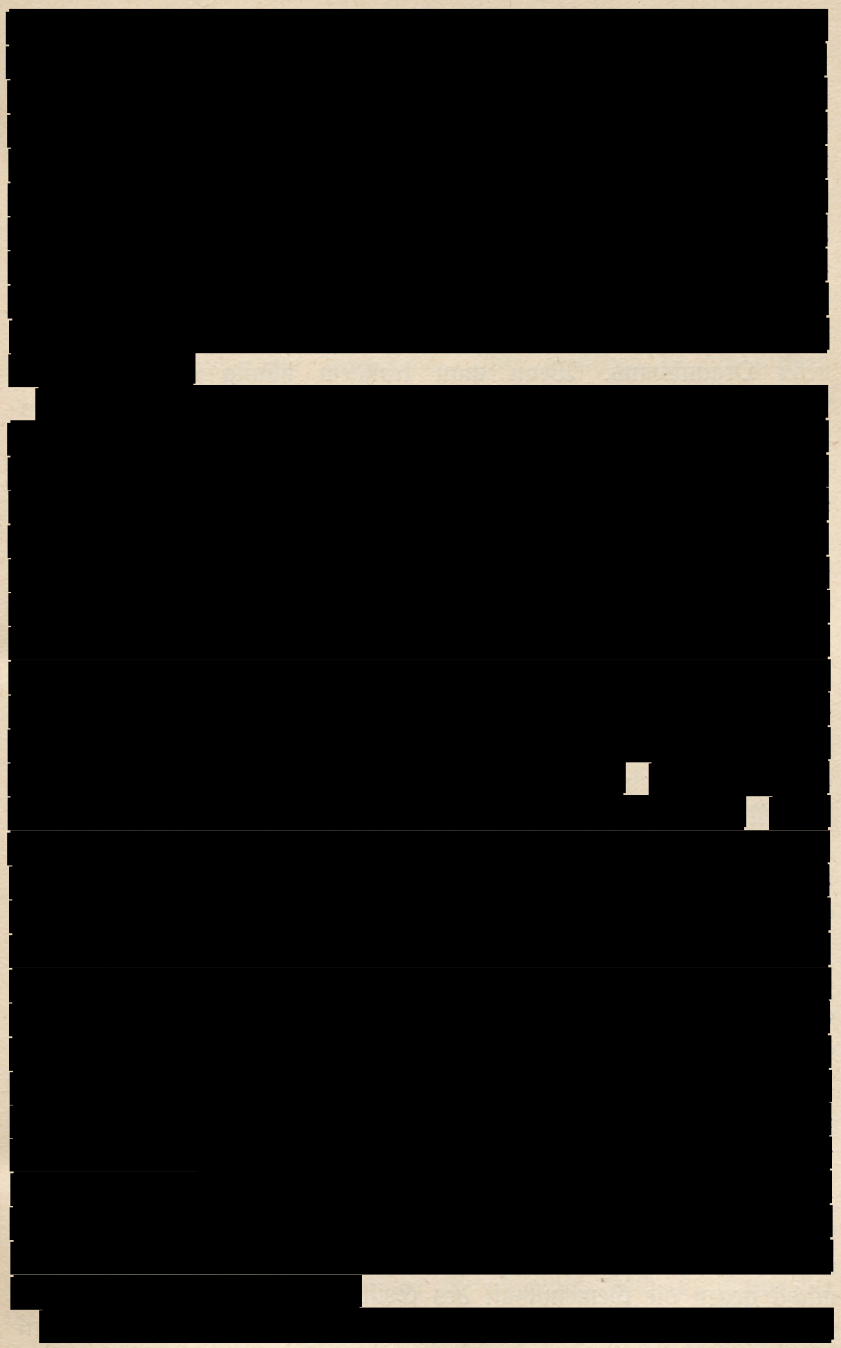
Von Erwin Reisner

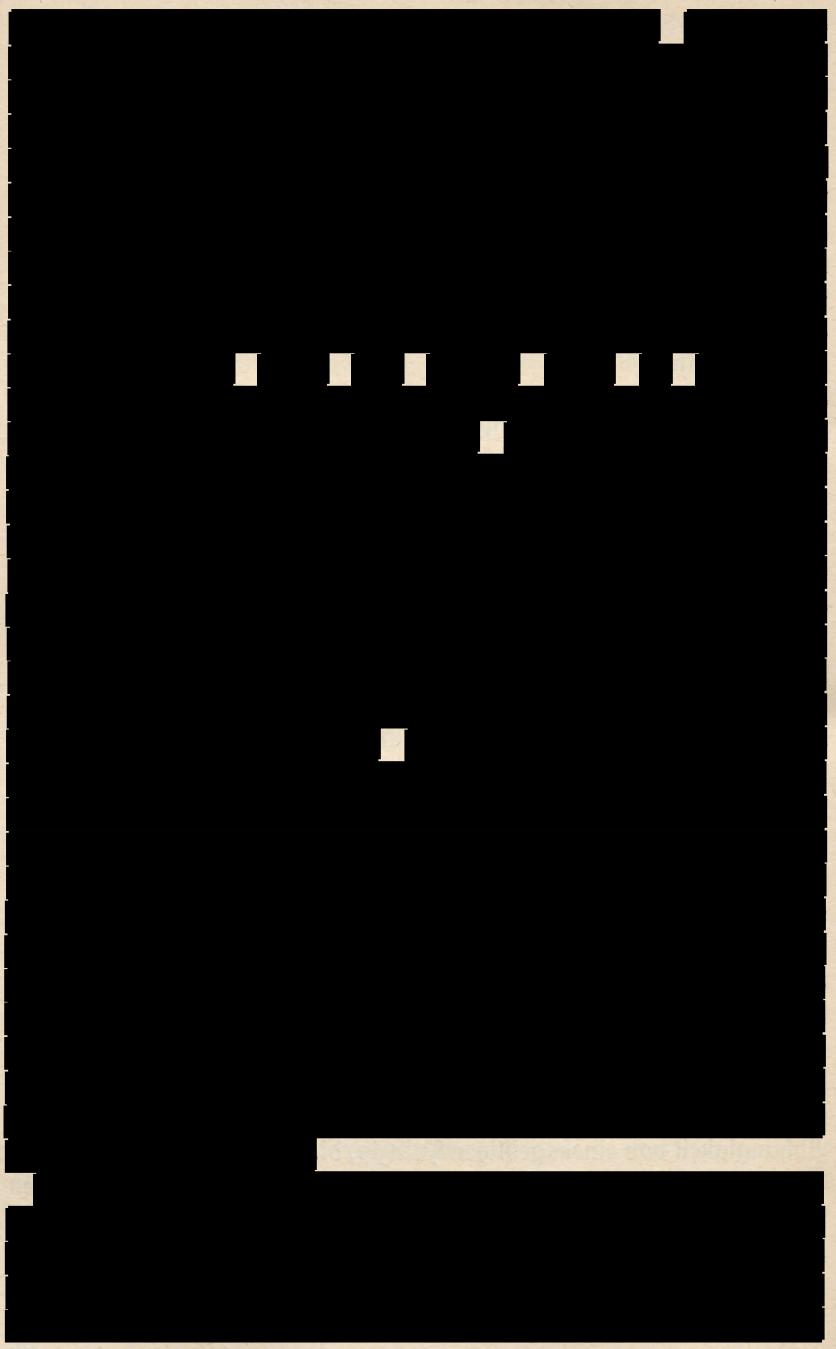


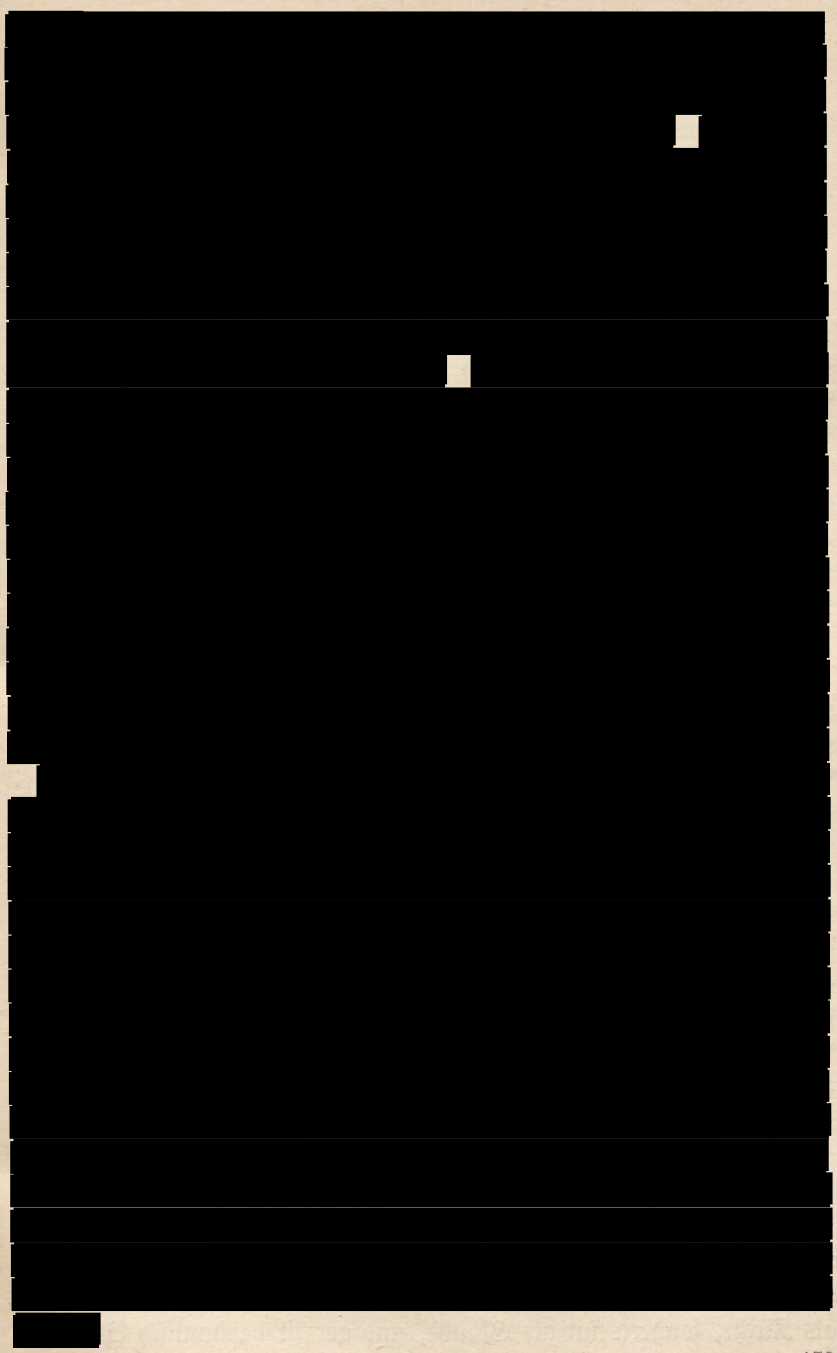


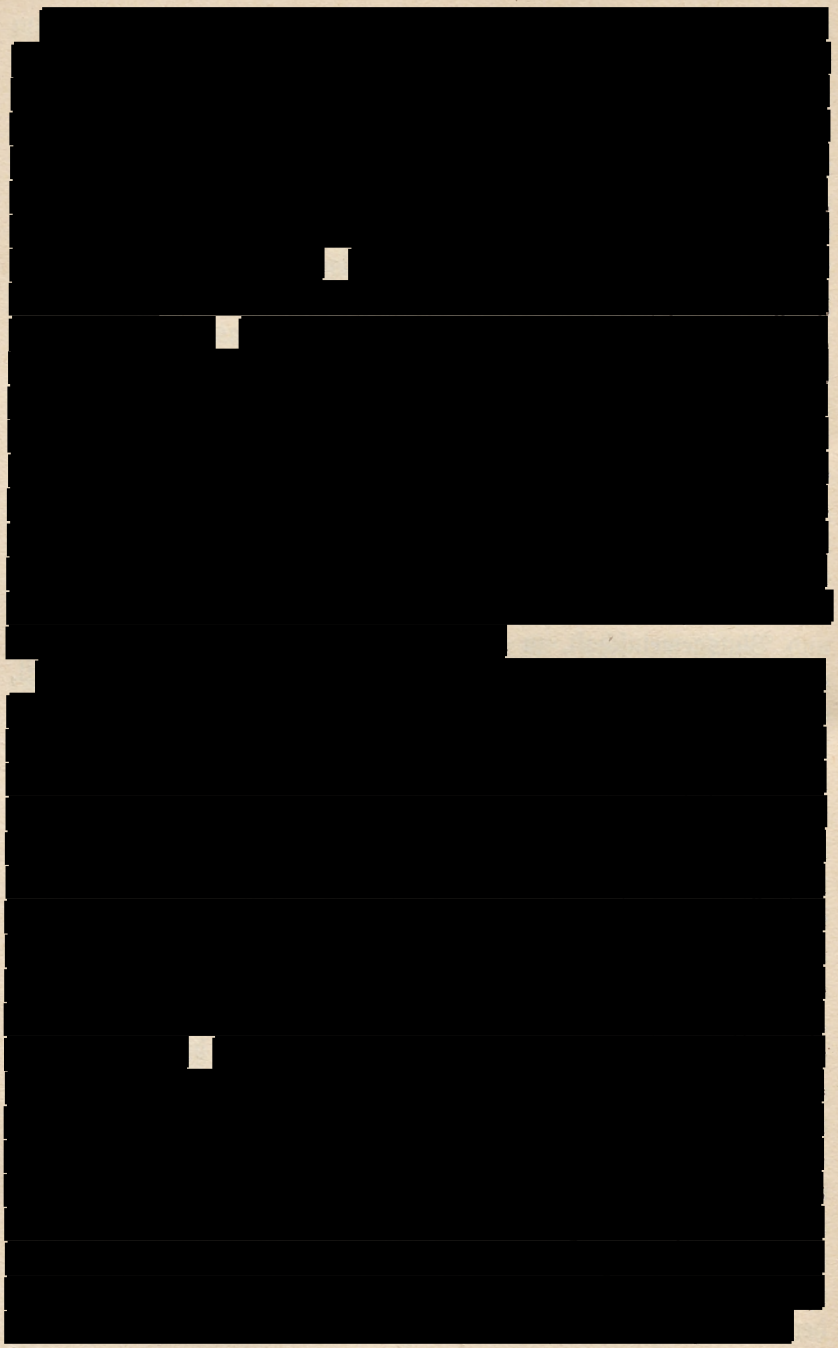
Walther Teutsch, Landschaft





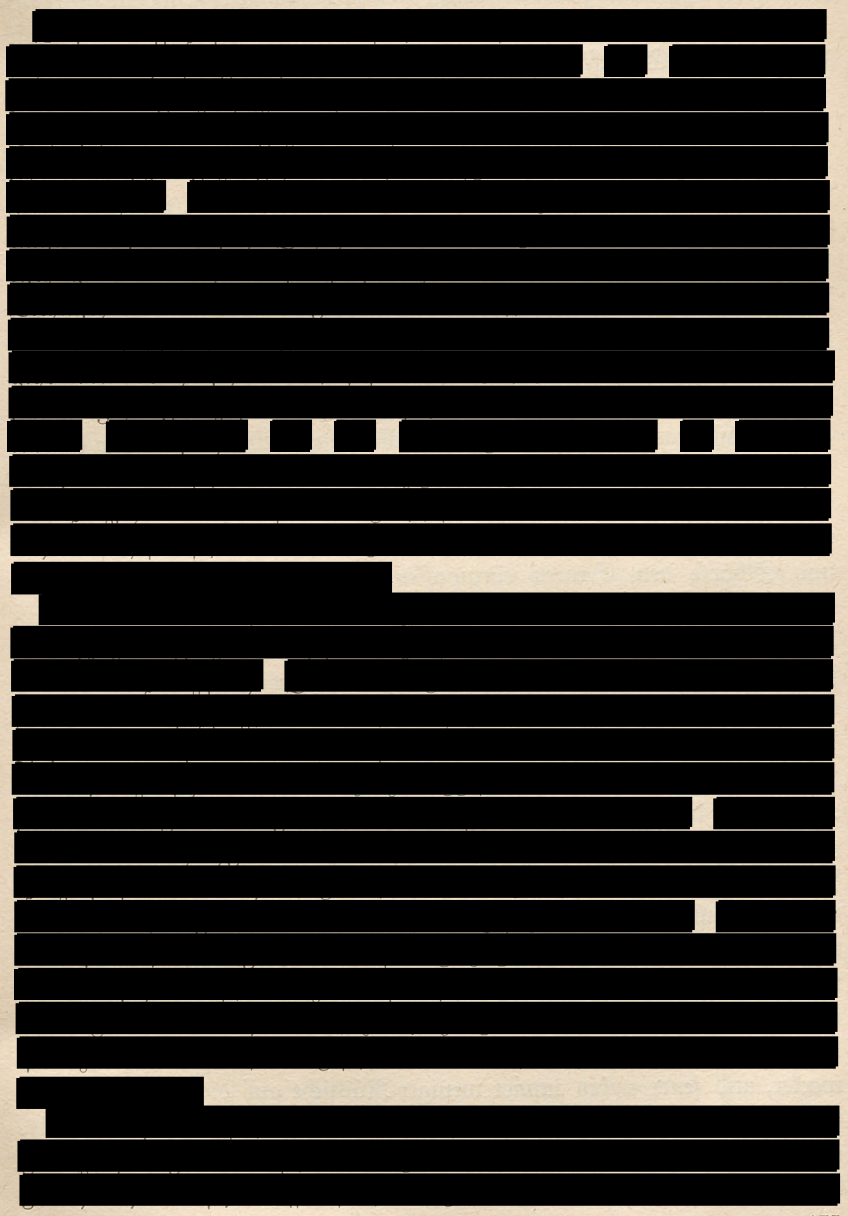


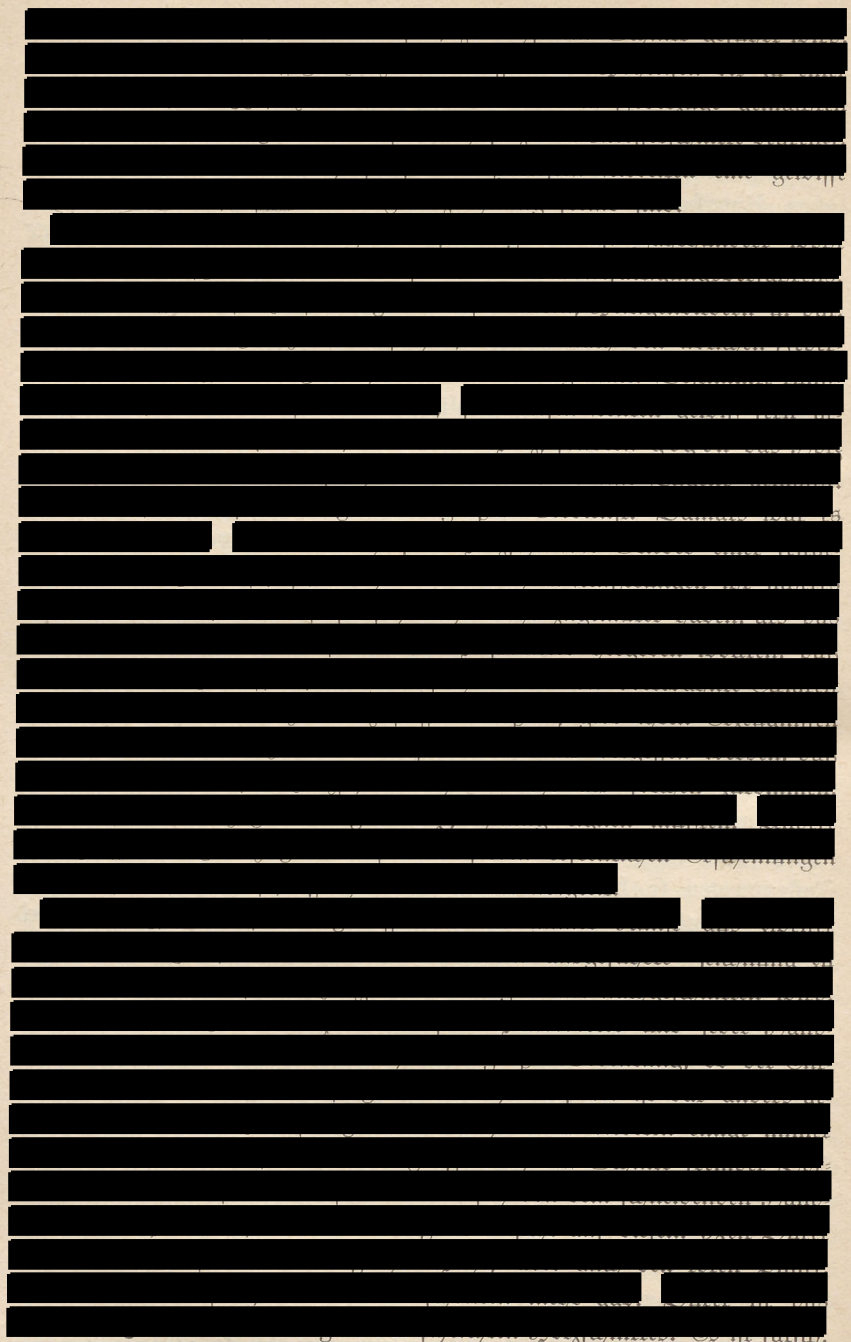


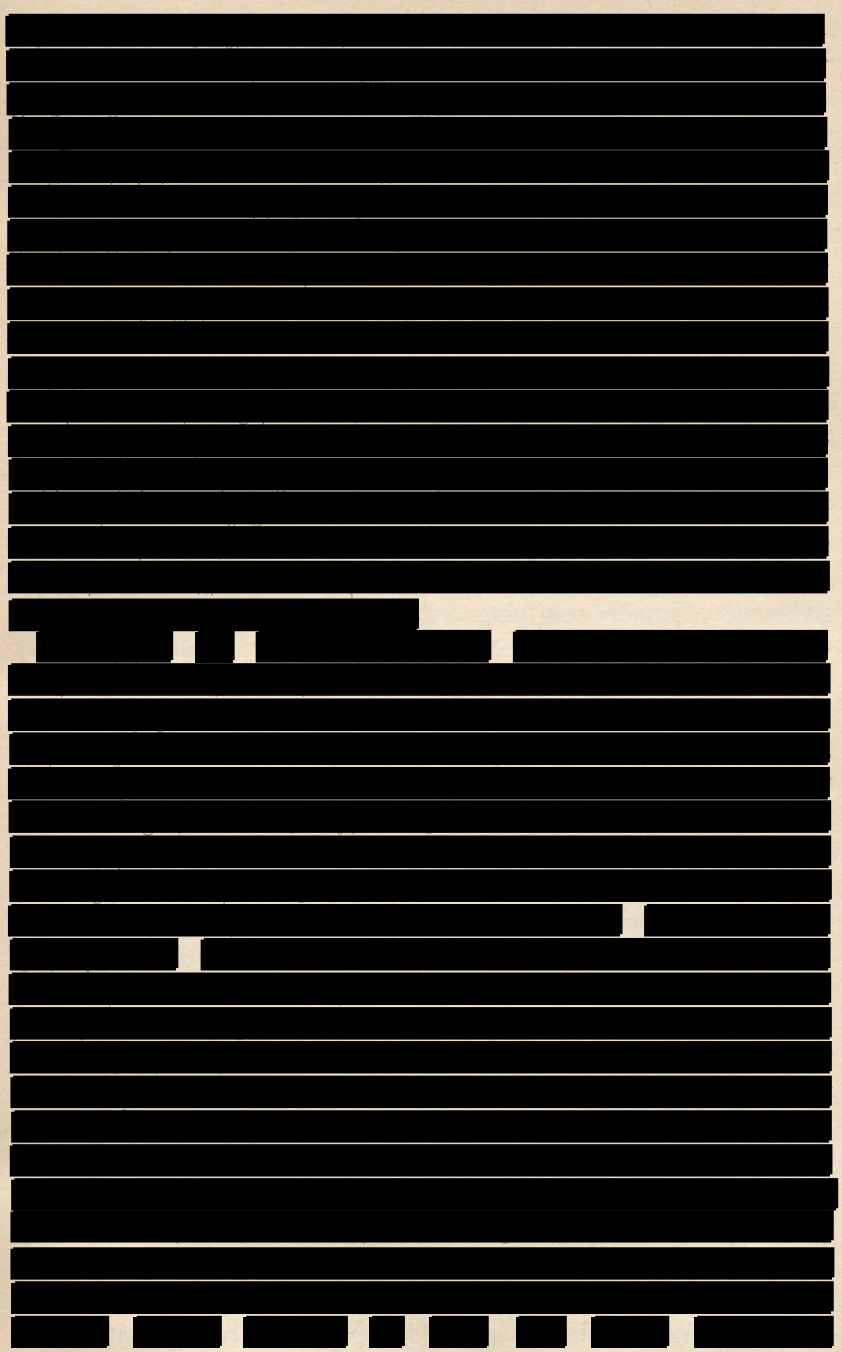


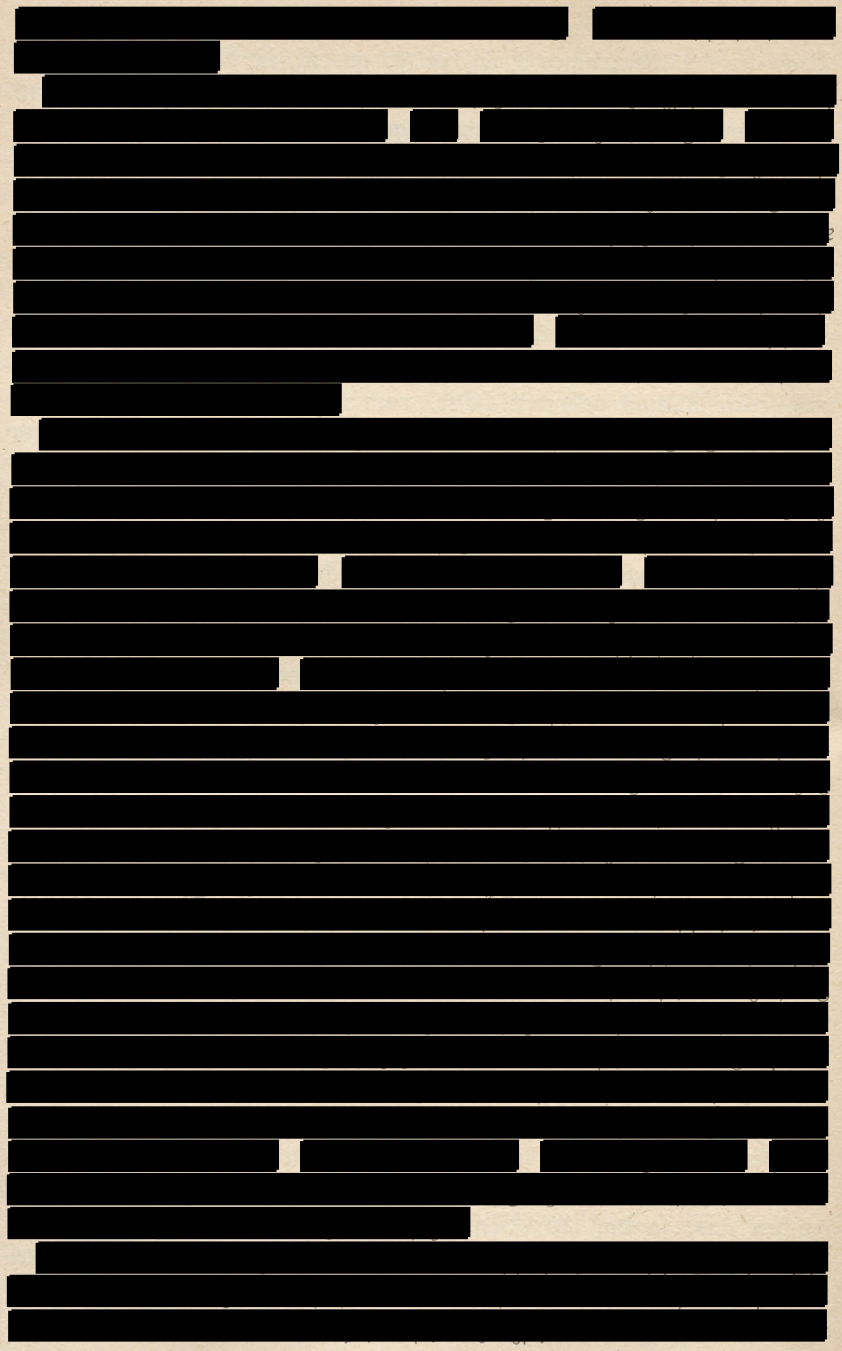
Über den Holzschnitt

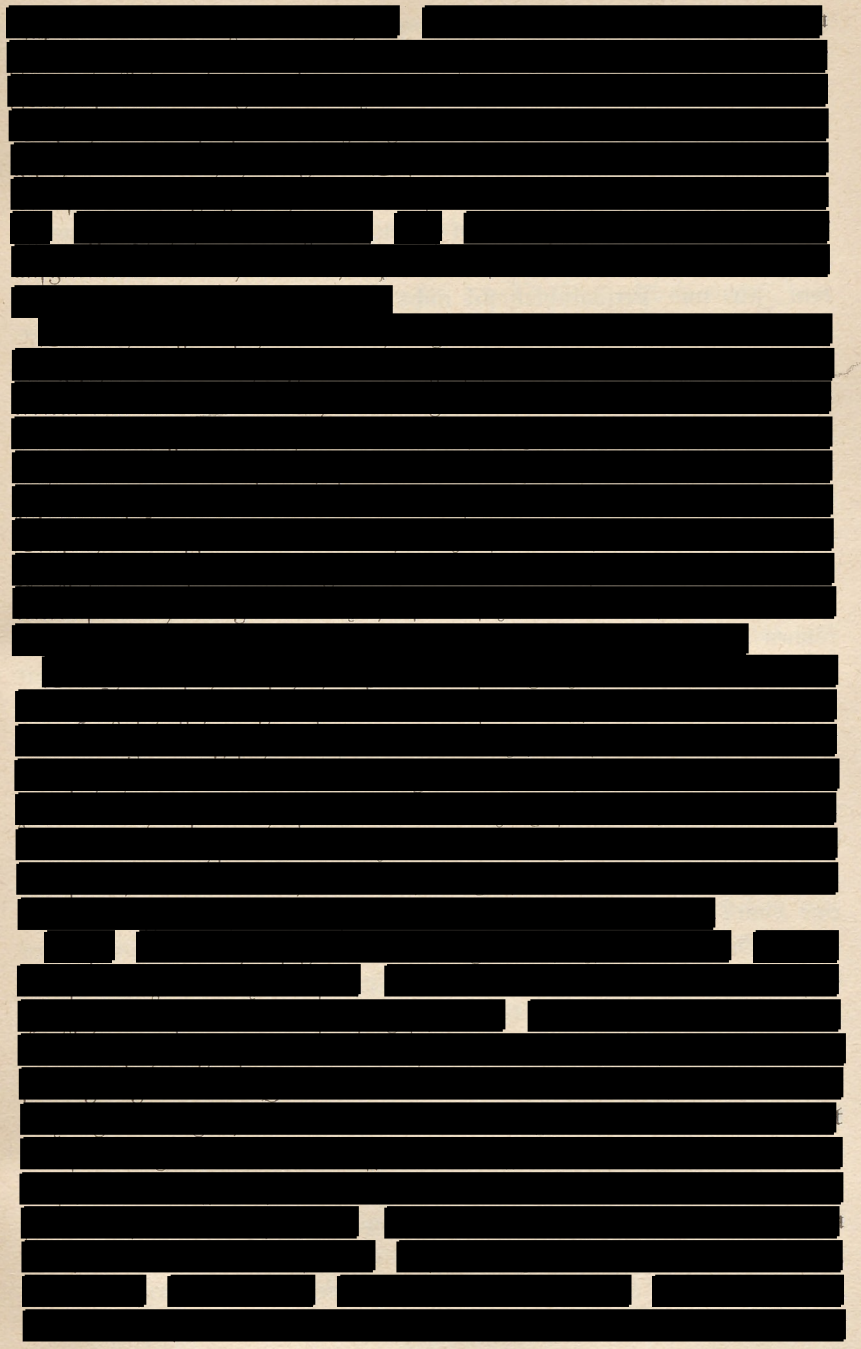
Von Albert v. Arz

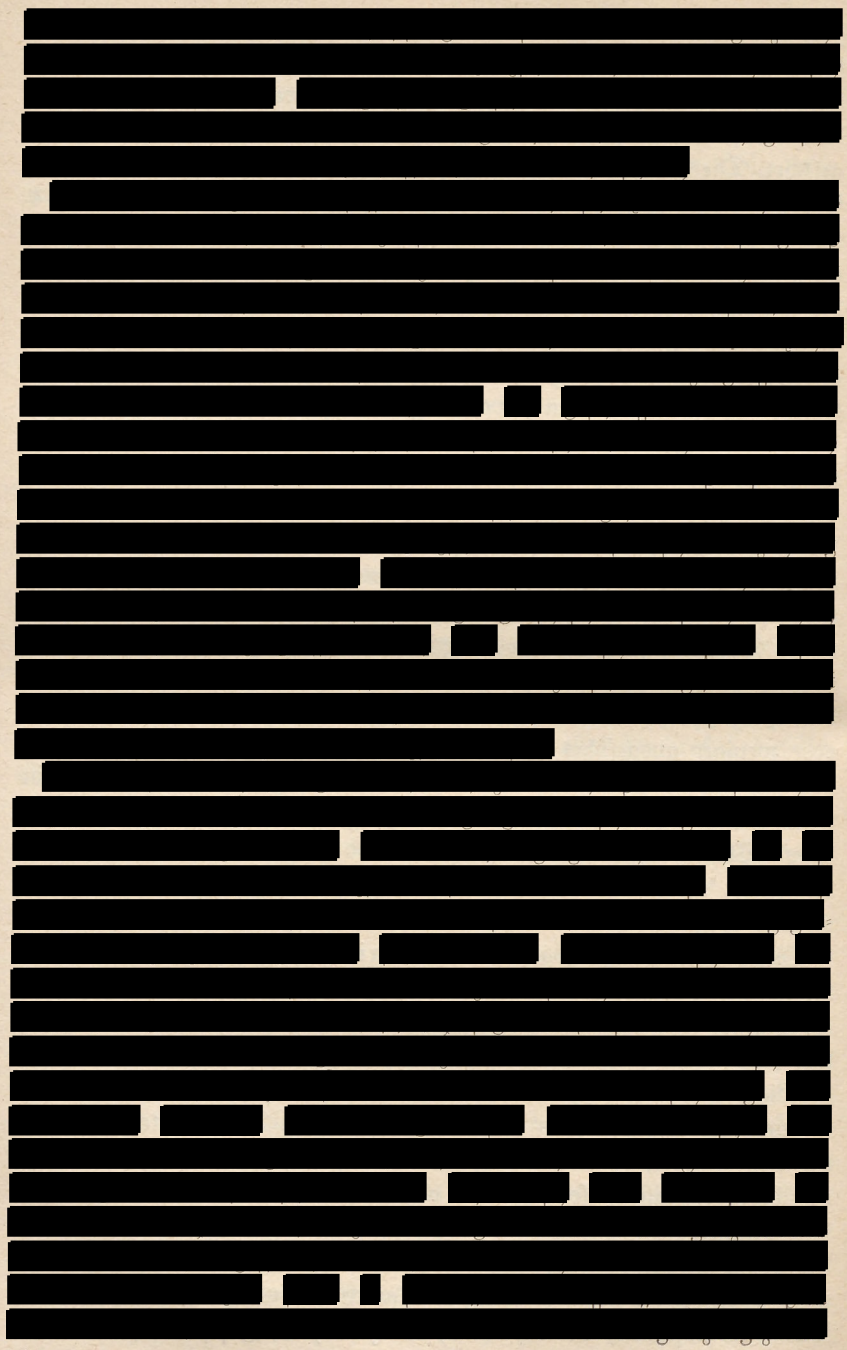


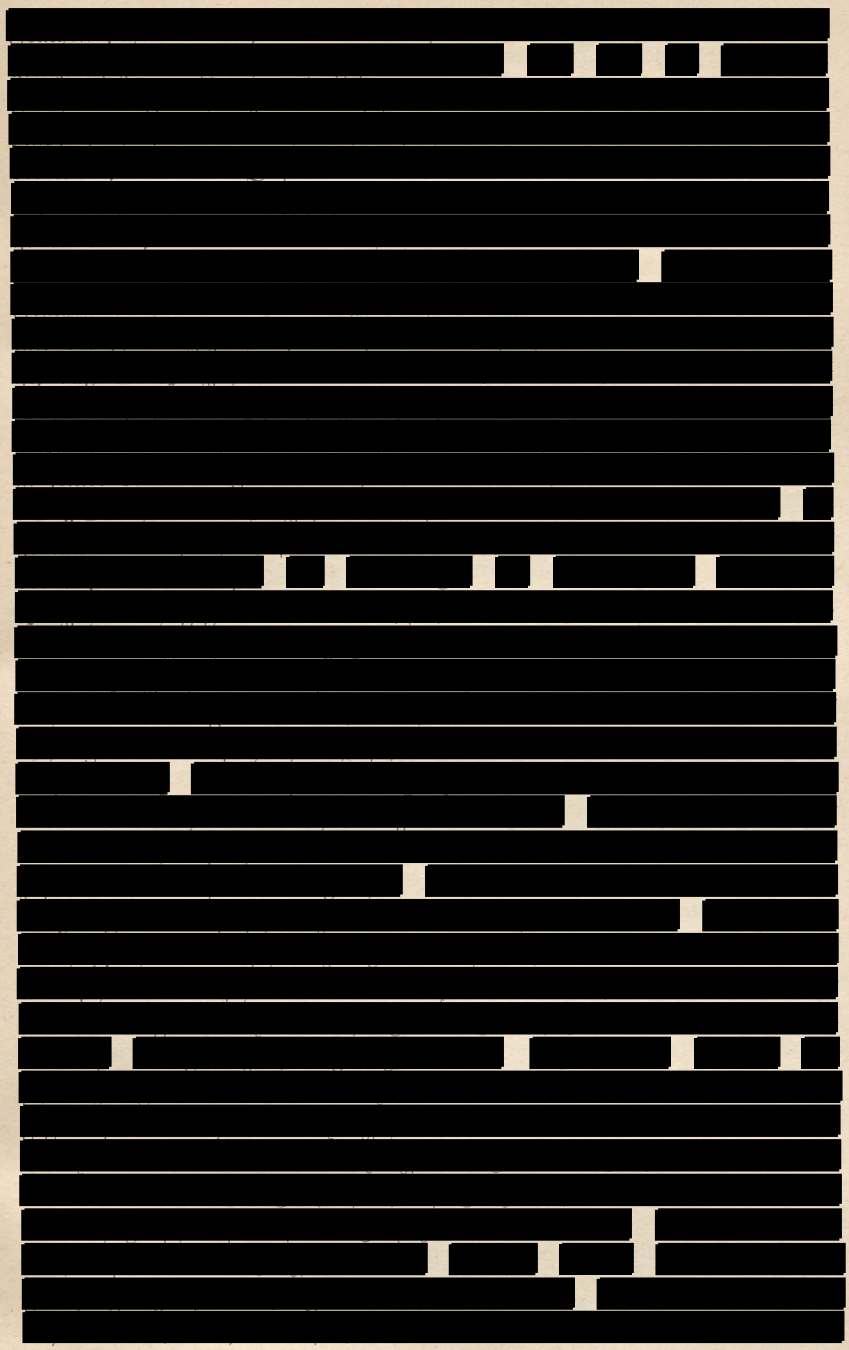












[redacted]

Anbetung von Fahrstühlen*

Von Friedrich Sieburg

In den Badeorten der kalifornischen Küste finden täglich Schönheitskonkurrenzen statt. Fünfundsiebzig Jungfrauen in winzigen Trikots zeigen, was Gott ihnen gab. Sie treten in langen Ketten an, legen einander die Hände auf die Schultern und marschieren über den Marktplatz oder die Strandpromenade. Nachdem die Photographen gearbeitet haben, treten gewaltige, viereckige Männer hinzu und heften ihnen eine Fahne auf den Bauch, die eine weithin sichtbare Nummer trägt. Während die Polizei Ordnung hält und besonders auf jene Unholde ein Auge hat, auf die dieses Schauspiel irgendwelche Wirkung tut, arbeitet eine Kommission, aus Filmregisseuren, Mädchenhändlern, Geistlichen, Kunstmalern und anderen Spezialisten zusammengesetzt, an der Bewertung der Gliedmaßen im einzelnen und des Gesamteindrucks im allgemeinen. Auch hier wird im Taylorsystem gearbeitet. Der eine befaßt sich nur mit den Beinen, der andere mit Rückenlinien, der dritte trägt dem Gesicht Rechnung, ein vierter mißt Gesäße, so daß das Ergebnis ziemlich schnell zustande kommt. Es zeigt sich, daß Fräulein Williams aus Salt Lake City den ersten Preis erhält. Der größte der viereckigen Männer tritt vor, wickelt ihr die Sternbannerflagge um den Magen, so daß der reizende Bauchmuskel nicht länger zu sehen ist, die Musik stimmt ein vaterländisches Lied an, ältere Personen, die sich noch der Unionskämpfe erinnern, zerdrücken eine Träne, der Priester wünscht dem lieben Mädchen Glück und bittet sie, den Eltern auch weiterhin Freude zu machen.

Ein Mann aus der Menge, welcher sie in den Popo kneift — das mindeste, was er tun konnte — wird vom entrüsteten Volke ergriffen, geteert, gefedert und ins Wasser geworfen.

Unterdessen schreiben in Europa Lyriker aller Altersstufen dem amerikanischen Tempo, wie es sich vor allem in den Fahrstühlen ausdrückt, und dem amerikanischen Geist, wie er hauptsächlich im schnell entschlossenen

* Dieser Aufsatz erschien zuerst in der Wochenschrift „Die literarische Welt" (Rowohlt-Verlag, Berlin), auf die nachdrücklich hingewiesen sei. Die Schriftleitung

Zugriff und der blitzblanken Tätigkeit von Abschlüssen hervortritt, ihre begeisterte Huldigung. Sie rühmen ergriffen die schnelle Erledigung von Aufträgen in Neuyorker Hotels — wenn man z. B. eine Hose zum Ausbügeln gibt —, sie preisen fast schluchzend die Verkehrsregelung und werfen den alten deutschen Geist entschlossen über Bord der gut funktionierenden Hudson-Boote.

Der amerikanische Geschäftsmann, welcher durch sein Telephon einige Waggons mit Erbsmehl oder Eisenbahnschwellen in Bewegung setzt, hat in der deutschen Literatur eine tiefgehende Wirkung hervorgerufen. Man bezeichnet ihn als „kalt, hart und unbeweglich", ja, ein Idiot spricht sogar von Napoleons amerikanischen Zügen. Weil man die Sprache dieser Leute nicht versteht, weil man sieht, daß sie keinen Schnurrbart haben, daß sie nicht mauscheln, glaubt man, sie seien Cäsaren. Ihren Dialog — wenn sie Frachtbriefe besprechen — hält man für wortknapp, ihre wattierten Schultern für denkmalshaft, ihre uniformen Gesichter, von denen zwölf auf ein Dutzend gehen, für eiserne Masken. Kurzum, angesichts der eigenen Tränenseligkeit, Weitschweifigkeit und Unfähigkeit, einen Fahrplan zu wälzen, führt man das amerikanische Gesicht in die Literatur ein.

Dies ist eine beschämende Reaktion auf das angebliche Versagen des Europäertums. Denn wie repräsentiert sich Amerika in seinen Äußerungen, soweit sie nach Europa herübergelangen? Wie stellt es sich in seinen Filmen, in seiner Reportage, in seinen Romanen, in seiner Politik, in seinem Illustrationsbetrieb dar? Ihr Verhältnis zu Gott kennt man aus dem Affenprozeß, ihr Verhältnis zur Frau aus den Filmen und Romanen, wo der Geschlechtsverkehr nur in Form von Vergewaltigung in Urwäldern und Verbrechervierteln auftreten darf. Denn der bürgerliche Amerikaner setzt seine Kinder in die Welt, indem er „abblendet" oder das Kapitel mit einem verheißungsvollen „Fortsetzung folgt" schließt. Die Kinder sind eines Tages da, und klopft der Mann abends spät noch an die Schlafzimmertür seiner Frau, so ist es, um das Haushaltbudget durchzusprechen oder die Erwerbung eines neuen Autos anzukündigen. An heißen Tagen fahren zwar die Damen in Badeanzügen durch Chikagos Straßen — man erfährt gleichzeitig, daß eine Konkurrenz der schönsten Beine damit verbunden ist —, hat man aber bei diesem Anblick unreine Gedanken, so liest der Konstabler es einem von der Stirne ab und schleppt einen vor den Richter. Dafür schlagen sich die jungen Leute im Film mit den Fäusten die Fresse blutig, während das reine Mädchen zitternd im Hintergrund steht. Der knock out

Geschlagene ist natürlich derselbe, der einen Vergewaltigungsakt unternommen hat, weil er das Mädchen eines Tages im Badeanzug über die Straße hat radeln sehen. Der Sieger führt sie zum Priester, und in der Pause zwischen dem fünften und sechsten Akt entsteht auf eine geheimnisvolle Weise ein Kind, das dann später ein hundertprozentiger Amerikaner, Antisemit, Fußballspieler und reiner Gatte wird.

Was in Amerika an künstlerischen und moralischen Werten geschaffen wird, kommt von den Parias des Landes, den Negern, Juden und Deutschen. Sie werden verfolgt, unterdrückt und man spricht ihnen — mit Recht — den Titel eines hundertprozentigen Amerikaners ab.

Was in aller Welt treibt einen Teil der Berliner Literatur dazu, diese Leute zu bewundern, Millionärsdramen zu schreiben, Faustkampfgloriolen aufzuführen, kanadische Holzhändler zu problematisieren, die Fahrstühle anzubeten, über stählernen Rhythmus zu quatschen, vor der General Motor Company auf den Knien zu liegen? Ein Schriftsteller brach fast in Tränen aus, weil er auf einer Gramophonplatte einen Song hörte, in dem die Sängerinnen nicht Tennessee, sondern „Toannassei" sagten. Warum das? Was sagt er, wenn er anstatt Leipzig „Laipzch" hört? Sollte sich hier eine neue Romantik entwickeln? Sollte Rosegger oder Achleitner verdrängt werden? Vielleicht haben die Buabn und Dearndl ausgespielt, und der Stadtfrack ist vielleicht keine Antithese mehr. Vielmehr beginnen wir jetzt so: „McCormik griff zum Telephon und befahl mit steinhartem Gesicht, die zwölf Eisenbahnzüge mit Weizen für den Staat Ohio aufs tote Gleis zu schieben." Ich sehe den Unterschied nicht zwischen einer Ideologie, die einen bestimmten Menschentyp — den Bauern heraushebt und allgemeiner Anbetung zugänglich macht, und einer Idealisierung von Motoren, Fahrstühlen und Geschäftsleuten auf Kosten der übrigen menschlichen und bildlichen Werte. Ohne zu leugnen, daß ein Wolkenkratzer und ein Tannenwald ihren Schönheitswert haben, sehe ich doch nicht ein, daß sie sich als Idealsymbole besonders empfehlen. Die sogenannte Amerikanisierung der Welt ist noch lange kein Faktum.

Welch eine Weltfremdheit spricht doch aus dieser Ingenieur-Romantik, die nicht versteht, wie ein Vergaser arbeitet und deshalb aus dem Pochen von sechs Zylindern der Atem unserer Zeit heraushört. Wo man früher Samtröcke und Flatterschlipse trug, da geht man heute in der Lederjacke. Ich sehe keinen Unterschied. Mit Erstaunen sieht man, das ein Schreiber von Tiergeschichten, Charles Roberts, feierlich genommen wird, und zwar von denselben Leuten, die sich über den gewiß nicht schwächeren

Löns lustig machen. Bald werden auch die Geschichten von Marshal und Curwood ihren Einzug in Deutschland halten, in denen weltmüde Amateurjäger im Urwald jungfräuliche Millionärstöchter auflesen, sie über den Mustang hängen und mit ihnen zum Geistlichen galoppieren. Und man wird sie ernst nehmen, nur weil sie in New Brunswick und Alberta, und nicht in der Lüneburger Heide spielen.

Die Maschine braucht kein Feind zu sein, aber auch kein Gegenstand der Verehrung. Sie hat andere Mächte abgelöst, aber keine neuen geschaffen. Die Maschine ist verständlich, für den Mechaniker ist sie kein mystischer Gegenstand. Warum für den Literaten? Wie kann überhaupt das Erlernbare Ehrfurcht einflößen? Man sieht nicht gern, daß das Griechenland Hölderlins durch Amerika abgelöst wird, nur weil einige Leute nicht wissen, wie es auf der Weizenbörse in Chikago oder im Inneren einer Starkstromzentrale zugeht.

Rundschau

Die „Sachsenbündler". Diesen Namen, der eine so angenehme Ähnlichkeit mit den rheinischen Sonderbündlern hat, werden wir von nun an den „Unzufriedenen" zubilligen müssen, obgleich sich mancher zu ihnen zählen könnte, wenn es ihrer Leitung wirklich um die Abstellung der Schäden in unserer Volksgemeinschaft zu tun wäre. Der Name mag aber in seiner separatistischen Bedeutung bleiben, denn seine Träger haben sich selbst schon einmal durch eine Eingabe an das Parlament ihre Besonderheit zuerkannt, als sie die Minderung unserer kirchlichen Steuerhoheit verlangten, die Steuerhoheit der orthodoxen Kirche aber bewahrt sehen wollten. (Klingsor, Seite 78 im Jahrg. 1926.) Aus der Steuerhoheit saugen wir die äußeren Mittel zur Behauptung der Stellung, die wir im Lande kulturell einnehmen. Versiegte die Geldquelle, so wäre unsere Entnationalisierung noch lange nicht angebahnt. Der Sinn unseres Hierseins aber ergibt sich aus unserer Kultur wie früher schon immer: europäisch-geistiger Sauerteig zu sein für dieses, durch den Geist, den wir vertreten, geschaffene Stück Land. Solchem Sinn, solcher höheren Berechtigung unseres Lebens zu dienen, wäre mit der Zerstörung der Steuerhoheit ein schier allmächtiges Hindernis aufgerichtet.

Als die Hermannstädter 16 durch die allgemeine Empörung des Volkes scheinbar zu schweigen begannen, setzte ihre Arbeit auf dem Lande ein. Der Erfolg zeigte sich am 14. April in der gründenden Versammlung des „Sachsenbundes" in Hermannstadt, die vorwiegend von Bauern beschickt war und einen gefährlich großen Bevölkerungsanteil vertrat. Die Beschlüsse der Versammlung, sich als politische Partei zu konstituieren und dies der Staatsregierung anzuzeigen, weiter eine Beschwerdeschrift an die Regierung und eine Klage an das Gericht zu richten, damit die Ein-

hebung der Kirchentaxen verhindert werde und schließlich die Drohung, aus der Kirche, dieser bei uns volksvertretenden Organisation, auszutreten, sind ein Verrat so widerlichen Ausmaßes, daß nur die Feigheit, mit der solches geschah, die Heimlichkeit des schlechten Gewissens, das keinen Gegenredner zu Worte ließ und sogar die Polizei bemühte, um Gesinnungsfeinde mundtot zu machen (siehe „Siebenb.-Deutsches Tageblatt" vom 16. April), den Ekel vor den Tatsachen durch den Ekel vor den Charakteren überbietet.

Die Reden auf der Versammlung gehören zwei verschiedenen moralischen Kategorien an. Die Bauern sprachen aus und zu der Sache. Sie enthüllten den für sie maßgebenden Anlaß der Bewegung. Die Ursachen liegen ebenso in den Verhältnissen, für die der Staat verantwortlich ist, wie in unserer kirchlichen Führerschaft. Die andern Redner, vor allem dieser Dörr und Schuster, stehen auf einer durch reale Not nicht bedingten Ebene. Sie sind ein Fall, der innerhalb einer Volksgemeinschaft keinen Platz mehr haben darf. Nicht ihr Programm, das scheinbar eine Herabsetzung der Kirchensteuer verfolgt, ist ihnen das Wesentliche. Zur Selbstentschuldigung mögen sie sich die edelsten nationalen Motive zuschreiben. Die einfache Tatsache aber, daß sie Mittel zur Wirkung außerhalb des Volkes suchen und daß sie eine Diskussion über ihre Ziele vor ihren Anhängern vermeiden, nimmt ihnen die moralische Berechtigung, sich unserm Volk noch zuzuzählen. Und dieses Volk hat wieder das Recht, sie als Abtrünnige festzulegen und zu behandeln. Ihre Handlungsweise läßt sich ohne weiteres ethisch beurteilen, wenn wir uns klar machen, was sie im Rahmen einer staatlichen Volksorganisation bewirken würde. Hätten wir Sachsen einen eigenen Staat, so entspräche sie dem Politiker, der sich ans Ausland wendet und von dort Hilfe gegen sein Land fordert. Der Staat wird ihn als Hochverräter unschädlich machen. Den eigenen Staat haben wir nicht, aber die nationale Bindung ist da, die viel tiefer ist als die rechtliche des Staates und diesen überhaupt erst unter bestimmten Gegebenheiten ermöglicht. Wir haben vor jedem Forum, selbst im Gegensatz zum Staate, das unangreifbare Recht, diese Leute unschädlich zu machen. Hier gibt es nichts zu vertuschen. Mag ihr Programm noch so richtig sein, das Mittel, das sie verwenden, verurteilt sie endgültig. Es ist uns versagt, das Urteil so auszuführen, wie es ein Staat tut doch wir können es vollstrecken, indem wir von dem Aussatz wegtreten, ihn ächten und verachten, keine Semmel, kein Essen, keine Schuhe und Kleider an diese zwei Leute verkaufen, sie als tot ansehen.

Gleichgültig ist, ob es menschliche Erklärungen für ihre Handlungsweise gibt, ob also Schuster als früherer Irrenhäusler zurechnungsfähig und Dörr, etwa geistig minderwertig ist. Nicht aber gleichgültig: daß sie nicht mehr zu uns gehören! Kein Fingerheben und Kopfschütteln mehr, das bisher der offizielle Abwehrkampf gegen sie war! Solche Figuren sind gnadenlos auszustoßen, sonst stellen wir uns an ihre Seite. Wenn jemals ein Sohn nicht groß genug war, einen verbrecherischen Vater der Polizei auszuliefern, so ist er gerechtfertigt — hier aber nicht! Hier reißt jedes Band.

Dies muß ausgesprochen werden, jedem ins Gesicht!

* * *

Die endgültige Ausstoßung dieser zwei Menschen aus unserem Volk verpflichtet uns zur Besinnung auf die Forderung der Bauern und auf die Art unserer kirchlichen Führerschaft.

Auch hier darf nichts mehr vertuscht werden und es ist gleich festzustellen, daß eine Vertuschung in der Presse und durch die Kirchenleitung, die geeignet wäre, die Ursachen der Bewegung noch heute nicht klarzustellen, einen großen Teil der sächsischen Jugend aufrufen wird.

Diese Bauern — man lese ihre Reden nach — sind von den besten Gefühlen beseelt, selbst der niederträchtigsten Entschließung in der sächsischen Geschichte haben sie zugestimmt mit einem ehrlichen Bekenntnis zum Volk. Allerdings mag es ihnen kaum bewußt geworden sein, in welchem Schachspiel sie die Bauern abgeben. Die Eingefangenen wiederholten zweierlei, daß die Pfarrer nichts taugen und daß die Steuern zu hoch sind. — Man schwätze nicht zu viel über die Habsucht des Bauers. Er rückt mit dem Gelde schwer heraus, das stimmt, aber was soll er anders tun, da er nicht mehr recht weiß, wofür er gibt? So groß ist die Not nur in wenigen Fällen, daß die Kirchensteuer der einzige Anlaß zur Empörung sein könnte. Der Bauer fühlt sich verlassen und aufgegeben, deshalb ist er unzufrieden. Die Schuld findet er bei der Kirche. Und mag die Schuld auch nicht so groß sein, wie es ihn dünkt, so wird sie niemand leugnen, der die religiöse Unzulänglichkeit der Kirche selbst empfunden hat. Darüber hinaus wird er fragen, welche sinnvollen Maßregeln ergriffen worden sind, um den Bauern die Augen für unsere Gesamtlage und gegen die Dörrs und Schusters öffnen.

Die Unzufriedenen sind eine Mitschuld der Geistlichen. Diese Tatsache steht fest!

* * *

Ich bilde mir nicht ein, von meinem Platze aus, ein Heilmittel verabreichen zu können. Ich weiß aber, daß die Herstellung der Autorität der Kirche auf dem Lande die dringendste Not ist, doch niemals geschehen kann ohne Besserung der Leitung.

Wir Jüngeren in diesem Volke empfinden es als eigene Schuld, daß uns die Leitung nicht das geringste Interesse für sich einzuimpfen vermochte. So stehen wir da und können, weil uns das Wissen um die Einzelheiten mangelt, nichts als unser Mißtrauen ausdrücken. Nirgends — nirgends fühlen wir die Leitung, kein großer Gedanke, kein Ruf an uns — wirklich! unser Urteil, noch ehe wir es im kleinen belegen können, ist von dem des Bauers nicht verschieden. Die „guten Absichten" schenken wir der Kirche, aber sie möge sich nicht wundern, wenn wir in Zukunft näher an ihre Arbeit herantreten werden. Sie hat uns nie gerufen, aber dieser Dörr zeigt uns die Lücke. Und so hat der Mohr seine Schuldigkeit getan. Keinen Blick mehr nach ihm, denn der Anschlag ging auf uns. Aber unseren Blick werden andere nicht mehr loswerden!

Heinrich Zillich

Unsere Bezirksvertretungen. Wir sind ein außerordentlich großes Volk, die Massen verschwinden unsern Blicken, denn so erst kann man es sich erklären, warum man in den Städten, zumal in Hermannstadt, von den Vorgängen auf den Dörfern so selten etwas erfährt. Es sitzen zwar in jeder Stadt oder in ihrer unmittelbaren Umgebung die Bezirksvorstände unserer Vereine und Behörden, — mit dem Sitzen scheinen sie aber meistens ihre Aufgabe erfüllt zu sehen. Wollte man z. B., um von äußern Dingen zu reden, wissen, was der Grund in Petersdorf kostet oder in Taterloch, würde man keine Zentralstelle finden, die darüber Auskunft geben könnte. Oder wollte man über den Stand der innern Umwälzung und Spannung in Jakobsdorf, Roseln, Hunderibücheln oder Mergeln etwas erfahren, um irgend wie hier eingreifen zu können, versagen alle Ämter. Man ist so sehr auf das

Hörensagen eingestellt und man hat so viel Zeit, selbst in brennenden Augenblicken, daß man beinahe ein körperliches Unbehagen gegen eine exakte Arbeit und exakte Berichterstattung zeigt — man muß das bei solchen Herren gesehen haben! Freilich, wenn man sich in ihre Lage denkt, findet man manches erklärbar, denn das ganze Leben solcher Herren, nicht aller, aber vieler — sehr vieler, verläuft in nebenamtlicher Beschäftigung. Auch das Bezirksvorsitzen ist so eine nebenamtliche Tätigkeit, ja zum Schluß wird auch das Hauptamt in der Art des Nebenamtes gehandhabt, so daß die bekannte nebenamtliche Bezirksvorsitzerei aufblüht, groß im Reden, aber von andern nebenamtlichen Tätigkeiten am schnellen Zugreifen gehindert, wie man sie bei uns oft, sehr oft — nur zu oft findet. Misch Orend

Siebenbürgische Volkskunstausstellung in Berlin. Im März und April fand diese Ausstellung statt, die als deutlicher Ausdruck einer die drei Völker Siebenbürgens durchdringenden Gemeinsamkeit nicht bloß im Zweck der Veranstaltung fühlbar war. Diese Gemeinsamkeit geschichtlicher Vergangenheit spiegelte sich in den ausgehängten Schöpfungen rumänischer, ungarischer und sächsischer Volkskunst wieder, allerdings kaum als erster Kunstantrieb und nicht etwa so, als sei der siebenbürgische Heimatboden das vorerst Bedingende dieser Kunstwerke. In die nationale Form der Einzelvölker dringt in erkennbaren Beeinflussungen das Gestaltungsgefühl der Mitlandsleute ein. Und nur in diesen Grenzöffnungen ist auch etwas wesenhaft Siebenbürgisches faßbar; sonst herrscht nationale Verschiedenheit und gibt das bunte Bild unserer Heimat, die in diesem Farbenreichtum wieder ihre Besonderheit enthüllt. Die Gemeinsamkeiten sowohl im Einheitlichen wie im friedlichen Nebeneinander sind siebenbürgisch, sind ein Faktum starker Abgrenzung gegen den Osten (denn Siebenbürgen ist mitteleuropäisches-deutschgeistiges Kulturland). Daß die Ausstellung zum erstenmal in großem Rahmen dies verdeutlichte, machte sie wertvoll. Sie unterstrich das Land Siebenbürgen als eigenartiges Gebiet. Eine Ausstellung großrumänischer Volkskunst hätte niemals diesen überzeugenden Beweis kultureller Zusammengehörigkeit geliefert; sie wäre, sofern Kunst Ausdruck der geistigen Inhalte ist, zerfallen in zwei Außerungswelten, in die des Volkes und in die des westeuropäischen (durchaus auch östlich mitbeeindruckten) Menschen, des siebenbürgischen, der wesenhaft nach dem Deutschgeistigen hinstrebt und aus ihm die maßgebendsten Einflüsse in den letzten 600—700 Jahren sog.

Ausgestellt wurden Stickereien, darunter wohl am schönsten die ungarische Auswahl, Hausgeräte, Kleider, Schmuck und Ansichten von Landschaften und Trachten. Auch wurden Bilder und Bücher der bewußten Kunst und gegenwärtiger, meist sächsischer Künstler gezeigt. Die Veranstaltung besorgte das deutsche Kulturamt in Hermannstadt und das preußische Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht. Die Eröffnung geschah in feierlicher Weise durch deutsche und rumänische Regierungsleute. Vorträge und Einzelveranstaltungen siebenbürgischer Künstler fanden im Anschlusse daran an vielen Tagen statt. Durch den zahlreichen Besuch von Schulen ist dem Zweck der Ausstellung, in weiten Kreisen Interesse für Siebenbürgen zu wecken, gedient worden.

Solche Veranstaltungen spiegeln nach ihrer Anlage hauptsächlich die historischen Gegebenheiten, teils in der Wirkung auf die Gegenwart, zum großen Teile aber auch in ihrer nurmehr bewahrten Form wieder. Vieles in ihnen ist schon Museum, so der Schmuck, die Patriziertrachten, die Krüge, — sehr wichtig als Mittel zur Erfassung der Voraussetzungen, die Siebenbürgen bestimmen, aber allein und auch

mit den Äußerungen der noch lebenden Volkskunst zusammen kein endgültiges Bild der Gegenwart. Deshalb auch der friedliche Eindruck der Ausstellung. Es ist gewissermaßen das Gerettete, das Ursiebenbürgische, der Kern erfaßt, nicht aber die volle Gewähr gegeben, daß er bewahrt wird auch heute. — Wollte man dies in einer Ausstellung untersuchen, so müßte sie Einblick geben in den Tageskampf des Einzelnen wie der Völker. Ob eine darauf angelegte Veranstaltung, die z. B. die Industrien und Gewerbe in ihrer Ausbreitung und nationalen Bedeutung graphisch nachzeichnet und den ewigen siebenbürgischen Kampf deutlich macht, überhaupt möglich und wünschenswert ist, bleibe dahingestellt, sie gäbe aber ein volles Bild, in dem gerade das in Berlin Gezeigte seinen Erntewert behielte für die Zukunft, wenn sich nicht auch auf den hier nicht veranschaulichten Gebieten noch ganz andere siebenbürgisch-eigenartige Erkenntnisse gewinnen ließen, die geradezu reale Bedeutung hätten.

Doch eine solche Ausstellung müßte sehr groß sein und würde viel Geld kosten. Und so sind auch meine Gedanken darüber nur ein Fingerzeig auf die noch nicht gesichtete Gegenwart.

Das Verdienst für die Berliner Ausstellung und ihren Erfolg hat in erster Linie Dr. Csaki, der Leiter des Kulturamtes. Heinrich Zillich

Literaturwirkungen. Zu einer Gustav-Adolf-Vereinstagung (anno 1884?), zu der, wie üblich, auch reichsdeutsche Gäste erschienen waren, nahm Bischof Müller — damals noch Hermannstädter Stadtpfarrer — die Gedichte Michael Alberts mit. Nach der Hauptversammlung blieben die „Kapuzitäten" mit den Reichsdeutschen zu vertraulicher Aussprache beisammen. Um für den völkischen Kampf der durch die Schulvereinsdemonstrationen damals hart bedrängten Sachsen Verständnis zu wecken, besteigt Müller nochmals die Rednerbühne und liest einige der zündendsten von Alberts Zeitgedichten vor. Eisiges Schweigen. Als Müller zu seinem Platze zurückkehrt, klopft ihm sein Nachbar, ein württembergischer Prälat mit weißem Haar bis zu den Schultern, auf die Achsel:

„Nu, Hochwörden, ich hätte nicht gedacht, daß Sie gar ein solcher Politikus sind!" ....

„Bischof Müller erzählte diese Geschichte nachmals nie, ohne hinzuzufügen: „Des Detsche se guer tum!"

Mein Gewährsmann, der in der Lage war, es zu wissen, führte sie zur Erläuterung der Instinktlosigkeit an, zu der Reichsdeutschland vor 1914 dem Auslanddeutschtum gegenüber fähig gewesen sei.

Man könnte sie auch als Beispiel dafür nehmen, daß die heimische Dichtung auf Landfremde unterschiedliche Eindrücke hervorbringen kann.

Es liegen aber in dieser Geschichte noch mehr Lehren darinnen, die jeder nach Belieben finden mag. Karl Kurt Klein

Die echten Deutschen. Man kann schwerlich behaupten, daß unter uns Sachsen die klassischen Sprachen mehr Anhänger und Kenner hätten als unter anderen gebildeten Völkern. Es mag aber kaum einen unter uns geben, der — wenn er auch bloß zwei Gymnasialklassen besucht hat — nicht wenigstens den einen Ausspruch in seiner klassischen Form verstünde und brauchte: daß die Sachsen die germanissimi Germanorum seien. Leider ist das sowohl dem Buchstaben, wie dem Geiste nach falsch. Es gebrauchen aber nicht nur die Absolventen zweier Gymnasialklassen das Wort in dieser zusehends sich einbürgernden Form, sondern auch die more nobilium

se gerentes. Aus den Beispielen, die mir schwarz auf weiß in den letzten Wochen vor Augen kamen, führe ich an: Rudolf Brandsch in einem Aufsatz über die Minderheitenfrage (Deutsche Pol. Hefte 1927, S. 55); Friedrich Teutsch in seiner Sachsengeschichte (IV. 376); die Zeitschrift „Sachs halte Wacht!" auf ihrem Werbeblatt; Richard Csaki in der Ansprache bei Eröffnung der siebenbürgischen Volkskunstausstellung in Berlin (Deutsche Allg. Zeitung Nr. 133 vom 20. 3. 27, 2. Beiblatt) usw. Es sei ferne von mir dieswegen den ersten Stein zu heben. Auch ich selbst habe das Wort falsch angeführt. Da mir durch meine Studien aber zufällig die richtige Form bekannt wurde, wäre es ein Unrecht, sie zu verschweigen. Martin Opitz — von ihm stammt nach dem zuerst von Schullerus geführten Nachweis das Wort — nannte in einem Brief an seinen Freund, den Preßburger Gelehrten Martin Schödel, die Sachsen germanissimos Germanos. Das heißt nicht wie man es gemeinhin deutet und dann fälschlich ins Lateinische rückübersetzt: die Sachsen seien die deutschesten Deutschen (germanissimi Germanorum), sondern sie seien echte, meinethalben ganz echte Deutsche.

Das war schon zu Opitz Zeiten ein hoher Ruhm, und der ist in drei Jahrhunderten, die seither vergingen, nicht geringer geworden. Wir brauchen ihn nicht künstlich zu vergrößern.

Karl Kurt Klein

Neue Bücher und Schriften

Sigrid Undset, Kristins Lavranstochter, Roman. Verlag Rütten und Loening, Frankfurt a. M. 3 Bde. Geh. 24 Mark.

Sigrid Undset baut auf breitesten Grundlagen, mit weitausholender Gebärde und jenem feinen psychologischen Einfühlungsvermögen, das durch das innerliche Verbundensein mit dem Gegenstande aufs höchste gesteigert wird, das tragische Schicksal einer Frau vor uns auf. Von dem Augenblick an, da Kristin sich ihrem Gatten Erlend verband, bis zu ihrem leiblichen Tode. Zwischen diesen beiden Polen, der höchsten Wonne und der tiefsten Not, das Leben einer Frau, die ihre Lebenskräfte, — die positiven wie die negativen — aus der Liebe schöpfte — aus einer grenzenlosen Liebe —, der jedoch das volle Verständnis für ihre Umwelt abging, weil ihr Blick mehr auf die Durchsetzung ihres eigenen Willens gerichtet war. Dieser Egoismus nimmt nun zwar in dem weiten Wirkungskreis einer Edelfrau nach außen hin altruistische Formen an. Sie ist weit und breit die tüchtigste, beste und wohltätigste Hausfrau und trägt die Last der Lebensführung allein. Eben dadurch entsteht jedoch Gegensatz zu der unwirtschaftlich-großzügigen Edelmannsnatur ihres Gemahls und in der Folge Zwiespalt mit sich selbst. Ihre Kinder, sieben prächtige Söhne, können nichts daran ändern. Im Gegenteil. Die Sorge um deren Zukunft verdunkelt den Blick Kristins für ihres Gatten Ausnahmenatur und sie verliert Gott mehr als einmal. Wohl richtet sie sich an ihren Söhnen, ihrem edlen Vater oder der Kirche immer wieder auf — demütiger, reiner, aufrechter und stärker als zuvor; aber notwendig steigert sich mit der zunehmenden Erkenntnis ihrer selbst und ihrer Umwelt, Seelennot und Einsamkeit. Dieses Unglück, unter dem Erlend ähnlich leidet wie sie, scheint sich am Ende in der Seligkeit einiger, in der Einsamkeit gemeinsam verlebter Tage, in denen höchste Leidenschaft und abgeklärte Ruhe sich seltsam

mischen, lösen zu wollen. Nur scheinbar. In Wirklichkeit scheitert ihr verspätetes Glück an neuerlichem Mißverstehen und Kristins glühende Liebe wandelt sich unter dem Druck innerer Reibungen in ebenso glühenden Haß, der freilich bald darauf, an Erlends Totenbett, wieder ins Gegenteil umschlägt. Sein Tod entwurzelt sie dann völlig; sie führt bis zu ihrem leiblichen Tode nur ein Scheinleben. Alle ihre Söhne vermögen ihrem Leben den Inhalt nicht wiederzugeben, den es im Gatten verlor.

Wie sagt doch Keyserling einmal? Jeder Menschengeist ist einzig und einsam. Wie könnte er sich mit einem anderen Geist, der ebenso einzig und einsam ist, zu gemeinsamem Lebensrhythmus verbinden? Auch wenn eine große Liebe das Problem doch so vollkommen löst, immer bleibt ein Rest von Widersprüchen und Gegensätzen, die in jede Liebe etwas Gespanntes, Erregendes, in alles Glück etwas wie Schmerz legt.

Das Schicksal einer Frau, wie sie war, ist und sein wird.

Ich möchte meine Besprechung, die nichts anders als ein Hinweis auf diesen Roman sein will, nicht schließen, ohne die Komponenten zu unterstreichen, die seinen literarischen Wert ausmachen: Die psychologisch hervorragende Charakterisierung der handelnden Hauptpersonen — Frau Undset läßt in weiser Beschränkung aus der Masse der Gestalten nur einige wenige hervortreten, die seine Schilderung des nordischen Mittelalters und die geradezu meisterhafte Handhabung geschichtlichen Rüstzeugs.

Mit so hoher Kunst — was mehr ist: so aus innerer Notwendigkeit heraus — konnte nur eine Frau arbeiten, die selbst mit ihrem ganzen Sein Geliebte, Mutter und Gattin ist.

Ich habe das Buch erschüttert aus der Hand gelegt und mußte mich am Ende fragen, ob derselbe Gegenstand mit solcher Tiefe und Vollendung wohl schon jemals dargestellt worden ist. Dr. Hermine Klein

Hans Blüher „Traktat über die Heilkunde". Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena, 1926. Preis: br. Mark 4·50, geb. Mark 6·50.

Das Buch ist im Wesentlichen eine Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse Freuds und seiner Schule, sowie mit der Heilung durch Autosuggestion des kürzlich verstorbenen französischen Apothekers Emile Coué. Blüher wirft diesen Methoden — ebenso wie der gesamten wissenschaftlich betriebenen Medizin seit Hippokrates — ihre Blindheit für den eigentlichen Kern aller physischen und psychischen Erkrankungen des Menschen vor. Krankheit und Schuld, so lautet seine tiefsinnige und zweifellos richtige Thesis, und Heilung daher Sühne. Der wahre Arzt muß den „pathologischen Ort" des Kranken finden können, d. h. jene verborgene Stelle seiner Ichheit, wo die Schuld, die natürlich keine moralische im bürgerlichen Sinn des Wortes, sondern eine metaphysische ist, ihre Wurzel hat, und wo der Krankheit die Pforten geöffnet wurden. Der Arzt ist also Priester, um nicht zu sagen Heiliger, und die medizinische Wissenschaft gerät in eine schwere Krisis, sobald sie ihren religiösen Ursprung vergißt und mit rein menschlich-technischen Mitteln, ohne Berücksichtigung der Individualität des Einzelnen, die Krankheiten zu heilen sucht. — Das Buch ist ebenso wie die meisten Werke des Verfassers in aphoristischem Stil geschrieben, an geistreichen Einfällen und Tiefblicken überreich und reizt zum Weiterdenken. Eine Lösung der aufgeworfenen Probleme gibt Blüher eigentlich nicht. Das wäre zu entschuldigen, ja es könnte sogar ein Vorzug sein, wenn die Unmöglichkeit der Lösung in zureichender Weise

angedeutet wäre. Leider bleibt das Buch aber gerade an dieser Stelle sehr unklar, und man wird dem Eindruck nicht los, daß der Grund dafür in der persönlichen Unklarheit des Verfassers und nicht etwa in der naturgegebenen Dunkelheit des behandelten Mysteriums selbst zu suchen ist.

Blüher scheint sich ein wenig in der Rolle des modernen Heraklit zu gefallen Er mimt, zwar nicht ohne Geschick, aber eben doch, mit dem Spiegel vor der Nase den Dunklen von Ephesus, und diese überaus bedauerliche, weil vollkommen überflüssige Manieriertheit verdirbt dem empfindlicheren Leser zum Teil wieder den reinen Genuß an den vielen wertvollen Gedanken und an der schönen, schlagkräftigen Sprache. Erwin Reisner

„Handbuch der Philosophie", herausgegeben von Alfred Bäumler und Manfred Schröter. Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin.

Die II. Abteilung dieses großen Standardwerkes, über dessen Erscheinen hier[1]) bereits einmal berichtet wurde, liegt nunmehr geschlossen vor. Die Abteilung setzt sich aus sechs Beiträgen bekannter zeitgenössischer Denker über den Fragenkomplex „Natur, Geist, Gott" zusammen. — Die „Philosophie der Mathematik und Naturwissenschaft" wurde von Hermann Weyl bearbeitet. Der Beitrag ist wohl nur dem geschulten Mathematiker restlos verständlich. Mir steht daher kein Urteil über den sachlichen Wert des Gebotenen zu. Weyl gehört heute jedenfalls zu den ersten Kapazitäten auf seinem Gebiet. Was er hier gibt, ist jedoch eigentlich keine Philosophie der Mathematik, d. h. keine Behandlung der mathematischen Phänomene vom Standpunkt der Philosophie, sondern eher umgekehrt eine Philosophie aus der Mathematik und Physik. — Die „Metaphysik der Natur" wurde dem aus der Biologie hervorragenden Leipziger Philosophen Hans Driesch, dem gründlichsten Kenner der Materie, anvertraut. Der Beitrag enthält in der Hauptsache eine knapp gefaßte Geschichte der naturphilosophischen Theorien von den Joniern bis zur Gegenwart. Den Abschluß bildet die skizzenhafte Darstellung der eigenen Naturphilosophie des Verfassers. Die Beurteilung der einzelnen Systeme ist an dem Gegensatz Mechanismus—Vitalismus orientiert. Da Driesch ein geborener Wissenschaftler und eben deshalb Nicht-Metaphysiker ist, werden die streng theoretischen Philosophen von Aristoteles bis Hartmann wesentlich liebevoller behandelt als die mehr spekulativen, wie Giordano Bruno oder Schelling. Im Ganzen muß dem Beitrag nachgerühmt werden, daß er seiner Abfassung nach dem hier verfolgten Zweck in denkbar vollkommenster Weise entspricht. — Gerade das Gegenteil gilt von Emil Wolffs „Philosophie des Geistes". Der Verfasser entwickelt die verschiedenen Phasen, die das Bewußtsein in seiner Geschichte durchläuft, und sucht zu zeigen, wie der zunächst in dumpfer unmittelbarer Existenz befangene Geist über reflektierende Selbstentfremdung und darüber hinaus gehendes Sich-Wiederfinden zu immer vollendeteren Gestalten kommt. Das Buch bewegt sich — von unwesentlichen Abweichungen abgesehen — durchaus in der Vorstellungswelt Hegels. Die gänzlich ungegliederte Darstellung wirkt wie das letzte zusammenfassende Kapitel eines umfangreichen Werkes oder wie die knappe Skizzierung einer groß angelegten und tief durchdachten Theorie des Bewußtseins, aber nicht wie ein Abschnitt aus einem Nachschlagewerk, dessen Hauptzweck es ist, übersichtlicher Behelf zu sein und möglichst schnell über wesentliche Fragen zu unterrichten. — Erich Rothackers „Logik und Syste-

1) Dezember 1926.

matik der Geisteswissenschaften" enthält eine Überfülle anregender und tiefschürfender Einzelgedanken über die Abhängigkeit der Geisteswissenschaften von der jeweiligen weltanschaulichen Grundeinstellung. Die angestrebte Überwindung des so bedingten Relativismus gelingt allerdings nicht, weil der Verfasser, da er den der Weltanschauung zu Grunde liegenden Willen psychologisch behandelt, am Ende selbst im Psychologismus und Historismus stecken bleibt. Der Wert der Arbeit liegt, wie gesagt, in den vielen bedeutenden Einzelheiten, wohingegen dem Ganzen der klare systematische Aufbau fehlt. Erich Przywara gibt in seiner „Religionsphilosophie katholischer Theologie" zunächst eine überaus scharfsinnige phänomenologische Untersuchung des Verhältnisses Geschöpf : Gott, u. zw. nach den drei Grundtypen der Immanenz, der Transzendenz und der Transzendalität und sucht sodann zu zeigen, wie nur das katholische Prinzip der „analogia entis", d. h. des Ebenbildcharakters alles Geschöpflichen die Einseitigkeit jedes einzelnen der drei Typen zu überwinden vermag. Die Geschichte der katholischen Lehre wird aus dem gleichen Prinzip entwickelt, nämlich als Entfaltung der „analogia entis" dargestellt. Schließlich werden die verschiedenen Möglichkeiten katholischer Religiosität an den beiden äußersten Grenzpolen, dem Augustinustyp (Platonismus, Realismus) und Thomastyp (Aristotelismus, Nominalismus) aufgezeigt. Die Abhandlung ist nicht gerade leicht lesbar, gibt aber ein das Wesentliche des Gegenstandes voll erschöpfendes Bild. — Neben dem unverrückbaren hieratischen Gedankenbau Przywaras wirkt die „Religionsphilosophie evangelischer Theologie von Emil Brunner wie der lebendige Aufschrei des modernen Menschen nach seinem verlorenen Gott. Ihre Problematik greift uns daher auch ungleich heißer ans Herz und zwingt zur Auseinandersetzung. Der gegenwärtigen geistigen Lage entsprechend steht der Protestantismus Brunners im Gegensatz vor allem zur idealistischen Philosophie und zur Mystik. Die Offenbarung wird als unmittelbares Angeredetwerden von Gott, der Glaube als Antwort auf diese Anrede definiert. Es ist selbstverständlich, daß von diesem Standpunkt aus jede Religionsphilosophie im ontologischen Sinn scharf abgelehnt werden muß. Von den verschiedenen Kapiteln der Abhandlung möchte ich jenes über Geschichte und Geschichtsphilosophie seiner seltenen Tiefe wegen besonders hervorheben.

Erwin Reisner

Friedrich Kreis „Die Autonomie des Ästhetischen in der neueren Philosophie". Verlag J. B. C. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen. Preis M. 2.—

Unter der Autonomie des Ästhetischen versteht der Verfasser die theoretische Abgelöstheit der ästhetischen Wertsphäre von allen übrigen Wertsphären, also von jenen des Guten, Wahren, Nützlichen usw. und in Verbindung damit vollkommene Selbständigkeit der Kunst gegenüber den anderen Kulturgebieten, vor allen gegenüber der Philosophie und der Ethik. Wie schon der Titel unzweideutig zu erkennen gibt, handelt es sich dabei nicht um die sich ihrer Autonomie unmittelbar bewußt gewordene Kunst selbst, sondern um die erst nachträgliche Abspiegelung dieses Bewußtseins im philosophischen Denken der neueren Zeit.

Den metaphysischen Kunsttheorien eines Plotin oder Schelling stellt Kreis die kritisch-transzendentalen gegenüber. Während nämlich die Metaphysik die Autonomie aller Sondergebiete aufhebt, indem sie diese ausnahmslos vom All-Einen, vom Absoluten her bedingt und aus ihm emaniert vorstellt, vermag die transzendentale Methode bei voller Wahrung des systematischen Zusammenhanges den Autonomie-

ansprüchen einer jeden Wertsphäre gerecht zu werden. So hat also Kant die Geltungsbereiche des theoretischen und des praktisch-ethischen Verhaltens scharf gegeneinander abgegrenzt, außerdem aber in seiner „Kritik der Urteilskraft" auch eine transzendentale Ästhetik (der Ausdruck natürlich nicht im Sinne der K. d. r. V. zu verstehen) vorbereitet.

Kreis zeigt wie sich seit Kant dieser Gedanke eines isolierten ästhetischen Wertgebietes immer entschiedener ans Licht ringt, um schließlich von Konrad Fiedler und H. Rickert klar formuliert zu werden. Wer, der Hauptströmung des modernen philosophischen Denkens folgend, wieder die methaphysische Lösung der alten Probleme fordert, wird gegen den transzendentalphylosophischen Standpunkt des Verfassers sicher manches einzuwenden haben, aber auch ihm wird diese streng disziplinierte Arbeit Gelegenheit zu stets bekömmlichen geistigen Exerzitien geben.

Erwin Reisner

Heinrich Rickert „Die Philosophie des Lebens". Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen. Preis brosch. Mark 4·50, geb. Mark 6·30.

Wie in der expressionistischen Kunst, so macht auch in der heutigen Modephilosophie das irrationale Subjekt gegen den Objektivismus der älteren Strömungen Revolution und setzt an die Stelle der begrifflichen Systeme von gestern das ewig wandelbare und in keine festen Formen zwängbare Leben. Der einstige monistische Rationalismus soll von einem pluralistischen Irrationalismus verdrängt werden, die Einheit des Begriffes oder der Idee soll der lebendigen Mannigfaltigkeit Platz machen. Diese „Lebensphilosophie" sucht nun Rickert historisch zu zerpflücken. Er zeigt, daß eine Philosophie, die das System a priori verneint, ihren Namen nicht verdient, weil es im Wesen des philosophischen Denkens, wie des Denkens überhaupt liegt, das Chaos zum Kosmos umzuformen, d. h. die bunte Vielheit aus einem Prinzip zu begreifen, also eben zu rationalisieren. Insbesondere wendet sich Rickert gegen den sogenannten Biologismus, der die Gesetze der Organisation zu Weltgesetzen erweitern möchte und dabei — von allen anderen Schwächen abgesehen — in genau denselben Fehler verfällt, wie der so sehr angefeindete Materialismus. Aber nicht nur der Biologismus allein, sondern jede Lebensphilosophie betrachtet das im organischen Sinn Lebendige irgendwie als den Angelpunkt des Wirklichen. Auf die Frage, was der Zweck des Lebens sei, wird etwa geantwortet: Das Leben selbst. Es gibt für diese Art Philosophie keine höhere Instanz, keinen höheren Maßstab als immer nur wieder das Leben. Rickert macht dagegen geltend, daß wir auch das Leben an einem ihm jenseitigen Etwas messen müssen, um es überhaupt bewerten zu können und daß es somit nicht selbst zur Grundlage der Wertung gemacht werden darf. Überdies müßte eine Philosophie, die sich nur an das ständig Wechselnde und ständig Bewegte hält, konsequenterweise jede Lebensform, also jede Kultur, jede sittliche Norm usw. ablehnen.

Das übersichtlich aufgebaute, scharf gedachte und in vorbildlich klarem Stil geschriebene Werk ist ein unschätzbarer Ratgeber für alle, die sich mit den heutigen philosophischen Strömungen auseinandersetzen wollen. Die Einwände und Analysen Rickerts sind — soweit sie die den Lebensbegriff ästhetenhaft umschmeichelnde Modephilosophie treffen — fast durchwegs überzeugend und schlagkräftig. Dem unter dem Namen „Intuitionismus", „Relativismus", „Pluralismus", „Irrationalismus" usw. grassierenden philosophischen Bolschewismus muß endlich einmal drastisch vor Augen

geführt werden, daß es sich in der wahren Philosophie immer nur um das System und um nichts weiter handeln kann.

Immerhin muß der Lebensphilosophie eine gewisse Daseinsberechtigung zugestanden werden, was Rickert übersieht, wenn er auch im letzten Kapitel seines Buches manches zu ihren Gunsten vorbringt. Er begeht — wie ja leider der Großteil unserer akademischen Philosophen — den grundsätzlichen Fehler, die Philosophie als Wissenschaft, nämlich als Universalwissenschaft zu betrachten, während sie eher eine Kunst zu nennen wäre, die das Begriffliche und die Wissenschaften nur als Gestaltungsmaterial benützt. Er übersieht deshalb auch die in ihrem Kern durchaus berechtigte Tendenz der Lebensphilosophie, die, wo sie sich nämlich selbst richtig versteht, sich gar nicht eigentlich gegen das System als solches, sondern nur gegen die wissenschaftliche Systematik in der Philosophie zur Wehr setzt. Sie fühlt instinktiv, daß die Wissenschaft und mit ihr die wissenschaftlich betriebene Philosophie zu keinem Wert, auch nicht zum Wahrheitswert hinleitet, und so stellt sie — freilich vorläufig noch etwas unklar über ihre Ziele — dem abstrakten wertlosen Begriff das „unmittelbare Erlebnis" als das Gebiet, wo allein Werte zu finden sind, entgegen. Erwin Reisner

G. F. Hartlaub „Kunst und Religion", Ein Versuch über die Möglichkeit neuer religiöser Kunst. Kurt Wolff-Verlag, München.

Das Buch ist bereits im Jahre 1919 erschienen, also zu einer Zeit, da der theoretische Streit um das Problem „Expressionismus" noch nicht in vollem Gange war, da manche heute schon erledigte Fragen zum erstenmal diskutiert wurden und man viele grundlegende Werke, wie z. B. Spenglers „Untergang", noch nicht kannte. Der Verfasser selbst würde darum im gegenwärtigen Augenblick wahrscheinlich sein Thema schon wesentlich anders anfassen. Trotzdem aber kann auch unser geklärteres Jetzt aus dem Buch noch manche wertvolle Anregung schöpfen. Was insbesondere im ersten und zweiten Kapitel über das Verhältnis zwischen Kunst und Religion gesagt wird, hat zum Teil grundlegende Bedeutung. Hartlaub sucht hier zu zeigen, daß nur eine abstrakte, oder, wie er sich ausdrückt, expressionistische Kunst imstande ist, religiöse Werte zu vermitteln, daß aber die Kunst selbst, ob sie nun abstrakt ist oder nicht, mit der Religion noch nichts zu tun hat, sondern, daß das religiöse Moment erst aus seiner eigenen Sphäre in sie hineingetragen werden muß. Während alle übrigen inhaltlichen Bestimmungen die Kunst herabwürdigen, hat die Religion allein das Recht auch hier als Herrscherin aufzutreten. „Die Kunst, der Künstler darf nur dem Höheren weichen, nur der Ewigkeit, nicht dem Tagwerk, nur Gott, nicht dem Menschen." Dieser Satz wendet sich mit vollem Recht vor allem gegen den sogenannten „Aktivismus", der auch die Kunst dem praktischen Leben und seinen Zwecken dienstbar machen möchte. In den folgenden Kapiteln wird ein kurzer Überblick über die Entwicklung der religiösen Kunst von den Nazarenern und Präraffaeliten bis zum Expressionismus gegeben. Über die Möglichkeiten einer religiösen expressionistischen Kunst scheint Hartlaub sich noch keine ganz klare Meinung gebildet zu haben. Optimismus und Skeptizismus durchdringen einander. Auf die ein wenig zaghafte Anerkennung einzelner Künstler und ihrer Versuche folgt am Ende doch eine sehr entschiedene Mahnung an das Verantwortungsgefühl. Der Text des Buches wird durch 76 vorzügliche ganzseitige Reproduktionen wirksam erläutert.

Erwin Reisner

Dr. Oskar Rühle „Sonne und Mond im primitiven Mythus". Verlag J. B. C. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen, 1925. Preis M. 1.20.

Eine große Anzahl von Märchen und Sagen, in denen der primitive Geist die alltäglichen astronomischen Erscheinungen wie Sonnenauf- und -untergang, Mondphasenwechsel, Mondflecken usw., symbolisch personifiziert, hat der Verfasser hier zusammengetragen. Über die bloße Aneinanderreihung dieser zumeist recht kindlichen und an keine metaphysischen Tiefen rührenden Geschichtlein kommt das Heft nicht hinaus. Soweit Rühle zu seinem Stoff überhaupt Stellung nimmt, zeigt er sich als ein etwas spätgeborener Vertreter jener Schule schrecklichen Angedenkens, für die selbst die bedeutungsschwersten Mythen in der allerbanalsten Natursymbolik ihre das Kausalitätsbedürfnis des Bildungsphilisters vollbefriedigende Erklärung fanden. Von der Höhe einer Wissenschaft herab, der die Frage, ob denn nicht vielleicht die Mythen viel urbildhafter sein könnten als die sogenannten Tatsachen, noch niemals den Nachmittagsschlaf verkürzt hat, wird mitleidig wohlwollend die Weisheit der Alten beurteilt. — „In ähnlicher Weise werden wir auch die Schaffung Evas aus Adams Rippe als Reste eines uralten Mondmythus ansehen dürfen." — Braucht man mehr? Ich meine, das Beispiel genügt. Erwin Reisner

Richard Kroner „Von Kant bis Hegel." 2 Bände. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen, 1921—24. Preis brosch. M. 26·50, geb. M. 31·50.

Auch außerhalb der engeren Fachphilosophie beginnt man sich heute wieder intensiver mit den gigantischen Schöpfungen jener glänzendsten Epoche des deutschen Geistes zu beschäftigen, die durch die beiden Namen Kant und Hegel zeitlich abgegrenzt wird. Während Kant, der „Alleszertrümmerer", auch unter den Materialisten und Positivisten des vergangenen Jahrhunderts seine Bewunderer fand, weil diese eben in ihm nichts anderes sahen als den Verneiner jeder Methaphysik überhaupt, gerieten seine drei großen Nachfolger — Fichte, Schelling und Hegel — beinahe in Gefahr, bloße Ausstellungsobjekte für ein philosophisches Raritätenkabinett zu werden. Ja, es kam so weit, daß ein italienischer Denker, Benedetto Croce, an die Deutschen die beschämende Aufforderung richten mußte, doch endlich eine Neuausgabe der Gesamtwerke ihres größten Philosophen in Angriff zu nehmen. Das allgemeine Wiederaufflammen des metaphysischen Bedürfnisses hat hier inzwischen glücklicherweise Wandel geschaffen. Wir besitzen heute bereits vorzügliche Neuausgaben, und auch sonst schwillt die Fichte-Schelling- und Hegel-Literatur mächtig an. Innerhalb dieser Literatur darf das vorliegende Werk Richard Kroners, des bekannten Logos-Herausgebers und Professors in Freiburg i. B., einen hervorragenden Ehrenplatz beanspruchen. Mit überragender Sachkenntnis und feinstem Gefühl für die Bedürfnisse der Zeit hat Kroner den Versuch gewagt, den grandiosen Aufschwung der deutschen Spekulation von dem großen „Analytiker" Kant bis zu dem großen „Synthetiker" Hegel als organisches Ganzes, sozusagen als einen einzigen ungeheuren Denkakt in seinem zweibändigen Monumentalwerk darzustellen.

Es muß gleich hier gesagt werden, daß der Verfasser von allem Anfang an auf dem Standpunkt Hegels steht und die Entwicklung so gleichsam an sich heranwachsen läßt. Schon Kant wird eigentlich nur durch die Brille der Hegel'schen Philosophie gesehen: Er legt die Elemente scharf auseinander, die die drei anderen dann zu einem metaphysischen Architekturwerk zusammenzufügen trachten. Fichte hält den Primat der praktischen Vernunft fest, die Ethik, das Subjektive wird ihm zum Angelpunkt seines Systems. Aber eben deshalb, weil er nicht zur philosophisch-spekulativen Klarheit durchdringt, schließt sich das Gebäude nicht, die Synthesis bleibt

am Ende nur eine Forderung des sittlichen Willens. Schelling erkennt diesen Mangel, diese Einseitigkeit, diesen bloß „thetischen" Charakter der Fichte'schen Philosophie und sucht sie daher durch seine Naturphilosophie zu ergänzen, d. h. er stellt der subjektiven Thesis die objektive Antithesis entgegen. Aber darin erschöpft sich auch seine Kraft. Die Vereinigung beider gelingt ihm nicht, er endet im Spinozismus, in einem objektiven Dogmatismus, und wie einem Fichte der sittliche Wille, so wird ihm schließlich die ästhetische Anschauung zum deus ex machina seiner Philosophie. Erst Hegel überwindet die Analysis vollkommen. Die „Philosophie des Geistes" bemächtigt sich der Dialektik des Gegensätzlichen und führt mit kühnem Schwung über den zwischen Ich und Nicht-Ich klaffenden Abgrund den synthetischen Bogen.

Mit einer kurzen Darstellung der „Enzyklopädie" Hegels schließt das Werk. Wem der Plan des Ganzen nicht schon vorher klar geworden ist, dem müssen hier die Augen aufgehen. Kroner betrachtet die Entwicklung bis zu diesem zusammenfassenden Werk Hegels selbst als einen dialektischen Prozeß im Sinne der Geistesphilosophie. Kant, Fichte und Schelling sinken zu bloßen Momenten eines Vermittlungsvorganges, eines An-und-Für-sich-Werdens herab, das in Hegel seine Erfüllung und seinen Abschluß findet. Die Vorzüge und auch die Nachteile dieser Darstellungsweise leuchten ein. Es gewährt gewiß einen hohen geistigen Genuß, eine Entwicklungsphase in ihrem notwendigen inneren Zusammenhang, in ihrer Geschlossenheit vor sich aufgerichtet zu sehen. Aber man darf auch nicht verkennen, daß die einzelnen Glieder dieser Entwicklung, die als philosophische Systeme mit einigem Recht auch schon für sich Endgültigkeit beanspruchen dürfen, dabei notwendig zu kurz kommen müssen. Man wird daher die Methode Kroners, Kant, Fichte, Schelling und noch einige andere ausschließlich an Hegel zu messen, nicht einfach hinnehmen, sondern sich klar machen, daß jede solche, das ästhetische Bedürfnis des Denkers befriedigende Formung nur um den Preis einer teilweisen Vergewaltigung des Gegenstandes erkauft werden kann. Hält man sich aber diese Tatsache vor Augen und hat man sich vor allem — was übrigens Kroner selbst fordert — noch vor dem Studium des Werkes mit den hier behandelten Systemen fleißig auseinandergesetzt, so wird man dem Verfasser für seine ungeheure Leistung auch den verdienten Dank wissen.

Erwin Reisner

Oskar Kraus „Albert Schweitzer. Sein Werk und seine Weltanschauung". Pan-Verlag Rudolf Heise, Charlottenburg, 1926.

Der Elsässer Albert Schweitzer ist ganz gewiß eine der merkwürdigsten Erscheinungen unter den bekannten heute lebenden philosophischen Schriftstellern. Sowohl die beispiellose Vielseitigkeit seines Wissens und Könnens — er ist Doktor der Philosophie, der Medizin, der Theologie, Musiktheoretiker und Orgelkünstler —, als auch seine praktische Betätigung im Dienst der leidenden Menschheit verdient Beachtung und Bewunderung. Derselbe Mann, der in verhältnismäßig jungen Jahren ein aufsehenerregendes Werk über Johann Sebastian Bach geschrieben hat, als Organist in Deutschland wie in Frankreich schnell berühmt wurde und außerdem in seinem Buch über das „Leben Jesu" ein tiefes Verständnis für religionsphilosophische Probleme offenbarte, dieser selbe Mann also kehrt, kaum 30 Jahre alt, dem heimatlichen Kontinent den Rücken, um in den Urwäldern Afrikas ein Spital für die kranken Neger zu errichten und den sogenannten „Wilden" die Hilfe der europäischen medizinischen Wissenschaft zu bringen. Die ganze scheinbar so zersplitterte Tätigkeit

Schweitzers hat aber doch ihren unverkennbaren Schwerpunkt, der sich mit dem Verfasser unseres Buches am besten durch die beiden Worte „Nachfolge Christi" kennzeichnen läßt. Das christliche Erlebnis bestimmt seine philosophisch-schriftstellerische Arbeit, seine Vorliebe für Bach und auch sein praktisches Handeln als Urwaldarzt. „Eine große Schuld lastet auf unserer Kultur", heißt es in einem seiner Bücher. „Was bedeutet es allein, daß so und so viele Völker da, wo die sich mit dem Namen Jesu zierende Menschheit hinkam, ausgestorben sind und andere im Aussterben begriffen sind oder stetig zurückgehen!" Schweitzer fühlt sich verpflichtet, als Einzelmensch Sühne zu leisten für die unzähligen Leiden, die Europa den Naturvölkern aller Erdteile zugefügt hat. Die tätige Menschenliebe ist ihm das eigentliche Vermächtnis Jesu Christi. Nur deshalb nahm er als bereits erwachsener Mann, nachdem er schon doppelter Doktor und praktischer Theologe war, auch noch das Studium der Medizin auf sich und vertauschte schließlich seine Heimat mit der Wildnis des schwarzen Erdteils.

Die Philosophie Schweitzers, die Oskar Kraus knapp und klar darzustellen sucht, ist weniger bemerkenswert als seine Persönlichkeit. Kraus bringt sie auf die Grundformeln „metaphysischer Agnostizismus" und „ethischer Optimismus". Das Wesentliche dürfte damit genügend charakterisiert sein. Von philosophischen Spekulationen hält Schweitzer nicht viel. Er glaubt nicht an die Möglichkeit, der Wahrheit durch Denken näher zu kommen oder auch nur einen vernünftigen Grund für die Tatsache des Lebens aufzuspüren. Die Überlegung führt im Gegenteil zu negativen Endergebnissen. Das aber schließt den Optimismus auf der ethischen Seite nicht aus. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Einstellung Schweitzers eine gewisse Verwandtschaft mit dem Denken Kants verrät. Aber diese Verwandtschaft ist doch mehr eine formale und äußerliche. Kant ist auch als Schöpfer der praktischen Vernunft-Kritik kein Optimist. Seine Ethik kennt nur das Pflicht-Gebot und nichts außerdem. Hier wird der extremste Rationalismus zum Ausdruck eines ebenso extremen und gerade deshalb an sich unausdrückbaren Irrationalismus. Das Positive hält sich jenseits aller Theorie. Bei Schweitzer hingegen wird die Menschen-Liebe, die Erlösung vom Leiden, die Verbesserung der Diesseitigkeit in die Theorie miteinbezogen, ja diese erscheint hier sogar als der eigentliche bestimmende Faktor, und das ist nicht mehr kantische Sittlichkeit, sondern typischer Humanismus, nicht lutherische Gesinnungsethik, sondern calvinische Bewährungsethik, wenn auch gewiß in denkbar edelster und infolge der Befruchtung durch die deutsche Philosophie vertiefter Ausprägung. Die ersten Schriften Schweitzers sind in französischer Sprache erschienen, eine Tatsache, die Beachtung verdient, denn sie hat symptomatische Bedeutung. Wir dürfen sagen, daß das ganze Charakterbild des Mannes, trotz seiner Liebe zu Bach, viel mehr französische als deutsche Züge trägt. Das so absolut undeutsche Ideal der Humanität, diese ungeklärte Mischung aus Theorie und elementarer Sittlichkeit bleibt uns im innersten wesensfremd. Die charitative Tätigkeit Schweitzers hat etwas Quäkerhaftes an sich. Sie erinnert an den Betrieb der Heilsarmee und ähnlicher Organisationen. Christus spricht niemals von der „Fernstenliebe", die Schweitzer einzig und allein pflegt, sondern immer nur von der „Nächstenliebe". Das heißt: Die Aufgabe, die dir Gott gestellt hat, liegt vor deiner Nase und nicht in den Urwäldern Afrikas. Die Liebe zu den leidenden Negern entspringt keinem unmittelbaren Gefühl, sondern eben einer Theorie und ist darum gar keine eigentliche Liebe. Auch hätte Christus die moderne „medizinische

Wissenschaft" ganz gewiß nicht so hoch eingeschätzt wie Schweitzer. Seine Sorge galt in erster Linie der Seele, nicht dem Körper. Bezeichnend für die Denkweise Schweitzers ist die Ablehnung, die bei ihm die eschatologische Seite des Christentums erfährt. Gerade das, was dem deutschen Geist seit jeher vor allem am Herzen lag, soll lediglich aus der historischen Bedingtheit des Erlösers zu erklären sein. Das ist Liberalismus, westlerischer Rationalismus. Alles in allem muß also gesagt werden, daß Albert Schweitzer zwar als Mensch und sittliche Individualität unsere uneingeschränkte Hochachtung und unsere ehrlichste Bewunderung verdient, daß er uns aber niemals Vorbild werden und vor allem als Denker unser philosophisches Bedürfnis niemals befriedigen kann. Der Rhein, der uns von ihm trennt, scheint eben doch die naturgegebene Grenze zwischen deutscher und französischer Kultur zu sein.

Erwin Reisner

Max Wieser: Der sentimentale Mensch. Leopold Klotz Verlag Gotha, 1924. Preis gebunden Mark 7·—.

Das Buch ist ein großzügiger Beitrag zur seelischen Formenlehre des Kulturgeschehens. Es greift zurück auf den Sinn der Schillerschen Unterscheidung Naiv-Sentimentalisch und erkennt in ihrer Charakteristik die Seelenlage des Menschen der jungen und der späten Kultur, der Frühzeit und der Zivilisation. Zwischen diesen seelischen Formen steht der sentimentale Mensch: „Im allgemeinen kann man sagen: Der sentimentale Mensch ist ein Übergangsmensch zweier Kulturepochen, er taucht in der Zeit besonders auf, wo die Kultur noch einmal eine Blüte erlebt und übergeht in das Zivilisationsstadium ..." „Sentimentale Menschen gibt es zu allen Zeiten; den sentimentalen Menschen gibt es in jeder Kultur nur einmal, wenn es ihn überhaupt gibt. So war er in der abendländischen Kultur im 17. und 18. Jahrhundert zu Hause." Was ist also Sentimentalität?

„Sentimentalität ist die Unfähigkeit die dem modernen Menschen eigentümliche Spannung in seinem seelischen Dasein aufrecht zu erhalten." Pag. 29. Diese Spannung ist charakteristisch für den sentimentalen Menschen, den Menschen, der auf dem Wege seiner Intellektualität zum Bewußtsein seiner und seines Gegensatzes zur Natur gekommen ist. Der wahrhaft sentimentalische Mensch lebt aber bewußt in der dadurch hervorgerufenen Spannung, sie bejahend und dadurch ihre negativen Gefahren überwindend. Der sentimentalische Mensch ist derjenige, vor dessen Bewußtsein sich der Abgrund jener Spannung auftut, ohne daß er die Kraft hatte sie in sich aufzunehmen. Er flüchtet vor dem Abgrund in selbstgeschaffene Ideale, Gefühle und Seelenwelten, die ihm vortäuschen sollen, daß jener Abgrund nicht bestünde und die daher nur für ihn selbst Wert und Wahrheit besitzen, während sie „von außen gesehen" gewissermaßen als Gefühlshypertrophie erscheinen. — Es ist unmöglich, in einer kurzen Besprechung die Fülle von Gedanken und Gesichtspunkten zu beleuchten, die besonders im einleitenden allgemeinen Teil des Buches zusammengedrängt ist. Wiesers Gedankengänge gehen insofern der großen Kulturcharakterologie Spenglers parallel, als er wie Spengler die kosmische Gebundenheit des Menschen der Frühkultur betont, er entfernt sich von Spengler, indem in jenen Andeutungen über den sentimentalischen Menschen der Keim enthalten ist, zu einer weniger negativen Bewertung des Zivilisationsmenschen zu gelangen als Spengler. Den Hauptteil des Buches bildet dann die auf den umfassendsten geschichtlichen Studien ruhende Schilderung der europäischen Sentimentalität in Frankreich, Holland nnd Deutsch-

land des 17. und 18. Jahrhunderts. Sie untersucht die Sentimentalität im Mystizismus, im orthodoxen Luthertum, in den verschiedenen Gesellschaftsschichten, ihre weltmännische Wendung und ihre Eroberung des Bürgertums; sie betrachtet in Michael von Löen den Typus des sentimentalen Menschen und verfolgt die Weiterführung der Sentimentalität bis ins 19. und 20. Jahrhundert. Eine neue, bisher kaum gekannte Landschaft der Geistesgeschichte wird hier in souveräner Beherrschung des Stoffes vor dem Leser gezeichnet; das Buch wird ein nicht zu missender Beitrag für jeden sein, der sich mit dem Problem der modernen Kultur beschäftigt.

Alfred Pomarius

Mitteilungen der Schriftleitung

Die Wiedergaben nach Gemälden von Eduard Morres im Märzheft sind außerordenlich unzulänglich und verfälscht. Die Schuld daran hat die Anstalt, die die Klischees herstellte und eigenmächtig gewisse Partien der Bilder unterstrich.

Veranstaltungen unserer Geschäftsstelle
unter Leitung von G. Ongyerth

Im April fand in Kronstadt ein dreitägiges Gastspiel Berliner Bühnenkünstler statt, dem unter andern Else Heims-Reinhardt, Ferdinand Bonn, Hans Brockmann, Karl Zander, Dr. Rudolf Weinmann, Hugo Schuster, Sigismund Numberg angehörten.

* * *

Am 9. April sang in Kronstadt der tschechische Männerchor „Smetana" unter der Leitung von Prof. B. Gsellhofer und am 28. April der Bukarester Gemischte Chor Stefan Stoicescus.

* * *

10. Mai. Bukarester Opernaufführung: Don Pasquale.

12. Mai. 1. Orgelkonzert Prof. V. Bickerichs mit Orgelwerken des 17. Jahrhunderts.

Ende Mai. Vortrag des deutschen Afrikareisenden Hans Schomburgk zu seinem Film: Tiere und Menschen im Urwald.

Alle Veranstaltungen in Kronstadt.

* * *

Ernst Kühlbrandt d. J. (Wien-Kronstadt) stellt im Mai einige Modelle von Beleuchtungskörpern und anderen kunstgewerblichen Arbeiten im Kunstsalon Klingsor aus.

* * *

Die Subskription für das dreibändige Stephan-Ludwig-Roth-Werk wurde abgeschlossen. Der erste Band wird Mitte Juni fertiggestellt. Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung und der Klingsor-Verlag. (Preis pro Halblederband 350 Lei.)

Verantw. Schriftleiter: Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov) Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
4. JAHR JUNI 1927 HEFT 6

Sonettenkranz

Von Josef Weinheber

Ich binde dir den Kranz mit ranker Rebe.
In solcher Bindung sanftester Gewalt
wird nie das sonst verwirrte Leben alt,
das ich für Dich zum heitern Teppich webe.

Gebiet' ich so den blinden Tagen Halt,
den Monden, die in strengeres Licht ich hebe,
beraub' ich sie, nur daß ich reicher gebe:
wird Wort geworden, erst die Zeit Gestalt.

Da schlägt Geheimnis untergründiger Tränen
die Augen auf, und stummer Güte Blick
geht nie mehr unter in der Leiden Braus.

Ein zwiefach Glück gibt uns die Kunst zurück:
Mag mir des Lebens Dorn die Stirn bekrönen —
den kühlen Lorbeer band ich Dir zum Strauß.

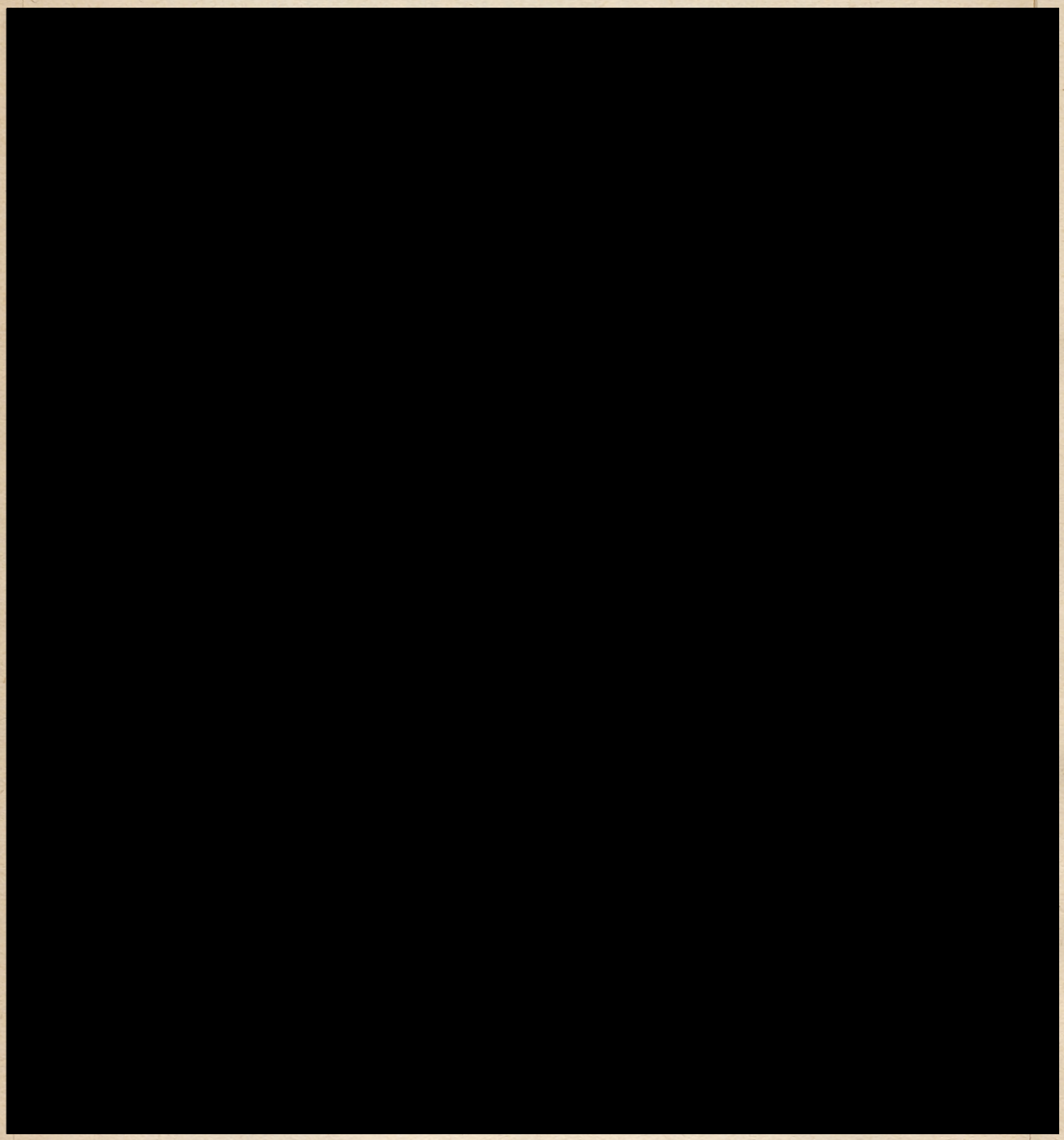
Den kühlen Lorbeer band ich Dir zum Strauß,
daß er Dich in die Wolke mir entrücke.
Wie Du entschwebst die Stufen sanften Blaus
und wandelst auf des Regenbogens Brücke —

nur noch geahnt von dunkler Erde aus,
den Geist entzündend, daß die Schöpfung glücke:
So fühl ich erst Dich nah in Herz und Haus,
erkennend, wie das Weib den Mann entzücke.

Nicht Zufall der Gestalt — und wäre auch
kein Gott begabt zu reinerem Gebilde —
erschuf die Schönheit, drein ich Dich erhebe.

Fortan in niemals herbstendem Gefilde
lebst Du erschaffen von der Liebe Hauch,
auf daß der Traum Dich immer neu erlebe.





Auf daß der Traum Dich immer neu erlebe:
Wie eine Landschaft, einst geschaut als Kind,
vertiefter strahlt in duftiger Schleierwebe,
da groß ihr Bild die Seele weiterspinnt —

So bin ich erst bei dir, wenn ich entstrebe.
Und welch ein Wiedersehn, wenn tränenlind
beschämter Traum aus hohen Fluges Schwebe
die schönre Wirklichkeit zurückgewinnt!

War nicht der Himmel blaß, die Landschaft dunkel
und abendungewiß vor Dämmerluft?
Verwob sich nicht gespenstig Baum und Haus?

Nun atmet alles Land in Lichtgefunkel,
und längs der Wege, satt von Sommerduft
glühn Rosen rot aus ernstem Laub heraus.

Glühn Rosen rot aus ernstem Laub heraus,
blüht sanfter, zärtlicher die Liebesgeste.
Denn wie sie glühn, ist vor dem letzten Feste
schon eine leise Furcht im Blutgesaus.

Und biegt der Sommer erst die schweren Äste,
kommt bald auch Reif und reift die Früchte aus.
Die Zeit wird voll und stiller wirds im Haus —
Ich will Dich nie verlassen, Gute, Beste.

Das Lied der Leidenschaft, der Jugend Sang
war Lied im Finstern, Wahn an jeder Wende.
Und Gift war in dem süßen Rausch der Rebe.

Jetzt steht der Tag im Mittag, reif und lang,
die Früchte warten auf die Gärtnerhände:
Denn es nicht Schwäche, wenn ich mich begebe.

Nenn es nicht Schwäche, wenn ich mich begebe.
Noch ist der Himmel weit, die Nacht voll Sterne,
verhüllte Pfade weisen Flucht und Ferne,
und jeder Tag lockt, daß ich ihn erlebe.

Glaub nicht, daß ich vor wilder Fahrt erbebe.
Ich bändige mein Herz, auf daß es lerne.
Es schlug mir allzurasch und allzugerne
für jedes rauschgewobne Dunstgewebe;

nach jener maßlos knabenhaften Lust,
aus der erwacht, kein Weg vor Jammer rettet,
das Leben lahm ist und die Freude aus.

Nicht feige, nur der Grenzen sich bewußt,
bemeistert wohl, doch stark der Strom sich bettet:
Kraft fand zur Form, und Form hält weise haus.

Kraft fand zur Form und Form hält weise haus.
Ich sehe eine alte Welt zerfallen;
aus Schutt und Asche, Dunst und Todeslallen
gebiert sich Aufriß, Umriß neuen Baus.

Hier hilft nicht Kunst, Zierat in Trümmerhallen.
Verspielt, verloren, was einst hob hinaus
aus dieser Nacht ins Licht des Götterblaus.
Was ist, das war. Die Würfel sind gefallen.

Des Abgrunds Weisheit: Unerschrocknes Herz,
der Mut zu sinken, Mut zum Todesschweigen
tut not, damit der Turm sich neu erhebe.

Und not tun Männer, ganze, die den Schmerz
zu Quadern schlagen, ruhmlos, treu, sich eigen:
Der Weg liegt klar, wenn oft das Herz auch bebe.

Der Weg liegt klar, wenn oft das Herz auch bebe;
er führt mich heldenhaft, durch Einsamkeit,
an Deine Brust. Schon schweigt die wüste Zeit,
Dein Arm zieht einen Kreis, und sieh, ich lebe

auf einer Insel der Geborgenheit:
Vier Wände, Herd und Lampe, Woll und Webe,
Wachsein und Schlaf, Umarmung, Brot und Rebe
bedeuten Welt, weil Du sie hast geweiht.

Die ältre Heimat, Vaterland der Sippe,
ward Ferne, Fremdheit. — Wie vom Meer der Wind
weht sie, mich suchend, um das stille Haus.

Was war sie, die wie Wind ums Haus zerrinnt!
Ich hange Dir gestillt an Aug und Lippe:
Die Heimat schließt die fremden Fernen aus.

Die Heimat schließt die fremden Fernen aus.
Zutiefst verdächtig, wer mit lautem Schwall
weltbrüderlicher Liebe Überall
und Nirgends kündet; wer verläßt sein Haus,

verrät den Freund um eines Babelbaus
Verwirrung; um der Menschheit Glück und Fall
den Menschen abschwört und des Menschen Qual.
Sein Herz ist dürr, ein welker Distelstrauß.

Erfüllt' Gefühl hat keine große Wahl:
Ein Blick, ein Wort, die wenigen vertrauten,
erkannten Herzen auf dem Wege schmal.

Denn vor dem letzten schweigen Flöt' und Lauten.
Und vor dem Schweigen sinken allzumal
die Hände, die sonst wirre Taten brauten.

Die Hände, die sonst wirre Taten brauten,
die nach dem Kranze griffen frevelhaft —
o, daß sie sich dem stillern Werk vertrauten,
dem wahren, ungerühmter Künstlerschaft!

Dem dienenden, beharrlichen, nie lauten,
dem selbstgenügsamen, gedrängter Kraft.
O, daß sie sich die andre Welt erbauten,
dem Schein entronnen und dem Wahn entrafft.

Wie willig jetzt, da ich sie nicht mehr zwinge,
wie heiter sehn mich jetzt die Wege an!
Wie wachse ich im Wachsenden der Dinge!

Das Haus umschließt, die Wandlung ist getan,
in eines Reimes festgefügtem Ringe
das Rund der Erde meisternd zu umfahn.

Das Rund der Erde meisternd zu umfahn,
mit Schwert und Feuer, Lieb und Liebesgaben,
ach, eitler Traum, ach frevles Ziel des Knaben —
Der Mann hat längst die Träume abgetan.

Er will nichts mehr als ein Stück Erde haben,
darauf er stehen, säen, ernten kann.
Und, hebt nach Schweiß und Müh der Abend an,
das Glück, an später Rast sich zu erlaben!

Im Schatten eine liebgewordne Bank,
ein altes Buch, ein Weg vom Lärm gemieden,
und zwischen dämmerdunklem Blattgerank

Dein helles Kleid in dem arkadischen Frieden.
Geschenks genug! Geliebte, habe Dank!
Die kühnen Arme haben sich beschieden.

Die kühnen Arme haben sich beschieden.
Die holde Welt, die sie umfahn, ist mein.
Der Flug in's Nichts, der Sturz des Ikariden
ging in den Himmel dieser Erde ein.

Und dieser Erde Vielfalt, dies Hienieden
noch immer ist es groß und ungemein;
Und wert, daraus ein Schicksal sich zu schmieden,
und süß genug, um atmend dazusein.

Wohl hör ich manchmal noch verwunschne Lauten
und fühle Flügel streifen, große Flügel —
dann staun ich in die Nacht und kann nicht schlafen.

Wie damals, als wir uns im Dunkel trafen
und über dem geheimnisvollen Hügel
ein stiller Mond stieg, den wir fürchtig schauten.

Ein stiller Mond stieg, den wir fürchtig schauten.
Ein Sommer glutet, laß ihn, Herr, uns leben.
Ein dunkler See ergibt sich, spiegeleben.
Ein Boot zieht weiß über den tieferblauten.

Herbsüße Früchte und die tränbetauten,
die dunklen Rosen mit den hellen Reben
hast Du uns, Herr, mit auf den Weg gegeben,
und aus der Tiefe Klang verlorner Lauten.

Gebiete Herr, der Wolke und den Winden!
Sieh unser schmales Boot in Gnaden an!
Führ uns hinab in einen milden Herbst!

Und wenn du uns die Schläfen bleicher färbst,
laß ineinander uns Erfüllung finden!
Dies ist das letzte über allem Wahn.

Dies ist das letzte über allem Wahn:
Noch ist uns bang vor unsern eignen Händen;
vor jenem tiefsten Grund, nach dessen Bränden
wir manchmal wie in einen Brunnen sahn.

Wohl reicht des Menschen Wille nicht daran,
die Bahn des Sterns, der uns bewirkt, zu wenden.
Den Adel kann kein Schicksal schänden.
Tritt ein, des Hauses Tor ist aufgetan.

Und nimm den Kranz, den ich Dir bildsam füge.
Mein Herz ist eingewebt, getreu und schlicht,
mit seinem Hang und Fehl, doch ohne Lüge.

Ließ auch die Kunst kein ewiges Werk mich schmieden:
Den Schmerz verklärt zum dauernden Gedicht
Dein gutes Herz und heilen Hauses Frieden.

So band ich Dir den Kranz mit ranker Rebe.
Den kühlen Lorbeer band ich dir zum Strauß.
Auf daß der Traum Dich immer neu erlebe,
glühn Rosen rot aus ernstem Laub heraus.

Nenn es nicht Schwäche, wenn ich mich begebe.
Kraft fand zur Form, und Form hält weise haus.
Der Weg liegt klar, wenn oft das Herz auch bebe:
Die Heimat schließt die fremden Fernen aus.

Die Hände, die sonst wirre Taten brauten,
das Rund der Erde meisternd zu umfahn,
die kühnen Arme haben sich beschieden.

Ein stiller Mond stieg, den wir fürchtig schauten.
Dies ist das letzte über allem Wahn:
Dein gutes Herz und heilen Hauses Frieden.

FINIS

Ein Romanfragment

Von Heinrich Zillich

Erst begann es zwischen den Buchen düsterer zu werden. Das Unterholz, grellgrüne Laubwolken, die auf dem Boden hinwegkrochen, schwand in einen nebligen Schein. Er wuchs an den Stämmen, füllte sich in ihren Rahmen, daß sie bleicher standen. Der Kies sang lauter beim Gehen. Die Leute auf den Wegen schritten stumm, als ginge der Abend in ihr Dahinschwinden ein, darüber der Anwuchs der Waldung raunte. Überall schien der Forst verdreifacht. In den Lichtungen schnellte der Blick auf die Berghänge, wo an Silbergraten der Himmel verdüsterte. Da war auch der Umkreis noch Widerschein von Schatten und Schimmer. Aber wie ein Stollen sog mich der Weg tiefer in den Wald. Es knackte von Zeit zu Zeit. Ich dachte, es ist die Stunde der großen Vögel, die zum Horste ziehen, nicht kreisend mit gespannten Flügeln übertal, sondern hineinstürzend durch Blätter und Zweige in das Reisig der Baumburg zwischen die warmen starren Federn des Weibchens. Aber was wußte ich vom Wandel der Vögel! Ob sie im Dämmern oder schon in der Nacht heimkehrten. Mich narrte das Bild ihrer Hast, den der Schlaf belohnt.

Ich war müde, obgleich ich keinen anderen Anlaß wußte als tagsüber auch müde gewesen zu sein. Müde war ich vom Nichtstun. Jetzt bog ich ein vom breiten Burgweg in den Pfad, der anstieg zu den Fichten. Ich achtete der Schritte und trat über Stufen. Gleichzeitig entsanken zur Rechten die Laubbäume. Über ihre Kronen hinweg sah ich die Stadt wie verrieben in das Schiefergrau der Dämmerung mit einzelnen Lichtern wieder zur Höhe tauchend. Aber ich hatte dort wenig zu sehen, was mich erfreuen konnte. In allen Straßen wußte ich Menschen, die ich ungern erblickte. Auch kam es mir auf's Neue, daß ich wenig zu essen hatte, tanzte ich nicht nach der Pfeife, die dort unten geblasen wurde. Ein wenig war ich versucht stehen zu bleiben, denn ich liebte die Stadt, ihren Geruch von Wald und Wind, die Kindheit, die sie mir einstens geboten hatte. Aber ich lachte auf, als ich dachte: einstens! und war nicht mehr müde. Ich lief bis ich keuchte. Kühl schimmerten die Felsstücke an dem Wege.

Noch stieg ich. War es nur Trug, der aus dem Himmel meiner Träume niederstürzte: es rauschte über mich hin als flöge ein Adler zu Horst. Ist wohl der Wind! meinte ich und schritt weiter. Ist wohl

der Wind, und da tat es mir weh in der Brust. Vielerlei Wind fährt über mich hin, niemals träge, niemals mutlos. Ach Wind! So zog er jetzt durch die Bäume des Gartens daheim, wenn schon die Lampe auf den Abendtisch schien. Hinter dem Stuhl lagen die Bausteine auf dem Teppich. Mit denen hatte ich gespielt. Das Mundtuch, langausgezipfelt hinter den Ohren, band mir die Mutter vor. Und zwischen Bissen und Fragen klang der Wind, groß wie ein Mann, dem der Mund brummte über dem rauschenden Bart.

Hier war kein Tisch gedeckt und doch war es derselbe Wind, der zu gleicher Zeit da unten den Ahorn bewegte und die anderen Bäume in jenem Garten. Denn alle standen sie noch wie damals. Damals Freund! — Das sind nicht zwanzig Jahre her. Acht Bubenjahre warst du alt zur Zeit der Bausteinspiele. Andere folgten darauf. Der Ahorn links am Haus, die Linde rechts rauschten immer hinein. Blühte die Linde, polterten an die Fensterscheiben Bienen, die geil von den Honigkerzen hertaumelten. Als würfe Emil Sand, mich zum Spielen zu rufen. Emil ist tot. Er starb noch zur Schulzeit.

Nun war es Abend. Ich sah die Stadt nicht mehr. Der Fichtenwald hüllte mich ein und rauschte. Fichten standen auch im Garten, nicht weit den Spargelbeeten. Schweig nun, schrie ich mir zu, hör: die Adler brausen.

Ach, das war nur der Wind. Ich trat hinaus auf die Bergwiese. In den maikühlen Himmel, der urplötzlich anstatt des Waldes sich wölbte, von Sternen befahren, die im Winde schaukelten, trat das Hochgebirge mit jedem Schritt zur Höhe breiter ein. Eine dreifach gekuppelte Kammlinie, aus der Ebene kräftig ansteigend, sprang in das wilde Hin und Her der Felsen über, deren oberste Spitzen tausend Wälder höher blinkten, weiß noch vom Schnee, als die Sterne dort unten links über den Dörfern der Ebene, wo einzelne Autolichter einen Ball von Staub weiterrollten.

Ich trat auf den blanken Fels, der den Berg krönte, und sah nun dem Umkreis in die Tiefen. Ebene und Berge, Wälder und Wind. Gerade und senkrecht unter mir die Stadt, in die Täler eingeschmiegt und ausgegossen mit tausend Lichtern. Es zogen sich vielerlei Ketten schnurstracks und nebeneinander, die Hauptstraßen, entlang des Berges, darauf ich stand. Heller aber schimmerten die Quergassen empor, weil ich die Laternen unverdeckt erblickte. Kein Laut drang von dort unten zu mir. Ich war allein, ein Gipfelzeichen im Wind, der mir den Rock wie Flügel um die Brust schnellte. Da war es anders ge-

wesen im Februar, als ich auf der entgegengesetzten Talseite gestanden und in die Ebene gestarrt hatte, wo der Schnee die Ackererde in langen Streifen freigegeben hatte, aber in den Furchen noch lag. Holzfäller sangen damals unter mir. Ihre Laute stiegen an durch die Lautlosigkeit des Nachmittags wie unsichtbare Brückenbogen, ohne Echo, aber zur hallenden Erlösung des Raumes, der tiefer schwieg. Ja, da hatte ich aufgejubelt und an sie gedacht, die immer kam, wenn mir das Herz schwer war von diesen Winden und ich ihr Worte gab, die einfach zu sprechen waren. Und jene unsichtbaren Worte der Stille wie sind sie schwer.

Heute, verdammt! ich dachte zu viel des Vergangenen. Sieh dich an, Hund, dachte ich, da ist nichts zu verheimlichen. Du stehst hier oben und weißt sehr gut, daß es dir in der nächsten Zeit übel ergehen wird. Du bist keinen Heller wert, den du nicht verdienst. In diesem Augenblick fegte mich der Wind fast vom Stand. Ich trotzte ihm nicht und suchte den Abstieg, tauchte ganz schwarz in den Wald. Lauter war hier der Wind und unheimlicher, aber ich fühlte ihn nicht mehr am Leib. Ich strengte den Blick an, den Schritt sicher zu setzen, und dachte nicht viel mehr als: Verdammt, dieser nächtige Weg ist kein Vergnügen!

Als ich die Promenade endlich erreichte, lockerte sich das Dunkel und in der Burggasse blieb ich stehen. Jetzt war es aus mit Witz und großen Worten. Die Entscheidung fiel mich an.

Noch hatte ich Kraft ins Wirtshaus zu gehen, durch den faulriechenden Hof zu schreiten, rechts lag die Mägdekammer dunkel, links wohnte das Ehepaar, das uns nachts oft den Lärm verboten hatte, wenn wir stumpf vom Wein aus der Türe brüllten, durch die ich nun trat. Zweierlei Wein liebte ich, den milden Riesling und den schweren Muskateller. Ich bestelle einen Halben vom ersten und als das Kelchglas funkelnd vor mir stand, die klare Weinflut sich hob und senkte, ehe sie still lag, war es mir, als zöge immer noch Wind durch meinen Kopf und über den Wein. Ich sah nicht nach den Gästen ringsum, die ich kannte; mit heutigem Tage stand ich allein.

Ich setzte an und trank. Füllte aufs Neue das Glas, trank wieder und wieder, bis es in mir wie ein schwirrender Kessel schwoll, unendlich zur Tiefe, in den ich hineinsah, derweil mir die Ohren zu klingen begannen in einer schwindligen sanften Musik. Unten im unerblickbaren Versinken fühlte ich, woraus ich tagsüber entflohen war, und fing an zu überlegen und alles nebeneinander zu stellen.

Das war nicht einfach gewesen; einfach war bloß dieser Schluß. Als Vater und Mutter tot waren — sie starben an einem Tage durch einen Blitzschlag — hatten mich Onkel und Tanten erzogen. Er war auch in sie gefahren, jener Blitz, er rührte ihnen ans Herz. Mit zitternden Knien schritten sie hinter mir her, der ich ganz steif am Leichenwagen ging, hinter dem zweiten Wagen, der die Mutter trug, und den Kutschlack roch und das herbe Kranzgrün und die selten gelüfteten Trauerkleider der Tanten. Unendlich viel Volk lief nebenher. Vom Blitz zu sterben, ist wahrlich eine Seltenheit; und alles sah mich an, als wäre ich in Lebensgefahr gewesen. Ich aber war nicht einmal dabei gestanden, als man die Särge zugenagelt hatte.

Ich war in den Bergen gewesen, da trat Abend ein Mann in die Schutzhütte und übergab mir einen Brief — am zweiten Tage nach dem Unglücksfall — und ich stieg ab, — vor vier Jahren war es, siebzehnjährig, mitten in der Nacht. Am Morgen war ich daheim, wo nur die Mägde lagen, schlafend und gesund in den Betten. Ich stand in ihrer Kammer und hörte ihren Atem ziehen, den weder das Dröhnen des Torschlüssels beschleunigt hatte, noch meine lauten Schritte durch Stube und Stube. Ich hatte kein Licht angedreht und hörte es von ihrem Atem lebendig werden in den Räumen, zu denen alle Türen offen standen. Da löste sich etwas in mir wie ein Quell und sickerte mir durch die Adern hinauf ins Hirn und ich begriff. Und ich schrie auf, daß die Mädchen hochfuhren und kreischten, mir mit den dunstigen Leibern an den Körper prallten wie aufgescheuchte Tiere. Ich faßte zu und eine heulte, als hätte sie der Böse am Genick. Ich aber fühlte den zuckenden Nacken und hielt ihn fest, drückte den Kopf nieder auf die Schulter und sank und hielt mich noch an ihren Knien fest, die nach mir stießen, bis ich lag wie ein Sack. Und plötzlich sah ich die starken Bretter des Bodens und wie Gold das Licht von unten her in meine Augen fluten. Er war still um mich, nur klatschten nackte Füße näher heran. Da brachten mir die Mägde Wasser in den Händen, die bebten, daß es aus dem Glase sprang. Ich erhob mich und trank und fragte dann: „Wann war es?“ Sie sagten: „Vorgestern, drei Uhr. — „Wo?“ — „Bei der Aussichtswarte“. Eine Hand, unsichtbar von innen, zog mir die Wange zur Fratze, stieß mir aus den Augen die Tränen. „Wo sind sie?“ jammerte ich und schlug nieder, wütend und geifernd, bis Männer kamen, Nachbaren mit weitgeöffneter Angst in den Augen. Die legten mich zu Bett, die sprachen, die wachten und ich entschlief.

Und als ich nun am nächsten Tage hinter dem Leichenwagen schritt, hinter mir die knisternden Schleier der Tanten, sah ich manchmal in die neugierige Menge, die andrängte und schwoll. Ihr Gemurmel wogte näher an mich heran, näher von Schritt zu Schritt, ich fühlte es ansteigen über dem Starren, das da vor mir gezogen wurde, steigen über das klare Bild der Leichenträger, die die zwei Särge abluden und zur Gruft schleppten, keuchend wie Arbeiter, denen eine doppelte Mühe ward. Ehe ich noch an den Grabrand treten konnte, drängte das Gemurmel mir bis ins Gesicht, stieß mich leibhaft an Schulter und Rücken. Ich blickte mich um, denn es knisterte nicht mehr von Schleiern hinter mir, — da sah ich die fremde Menge sich neugierig zwischen die Leidtragenden keilen, aus großen Augen starren wie nachts die Männer gestarrt hatten. Aber in diese Augen schien die Sonne hinein, daß sie wie Kugeln auf mich zurollten, feucht vor Gier. Einer nun, der heißt Richard Moser und ist Vorstand der Bürgerpartei, stieß sein Gesicht wie einen Fettballen an meine Schulter vor. Da stieg es in mir auf, das Murmeln und Drängen, zu Haupt und Schläfe, und ich hieb ihm die Faust in die Fresse, daß er hinschlug und die nächsten um ihn weiß wurden. Dann schrie ich und sah, wie sich Frauen die Ohren davon zuhielten und nach den Seiten ausrissen und Männer jäh niederstarrten. So war der Friedhof leer im Nu. Mir bebten die Glieder und, obgleich ich wußte, daß es gut war, was ich getan, fielen mir die Tränen. Ich wandte mich um, der Gruft zu, und die Tropfen pochten auf die Särge nieder.

Dann folgten die Jahre, fern unserer Linde, fern dem Ahorn. Nach Seife und altem Kirschholz rochen der Tante Stuben, nach Tabak Onkels Schreibzimmer, wo ich mit ihm über Kaffee und Salz regierte. Abend entrollte der gute Onkel über dem Riesenbauch die Zeitung und las den wirtschaftlichen Teil mit pfeifenden Lippen, aus denen ein Speicheltröpfchen in den Bart hineinglitzte. Daneben strickte die Tante, wahrhaftig sie strickte noch, und fand es lustig, wenn ich als Erzmoderner darüber lachte, und hob die Nadel und kratzte sich in den Haaren. So war die Tante, und hätte sie mitsamt dem Onkel der Blitz erschlagen, ich hätte geweint, ich hätte sie betrauert, aber jene Szene am Friedhof hätte ich nicht aufgeführt. Böse genug, daß ich ihnen eine andere aufführte — und da weinten sie, aber je öfter sie es tun mußten, umso mehr Salz war in ihren Tränen, bis sie hart waren wie Stein. Da warfen sie mich aus dem Haus. Ich sollte von ihrer Tochter lassen und ich tats nicht. Die Tochter war etliche

Jahre älter als ich und schon Witwe. Gerade, als Onkel meinen Wunsch erfüllte und mich die Universität besuchen ließ, drei Tage vor der Abreise, fings an. Ich hatte wenig dazu getan. Auf der Treppe zog sie mich an den Haaren. Ich war stumpf vor unfaßbarem Glück und erklärte, Onkel lieber bei Kaffee und Salz zu helfen als unnützes Zeug zu lernen. Er lachte vor Freude. Die verging ihm rasch. Ein Jahr ist es her, da lag sie morgens bei mir. Sie hatte es gewollt. Die Alten heulten, bis sie mich ließ, aber nur für kurz und wieder kam. Ja, ich wohnte damals schon bei Onkel Theodor im Gartenhäuschen, saß in dessen Kanzlei über allerlei Küchengeschirr. Sie stellten mir die Frage, ob ich ihre Unterstützung verlieren wolle, Studium, den Handel mit Salz und Kaffee, oder Else lasse. Ich pfiff auf ihre Unterstützung, Salz und Kaffee. Das war vor fünf Tagen. Gestern fuhren sie ab, alle beide, Onkel Heinrich und Tante Lore, und in ihrer Mitte Else. Die lachte und sah mich an, als ich auf dem Bahnsteig stand. Ich weiß nicht recht, worüber sie lachte. Nächstens will ich darüber klar werden, was sie für ein Mensch ist. Vorläufig aber ist es wichtiger, daß mich Onkel Theodor aus dem Gartenhäuschen warf. Vom Vermögen meiner Eltern mag noch einiges vorhanden sein. Das Haus hatte Onkel Heinrich gehört, die Möbel hatte er durch Onkel Theodor verkaufen lassen und der hielt alles in Verwahrung. „Da du aber deiner Verwandtschaft Schande bereitet hast, halte ich es für meine Pflicht, dir das sauer Verdiente deines Vaters erst am Tage deiner Großjährigkeit auszuhändigen. Bis dahin schlage dich durch. Gott mir dir!" — Onkel Theodor, der liebe Thedionkel, war ein Betbruder. Sauer Verdiente — hatte er gesagt. Mein Vater hatte nichts sauer verdient, ihm war es leicht von der Hand und in die Hand gegangen, diesen Onkeln floß der Schweiß, wenn sie einen Gedanken fassen wollten, der ihnen nicht hundertmal vorgedacht worden war. Und großjährig werde ich erst in einem Halbjahr. So saß ich nun da vor dem Rheinriesling und der letzte Geldschein in der Tasche war eine Halbe wert.

Gerhard von Mutius als Philosoph

Von Alfred Pomarius

Wenige wissen, daß Gerhard v. Mutius, Deutschlands neuer Gesandter in Bukarest, auch als philosophischer Schriftsteller tätig ist und mehrere Werke verfaßt hat, die seine innere geistige Zugehörigkeit zum Philosophenkreise um den Grafen Hermann v. Keyserling deutlich verraten. Mit seinem Philosophieren erfüllt Mutius sowohl eine ganz allgemeine Forderung unseres Zeitalters, als auch besonders die Forderung des neuen geistigen Deutschland, es ist die Forderung nach philosophischer Besinnung, die Forderung mitten aus dem praktischen Leben heraus, die Frage nach dem Sinn dieses Lebens zu stellen und nach einer Antwort zu suchen, die es ermöglicht, die alltäglichsten und die außergewöhnlichsten Augenblicke des menschlichen Daseins mit einem gemeinsamen Aspekte zu umfassen.

Philosophische Besinnung, innerliche Vertiefung der Lebensanschauung sind tragende Ideen auch dieser Zeitschrift und so ist es ihr eine freudig erfüllte Pflicht in Mutius, den seine politische Mission in den näheren Gesichtskreis unseres Volkes geführt hat, auch einen mitschaffenden Vertreter des geistigen Deutschlands zu begrüßen.

Von G. v. Mutius liegen bisher drei Werke vor. Das erste „Die drei Reiche“,[1]) wurde im Jahre 1921 mit dem Nietzschepreis ausgezeichnet. Ihm folgte „Gedanke und Erlebnis“[2]), das man als sein bisheriges Hauptwerk ansehen kann, und endlich das auch in dieser Zeitschrift besprochene Buch „Jenseits von Person und Sache“[3]).

Mutius ist nicht Systematiker. Er ist es nicht aus Überlegung heraus nicht, denn sonst wäre er Skeptiker. Er ist es nicht der ganzen Art seines Erlebens nach in dem starke künstlerische Wesensseiten die systematische Festlegung, die schließlich auf dem Wege alles Philosophierens liegt, hinausschieben. Auf die Atmosphäre, die über seinen Büchern liegt, paßt ein Satz, den er für einen etwas andern Zusammenhang niederschrieb: „Alle dogmatische Formulierung ist schon ein Sündenfall aus der Sphäre des Unaussprechlichen“. Man kann diesen Satz dahin ergänzen, daß alle Formulierung und sei sie noch so wenig dogmatisch, schon die Wendung zu einem solchen Sündenfall ist. Das heißt, auf

[1]) 2. Auflage 1920. Verlag Otto Reichl, Darmstadt. [2]) Reichl, Darmstadt, 1922. [3]) Verlag F. Bruckmann, München, 1925.

den Philosophen angewendet, daß, so sehr er auch die Systematik bewußt oder unbewußt meidet, doch immer ein Systemgedanke hinter seinen Formulierungen steckt. Alle philosophische Formulierung ist gewissermaßen das System in statu nascendi, ein Differential des Systems. Das zeigt sich immer an der großen gemeinsamen geistigen Linie, die durch jedes ernst zu nehmende philosophische Werk hindurchgeht. So ist es auch bei Mutius. Zwar ist seine Art zu philosophieren eine freie, künstlerisch ungebundene; ihn bedrängt, wie den Künstler, eine Fülle philosophischer Gesichte, die er in immer neuen Wendungen und Ausdrucksformen sprachliche Gestalt annehmen läßt. Alle aber kreisen sie um ein gemeinsames Zentralproblem, das sie mit philosophischem Verstehen zu durchdringen suchen. Und wenn nun auch Naturen wie Mutius vielleicht niemals eine bestimmte ihrer Formulierungen für ihrem Erlebnis völlig adäquat erklären werden und daher spät oder nie zum expliziten System vordringen, so ist dort auch ihre Gedankenwelt von einem immanenten System getragen, dessen ungeteilte Anwesenheit in jeder Einzelformulierung fühlbar wird.

Jener Brennpunkt, um den das philosophische Suchen Mutius' seine Kreise zieht, ist die Frage nach dem Sinn des individuellen Menschenlebens und des Lebens überhaupt. In der Frage nach dem Sinn des Lebens steckt meistens schon eine ganz bestimmte Erwartung drinnen, in betreff der zu findenden Antwort, die Erwartung nämlich, es werde sich wirklich ein Sinn für das Leben finden lassen, d. h. eine metaphysisch positive Bedeutsamkeit in ihm nachweisbar werden, gewissermaßen die Fähigkeit, eine bestimmte metaphysische Aufgabe allein lösen zu können. Fast immer steht dem so Fragenden schon vorher ein solcher Sinn des Lebens erlebnismäßig fest und es handelt sich eigentlich nur darum, den objektiven Ausdruck für eine Tatsache zu finden, deren er vor aller Spekulation sicher ist. Wir können mit Sicherheit annehmen, daß dies auch bei Mutius der Fall ist, daß er an die Bedeutsamkeit des Lebens aus einem unumstößlichen Grunderlebnis heraus unabhängig von allem Philosophieren glaubt und daß sein Philosophieren das Sich-Heraufringen dieses Glaubens in die Region der Begriffssprache der metaphysischen Spekulation ist.

Ein wirklicher Sinn des Lebens kann nach dem oben gesagten nur vorliegen, wenn das Absolute, mag man es nun Gott oder sonstwie nennen, des Lebens zur Entfaltung einer seiner positiven Wesensseiten bedarf. Man kann sich nämlich sehr wohl denken, daß das irdisch-menschliche Leben in Bausch und Bogen nur der

Ausfluß negativer Wesensseiten des Absoluten sei, gewissermaßen eine Verirrung des Absoluten, wie dies etwa die Philosophie Erwin Reisners glaubt. Daß auf diesem Wege streng genommen ein Sinn für das Leben kaum mehr übrig bleibt, indem der Sinnakzent zu ausschließlich auf den Tod rückt, ist offenbar. Nun ist ja zweierlei nicht zu leugnen. Erstens, daß zweifellos negative Wesensseiten des Absoluten ins Leben eingehen. Zweitens, daß jener Sinn des Todes wie ihn lebenverneinende Weltansichten schroff verabsolutieren tatsächlich besteht, daß nämlich der Tod für das Individuum die Vereinigung κατ ἐξοχην mit dem Absoluten bedeutet. Damit ist aber der Fall nicht ausgeschlossen, daß es eine andere Art der Berührung mit dem Absoluten gibt, die nur dem Leben allein vorbehalten bleibt, ein Sich-selbst-Offenbarwerden, ein Zu-sich-selbst-Finden des Absoluten im Leben selbst. Das ist es, wonach das Philosophieren Gerhards v. Mutius fahndet.

Wenn man den Tod als eine Art Urform der Vereinigung mit dem Absoluten ansieht, so muß trotz aller Unvergleichlichkeit mit dem Tode doch wenigstens eine logische Übereinstimmung zwischen ihm und der gesuchten, dem Leben allein eigentümlichen, Vereinigungsart mit dem Absoluten zu finden sein. Der Tod ist das Verschwinden aller Gegensätze, das Aufhören aller Vielheit. Damit erhalten diese Erscheinungen gewissermaßen die Würde von Merkmalen der Annäherung an das Absolute. Ist eine Funktion des Lebens aufweisbar, die diese Erscheinungen in einer nur ihm gegebenen Art vollziehbar macht, so wäre in ihr der gesuchte Sinn des Lebens gefunden. Einen solchen Schatz gehoben zu haben, ist nun tatsächlich der Anspruch des Philosophieren Gerhards v. Mutius und seine Bücher stehen im Dienst des Nachweises der Anwesenheit und Wirksamkeit einer so gearteten Funktion des Lebens.

Was also von einer solchen Funktion gefordert wird, ist einmal die im Leben sich fortwährend öffnenden Gegensätzlichkeiten aufheben zu können und zum zweiten aber auch die Kraft, diese Fähigkeit bis in innerste metaphysische Tiefen zu tragen, denn es soll sich ja letzten Endes um eine Selbst-Offenbarung des Absoluten handeln; beides zusammengefaßt ergibt demnach die Forderung, den metaphysisch bedeutsamsten Gegensatz aufheben zu können, in den sich das lebende Individuum hineingestellt sieht, den Gegensatz von Subjekt und Objekt, Ich und Welt.

An diesem Punkte nun hat eine gewisse Klärung der Ausdrucks-

weise zu erfolgen. Hatte es sich soeben darum gehandelt, die Übereinstimmung der hier in Rede stehenden ins Leben eingreifenden Funktion mit dem Tode festzustellen, so muß nunmehr auch ihr Unterschied angegeben werden. Er besteht in folgendem. Der Tod hebt allen Gegensatz auf, indem er sowohl das Subjekt als auch das Objekt als solche aufhebt; darin liegt seine unübertreffliche Radikalheit. Niemals, solange man innerhalb des Lebens selbst bleibt, sind Subjekt und Objekt als solche aufhebbar; es kann sich vielmehr nur darum handeln die Momente an ihnen aufzuheben, die die Gegensätzlichkeit, die Feindseligkeit, den Zerfall zwischen ihnen bedingen. Also an Stelle des Verschwindens von Subjekt und Objekt, die Harmonie, den Gleichklang zwischen ihnen.

Die Erfüllung dieses Anspruches gewährt diejenige Sphäre, die Mutius „das dritte Reich" nennnt. Die Worterklärung ist einfach: das eine Reich ist das des Objektes, das andere das des Subjektes und das dritte eben das ihnen gemeinsame. Die Sacherklärung ist schon schwieriger. Rein logisch aber läßt sich zunächst ableiten, daß jenes dritte Reich, wenn es auch ein „drittes" ist, doch die Summe aller Lebensaugenblicke in zwei Kategorien teilt, solche, in denen die Zweiheit Subjekt-Objekt in ihrer Gegensätzlichkeit gefühlt wird und solche in denen das Gefühl der Harmonie dieser Zweiheit überwiegt. In der ersteren Kategorie bewegt sich das Leben, wenn es denkt und wenn es handelt, in der zweiten dagegen, wenn es erlebt, diese Antithese, grundlegend für die Philosophie Gerhards v. Mutius, hat den Titel des Buches „Gedanke und Erlebnis" geboren. „Der Gedanke im weitesten Sinne des Wortes, jeder Gedanke ist objektbildende Funktion", er bedeutet das Aufsteigen des Objektes vor dem Subjekt, das Innewerden des Bestehens eines Nicht-Ich, eines „fremden Gesetzes", aber zunächst ein bloßes Innewerden, ein Verharren in kontemplativer Feststellung. Aber in allem Denken liegt der Keim zum Handeln, es ist in allem Denken etwas wie das Abmessen einer Distanz und ein Rüsten zum Sprung über den trennenden Spalt, der sich geöffnet hat. Dieser Sprung ist die Tat selbst, das Hinübertragen des eigenen Gesetzes in das fremde, der „Funke" der zwischen den beiden ungleichnamigen Polen überspringt, wenn die Spannung einen gewissen höchsten Grad erreicht hat. (Zur näheren Klärung sei hier noch besonders bemerkt, daß es sich hier nicht bloß um physisches Thun, sondern auch um die geistige Tat, ja besonders um sie handelt). Im letzteren Bilde ist nun gleichzeitig angedeutet, daß

das Überspringen des Funkens die Spannung nunmehr löst „daß die Spannung zwischen dem eigenen und dem fremden Gesetz durch die Tat jedesmal überwunden wird, daß sie in dem Erlebnis mündet.“[1]) Das Erlebnis ist also der aus dem Energieaustausch zwischen Subjekt und Objekt hervorgegangene Gleichgewichtszustand, es ist nicht das Subjekt zum Objekt geworden oder umgekehrt, sondern es ist als ob sich beide eines Teiles ihres Selbst entäußert und sich auf einer mittleren Linie gefunden hätten. Mutius selbst beschreibt die eben geschilderten beiden Grundrichtungen, in die alle Lebensäußerungen sich teilen, folgendermassen (Ged. u. Erl. p. 23–24): „Die eine Richtung geht auf das Objekt und treibt den korrelativen Begriff des Subjektes hervor, die andere geht auf einer tieferen Verschmelzung von Subjekt und Objekt. Die erstere beruht auf der Spannung zwischen dem eigenen und fremden Gesetz, das eigene will über das fremde Herr werden, dasselbe durch Erkennen und Handeln überwinden. Hier ist alles Entwickelung und Fortschritt. Die zweite Tendenz geht auf die Lösung zu, die dann nur in der Überwindung jenes Gegensatzes von Subjekt und Objekt in einem Zustande gefunden werden kann, wo im Idealfall die aus der Subjekt-Objektbeziehung sich ergebenden Fragen überhaupt nicht mehr gestellt werden, wo der Wert überpersönlich und gegenwärtig alles Fragen und Suchen zum Schweigen bringt. In diesem Sinne sind Tat, oder wenn wir uns auf die Analyse unseres Innern beschränkten, der Gedanke und das Erlebnis die beiden Pole unserer Erfahrung. Immer wieder muß unser Bewußtsein sich zum Gedanken steigern, das Objekt ergreifen, um es handelnd umzugestalten, sich auszubilden, und gleichzeitig trägt auch jeder Lebensmoment einen Ton der Selbstgenügsamkeit, der die Spannung zwischen Subjekt und Objekt auslöscht. In dieser Richtung liegt der andere Pol, die qualitative, die Erlebnisseite unserer Erfahrung.“

Das Leben ist also hier verstanden als ein Phasenwechsel zweier Zustandsarten, von denen jede die andere dialektisch aus sich hervortreibt. Das Ineinanderruhen von Subjekt und Objekt im „dritten Reich“ ist also immer vorübergehender Art; es macht immer wieder neuem Auseinandertreten, neuer Objektbildung Platz. Dies ist das Eine, das zur näheren Charakterisierung des dritten Reiches anzumerken wäre. Das andere ist dies: die einzelnen Phasen der Harmonisierung des Subjekt-Objekt-Gegensatzes sind untereinander un-

[1]) Ged. u. Erl. p. 57.

gleich, diese Harmonisierung ist auf verschiedenen Wegen in verschiedenen Formen vollziehbar, die ein mehr oder weniger vollkommenes Vollziehen in sich schließen und daher eine metaphysisch verschiedenstarke Bedeutsamkeit besitzen. Es eröffnet sich hier der Gedanke einer Stufenfolge solcher Formen der Subjekt-Objekt-Harmonisierung, einer Hierarchie des dritten Reiches, die näher auszuführen Mutius noch schuldig ist. Zwar enthalten seine Bücher zahlreiche Hinweise auf diese Stufenfolge und er behandelt eingehend einzelne Ausschnitte derselben, aber eine geschlossene erschöpfendere Darstellung steht noch aus. Einer der untersten Grade dieser Stufenfolge ist z. B. schon die Qualität der sinnlichen Wahrnehmung. Mutius schreibt hierüber etwa: „Und doch ist die blaue Farbe des Himmels nicht nur im Auge, sondern auch in der Luft, sie ist eben ein Drittes, das aus dem Sinnesapparat und dem objektiven Reiz entsteht. Die Qualität steht jenseits des durch die praktische Spannung hervorgerufenen Gegensatzes von Subjekt und Objekt (die drei Reiche pag. 207). Eine ähnlich „primitive" Stufe des dritten Reiches ist der Genuß. „Der Genuß ist der jedesmalige Zusammenklang von Anspruch und Erfüllung, des eigenen und des fremden Gesetzes" (Ged. u. Erl. pag. 153). Was ist es nun, was an diesen Stufen die Primitivität ausmacht? Es ist offenbar das, daß nur oberflächliche Schichten des Objektes und Subjektes sich hier sehr flüchtig und zufällig ineinandersenken, daß die Harmonisierung nebensächliche Momente betrifft und durch ein zufälliges Zusammentreffen äußerer Bedingungen möglich wird. Ähnlich wie dies folgende Worte schildern: „Wie der Genußsüchtige nur dem Augenblicke opfert, so verkauft sich der Zweckmensch an den Götzen des Erfolgs. Der eine überschätzt einen objektiv-zeitlichen, der andere einen objektiv-räumlichen Punkt im Weltgefüge" (Ged. u. Erl. pag. 192). Der an das dritte Reich zu stellende Anspruch geht aber darauf, eine den Augenblicksbedingungen entrückte Harmonie zu ermöglichen, was offenbar nur eintreten kann, wenn tiefergelegene Schichten von Subjekt und Objekt sich harmonisieren. Einen derartigen Zusammenklang zwischen Subjekt und Objekt nun gewährt das, was wir Werterlebnis nennen. Ein Werterlebnis haben, bedeutet das Bewußtsein haben, daß man im unaufhörlichen Kampf und Vorwärtsdrängen des Lebens einen Punkt der Ruhe, der Erfüllung des erreichten Zieles gefunden habe und zwar in einer Schicht, die schon jenseits der sinnlichen Welterscheinungen liegt; es treffen hier nicht mehr nur Sinnesapparat und objektiver Reiz zusammen, sondern

der Geist des Subjektes mit dem Geist des Objektes selbst. Es ist also die größere Nähe am Absoluten, die das Erleben des Wertes vom Erleben der Qualität in sinnlicher Wahrnehmung, Genuß usw. unterscheidet. Trotzdem — und gerade hier liegt das Neue in der Ansicht Mutius', das, wodurch die Augenblicke des Alltags und die seltensten Feierstunden des Lebens miteinander zu einer übergeordneten Einheit verschmelzen — trotzdem sind diese vom Werte nicht wesensverschieden, sondern es gibt eine gemeinsame Kategorie, die sie alle umfaßt. „In irgend einem Sinne ist daher die Qualität immer Wertgegenwart, Werterlebnis" (Ged. u. Erl. pag. 47), „relative Wertgegenwart"; in irgend einem Sinn ist auch der Genuß, die Zweckhandlung auf den Wert gerichtet. Diese Verwandtschaft äußert sich auch darin, daß, trotzdem das Werterleben sich in der metaphysisch bedeutsamsten Schicht des menschlichen Individuums abspielt, so daß es geradezu als der eigentliche Sinn des Menschenlebens bezeichnet werden kann, es doch der allgemeinen Dialektik nicht entgeht, die allem Leben unentrinnbar aufgeprägt ist; d. h. auch das Werterleben fühlt sich immer noch über sich hinausgetrieben auf einen absoluten Wert hin, den in diesem Leben zu erreichen es sich doch unvermögend spürt.

Die konkreteste Aufgabe, die allem Philosophieren über das Werterlebnis zufällt, ist nun diese, die verschiedenen Formen des Werterlebens wie ästhetisches, religiöses, sittliches Erleben usw. in ihrem Wesen verständlich zu machen und gegeneinander abzugrenzen. Dieser Aufgabe dienen die Bücher Mutius in weitgehendem Maße. Der ganze systematische Ansatz, in den im Vorhergehenden seine Gedankengänge eingekleidet worden sind, entsteht und enthüllt sich — teilweise nur zwischen den Zeilen lesbar — in dem konkreten Bemühen um die großen Probleme des Geistes und Kulturlebens; seinen Blick hat die große Erschütterung des Weltkrieges zuerst auf die innere Krise unserer Kultur gerichtet und wohl wesentlich die Besinnung hierüber hat sein Nachdenken über die Probleme des staatlichen, sozialen, politischen Lebens, der Ästhetik, Wissenschaft und Religionsphilosophie hervorgetrieben, denen die Aufsatzreihen seiner Bücher gewidmet sind. Auf das Einzelne kann und soll hier nicht eingegangen werden; hier handelt es sich nur um den roten philosophischen Faden, der die äußerlich meist lose aneinandergeknüpften Aufsätze innerlich zu einer Einheit bindet.

Um diesen Faden festzuhalten, werden wir nun auch das, was Mutius zur Charakterisierung der geistigen Wertgebiete vorbringt,

an das bisher Gesagte anknüpfen müssen. Da stellt sich nun — wenn man daran denkt, daß schon früher die Rede von oberflächlichen und tieferen Schichten im Subjekt und Objekt die Rede war — wie von selbst folgender Gedanke ein. Es könnte die Verschiedenheit der Werterlebnisse im höheren Geistesleben damit zusammenhängen, daß die Harmonisierung zwischen Objekt und Subjekt nicht immer zwischen derselben Sphäre des Objekt einerseits und des Subjekt andererseits stattfindet. Denkt man sich etwa eine tiefere Schicht des Subjekts mit einer oberflächlicheren des Objekt harmonisiert, so würde eine Art Überwiegen des Subjektiven im resultierenden Erlebnis die Folge sein; im umgekehrten Falle ein Überwiegen des Objektiven. Es mag dahin gestellt bleiben, inwieweit eine solche Spekulation sich aufrecht erhalten ließe, jedenfalls aber findet Mutius gerade in dieser Richtung wichtige Unterscheidungsmerkmale der Werterlebnisse und charakterisiert ganz in diesem Sinne das Ästhetische durch das Überwiegen des Objektiven, das Ethische und Religiöse durch das Überwiegen des Subjektiven. „Das Schöne ist das vollendet gedachte Objekt, dem das Subjekt mit unbedingtem Eros gegenübersteht. Denn mag auch das Schöne erkenntnistheoretisch in besonderem Grade des vorstellenden und weitenden Subjekten bedürfen, so ist es doch gerade seine Eigenart, daß es „selig in ihm selbst", d. h. unabhängig vom Subjekt als vollkommen erscheint." (Ged. u. Erl. p. 298). „Mehr von der Seite des Subjektes aus inkarniert sich die Ganzheit, der Wert in der Idee des Guten, die in dem guten Willen ihren konzentrierten Ausdruck findet" (a. a. O. p. 299). Die Religion bezeichnet Mutius (a. a. O. p. 197) als eine Art „Übergangsphänomen" zwischen Kunst und Sittlichkeit, das man aber auch als diesen Erscheinungen übergeordnet und sie selbst als „Verzweigungen des religiösen Bewußtseins" ansehen könne. Nur in der Ausdrucksweise verschieden, dem Sinne nach dasselbe wie oben, bedeutet die bei ihm häufig anzutreffende Bemerkung, daß im ästhetischen Erleben die Vorstellung, im religiösen der Wille überwiege. — Es ist ganz klar, daß sich hier innerhalb des höheren Wertlebens selbst eine ähnliche Antithetik wiederholt, wie sie bereits früher die viel umfassendere Gegenüberstellung von Gedanke und Erlebnis feststellte. Das Ästhetische entspricht im höheren Werterleben dem „Gedanken". Das Religiöse dem „Erlebnis" und es taucht hier die Idee eines Grundgegensatzes auf, der sich durch das Leben zieht und sich irgendwie in all diesen Gegensatzpaaren, wie Objekt-Subjekt, Gedanke und Erlebnis, Vorstellung-Wille, Ästhetisches-Religiöses usw. ausspricht.

Immer wieder verfolgt Mutius in seinen Büchern diese Gedankengänge, um ihnen andererseits auch die Perspektive gegenüberzustellen, daß die Elemente dieses Grundgegensatzes wohl niemals im Leben rein anzutreffen seien, sondern in jedem realen Lebensakt — und darin liegt gerade der unerschöpfliche Reichtum des weichlichen Lebens — schon untereinander gemischt auftreten, daß also jeder Lebensmoment ein wahrhaft mikrokosmisches Innengefüge habe, in dem auch bei noch so starkem Überwiegen eines Tones, doch auch alle übrigen mitschwingen und „vom Feinhörigen heraus gehört werden können".

Wenn man nach einer Etikette sucht, könnte man die Weltanschauung Gerhard v. Mutius als einen Wertrealismus bezeichnen. Denn tatsächlich wird von ihm in einem weitgehenden Maße die Wirklichkeit als ein Wert, der Wert als eine Wirklichkeit gefaßt. Jedenfalls ist seine Philosophie im eigentlichsten Sinne des Wortes diesseitig, d. h. sie legt einen positiven Akzent auf das Diesseits.

Über diese „Diesseitigkeit" sind noch einige Worte zu sagen: sie ist weder naiv, noch ist sie flach, sie ist vielmehr sentimentalisch im Schillerschen Sinne, d. h. sie hat einen Zug ins Tragische; er kommt in dem Bekenntnis zum Vorschein, daß das Leben doch niemals den absoluten Wert erreichen könne. Das für diese Tragik der Intellekt verantwortlich zu machen sei, wußte schon Schiller, aber sein sentimentalischer Mensch bejaht den Riß, den der Intellekt zwischen ihm und die Natur gelegt hat und verrät darin, daß in ihm Kräfte wirken, die jenen Riß zu überbrücken im Stande sind. Darin offenbart sich aber im tiefsten Grunde ein Rest von Naivität, und zwar kann diese nirgend anders, als in der Einstellung zum Tragischen selbst liegen. Der sentimentalische Mensch ist ein solcher, der gewißermaßen dem Tragischen selbst gegenüber naiv, d. h. werthaft empfindet. Der naive Mensch, könnte man sagen, empfindet die Tragik nicht, der sentimentalische empfindet das Negative der Tragik nicht. Zwar nicht von dieser Überlegung ausgehend, aber ganz in ihrem Sinn unterscheidet Mutius zwei Formen des tragischen Erlebens. Die eine ist lustbetont, denn ihr ist das Tragische ein Quellpunkt tiefer Werterlebnisse und daher ein Stimulans des Lebens; sie ist für ihn den sentimentalischen Menschen, charakteristischerweise das eigentlich „tragische" Empfinden. Die andere ist unlustbetont, sie ist das Zerbrechen am Tragischen, aus dem Nihilismus und Resignation hervorgehen, Mutius nennt sie das Empfinden des „Traurigen". Diese Unterscheidung, auf deren Einzelheiten einzugehen der Raum hier ver-

bietet, ist jedenfalls ganz grundlegend für die innere Geschlossenheit der Weltanschauung Gerhard v. Mutius, er hat sich mit ihr eine allgemeinste Kategorie geschaffen, unter der sein Philosophieren betrachtet werden kann. Seine Philosophie ist die des sentimentalischen Menschen, sie ist daher „tragisch" aber nicht „traurig". Und das ist wirklich ein letztes Wort, das man über sie sagen kann.

Unsere Bauern und die letzten Dinge

Von Misch Orend

Wie die Bauern aus Urzeiten eine geistige Überlieferung pflegen und wie sie innerhalb des Dorfes sich in Stände gliedern, die nicht allein der Besitz bestimmt, sondern die geistige Gesamtlage, so gliedern sie sich an die höchsten und letzten Dinge. Gerade hier ist die Schichtung mannigfaltig und in zarten Übergängen, die um so schwerer zu fassen sind, als sie sich selten in klarem Bewußtsein spiegeln, sondern nur gefühlsmäßig, allgemein und in großen Begriffen behandelt werden, oft mit Ausdrücken, die dem Bauern die Kirche übermittelte.

Und doch sind unzählige Momente, die die Kirche nicht hat überwinden können, oder die sich nebenher bildeten und die geistige Lage der Bauern bestimmen.

Wie sie schon von der Witterung gänzlich abhängig sind und sie in abwartender Ruhe über sich ergehen lassen, so tun sie es auch mit Schicksalsschlägen und bemühen sich, bei jedem Unglücksfall noch einen Vorteil zu finden: es ist nichts so schlecht, daß es nicht noch zu etwas gut wäre. Wo jedoch kein Vorteil sichtbar wird, ergeben sie sich mit fatalistischem Verzicht darein: es ist mir so bestimmt gewesen. Wer aber der Bestimmende war, wer der Urgrund alles Geschehens ist? Hier setzt die Schichtung ein vom primitiven Zauberglauben an bis zur abgeklärten Schicksalsverbundenheit.

Gemeinsam ist allen der Fatalismus, der sie bei unvorhergesehenen Unglücksfällen in der Wirtschaft oder in der Familie beherrscht und der leicht von Außenstehenden als Gefühllosigkeit oder als das Fehlen jedes männlichen Zugreifens bezeichnet wird. Im Grunde aber ist es

die lange Erfahrung, die viele Geschlechter in ähnlichen Fällen gemacht haben, und die rät, das Unabänderliche an sich vorüber gehen zu lassen, denn „Zeit bringt Rat". Daher haben sie für alles das, was sie nicht ändern können, die Formel: was soll man!

Aus Urzeiten hat sich der Glaube an Zauberwesen erhalten und im geheimen glauben manche an sie, offen doch nur wenige. Vielfach sind es Frauen, die diesem Zauberglauben huldigen, doch vereinzelt gibt es auch Männer, und gegen den Spott der andern wehren sie sich, indem sie erwidern: nützt es nichts, so schadet es auch nicht.

Krankheits- und Liebeszauber, Sternorakel und Fruchtbarkeitszauber sind die gebräuchlichsten. Nicht selten werden Rumäninnen zu Rate gezogen, da man ihnen, die noch tief im Volksglauben stehen, mehr Geschick und Macht über die Zauberwesen zutraut, als den sächsischen Frauen. Auch rumänische Pfarrer stehen im Ruf, durch geheime gottesdienstliche Künste das gestohlene Gut ausfindig zu machen oder Unglück auf den Dieb oder auch auf persönliche Feinde herabbeschwören zu können.

Beklemmungszustände in der Nacht oder am heißen Mittag werden dem Alf und Prikulitsch zugeschoben. Nachts melken Truden die Kühe — und manche schlaue Frau machte sich diesen Glauben zu nutze und melkte der Nachbarin die Kühe.

Eine lebhafte Einbildungskraft ließ diese und andere Wesen sich bilden und der Mangel im Verstehen des Naturgeschehens machte diese Gebilde wahrhaft aus der klaren Überlegung: wo eine Wirkung ist, muß auch eine Ursache sein. Begünstigt wird diese Annahme durch die Fähigkeit mancher Bauern, Gesichte zu haben von Dingen, die andere nicht sehen.

Ein zweites Moment ist das Fehlen eines andauernden Willens, schwere Schicksalsschläge mit Ruhe über sich ergehen zu lassen; und aus dem Wunsch, das Unabänderliche doch noch irgendwie zu ändern, versuchen sie es mit magischen Kräften, die, wenn sie auch nicht nützen, ihnen doch Beruhigung geben.

Ein Zeichen dafür jedoch, daß nur geistig tiefer stehende Schichten des Dorfes an die Macht der Zauberwesen glauben, ist der Spott der andern; daher werden alle Besprechungen im Geheimen getan oder in der Nacht.

Was in früheren Zeiten allgemeiner Dorfbrauch war und seine Wirkung verloren hat, lebt noch eine lange Zeit unter den Kindern, und es ist bedeutsam, daß alle Zauberwesen hauptsächlich unter den

Kindern noch im lebendigsten Glauben stehen; sie haben den wilden Mann am Waldrand gesehen oder den Prikulitsch auf der Wiese als Hund.

In ganz anderer Art suchen die Gemeinschaftler über das Schicksal Macht zu gewinnen. Es sind dies meist Menschen, die Schweres erlebt haben und die mit diesen Erlebnissen nicht fertig wurden, innerlich zarte Naturen, schweren Schicksalsschlägen nicht gewachsen. Sie verschmähen es, durch Zaubersprüche, die doch nur gelegentlich und oberflächlich wirken, sich zu beruhigen, da die Unruhe bis auf den tiefsten Grund ihres Seins rührt und ohne Unterlaß sie quält.

Es sind dies die tiefen leidenden Menschen, die ihr Leid nicht überwinden können. Sie greifen zur Bibel und leben ganz in dieser Welt, die sie sich dem Buchstaben und ihrem eigenen Zustand gemäß zurechtgeschaffen haben. Und da es darunter Bauern mit feiner Intelligenz gibt, lesen und erklären sie miteinander die Bibel und finden im Bewußtsein, bessere Menschen zu sein, als die andern, die Rechtfertigung ihres Leides.

Es gibt dieser Art wenige Familien in den Dörfern, die im Bibellesen und frommen Handlungen ihre Lebensberuhigung suchen. Sie werden von den andern Bauern als „Heilige" bezeichnet, was halb mit Spott, halb mit Scheu ausgesprochen wird. Im allgemeinen empfindet man ihre frömmelnde Art als unmännlich und die führenden Bauern haben für sie nur ein Achselzucken.

Die Unfähigkeit, das Leben und das Schicksal zu meistern, läßt sie ein künftiges Leben im Jenseits erhoffen, das sie in ihrer innern Unruhe in allernächster Zeit erwarten. Für dieses eigentliche Leben bereiten sie sich vor uud hier erst werden sie emporgehoben werden und das darstellen, was sie in ihrem Innern von sich fühlen und was von den Menschen dieser Welt verkannt und verspottet wird.

Sie allein nehmen die biblischen Lehren ernst und bemühen sich, sie ins Leben umzusetzen. Aus der innern Beruhigung, die sie hiedurch erfahren, schöpfen sie den Mut, auch andern ihr Heil zu bringen und so ziehen einzelne Bauernburschen mit Schriften durch die Dörfer und verkünden den neuen Glauben und das Weltgericht, das in wenigen Jahren über die Menschheit hereinbrechen wird. Da die Gemeinschaftler im Verkehr bescheiden und rücksichtsvoll auftreten, läßt man sie gewähren, geht ihnen aber nach Möglichkeit aus dem Wege.

Die führenden Schichten des Dorfes sind religiös indifferent. Die Bibel gilt ihnen als „ein Buch für die Schulkinder"; den „alten

Judengeschichten" können sie kein Interesse abgewinnen. Die kirchlichen Gebräuche machen sie mit, weil sie keine andern kennen, die sie vielleicht als ästhetische Reize unbewußt werten. Aus ihrer Geltung als Dorfführer leiten sie ihr Handeln ab, das für sie feststeht, ohne durch herabgeflehte Bestrafung gefestigt werden zu müssen. Ihre Handlungsweise entspringt ihrem Instinkt und ihrem Verantwortungsbewußtsein, das durch die öffentliche Meinung stets wachgehalten wird.

Das Welt- und Naturgeschehen steht für sie fest, an dem nicht gerüttelt werden kann. Ihr Schaffenstrieb ist auf die eigene Wirtschaft und auf die Dorfverwaltung gerichtet. Sie sind die Tatmenschen, die kein innerer Bruch zu großen und tiefen Reflexionen führt. Sie stehen mit beiden Füßen auf der Erde und ein ungewisses Jenseits macht ihnen keine Beklemmungen: stirbt man, so wird man begraben. Was dann folgt, geht sie nichts an. Wenn der Geistliche in anderem Sinne predigt, so meinen sie, daß das sein Beruf sei und von ihm gefordert werde.

Daher mischen sie sich in dogmatische Fragen nicht ein, selbst wenn sie im Kirchenrat sitzen, sondern betrachten ihr Amt als Verwalter des Kirchenvermögens und der Schule oder als Schiedsgericht über die Bruder- und Schwesterschaften, kurzum als Vorstand der Kirchengemeinde.

Im günstigsten Falle setzen sie sich theoretisch mit dem Weltgeschehen auseinander. Ob es einen Gott gibt oder nicht, ist für sie nicht das Wichtigste, sondern daß es ein gerechtes und billiges Handeln gibt; und darum werten sie den Geistlichen mehr nach seinem Charakter, als nach seiner religiösen Ergriffenheit, die sie allzuleicht als weibisches Frommtun abweisen. Wer mit tiefer Überzeugung spricht, so, als wollte er mit der Faust drein schlagen, den schätzen sie. Die Art gilt ihnen fast mehr, als das, was gesagt wird, da hier eben ein ganzer Mann spricht und nur vor dem Männlichen haben sie Achtung.

Der ausgesprochene Theoretiker hat über alle Dinge seine feste Meinung und läßt sich nicht so leicht überreden. Bücher überzeugen ihn nur, soweit sie seine eigenen Gedanken bekräftigen, skeptisch allem und jedem gegenüber glaubt er immer daran, daß es auch anders sein könnte. Bei ihm ist der Fatalismus auf das äußerste ausgeprägt.

Da er von sich aus urteilt, daß, wenn er sät, die Frucht wächst, und wenn er nichts sät, auch nichts wächst, so verallgemeinert er das auf das Allgeschehen und nimmt einen persönlichen Schöpfer als Weltenformer an, der die Welt ins Rollen brachte und von dem alles kommt, das Gute und das Böse, und der Mensch in seinem begrenzten

Wissen die Nützlichkeit des Bösen nicht erkennt. Der eine will Korn säen und braucht Regen, regnet es nun, so hat der andere Schaden, dessen Trauben zum Reifen die Sonne benötigen.

In seiner Skepsis geht er aber weiter, wenn er fragt: wenn Gott alles geschaffen hat, wer schuf denn Gott? Hier hört sein Fragen auf und er bestärkt sich im Glauben, daß der Mensch nicht alles wissen kann und sein Verstehen Grenzen hat, daher kann man auch das Schicksal nicht begreifen und man nimmt es, wie es kommt. Einmal bringt es Gutes, ein andermal Schlechtes und der Mensch weiß nicht warum.

Auch weiß er nicht, warum er lebt; da aber jedes Lebewesen Kinder zeugt und sie groß zieht, so tut das gleiche auch der Mensch und wenn er danach fragt, so versteht er es doch nicht, da dem menschlichen Verstand Grenzen gesetzt sind. Die Menschen müssen ein geregeltes Leben führen, denn veruntreut der eine fremde Güter, so wird der andere sich schadlos halten und dann entsteht Streit. Streit aber bringt den Menschen Unfrieden und in stetem Unfrieden können sie nicht leben, da sie verhindert werden, für die Notdurft des Lebens zu sorgen. Daher müssen sie sich ausgleichen und feste Gesetze schaffen, nach denen man leben soll. Wer die Gesetze übertritt, muß dafür Buße zahlen.

Da das Leben nur einmalig und kurz ist, lohnt es sich nicht, mehr zu schaffen, als nötig ist in dem Stande, in dem man lebt, sein gutes Auskommen zu haben und seinen Kindern so viel zu hinterlassen, daß sie ebenso ihr Leben gestalten. Was mehr ist, ist offenbar zwecklos und unvernünftig.

Diese Bauern sind die Philosophen des Dorfes. Für sie ist der Tod das Ende, der Körper geht in Erde über, wie der Leib des Tieres, das ebenso Vernunft hat, wie der Mensch, bloß eines fehlt ihm — die Sprache. — An der Hand eines einfachen logischen Gebäudes bauen sie sich ihre Welt- und Lebensanschauung auf; einige wenige Überzeugungssätze bilden den Grund, von dem aus sie schließen und in den sie das von ihnen erkannte Weltgeschehen eingliedern. Sie sind öfter anzutreffen und sie zeugen von dem geistigen Alter des sächsischen Bauern.

So zeigt sich auf dem Dorf eine Mannigfaltigkeit in der Anschauung über Welt und Leben, vom primitiven Zauberglauben über den christlichen Religiösen bis zum religiös unbewußten Tatmenschen und zum theoretisch-spekulativen Philosophen. Daß sie trotzdem friedlich Hof

an Hof wohnen und sich gegenseitig ungestört lassen in diesen geistigen Dingen, entspricht ihrem großen Gemeinschaftsgefühl, in dem die Lebenshaltung die Gleiche ist und nur deren Erklärung der geistigen Reife des Einzelnen entsprechend sich abwandelt.

Einiges über Sprachbeauftragung

Von Heinrich Zillich

Im Gegensatz zu den „Karpathen" hat sich der „Klingsor" die ästhetische Erziehung nicht zur Hauptaufgabe gesetzt. Gründe, außerhalb unserer Überlegung und Entscheidung, geboten es. Wenn aber eine den Ideen und der Deutung des Lebenssinns mehr zugewandte Zeitschrift wie diese die Kunst und was sich als solche gebärdet nicht betrachten wollte, auch nach deren ästhetischer Bedeutung hin, so verlöre sie ein weites Gebiet menschlichen Ausdrucks und wirkte ihrer eigentlichsten Aufgabe entgegen. Dazu verriete sie noch den Erfolg der geistigen Arbeit, die Adolf Meschendörfer in Siebenbürgen geleistet hat, an eine Schar Dilettanten, sie zerstörte die Atmosphäre geistiger Verantwortung, die dieser Mann geschaffen hat und die uns die Freiheit gibt, ungehemmter durch Kleinheit und Alltag nach Kunst zu streben. Solche Atmosphäre kann auch von außen zerstört werden. Sie zu bewahren und zu verdichten, ist unsere Pflicht.

Nun läßt sich dies verhältnismäßig leicht tun, wenn ein bestimmtes Buch vorliegt und aus dem fertigen Werk dessen Bedeutung abgezogen werden kann. Dringt aber der Geist, dem das Wort nicht gegeben ist, in ein breiteres Bett ein und sucht einen Gestaltung weniger streng fordernden Stoff als den in der Dichtung darzustellenden Menschen, so werden wir die Gefahr gewachsen sehen und unsere Aufgabe erschwert.

Wir haben in der Zeitschrift „Der Weg" ein solches Beispiel von einem Dilettantismus, der nicht ein beschränktes Feld eines empfindenden Herzens unzulänglich bestellt, was erfreulich wäre, wenn es gleich die Welt nicht erschütterte, von einem ganz besonderen Dilettantismus, der geradezu offenbarend aufzutreten meint. Beschreibt man sein Wesen oder besser: sein Un-Wesen, wie ich es im Märzheft des „Klingsor" getan habe, so sagt der Dilettant, der Einwand treffe

sein Eigentliches nicht, er sei verkannt worden. Mag er sich nun erstrecht tragisch drapieren, er hat nicht ganz unrecht. Stellt sich auch der Dichter hinaus: versachlicht, faßbar und erblickbar, so doch nicht dieser Dilettant.

Er, der das Leben verdichten, es auf den wesentlichen Gehalt zurückführen will, ist verdammt, sich selbst nicht zu kennen und damit auch die Umwelt nicht. Die Angst vor den Entdeckungen, die er bei sich machen müßte, ist seinen guten Stunden sicherlich nicht fremd — welcher Gott wäre hart genug, ihm nicht wenigstens dies Memento zu gewähren! — aber sie ist auch nur eine dilettantische Angst; er glaubt ihr nicht lange. Ihm fehlt eben der Punkt, aus dem er zu kurieren wäre. Sein Fall ist belanglos, aber die Gefahr, daß er zu sich die Wortverlorenen lockt, muß eingedämmt werden. Zeigen wir die lebende Sprachlosigkeit in ihrer Sprache auf.

Meine Kritik seiner Zeitschrift bespricht Bruckner, der Herausgeber des „Weg", wie folgt:

> „Heinrich Zillich schreibt im Klingsor: Jugend vor dem Spiegel. Es ist so, daß die Jugend vor dem Spiegel inspiriert werden soll, den Spiegel vor sich zu zerschlagen, oder sonst mit einer schillerisch angehauchten Tat, den Beweis erbringt, daß sie ein Kerl sei."

An diesem Satz, den einen deutschen zu nennen keinem Botokuden einfiele, erweist sich die Unfähigkeit Bruckners, Tatsachen zu schildern. Ich habe wohl im „Klingsor: Jugend vor dem Spiegel" geschrieben, aber das war wörtlich die Überschrift meines Aufsatzes. Berichtet er über diesen — und es ist kaum anzunehmen, daß er den Titel allein besprechen will — so hätte er sagen müssen, daß ich über die Jugend geschrieben habe. Wer diese Jugend ist, teilt er nicht mit. In seinem Innersten getroffen, vergißt er ganz, daß ihm auch jemand zuhören und, was weniger zu erwarten ist, daß jemand die Absicht haben könnte, auf seine Worte etwas zu geben. Von vornherein schon ist seine Replik für den, der meinen Aufsatz nicht gelesen hat, unverständlich, besonders durch das seltsame „Es ist so ..." Ich habe nach wiederholtem Lesen herausgetüftelt, daß in diesen drei Wörtern so etwas wie ein Resumee meines Aufsatzes steckt. Er will sagen „Zillich meint ..." oder „Zillich will ...". Allerdings traute ich mich nur zögernd zu dieser Deutung, weil die fehlerhafte Konstruktion „erbringt" statt „zu erbringen" einen Sinn zu verbergen schien. Wie ich nun zuversichtlich annehme, lautet der Satz in deutscher Sprache und mit deutscher Zeichensetzung so:

„Zillich will die „Jugend vor dem Spiegel" dazu inspirieren, den Spiegel vor sich zu zerschlagen oder mit einer anderen schillerisch angehauchten Tat den Beweis zu erbringen, daß sie ein Kerl sei."

Ich bitte den Leser um Nachsicht. Auch dieser Satz ist noch schlecht. Ich weiß nicht, was eine schillerisch angehauchte Tat ist, und fürchte, sage ich dies, daß der Logiker Bruckner an meiner Feststellung im März, es fehle seiner Jugend das „schlechthin Schillersche", eine Beziehung zwischen dem Geiste Schillers und dem Spiegelzertrümmern aufdeckt. Auch sagte ich, es fehle ihr das Schillersche; wenn ich also halbwegs klar bin, kann ich sie nicht dazu inspiriert haben, gerade das zu beweisen, was ihr nach meinen Worten fehlt. Nein, Bruckner, eine solche Kraftmeierei verlange ich nicht von Ihnen. Und deshalb ist auch Ihr folgender Satz ein Unsinn:

„Für die oberflächliche Behauptung, das sind ja gar nicht die berufenen Vertreter besagter Generation, steht dieses Bild voran."

Von der Generation hat er noch nichts gesagt, also ist sie nicht „besagt". Daß die „oberflächliche Behauptung" ich aufgestellt habe, ist auch bloß zu erraten, und daß der Vorstadtnebensatz diese Behauptung enthält, weiß ich nur, weil ich sie kenne, nicht weil die Satzfügung es deutlich macht. Was aber heißt „Bild"? Es ist zu ahnen, daß die von mir ausgehende Inspiration zum Spiegelzerschlagen das „Bild" sei. Ja, aber sie ist doch nach Bruckner eine Tatsache, demnach kein Bild. In Wirklichkeit ist es ein Bild, das sich Bruckner von dem Zwecke meines Märzaufsatzes macht, indem er annimmt, ich hätte ihn zu „Taten" inspirieren wollen. Doch vergißt er dies wieder, wenn er sagt, daß die Behauptung, er gehöre zu den nichtberufenen Vertretern seiner Generation, meinem Wunsch, ihn zu inspirieren, voranstehe, die Behauptung die Inspiration also begründe. Denn habe ich die Inspiration gewollt, so kann ich doch nicht annehmen, er sei nicht berufen, sondern muß im Gegenteil davon überzeugt sein, daß er es ist und es bloß nicht recht wahrnimmt.

Welche Verwirrung der Sprache, wenn man nicht weiß, was man redet! Und nun kommt wahrhaftig das Stottern. Etwas Ironie ist zwar hineingemischt, denn er, den ich schon am Kragen halte, glaubt mich erwischt zu haben.

„Aha, dann würde man doch etwas merken, dann sind sie es vielleicht doch — oder? —"

Unergründliches „oder" zwischen zwei Gedankenleeren. Darin findet noch immer sein Schuloptimismus Platz, der es nicht glauben kann,

daß die Zensur ernst gemeint ist. Doch — sofort wieder polemisch fest — fragt er:

„Ist denn die Tatsache, anders zu sein im ersten Schritt, als es die Klingsorgeneration war, Mittel zum Schluß, die da sind nichts, werden niemals etwas sein und, o Jammer, der Klingsor weiß es schon ganz bestimmt, daß wir niemals etwas sein werden."

Na, endlich! Jetzt glaubt er, daß die Zensur ernst gemeint ist; in die deutsche Sprache übersetzt hat er nämlich dies gesagt:

„Berechtigt denn die Tatsache, daß wir, die Leute vom „Weg", im Anfang anders sind, als es die Klingsorgeneration war, zur Folgerung, daß wir nichts sind und niemals etwas sein werden. O Jammer usw."

Nun lese man die eingerückten Sätze Bruckners noch einmal und man weiß, wie der folgende Teil seiner Erwiderung sich sprachlich und inhaltlich gebärdet, bis er zu einem Leckerbissen führt:

„Zu was Worte nur und Worte, aus eigener Problematik ist eine andere nicht zu verstehen."

Wozu ihm sagen, daß auch dies wieder nicht stimmt, besonders bei seiner Problematik, die ebenso billig ist wie der letzte Satz:

„Verteidigung — es bellt vieles im Umkreis, darüber singt die Lerche.
Emil Bruckner."

Lichtenberg schreibt einmal: „Sagt, ist noch ein Land außer Deutschland, wo man die Nase eher rümpfen lernt als putzen?" — O ja, die Heimat der Lerchen, Hermannstadt!

Bruckner ist ein Hereinfall für seine Generation. Das sagt nichts gegen ihn; er ist nun einmal so. Aber es sagt etwas gegen das Deutsch, das bei uns tüchtigen Deutschen geschrieben werden kann.

Er ist eine Lerche und singt unschuldsvoll, aber schon sind dem Sonnenstreber die bösen Geister nah. In einem Prospekt, der dem „Weg" beilag und der zustimmende Äußerungen über das Drama „Der Winter" von R. Breckner enthält, dessen Unzulänglichkeit K. Nußbächer im Märzheft dieser Zeitschrift besprochen hat, finde ich neben Namen einiger Männer, die hoffentlich von Mitgefühl zu ihrem Fehlurteil verführt worden sind, die Unterschrift eines jungen Menschen. Sie bleibt am besten verschwiegen, denn sie deckt dies:

„Gleichgültig, wer den „Winter" geschrieben hat: er stammt von einem hundertprozentigen Dichter!... Ich bin ein Mensch mit einer reichlich dicken Haut. Aber als ich das Werk im Gerichtssaal von Hildesheim, wo man gerade ein paar Eisenbahnattentäter zum Tode verurteilte, zum ersten Male las, war ich trotz der profanen Umgebung tief ergriffen."

Der Mensch überführt sich durch sein Wort. — Gericht ist eine furchtbare Handlung in ihrer Notwendigkeit. Wer dies nicht empfindet, wem ein äußerlich belangloser Raum durch das, was in ihm geschieht und hier geschah die Wendung von der Not, die jene Attentäter für die Gemeinschaft waren — nicht voll Inhalt wird, wer die grausame Zweideutigkeit des Lebens in der erblickten Notwendigkeit nicht fühlt, die die Verbrecher ihrer Not zuwendet, indem sie jene bricht, wer diese Überfülle des Daseins „profan" nennt und dabei lesen kann und ein solches Buch: der versteht nicht einmal das Oberflächliche, der hat keine Kunst, der ist ein Journalist im Wort, das verrät, wie sehr er es im Innern ist. Der Kritiker, den ein Todesurteil nicht, aber der Kitsch aus dem Gleichgewicht bringt, wobei die Reporterseele doch wieder nicht verschweigen kann, daß sie beim Todesspruch zugegen war, ist der Typus des Sensationsgeiers, das Ende jeder seelischen Beauftragung in der Sprache.

Gegen diesen ist Bruckner ein Konfirmand, der nur nicht Deutsch kann. Dieser kann schreiben, aber welch einen Menschen enthüllt sein Wort!

Zwei sichtbare Erscheinungen unseres schreibenden Nachwuchses haben sich hier vorgestellt, eine dritte lockt unser Schmunzeln wieder hervor. Sie schreibt im „Weg" schalkhaft-geistreich über einen Geiger:

> „Sein Spiel dämonisch, aber nicht Paganini — zigeunerhaft — eine Doina und dann nachher in der „Krone" „Bözsi ne sirjál" — — ich habe geweint."

Aber geh!

Rundschau

Die Mitschuld der Geistlichen. Bischofsvikar D. A. Schullerus hat im „Sieb.-D. Tageblatt" am 26. Mai unter dem Titel „Die ‚Mitschuld der Geistlichen'" meinen im Doppelheft dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatz gegen die Sachsenbündler zum Anlaß genommen, mein Urteil über die Kirchenführung abzulehnen. Seine Ausführungen behandeln nur dieses Urteil, so daß jemand, der meinen Aufsatz nicht kennt, annehmen kann, ich hätte mich nicht gegen die „Unzufriedenen" gewendet und nur die Schuld an dieser Bewegung den Geistlichen zugeschoben.

Ich hatte geschrieben, daß unsere Kirche religiös unzulänglich sei. Diese Feststellung geht natürlich auf's Ganze und belastet die Kirchenleitung zweimal: sie leugnet ihre Religiosität und sie kritisiert ihre Führerarbeit. Den einzelnen Pfarrer belastet sie nur mittelbar und streitet nicht ab, daß er in seinem Kreise eine wertvolle Tätigkeit entfalten kann. In den Zustimmungen zu meinem Aufsatz, die ich von Pfarrern empfing, welche — wie Schullerus sagt — „der gemeinsamen religiösen Grundkraft durchschlagende Wirkung zu geben verstanden haben", finde ich mich gerade in diesem Punkt wohl verstanden. Es äußert sich in ihren Stimmen deutlich das Gewissen des verantwortungsbewußten Führers, der eine gegen seinen Stand gerichtete Volksbewegung nicht damit zu entschuldigen weiß, daß er den Aufrührern allein die Schuld zuschiebt und feststellt, die Beurteilung der Leistungen der Kirche müsse der „berufenen Leitung der Kirche überlassen bleiben". Eine Bewegung, die Tausende unserer Bauern zu ergreifen vermag, beweist ohne Untersuchungen, daß die Führung nicht richtig war.

Dies und nichts anders habe ich ausgesprochen. Ich war auf Angriffe gefaßt, habe mir aber nicht träumen lassen, daß der Stellvertreter des Bischofs mit Worten über die „liebe Jugend", Fragen nach meinen persönlichen Beobachtungen, witzigen Anspielungen auf meine „Siebenbürgischen Flausen" und meinen Kirchenbesuch zu beweisen suchen werde, daß ich unorientiert sei. Eine solche Methode führt ihn auch zu Schlüssen: ihm „scheint" unser Mißtrauen gegen die Kirchenleitung ein Ausfluß der Gekränktheit darüber zu sein, daß uns Jungen nicht sofort die Leitung anvertraut worden ist. An diese Deduktion für's Publikum schließt sich die Widergabe eines Getratsches, das über mich in Umlauf gesetzt wurde und behauptet, ich hätte gesagt: „Wer über 50 Jahre alt ist, gehört an die Mauer."

Kein Journalist — der rangzweite Geistliche der Kirche, ein angesehener Gelehrter hat den Aufsatz geschrieben. Das ist ein Zeichen für den Geist, den wir in der Kirchenleitung ablehnen!

Einen Beitrag zur Sache, soweit sie die Einstellung des Bauers zum Pfarrer betrifft, liefern die folgenden Zeilen von Misch Orend. Heinrich Zillich

Zur Frage der Unzufriedenen. Andere sind die Sachsenbündler, und wieder andere sind die Unzufriedenen, wir wollen sie streng von einander trennen. Die Sachsenbündler sind Menschen, die die Not des andern ausnützen, um für ihre eigene Person Vorteile herauszuschlagen, mit Hilfe von Gendarmen und böswilligen Beamten. Es sind Menschen ohne den Stolz der Herkunft, ohne das strenge Gefühl für Ehre, das ein Volk beansprucht und Recht hat zu beanspruchen. Mit ihnen wird man fertig werden.

Schwerer ist die Frage der Unzufriedenen, ob sie nun ihren Namen auf einen Umlaufbogen geschrieben haben oder nicht. Die Frage ist deshalb so schwer, weil diese Bewegung seit über 30 Jahren im Gange ist und jetzt erst an das Licht der Welt trat. Wollen wir doch ganz ehrlich sein und leidenschaftslos und wollen wir doch zuerst, wie der Arzt, die Krankheit feststellen, die diese große Bewegung verursacht hat. Wollen wir vor allem auch den Mut haben, jeder Einzelne, der einer Gemeinschaft vorsteht, der Wahrheit mitten ins Gesicht zu sehen.

Zunächst, — die Sektenbewegung zeigte die erste Unzufriedenheit, die aber bald ihre Zufriedenheit fand, allerdings nicht dort, wo es hätte geschehen müssen. Das fing lange vor dem Krieg an, aber trotzdem glomm es weiter, brach hie und da in kurzen Sätzen aus: „Es sind zu viele Herren, die nur im Schatten sitzen". Damals war unverständlich, was dahinter steckte. Nun aber brach es los, als soviele äußere Anlässe Hebel wurden für den Ausbruch dieser Bewegung, die vielleicht noch Jahrzehnte weiter geglommen hätte. Was ist die Ursache dieser Bewegung, was ist die Krankheit?

Ich will es ganz vorsichtig ausdrücken, ich tat es einmal weniger vorsichtig, ich hatte meine Gründe dafür. Volk und Führer bilden eine Einheit, was dumpf in der Gemeinschaft gefühlt und erstrebt wird, ist dem Führer klar und offensichtig und er befiehlt, kraft der Berufung, die vom Volk an ihn ging. Die „Führer" hatten aber das Befehlen verlernt, das heißt, sie brauchten es nicht zu verlernen, denn sie hatten es nicht, sie hatten es nicht, weil ihnen der Geist, der sie tragen sollte, fehlte, weil ihnen der Mut fehlte, die Verantwortung, die Erfurcht: es sind zu viele „Herrn", die keine sind!

Die Ehrfurcht vor dem Dasein, vor dem Leben, vor der Gemeinschaft war verloren gegangen, vor jedem Ding, das „sich als Gleichnis" anbietet. Mit logischen Zirkuskünsten kann man keinen Gott zaubern, das versteht der Bauer nicht, und die Bauern sind die Unzufriedenen. Mag man in der Stadt dabei seine Beruhigung finden, den Bauern befriedigt das nicht.

Es fehlte der Todernst der Unbedingtheit, der zusammenfassende Wille, der unwissend tätig ist, wie der Mittelpunkt der Kugel, dieses verstehende Lächeln und dieser gütige Blick, der bis in die Zehenspitzen dringt, der Befreiung gibt und Erlösung und — zum Angelhaken wird.

Was geschieht aber auf dem Dorf? Man spielt eine Partei gegen die andere aus, man wird Parteimann und stellt sich in die Reihe, statt vor der Reihe, vor den Reihen zu stehen, statt souverän zu lenken; man kann nicht mehr befehlen, weil man nicht weiß, was man befehlen soll, wie man befehlen soll. So möge man sich doch Aufgaben stellen: Säle bauen oder Mühlen, Raiffeisenhäuser, man kaufe Traktore oder Grund, besiedle und baue neue Gassen, wenn es nicht zu höherem reicht; das Dorf wird dankbar sein.

Die ganze Unzufriedenenfrage hat sich zur Pfarrerfrage zugespitzt: vox populi... Was soll hier geschehen, was muß geschehen? Fort mit den großen Worten, fort mit den großen Handbewegungen, denn sie sind lächerlich. Nackt da stehen in aller Unzulänglichkeit, mit allen Gebrechen, die man an sich hat, denn es sieht sie ja doch jeder: es sind zu viele Herren, die im Schatten sitzen. Der Schatten aber ist durchsichtig.

Man soll der Gemeinde nichts verbergen, denn sie sieht es ja doch. Der Schein trügt, auch dort wo etwas wahres ist. So möge man denn offen bekennen,

daß man niemandem die ewige Seligkeit geben kann, noch nicht einmal die innere Befriedigung, denn die Kirche gibt uns den Weg an, ja nur einen Weg zwischen vielen andern Wegen. Die letzte Befriedigung hat jeder bei sich selbst zu finden. Nicht „du sollst und du mußt" sondern einfach und menschlich, wir wollen zusammen Wege suchen, auf denen wir, jeder für sich, seine Befriedigung findet, damit wir endlich an die Arbeit gehen können. Denn wir haben viel zu tun.

Die Schule gibt die Fertigkeit dem Kind für das Leben, die Kirche zeigt Wege zur innern Befriedigung — möge sie viele zeigen können. Das Letzte muß doch der Einzelne selber tun.

Es scheint, daß es manchem schwer fallen wird, diesen Sturz, und es ist ein Sturz, lebendig mitzumachen, um dann an diesen ganz bescheidenen Fragen mitzuarbeiten — soll man aber weiter Seifenblasen steigen lassen? Es gibt außer den Sachsenbündlern noch andere, die auf Seelenfang aus sind und über das große Wasser geschwommen kommen. Es sind ernste Zeiten.

Den Ungespäßigen. Es gibt Zeiten, wo das Höchste und Werteste klein und niedrig erscheint, wo alles das, was der Mensch verehrt, in den Staub gezogen und verspottet wird, wo man mit dem Teuersten, was man hat, spielt und das Erhabenste mit dem Niedrigsten auf eine Stufe stellt und daraus Komödien macht.

Liebt man nicht mehr? Oder liebt man zu viel? Und ist dieses Zuviel so groß, daß es überwiegt, obwohl das Geliebte und Verehrte getreten und verspottet wird, obwohl man damit umgeht, wie Kinder mit dem Spielball umgehen, und ihn in jede Pfütze werfen?

Hier ist es, wo man den Blick ändert und alles von einer zweiten und dritten Seite sieht, wo man sich selber gegenübersteht und nicht satt wird seines Lachens über sich selbst, über sein Lieben und Ehren, über sein Hassen und Mißachten.

Und hier ist nun die Frage: ist es wert, daß man liebt, daß man haßt und verehrt? Ist es wert, daß man die Hochflut seiner Gefühle an die hängt, die man verehrt und als Erhabene ansieht? Ist das Wünschen und Drängen, ist der Sturm der Gefühle nicht mit einem durchgegangen und hat einen genarrt? Hat man nicht selbst Rauch und Nebel auf das geblasen, was einem nahe steht, damit es fern erscheint und in luftigen Höhen?

Hat es aber Wert und bleibt es auch jetzt teuer, wo es aus dem gewohnten Zusammenhang gerissen ist? Wo es klein und unscheinbar gemacht ist und wo es jeden Spott und Hohn erleiden muß? Ist es auch im Staube verehrungswürdig — nun, so war es eine andere Art der Liebe und der Verehrung, und gerade eine der höchsten Arten, die über das Maß hinausgeht und stark genug ist, auch Spott, Hohn und Spiel zu ertragen.

Ob man nun lang und breit ein Dasein, einen Gegenstand, einen Menschen nach allen Seiten wendet und von allen Seiten ansieht, das Kleine mit dem Großen verbindet und das Große mit dem Kleinen —, oder ob man kurz und im Augenblick Menschen und ihre Einbildungen blitzartig beleuchtet und in verschobener Blickrichtung betrachtet, immer ist es das gleiche und bringt boshafte Freude.

Denn gerade das zeigt sich als echt, was Witz vertragen kann — und Witz ist Wissen. Wie kann man aber wissen, wenn man nur in einer Richtung sieht und dazu noch betäubt ist von seinem eigenen Nebel; wo sie eine Strohpuppe mit bunten Fetzen festlich schmücken und hoch genug heben, daß ihre Augen nicht mehr erkennen,

daß es eine Strohpuppe ist — und daß sie sie gemacht haben, wo sie schon glaubten, daß sie vom Himmel herniedersteige.

Das Lachen und Spotten wird hier gelehrt über allen Ernst und Eifer des Menschen und am besten über ihn selber, ist er sich doch selbst das größte Tier und Gefäß für göttlichen Geist und Geister —, und also besessen nimmt er alles wichtig, das klein ist, und spannt hundert Pferde vor, wo ein Esel genügt, bläst Düfte und Weihrauch, wo ein Tropfen frische Luft es tut. Lachen und Spotten —, da lebt der Geist, wird munter und tanzt, und tanzt über alles weg, wo es sich nicht verlohnt zu lieben und zu verehren, wo nur das eigene Räucherfaß raucht und alles benebelt.

Und dieses herzliche Lachen und von Grund aus Spotten, ach, welche Gesundheit wohnt darin, frische Luft für die Lunge und helle Töne für die Ohren, ein Tanzen für den ganzen Körper, und das für alle, die gesund sind und die hier gesunden und einen neuen Mut mitnehmen wollen. Mögen sie fern bleiben alle Gebrechlichen und Kranken, daß sie nicht noch kranker werden, und alle, die Angst haben, aus ihrem eigenen Rauch und Dunst gehoben zu werden. Misch Orend

Gastspiel des Hermannstädter deutschen Theatervereines in Kronstadt. Das Theaterspiel von Dilettanten, soferne es sich seiner natürlichen Beschränkung bewußt bleibt, kann in Siebenbürgen von größter kultureller Wichtigkeit werden. Es dient nicht großer Darstellungskunst, überhaupt weniger dem Theater als Spielstätte, sondern der lebendigen Vermittlung von Kunstwerken und ersetzt damit in stärkerer Werbung viele andere Bildungsstätten.

Vorausgesetzt natürlich, daß es sich fernhält von den üblichen Gelegenheitsspielen der Vereine und sich auch tatsächlich um die menschliche (und nicht um die gesellschaftliche) Ausdeutung eines guten Stückes bemüht. Es wird damit schon zur Truppe zum Ensemble. Und ein solches Ensemble spielte nun in Kronstadt. Die zwei Stücke — Das „Grabmal des unbekannten Soldaten" von Raynal und „Spiel im Schloß" von Molnár — waren gut gewählt nach ihrer Theaterbedeutung, obwohl das zweite kaum mehr ist als ein Zuckerwerk verblüffender technischer Fertigkeiten und nicht recht geeignet für die Spieler, die hier zu Gebote standen. Die Rollen verlangen besonders im zweiten Stück außerordentlichen Nuancenreichtum im Ausdruck und große Bühnenerfahrung. Aber darauf kommt es schließlich nicht an. Es war Lust und Freude bei der Truppe zu bemerken und dies reizte an, in dieser Zeitschrift über die Frage des Dilettantentheaters bei uns grundsätzlich zu handeln, was nächstens geschehen soll. Heinrich Zillich

Neue Bücher und Schriften

Sachs, halte Wacht! Zeitschrift heimattreuer Siebenbürger und ihrer Freunde. Werbeheft. Winter 1927. — Rittmeister a. D. Fritz Fabritius in Hermannstadt als Herausgeber und A. Georg Kenstler als Schriftleiter schufen hier ein äußerlich stattliches Heft, geschmückt mit vielen bekannten Bildern von Kirchenburgen und Trachten und einigen schwachen Lithographien. Der Inhalt des oft angekündigten Werbeheftes fordert wenngleich keine endgültige Stellungnahme — denn eine Zeitschrift kann sich erst im Laufe der Zeit völlig offenbaren — so doch eine Einstellung.

Das ausgesteckte Ziel, die Heimatgefühle unseres Volkes zu stärken und die abgewanderten Sachsen treu zu erhalten, ist gewiß edel. Die Mittel aber, die dazu im Werbeheft angewendet werden, sind wenig wirksam und oberflächlich. Ich habe mich selbst einigemal auf die kulturelle Bedeutung, die uns das Recht zur Wirkung auf dieses Land verleiht, berufen, aber ich vergaß dabei niemals, daß uns eine Anerkennung unserer geschichtlichen Taten noch keinen Anspruch auf die Gegenwart verleiht und daß die Betonung unseres Wertes keinen Wert darstellt. So kann ich bei den vielen volksbegeisterten Aufsätzen dieses Heftes auch bloß die Begeisterung anerkennen, aus denen sie entstanden sind, wobei sich peinlicherweise gerade hier das Gefühl nicht beseitigen läßt, daß Begeisterung oft der ungewollte Deckmantel für etwas Mangelndes ist, das in diesem Fall die Fähigkeit wäre, sich seine Arbeit für das Volk klar vorzustellen, etwas Greifbareres über dessen Not auszusagen als etwa der Beitrag „Aus Siebenbürgens jüngster Vergangenheit", wo über die Bodenenteignung in Rosenau eine unrichtige und für Reichsdeutsche zurechtgekitschte Erzählung gemacht wurde, aus der jeder Sachse lächelnd feststellen wird, daß die Burzenländer so nicht sind, wie sie da geschildert werden. Sondern besser sind, erdhafter, menschlicher und lebendiger, nicht so eiserne Phrasendrescher, denen man sagen kann, daß Michael Weiß bei Marienburg gesiegt hat „über hoffärtigen Feind". Nein, sie wissen, daß er geschlagen wurde und höchstens sein Geist zwar nicht gesiegt, aber Kronstadt davor bewahrt hat, sich so schwach auszuliefern, wie es Hermannstadt getan hatte. Licht und Schatten! Wir sind nicht so klein, daß wir uns Erfolge und Größe andichten müssen, um zu bestehen. Auch benehmen sich unsere Bauern bei der Enteignung ihres Grundes nicht so: „Und streng die Lippen geschlossen unter dem dicken Schnauzbart, gehen die wetterharten Männer durch die stattlichen Straßen in ihr stolzes Heim, wohlgefällig blicken sie auf die gefüllten Scheunen und die ausgreifenden Stallungen". Nein, sie knirschen mit den Zähnen, rennen zum Advokaten, schimpfen auf den Pfarrer und bringen ihm nicht gerade in diesem Augenblick ein Geschenk; sie sind mit einem Wort lebendig und deshalb leben wir.

Was sollen uns diese Kinderfibel- und Herzstärkungsbeiträge! Wenn unsere Stärke schon aufgezeigt werden soll, so sage man dies: daß wir leben trotz unserer geistigen und kirchlichen Seichtigkeit, trotz des wirtschaftlichen Eigennutzes, trotz des staatlichen Drucks, trotz unseres Haders. Man zeige aber auch die Gegenkräfte, die wirklichen und nicht bloß die nationalen Brusttrommler. — Was hilft es uns, wenn ein Sanitätsrat die Rassentheorie mit reichlicher Verwendung des Wortes „herrlich" als letzte Instanz jeder menschlicher Erkenntnis begrüßt und dabei einen Grundriß deutscher Politik für Primaner entwirft. Ich weiß, auch hier ist ein Zipfel Wahrheit, ich weiß, der Parlamentarismus ist eine faule Sache geworden, aber hilft es uns, Glaubensbekenntnisse anzuhören, die die Tagesnot weder wiedergeben noch erfassen! Wie wohltuend berührt dagegen der Aufsatz von Dr. K. Wolff, der sieht, wo die anderen bloß beteuern.

Abgesehen von diesem Beitrag und wenigen anderen ist die Tendenz, die dem Heft das Gepräge gibt, unzulänglich, einseitig in einer politischen, auf Siebenbürgen nicht anwendbaren Art: reichsdeutscher Parteiexport. Die völkische „Bewegung" in Deutschland in ihrem heutigen unausgegorenen, unsachlichen Zustand — was eine spätere Klärung nicht ausschließt — darf bei uns nicht zielgebend werden! Sie ist reichsdeutscher Parteifanatismus und sieht nicht, was hier ohne Hilfe, aber mit größerer geistiger Fähigkeit und Tiefe längst an den inneren Quellen des Volkes wirkt.

Keiner der Männer dieser Aufgabe: Meschendörfer, Pomarius, Nußbächer, Folberth, Capestus, Klöß, Orend, Alfr. Hermann, Möckel und andere, keiner der unterstützungswerten Politiker, z. B. Brandsch, Roth, Csaki, Müller ist in der Mitarbeiterliste genannt, außer Dr. K. Wolff. — Ein Außenseitertum mag recht haben, aber es muß ins Volle zu greifen wissen — dann möge der Kampf für und wider entbrennen. Hier hat die Idee keinen Gegenruf und keinen Zuruf im Volke ausgelöst. Ihr Bekenntnis ist verklungen selbst in unseren winzigen Verhältnissen – deshalb möge auch die durch äußere Umstände bewirkte Verspätung dieser Rezension nicht tragisch genommen werden.

Heinrich Adam, Mirakel. Vier Novellen. Selbstverlag. Kronstadt 1927. Eine Neuerscheinung eines anscheinend sehr jungen Autors, der mit den Merkmalen des Dilettantismus behaftet wohl eine sympathische Gesinnung, aber außer diesem Alltagsvorzug auch nichts weiter offenbart. Das Thema der „Novellen" ist die Liebe, wie sie Backfische erträumen, ehe sie auch nur einmal „kokettiert" haben. Die erste „Novelle" handelt in schwelgerischer und häufig banaler Sprache von einem Jüngling, der sich nicht etwa darum quält, weil er nicht weiß, ob ihn seine Elfriede liebt, sondern weil, wie er sagt: „wir uns doch so lieb haben und trotzdem nicht den Mut aufbringen, uns unsere Geheimnisse anzuvertrauen, uns wenigstens einen Kuß zu geben." Er nimmt sich dann vor: „Morgen oder nie... als ich selbstvergessen heimschritt!" Er vergißt den Kuß nicht und als er ihn bekommen hat, hört er mit der Liebsten im weichen Waldmoos im Angesichte Schäßburgs „zuversichtlich die Worte in unseren Ohren erklingen: Hier stirbt der Deutsche nicht, darauf vertraut!" Es wäre leicht, noch andere herrliche Stellen, besonders in den letzten „Novellen" anzustreichen, aber ich will mich dem Vorwurf nicht aussetzen, ein weiches Herz, das sich offenbart zu haben glaubt, unnütz an den Pranger zu stellen. Es genügt ihm zu sagen, daß noch lange kein Recht zur Kunst hat, wer ein Gefühl hinausstammelt ohne Steigerung, ohne innere und äußere Handlung, und dies Gefühl selbst nicht wiedergeben kann. Die Weite des Erlebens, dessen Bedeutsamkeit und die Überlegenheit bei dessen Wiedergabe sind die Vorbedingungen für künstlerisches Schaffen, wobei man allerdings auch mit dem Sinn für Zusammenhänge, mit einem das Leben ausdeutenden Geist und überdies mit sprachlicher und lebendiger Gestaltungskraft begnadet sein muß.

Diese vier Novellen sind ein Nichts, das einzige Geheimnis darin ist der Titel. Warum „Mirakel"?

Heinrich Zillich

Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen nach dem Tode von Johann Willibald Nagl und Jakob Zeidler, herausgegeben von Eduard Castle. Dritter Band: 1848—1918. 1. und 2. Abteilung. Verlagsbuchhandlung Carl Fromme, Gesellschaft m. b. H., Wien und Leipzig. Preis je 14 S (8·40 M).

Nach einer durch den Krieg und die folgenden Umwälzungen verursachten längeren Pause schickt sich der Verlag an, die von Nagl und Zeidler begonnene „Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte" unter der Leitung eines der kundigsten Gelehrten auf diesem Gebiete, des Wiener Literaturhistorikers Eduard Castle, und unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner zum Abschluß zu bringen. Ebenso klar wie die Notwendigkeit einer deutsch-österreichischen Literaturgeschichte, die gegenwärtig von

niemand mehr bestritten wird, liegt die Unmöglichkeit, unter den geänderten politischen Verhältnissen ein solches Unternehmen zum zweiten Mal in Angriff zu nehmen. Es nunmehr glücklich zu Ende zu führen, kröne die Bemühungen des Verlages und des Herausgebers. Uns interessiert in erster Reihe die siebenbürgische Mitarbeit, die Bischofsvikar Dr. Schullerus begonnen hat und die der Unterzeichnete nun versucht fortzusetzen. Ein reiches Bildermaterial und eine bedeutende Fülle von Stoff wird das Werk für jede wahrhaft wissenschaftliche Arbeit zu einer unentbehrlichen Fundgrube machen, da es den Leser bis zum Jahre 1918 führt.

Die Religionswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen. Band II. Herausgegeben von Lic. Erich Stange. Verlag Felix Meiner, Leipzig, 1926, Preis 12 Mark.

Der zweite Band der an dieser Stelle schon gewürdigten Veröffentlichung setzt in glücklicher Weise fort, was der erste begonnen. Diesmal sind es ausschließlich deutsche Theologen, die hier das Wort erhalten. (Karl Beth, Karl Girgensohn, Hans Lietzmann, Friedrich Loofs, Otto Prokſch und Erich Schäder). Bei der Mannigfaltigkeit der Weltanschauungen, wie sie der vorliegende Band bietet, kann wohl nicht von einer graduellen Reihenfolge die Rede sein, denn alle die genannten Gelehrten haben ein Spezialgebiet, das sie mit Meisterschaft behandeln, aber doch muß ich sagen, daß bei Schäder, dem letzten der Reihe, das Kernproblem der Theologie in seiner etwas ausführlichen Darstellung am schärfsten erfaßt wird. Wir können allen Freunden der Geisteswissenschaft diesen Band ebenso warm empfehlen, wie die vorhergehenden, und sind überzeugt, daß sich aus dem Gesamtwerk in unerreichter Weise eine Geschichte der Geisteswissenschaft nicht im Umriß sondern im Spiegel der Persönlichkeit ergeben wird. Dr. E. Hajek

Neue Reclambände. Im Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig, erschienen: Gerhart Hauptmann, Bahnwärter Thiel als erstes Werk dieses Dichters in der Volksbücherei, weiter eine köstliche, sprachlich ungemein reizvolle Novelle aus der Barockzeit von Rudolf Huch, Der Herr Neveu und seine Mondgöttin. Im Ganzen weniger geglückt, aber doch voll hübscher Einfälle ist die Tragikomödie von Robert Walser, Der saturnische Liebhaber, die um den alten Münchhausen spielt, der an seiner Liebe zu einer geldlüsternen jungen Intrigantin zu Grunde geht. Eine andere Neuerscheinung sind Otto Ludwigs Shakespeare-Studien in gediegener Ausstattung. Heinrich Zillich

Dr. Hans Gerber. Kulturautonomie als Eigenart minderheitenrechtlicher Ordnung und ihre Verwirklichung nach der estnischen Verfassung. Verlag von Georg Stilke, Berlin 1926. Sonderdruck aus der Festschrift für Prof. Traeger.

Diese rechtswissenschaftliche Schrift geht aus vom Begriff des Nationalstaates. Hat aber ein Nationalstaat andere Völker in seinen Grenzen, die sich ihres Volkstums bewußt sind, so ist es logisch begründet, daß diese Völker ebenfalls nach einer Art völkischem Zusammenschluß und äußerer Geltung streben, da derselbe Wille, wie im Mehrheitsvolk, in ihnen wirkt.

Eine Formung dieses Willens ist die deutsche Kulturautonomie in Estland, die berechtigt ist, wenn über 3000 Menschen sie fordern. Sie ist eine staatliche Institution, die selbstgewählten Beamten und Räte sind Staatsbeamten. Die Autonomie, die Schulen, Wohlfahrts- und Fürsorgeeinrichtungen hat, wird mit Staatsgeldern erhalten; außerdem steht ihr das Recht zu, besondere Steuern einzuheben. Die Kirche

kann hier einbezogen werden, ist es jetzt nicht, da die Esten selber evangelisch gleich den Balten sind.

Die Autonomie untersteht unmittelbar dem Innenminister. Die Deutschen sind eine Nation des estnischen Staates, also ist das Deutsche auch eine berechtigte Staatssprache. Der Staat kann nur dann irgend eine Anstalt angreifen, wenn ihr eine staatsfeindliche Handlung nachgewiesen wird.

Es wird darauf hingewiesen, daß die 30 000 Deutschen 700 Jahre lang das staatsbildende Element in Estland waren, bis die Esten selber selbständig wurden. Um die Deutschen aber weiterhin vom Staatsleben nicht auszuschließen, wurde ihnen in der neuen Verfassung die Autonomie gewährt.

Die rechtswissenschaftlichen Abhandlungen der Schrift zu beurteilen stehen mir nicht zu. Es wäre aber zu empfehlen, daß sich unsere völkischen Stellen damit beschäftigten, zumal wir bis vor einigen Jahrzehnten selber eine noch weitergehende Autonomie besessen haben.

Misch Orend

Mitteilungen der Schriftleitung

Es bereitet uns Freude, an der Spitze dieses Heftes einen noch nicht veröffentlichten Sonettenzyklus von Josef Weinheber bringen zu können. Weinheber, der im vorigen Jahr den Literaturpreis der Stadt Wien erhalten hat, gehört zu den wenigen deutschen Lyrikern der Gegenwart, die, von der „Literatur" und ihrem Tagesehrgeiz unverführt, dem strengsten sprachlichen Ausdruck dienen. In doppelter Hinneigung: zur Verwesentlichung des Lebens und zur Gestaltung dieses Lebens im Wort, ist Weinheber berufen, uns durch die sprachliche Unzulänglichkeit der Zeit den Weg zu zeigen zum aufopfernden Dienst an der Kunst. Doch eine solche Strenge wird sich keinem Dutzendleser erschließen, der Gedichte wie Inserate überfliegt.

Veranstaltungen unserer Geschäftsstelle
unter Leitung von G. Ongyerth

Am 28. und 29. Mai gastierte der Hermannstädter Theaterverein mit Anton Raul in Kronstadt. Gespielt wurde Das Grabmal des unbekannten Soldaten von Raynal und Spiel im Schloß von Molnár.

*

In den Monaten Juli und August finden in der Kronstädter Schwarzen Kirche allsonnabendlich Geistliche Abendmusiken unter der Leitung von Professor Viktor Bickerich statt.

*

An der Herstellung des 1. Bandes von Stephan Ludwig Roths Schriften wird fleißig gearbeitet.

*

In unserer Geschäftsstelle sind von nun an alle Piperdrucke auf Lager.

Verantw. Schriftleiter: Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov), Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
4. JAHR JULI 1927 HEFT 7

Gedichte von Bernhard Capesius

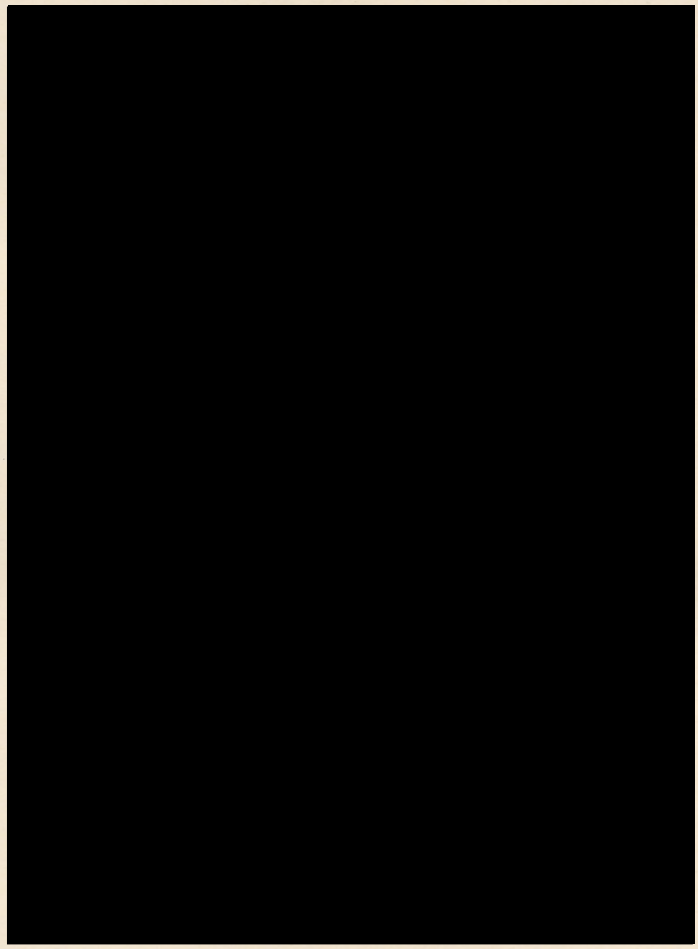
Das Kind

Hier will sich eine neue Welt erschließen,
Will etwas werden, was vorher nicht war,
Will ew'ger Geist in neue Form sich gießen.
Ihr aber seid die Diener am Altar!

Kein Spielzeug ist es nur für dann und wann,
In eurer Obhut will es selig sprießen,
Und nimmer darf sein Dienst euch je verdrießen:
Gesegnet seid ihr und in Gottes Bann!

Zwiespalt

Wie kommt das nur?
Aus meines Wesens tiefstem Grunde
Taucht manchmal jäh der Haß.
Urfremdheit weckt mich kalt aus deinen Zügen an
Und starrend frag ich: Wer bist du?
Dann wieder springt das Tier mich rasend an,
Im Wirbel zuckt die Gier zu zeugen und zu töten
Und zu vergeh'n.
Und dann — liegst du an meiner Brust —
Die Rosen duften —
Die Liebe schlägt die Augen lächelnd wieder auf. . . .
Du, Gott, in Deines Werdens tief geheimem Sinn
Liegt unser Sein gebettet also drin.



Oskar Netoliczka: Portraitplastik des Malers Hans Eder

Nel mezzo del camin.....

Nun muß ich wieder tief in Trauer wallen,
Ist doch mein Weg, den ich einst stolz betrat,
So lange schon verschüttet und verfallen,
Und seitab irrt der enge dunkle Pfad.

Wie führte jener froh in lichte Weiten,
Und dieser kriecht durch Mauertrümmer hin;
Dort spielten Zeiten leicht mit Ewigkeiten,
Hier lastet jede Stunde von Beginn.

O kurze Rast im Schatten stolzer Trauer,
O Traum vom Ruhm im Jugendmorgenrot,
O harte Fron von noch wie langer Dauer?
O Arbeit, Essen, Trinken, Schlaf — o Tod!

Architektur

Von Misch Orend

Jedes Haus will bewohnt sein, ob es Menschen sind oder Götter oder Tote. Wie man diese verehrt, wie man sich selber ehrt, in der Art baut man das Haus.

Waren die Menschen und das, was sie verehrten, heroisch, so bauten sie solche Bauten; ging ihr Streben ins Unendliche, so gaben sie dem im Gebäude Ausdruck; hatten sie vieles überwunden und hatten sich eine lachende Freude bewahrt, so war ihr Haus eine lachende Freude; waren sie aber ohne Seele, so bauten sie leere Mauerkästen.

Das Haus ist die Überwindung der Schwere; was lastet und niederdrückt, wird in die Luft gehoben und hochgetürmt — und was auf der Erde klebt, wird leicht und strebt in die Lüfte. Alles Starre und Tote muß sich fügen und sich formen lassen. Nicht nur daß der Mensch sich aufreckte und alles von oben betrachtete, was auf der Erde kriecht, auch das Tote und Ungeformte muß Gestalt annehmen und sich aufrecken.

Und wie es nun zur Erde zurückstrebt und sich aufwärts reckt,

bildet es Kräfte der höchsten Spannung; aber wie diese Spannung in ein leichtes Gleichgewicht, in Harmonie gebracht ist, so ist das Erleben; und wir fühlen diese ungeheuren Gewalten, die hier gebannt sind zu einer erhabenen Ruhe, die uns beben macht.

Alles Schwere will zur Erde hernieder, Säulen, Pfeiler und Wände sind Arme, die mit der größten Kraft und mit der leichtesten Bewegung alle schweren Lasten in den Lüften halten. Diese Wucht des Aufwärtsstrebens reißt uns mit aufwärts, und diese Wucht des Niedersinkens zwingt uns zur Erde; — aber alles steht in Ruhe da, in Einheit und Harmonie. Hier fühlen wir die gewaltige Macht der Erdenkraft, die wir wohl bändigen, bezwingen, lenken können, aber niemals überwinden.

Und sind wir nicht Gläubige wie die Alten waren und legen all diese Gewalt des Erhabenen in ein einziges Wesen ihrer Art, so bewundern wir den gewaltigen Wurf des ewigen Werdens, diese Einheit in der Vielheit der Erscheinungen, die gebannte Kraft hier, mit denen Welten daherschreiten in heroischem Schritt seit Urzeiten sich wandelnd und in Urzeiten sich neuschaffend.

Raffte die Erde sich auf zu Bergen und türmte sich hoch zu schneeigen Spitzen, die Wolken überragend, mit blinder unbändiger Gewalt, — hier schuf Menschenhand Berge und Türme und trotzte der Erdenschwere mit seiner eigenen Kraft.

Hier lernte er die Erde bezwingen und brachte sie in seine Gewalt, als ihr Herrscher und Verwalter und zu seinem eigenem Nutzen — zu seinem eigenen Aufstieg. An die Erde sind wir gebunden und die Erde ist unser Grab, der Erde werden wir neugeboren und die Erde wollen wir beherrschen mit allen ihren wilden und ungebändigten Kräften, wollen diese bändigen und zähmen, daß sie nach unserem Willen sich binden und lösen, und nicht in Zufall, Unsinn und Unvernunft zerstören und schaffen.

Ist es auch nur unser Wille, so wollen wir der Erde Herr sein, wollen wir die Gewalten bändigen zur Vermehrung unserer Macht, zur Weitung unseres Ichs und zum Aufstieg zu unserer eigenen großen und starken Vollkommenheit.

Aphorismen

Von Hermann Konnerth

Die Grenzen des Lebens liegen nicht allein bei Geburt und Tod. Geburt bedeutet noch nicht den Anfang des Lebens und der Tod hat die Macht, die Grenzen dessen, was wahrhaft Leben ist, ins Unendliche zu erweitern. Wahres Geborenwerden und verhängnisvolles Sterben liegen oft mitten auf dem Weg.

*

Wie weit das Leben des einzelnen Ewigkeitsbedeutung hat, wird immer offene Frage bleiben, aber in jedem Leben ist jeder Augenblick eine Gelegenheit, echte Menschheit und echte Göttlichkeit und damit etwas von Ewigkeitsbedeutung zu realisieren. Und dieses allein schon rechtfertigt die Achtung, die wir jedem einzelnen schulden und enthält eine unendliche Verpflichtung.

*

Alle Tage ist es uns gegeben, Ewiges zu erleben. Alles Ewige berührt uns nur für kurze Zeit. Jedes Erleben ist an den Augenblick gebunden und hat dennoch Teil an der Ewigkeit. Es bedeutet kindische Ungeduld, von der Ewigkeit Dauer zu verlangen.

*

Die Vergangenheit allein ist wertvoll, die in uns lebendig weiterwirkt und gegenwärtig ist. Sehne dich nicht nach ihr zurück, so begehrenswert sie dir auch erscheinen mag, aber bemühe dich, sie in geistiger Arbeit und Tätigkeit immer neu zu erleben.

*

Es kann auch das Sinnvollste, — von irgend einer Seite gesehen, — sinnlos werden, wenn der Sinn nicht immer wieder von Neuem aus der Tiefe gehoben und in den rechten Zusammenhang gebracht wird.

*

Der Alltagsmensch erlebt das Leben als Gewohnheit und läßt sich bestenfalls von der Klugheit leiten, — der primitive sowie der krankhaft überreizte Mensch erleben es ohne inneren Zusammenhang als Sensation, auch zuweilen als Spuk. Erst der schöpferische Mensch erlebt das Leben im inneren Zusammenhang, in geistiger Tat, als ein ihn befreiendes Gesetz.

*

Der Verschwender und der Geizige bestehlen sich selbst. Der Verschwender bestiehlt seine Zukunft, der Geizige seine Gegenwart.

*

„Alle Wege führen nach Rom", sofern man sie beschreitet. „Hic Rhodus hic salta", überall ist eine Bühne, sofern gespielt wird. Überall ist Leben, wo es erzeugt wird, indem man eine Bühne errichtet oder einen Weg nach Rom beschreitet.

*

Man müßte alles in sich erbarmungslos vernichten, was nicht Gottheit ist. Es bliebe dabei weit mehr übrig, als man vielleicht erst anzunehmen geneigt ist. Man würde erst entdecken, wieviel auf der Erde von Gott ist.

*

Die große Tat eines einzigen Menschen rechtfertigt die Ehrfurcht vor der gesamten Menschheit; die große Tat wäre nicht möglich gewesen ohne ein tiefes Gefühl für die Erhabenheit menschlicher Aufgaben. Aus dem Gefühl für die Menschheit ist sie geboren und das Beste der Menschheit lebt in ihr.

*

Dumpfe Augenblicke des Lebens, sogenannte schlechte Stimmungen, werden oft durch den Zwang, sie in Selbsterkenntnis zu überwinden, Momente unendlicher Befruchtung.

*

Es gibt nur zwei Quellen echter Freude: Schöpferische Tätigkeit im Beruf und die freie Beziehung zu Menschen. Wandle zu diesen Quellen und du erblickst in ihren Spiegeln unendliche Schönheit.

*

Der Kannibalismus hat nicht so ganz unrecht: wir müssen das Beste unserer Vorgänger in uns aufnehmen, damit es in uns weiterlebe.

*

Nur unter der Fahne der großen Idee: Religion, Volk, Menschentum, Kunst und Wissenschaft — gibt es ein persönliches Heldentum. Nicht das ist die Frage, ob wir zu leiden und zu dulden verstehen, sondern das, ob die große Idee dies Leiden und Dulden verlangt.

*

Des Menschen Geist reicht und lebt, soweit seine Wirkung reicht. Michelangelos Geist lebt auch in seinem Daumen, der an einem Tonmodell formt; Friedrichs des Großen Geist auch in seinem Soldaten, der weit draußen im Felde Vorposten steht, und Goethes Geist noch in dem Bauernmädchen, das beim Spinnen ein Goethesches Lied vor sich hinsingt.

*

Der schöpferische Mensch erlebt alles — bewußt oder unbewußt — unter dem großen Gesichtspunkte seines Lebenswerkes. Dankbar dafür erscheinen alle Einzelerlebnisse wieder, wann und wo er sie braucht, und bieten ihm stets die Seite ihres Wesens dar, die er zur Bildung eines lückenlosen harmonischen Werkes gerade braucht. Die Wurzeln dieser „Inspiration" liegen dort, wo er mit den Dingen dieser Welt in erste Berührung tritt und sie seiner Art getreu zu erleben versteht.

Gedichte von Adolf Meschendörfer

Großvaters Stube

Drei Jahre alt traf mich der Schreckensruf:
Der altererbte Armstuhl ging in Trümmer!
Und bebend klingt ich auf den Messinggriff
Und tappte suchend in das Sterbezimmer.
Da lag vornüber kläglich hingestürzt,
Die schöne Atlasweste aufgeschlitzt,
Schon kalt mein Freund, erstorben mein Beschützer.
Wie oft war ich ihm auf das Knie geklettert
Und lauscht', ein Mäuschen in dem weichen Schoß,
Der Spieluhr feierlichen Menuetten.
Wie oft, an seine Wange angeschmiegt,
Umgaukelten mich seine Amoretten.
Und stumm die große trauernde Versammlung.
Des Hingeschiedenen treues Ebenbild
Stand steif, gebeugt, und wie im Schmerz erfroren,
So blaß das pfirsichfarbne Seidenkleid,
In dem die zarten Füßchen sich verloren.
Vier alte Jungfern, die verblühten Töchter,
Im Halbkreis, wagten, knisternd, kaum zu atmen.

Aus seinem Eck beglotzte diese Szene
Gefühllos wie ein Ochs der Onkel Kasten,
Und grimmig funkelten die goldnen Knöpfe
Auf den gemästeten Barockbauchschwarten:
Was Teufel scherte ihn das Adelspack,

Ihn, der als Herr das ganze Haus versorgte,
Wenn knarrend der gewölbte Deckel aufsprang:
Wieviele Wunder barg der Rätselhafte!
Den Spiegel über ihm, den faden Gecken,
Vor Tränen und vor Alter schon erblindet,
Wer sah den? Seine Zeit war aus, dahin.
Die Glanzzeit, als er täglich hundertmal
Um Rat gefragt ward von der Puderquaste,
Ein lachend Augenpaar, umtanzt von Locken,
Vor ihm Großväterchens Jabot von Spitzen
In Ordnung brachte und auch gleich belohnt ward.
Und als die Spieluhr jetzt, die gute Muhme,
Vertrocknet, angegilbt das Elfenbein,
Gepreßt und stockend sang von Rosentagen
Da stiegen unaufhaltsam mir die Tränen.

Durchs offne Fenster floß des stillen Abends
Und meines Fliederbaumes kühle Flut.
Und plötzlich zirpend eine Fledermaus.
Da floh ich schreiend aus dem Sterbezimmer.

Streber

Als du vor Ehrsucht zitternd und frierend
In der Hand des Meisters lagst,
In warmer väterlicher Faust
Ein abgetanes Huhn dich hin und her warfst,
Und Er auf dein Gewimmer mit trübem Lächeln
Dir das zuckende Herz ausströmen ließ
Und mit klugen Paragraphen füllte —
Da Verdammter,
Fuhr deine Seele schreiend aus dem Leib.
Nun lächelst du und weinst die abgezählte Portion,
Du zürnst korrekt und nie ein Gramm verschwendend,
Umfängst dein Weib, sagst „Gott“ und „Volk“
So täuschend, — fast wie ein Mensch.

Von Waffenlärm erklirrt der grelle Tag,
In der verpesteten Arena ringen Millionen
Und Staub und Sand deckt die verworfenen Leiber.
Doch immer wieder stürzt ein Gottversluchter
Mit blutigem Helm empor und stürmt den Berg,
Stürmt die verhaßte Zahl. Und taumelt,
Den nahen Sieg in dem verglasten Blick.
Du taumelst nicht. Du steigst.
Furchtlos und schamlos tritt dein Fuß
Die Stufen der gestürzten Helden,
Und drohend in den Himmel wächst dein Haupt:
Ein Riesenhirn, das alles Leben frißt!

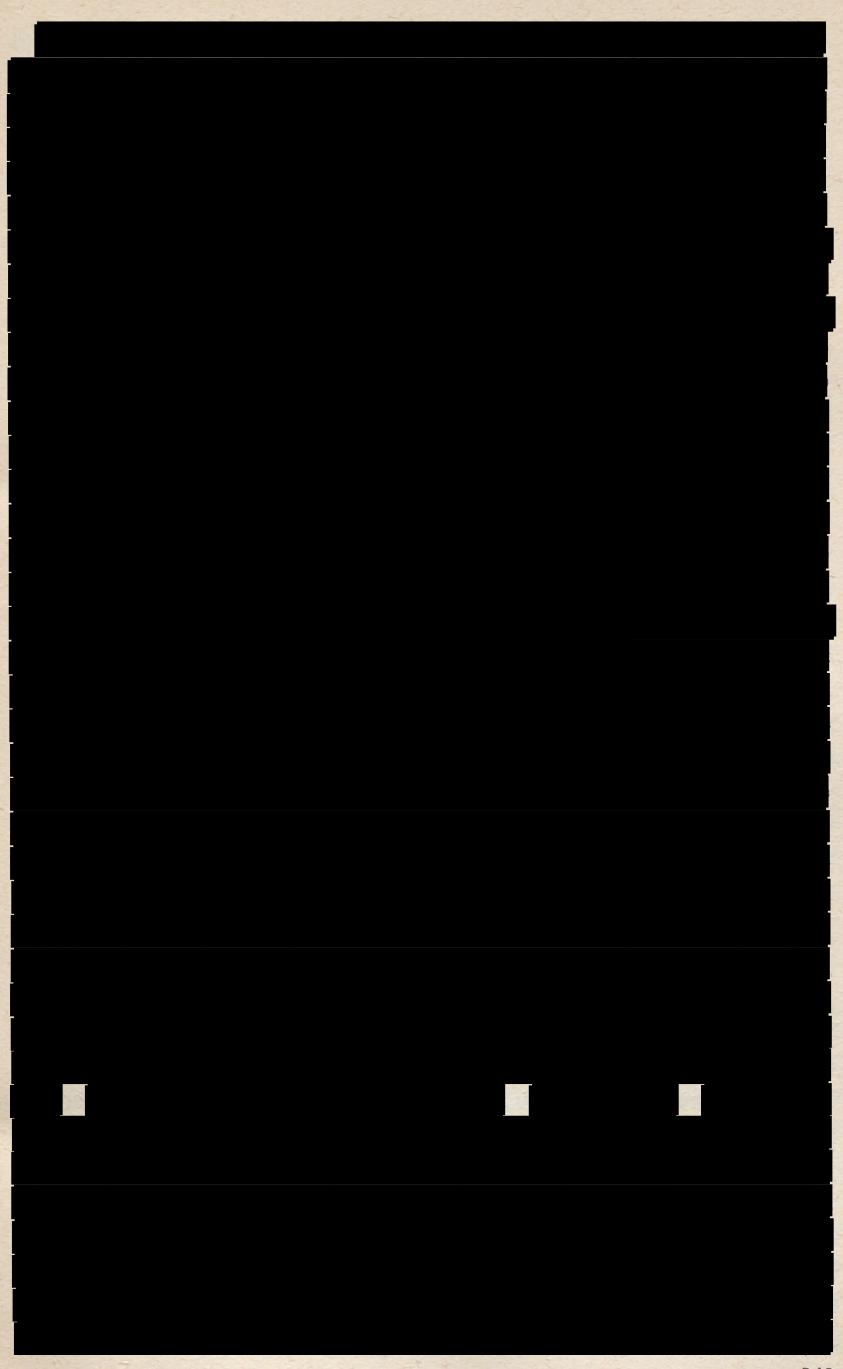
In dunkelen Gedankengängen
Lauer ich oft auf deinen steinernen Schritt
Mit einem guten Eichenknotenstock,
Um dir die Streberkrone mit einem Schlag
In das papierene Herz zu treiben.

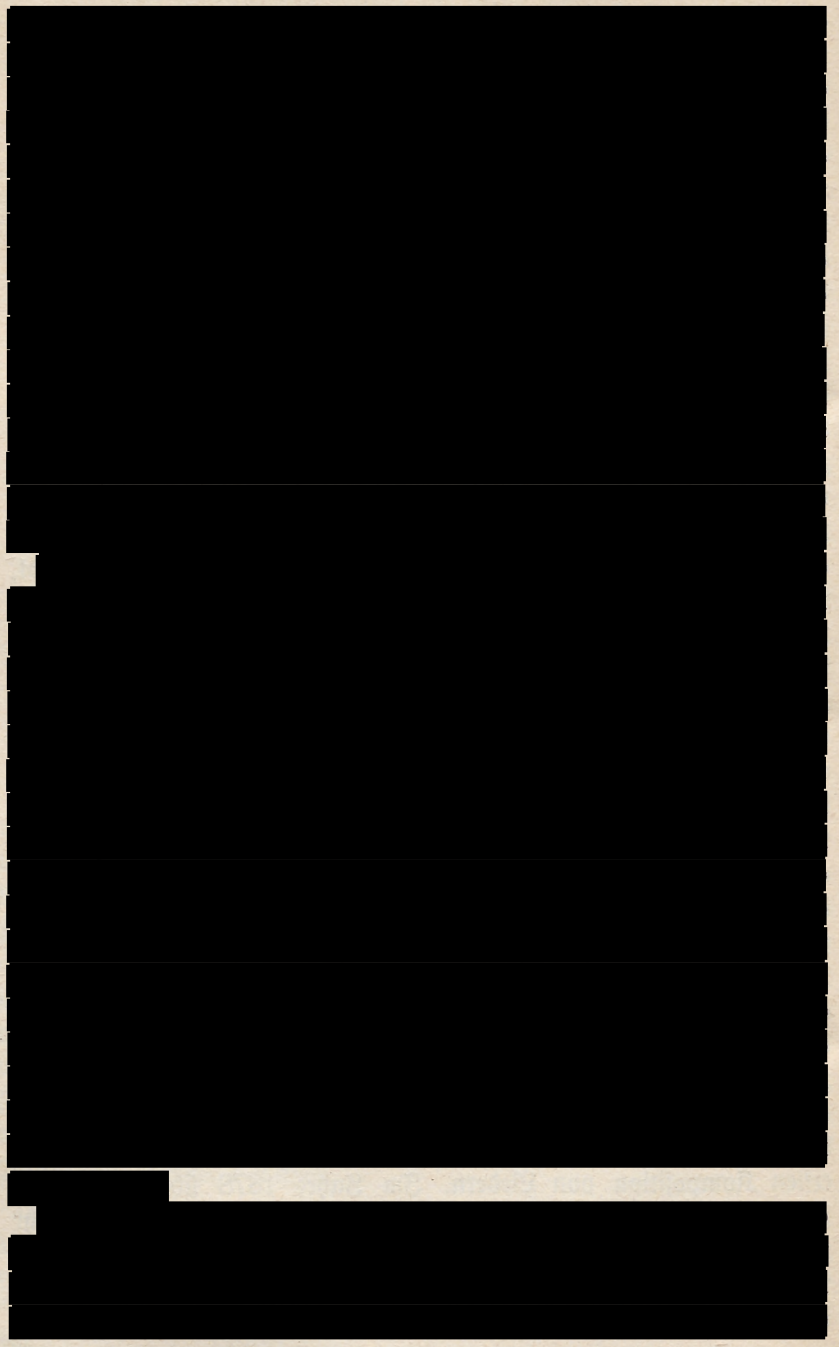
Berta Bock

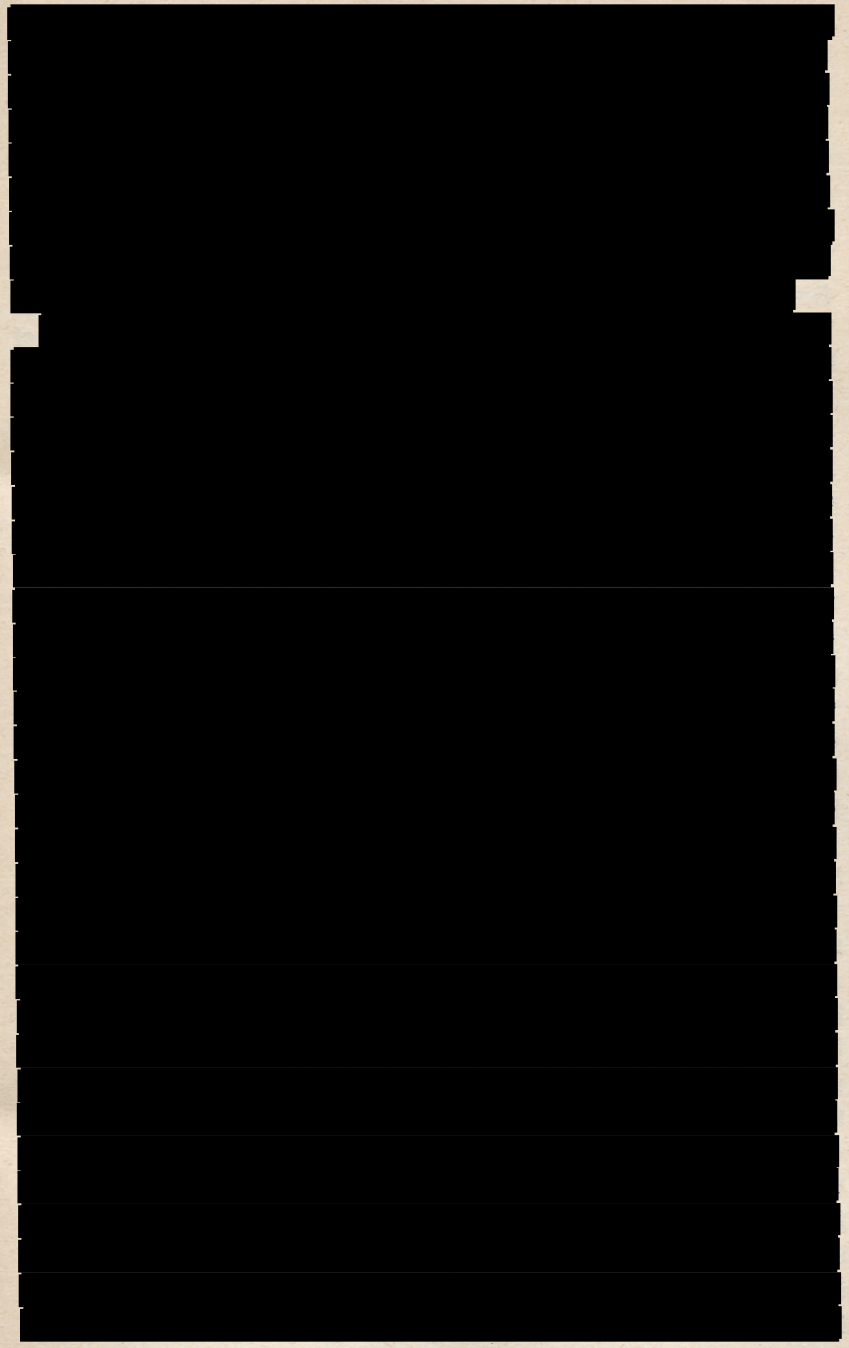
Von Egon Hajek[1])

[redacted]

[redacted]









[redacted]

Ursprung und Sinn der Philosophie

Zwei Vorträge in vier Teilen von Dr. Alfred Metter

I. Die griechische Seele

Man sagt, die Eule der Minerva breitet ihre Flügel zum Fluge aus, wenn der Tag bereits zur Ruhe gegangen und alles still geworden ist. So ist es auch mit der Besinnung des Geistes auf sich selbst. Nur nach vollbrachten Lebenstaten kann der Geist Einschau bei sich selbst halten, sich prüfen, vom Einzelnen absehen und die allgemeinen Momente zu erfassen suchen, die das Leben und seine Taten bestimmt haben. Es ist ersichtlich, daß in solcher Besinnung

das Einzelne und Besondere in einem Allgemeinen untertaucht, auf das es in der Rückerinnerung bezogen wird, in dem der Fluß der Ereignisse zum Stehen und zur Ruhe gelangt, so, wie wenn nach hastigem Tun der Mensch in seiner Hast eine Weile einhält und nach dem Zusammenhange sucht, in dem die Einheit des Wollens und des Erstrebten plötzlich auftaucht.

Dem modernen Menschen aber ist solche Besinnung fast zu einem fremden Element seiner Seele geworden. Er fühlt sich fast beengt, wenn sein Geist sich einmal bis an diese Grenzen des Seelenlebens wagt. Der moderne Geist ist sich selbst entfremdet, darum flieht er vor sich selbst und in der Betäubung sucht er sein Heil. Nun ist es aber eine mißliche Sorge, in die sich der Geist zuweilen versetzt fühlt, wenn ihm Ereignisse verschwinden und er sich an Abgründe gestellt sieht, wo es kein Entrinnen mehr gibt. Da muß notwendig eine Setzung gemacht werden, und von der Richtigkeit dieser Setzung hängt es ab, ob das An- und für sich-Bestimmte in seiner Geltung erfaßt wird. Ich kann z. B. wohl setzen, daß mein Leben nur dann richtig ist, wenn ich mich in meinem Tun von allgemeinen Prinzipien leiten lasse; was aber diese allgemeinen Prinzipien sind und wie sie in meinem Leben in den besonderen Taten meines Lebens zur Darstellung kommen, das ist eine Frage, die auf eine Antwort wartet, in der das allgemeine Prinzip als solches ermittelt werden soll und die zudem noch die Beziehung des Allgemeinen zum Besonderen als Voraussetzung der Lösung enthalten muß.

Unser Seelenleben ist, wie in meinen bisherigen Sätzen schon implizite enthalten ist, ein immerwährendes Fließen. Die Momente der Besinnung in diesem Flusse sind die identischen. Und diese identischen, d. h. mit sich selbst immer gleichen Momente, sind durch die allgemeinen Prinzipien bestimmt, oder anders ausgedrückt: das Fließen selbst ist im Allgemeinen aufgehoben und zur Ruhe gebracht. Die Aufhebung des Besonderen im Allgemeinen in seinem Prozeß aufzuzeigen ist Aufgabe der Philosophie. Wir können also das Bisherige so darstellen: Es gibt ein Besonderes und es *gilt* ein Allgemeines, die in Beziehung stehen. Den Prozeß dieser Beziehungsgesetzlichkeit stellt die Philosophie dar.

Wie man zur Philosophie kommt, d. h. der Weg, der zur Stellung philosophischer Fragen führt, diese Methodik ist mannigfaltiger Natur. Wie verschiedenartig sie jedoch auch sein mag. Ein Moment charakterisiert sie doch immer. Ich meine das Moment des

Hinausgehens über das Besondere und individuell endlich Beschränkte zum allgemeinen Prinzip, in dem dieses aufgehoben oder aufbewahrt ist, und von dem es seinen Gültigkeitsanspruch erst empfängt. Ich habe das zuvor kurz an unserm seelischen Prozeß darzustellen versucht, weil es dort am einfachsten zu fassen ist. Hier ist nun die weitere Frage die, was diese allgemeinen Bestimmungen oder Prinzipien eigentlich sind und weiter, als was sie sich im Besonderen darstellen?

Wir werden im Weitern sehn, wie sich diese Probleme, zu deutsch Aufgaben, aus problemgeschichtlichen Forschungen heraus selbst entwickeln und wie der Geist im Prozeß seiner Selbstentfaltung auf diese seine allgemeinen Prinzipien kommt. Bevor wir diese Fragen zu lösen uns anschicken, müssen wir vorerst das Wort Philosophie selbst erklären und sein Auftreten in der Geschichte des Geistes bestimmen. Damit werden wir uns in eine Sphäre hineinversetzt fühlen, aus deren einfühlender Betrachtung heraus wir Schritt für Schritt dem Gebiete näher kommen werden, das die Welt uns als Totalität, als Ganzheit, zu umfassen lehrt, in dem der Geist in seinen an und für sich seienden Bestimmungen zur Selbsterkenntnis im Prozeß seines Werdens gelangt. Wir müssen jetzt diesen Prozeß des Werdens kurz kennzeichnen.

Immer und überall haben sich Menschen über die Welt, in die sie hineingeboren wurden, Klarheit zu verschaffen versucht. Wie primitiv sich das Suchen nach einer Lösung auch darstellen mag, immer und überall findet sich das Streben nach Erfassung des Wirklichen und Wahren. Am Anfang des Prozesses sieht der suchende Geist überall Dämonen, die er als Götter bezeichnet. Er macht sich eine Vorstellung über ihr Wesen und Wirken und schreibt ihnen jegliche Verursachung zu. In den alten Göttermythen haben wir diesen Prozeß in seiner vollen Lebensfrische. Da sind es zumeist zweierlei Gottheiten verschiedenen Wesens und Wirkens, die aufgestellt werden. Gute und böse Geister regieren den Lauf der Welt und in diesem Kampfe ist der Mensch der tragende Teil. Der unausrottbare Optimismus der Menschen spricht zumeist den guten Göttern den endgültigen Sieg zu. Der Pessimismus, die Verneinung der Welt und des Willens zum Leben, tritt erst dort auf, wo ein abstraktes Gebilde konstruiert wird, das man als schlechte Welt bezeichnet und für das man nur die eine Rettung der abstrakten Verneinung sieht. Im Konkreten stellt sich hier der Prozeß als Selbstflucht des Geistes dar:

„Was geschieht, das geschieht, seinem Schicksal
kann man nicht entrinnen." (Islam.)

„Zähl jede frohe Stund' im Leben,
Zähl alle Tage frei von Pein
Und wisse: was sie dir auch geben,
Am besten ist es nicht zu sein." (Byron.)

Diese Verneinung des Seienden kann sich mit melancholischer Gleichgültigkeit paaren, die etwa in folgendem Vers zum Ausdruck kommt:

„Hast du einer Welt Besitz gewonnen,
Sei nicht erfreut darüber: es ist nichts.
Und ist dir einer Welt Besitz zerronnen,
Sei nicht betrübt darüber: es ist nichts.
Vorübergehn die Schmerzen und die Wonnen —
Geh an der Welt vorüber: es ist nichts."

Der Prozeß des Werdens wird hier als nichtig und gleichgültig hingestellt. Dem Sein wird das Nichts entgegengesetzt, in dem ihm ewige Ruhe versprochen wird.

Diese radikale Leugnung des Wertes des Seins ist, wie ich schon erwähnte, darauf zurückzuführen, daß ein ruhendes Sein postuliert und an ihm als einem abstrakten Verstandesgebilde festgehalten wird. Die Leugnung des Seins findet sich in allen pessimistischen Gedankensystemen, klassisch im Buddhismus und bei Arthur Schoppenhauer. Die ältesten religiösen Mythen kennen diese Verneinung noch nicht. Dort spricht im Siege der guten Götter die Bejahung des Lebens zu uns; eine Bejahung, die umso wertvoller ist, je leidvoller das Dasein erlebt und je energischer über das Leid hinausgegangen wird:

„Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born." (Schiller.)

In solchem Vers kommt das zum Ausdruck, was ich eben die Bejahung des Lebens genannt habe. Im Griechentum findet sich diese Bejahung typisch ausgeprägt, darum haben sie es zu einer Philosophie gebracht, die diesen Namen verdient.

In der griechischen Seele wurde die eigentliche Philosophie geboren. Was die Völker vor den Griechen in der Weltbetrachtung erreicht hatten, das waren nur mehr oder weniger Ansätze zur Lösung und Stellung philosophischer Fragen. In der Schwüle des Orient verliert sich der Blick im Höhlenhaften. Die Seele ist dort im Banne der Natur, aus deren Machtbereich nur die Verneinung zur Freiheit

führen kann. Die Freiheit ist dort also wesentlich negativer Natur. Die Seele ist belastet mit Fremdem, das sie nicht zu fassen vermag, der Schleier der Maya kann nicht gelüftet werden, ohne daß den Menschen ein Grauen vor der Wirklichkeit erfaßt. Das Charakteristische in der griechischen Seele aber ist dies, daß sie sich nicht scheut, den Schleier zu lüften, ja noch mehr, daß es sie drängt, die Wirklichkeit in ihrer Gottgestaltetheit zu ergründen und es nicht duldet, das Wirkliche als etwas Seelen- und Gottfremdes gelten zu lassen. Gerade die Tragik des Lebens führte die alten Griechen zu der Einsicht, daß das einmalige Leben dazu da ist, Werte zu gestalten und nach ihnen zu leben, d. h. sie in Wirklichkeit umzusetzen, damit in der gestalteten Wirklichkeit das ewige Gesetz sich in seinem Elemente widerspiegeln könne. So schuf sich die griechische Seele die geordnete Welt, den Kosmos, den sie bei sich selbst in ihrem eignen Sein vorfand.

Diesen Kosmos gestalteten die Griechen zuerst in ihrer Dichtung. Das Wesen der Dichtung ist ja dies, daß sie den Menschen aus dem engen und beschränkten Dasein hineinführt in das Walten einer unendlich schönen und geordneten Welt, daß sie den Menschen vom Banne seiner endlichen Beschränktheit befreit und ihn im Reiche der Freiheit aufatmen läßt. Gerade das Gefühl des Tragischen kennzeichnet den heroischen Menschen. Er entspringt aus dem Bewußtsein, in einem Endlichen gebannt zu sein trotz des Reichs der Unendlichkeit, in das er hineinragt. Die Dichtung überbrückt die beiden Pole des Unendlichen und des Endlichen in der Form der Anschauung, sie zeigt anschaulich, wie das Endliche im Unendlichen geborgen ist. Der griechischen Seele ist dieser Prozeß der Wechselwirkung ein intuitiv, ein anschaulich gewonnenes Gut gewesen. Im Walten der Natur wie im Walten ihrer eigenen Seele sahen die Griechen ihre Gottheiten als lebendig wirkende Kräfte, als Ur- und Vorbilder des Seins, das durch sie ist und durch sie wird, in seinem Werden durch sie bestimmt ist. Darum sieht die griechische Seele im kosmisch Gestalteten die lebendige Gegenwart der Wesenheiten, die als Götter bezeichnet werden. Nur im Gestalteten ist Gott gegenwärtig, darum verkündet das Endliche als Gestaltetes die Präsenz Gottes in leibhaftem Sein:

„So war Apoll den Hirten zugestaltet,
Daß ihm der Schönsten einer glich.
Denn wo Natur im reinen Kreise waltet,
Ergreifen alle Welten sich."

(Goethe „Faust" II. Teil).

Die Anbetung, zu der sich die griechische Seele durch die lebendig wirkenden Kräfte bestimmt fühlt, entspringt so spontan dem Bewußtsein der Geborgenheit des Endlichen im Unendlichen und Ewigen. Das Gebet der griechischen Seele an die Gottheit ist der mächtige Ausdruck dieses Sicheinsfühlens. Es verkündet den Ruhm der Gottheit im Anschauen des Kosmos. Das fühlende Herz des Menschen beugt sich freiwillig und ohne Zerknirschung, selbstlos und bewußt, dem Walten der strengen Mächte und preist die Notwendigkeit, mit der das Geschehen sich vollzieht:

„Immer bedürfen ja, wie Heroen den Kranz, die geweihten
Elemente zum Ruhme das Herz der fühlenden Menschen."

(Hölderlin.)

Mit diesem Gefühle ergab sich die griechische Seele auch der Notwendigkeit des Schicksals. Je schicksalhafter sich ein Leben gestaltet, je mehr Tragik es enthält, umso verehrungswürdiger ist der Mensch, in dessen Sein sich sein Schicksal vollendet. Schicksal ist das, was einem „geschickt" wird, was einem bestimmt ist. Schicksal ist die Notwendigkeit im Sein, das selbst ein werdendes Sein ist. Das Bewußtsein des Tragischen ist die Bejahung dieses Seins und des Schicksals.[1]) Wie Apoll den Kosmos bedeutet, so bedeutet Gott Dionysos den Prozeß des Werdens zur geordneten Gestalt. Beide Gottheiten oder Kräfte wirken in der Seele des Menschen. Dionysos ist der schöpferische Akt, der Gott des Rausches, der Bejaher des Daseins, mag dieses auch leidvoll sein.

Das Zeitalter, in dem die griechische Seele das Dasein so bejahte, wird seit Fr. Nietzsche das tragische genannt. Das Wesen der Tragik besteht ja, wie ich einmal erwähnte, darin, daß der Mensch in den mannigfaltigen Beziehungen, die sein Schicksal bestimmen, sich entscheiden muß für das, was als eingeborenes Gut in seiner Seele wohnt. Diese mannigfaltigen Beziehungen zu durchschauen und sich richtig zu entscheiden wird nicht immer leicht sein. Nur im Akte der Besinnung können die identischen Momente gefunden werden, die der Tat den Wert verleihen. Aber auch trotz solcher Entscheidung bleibt es fraglich, ob sich der Mensch nicht in Schuld stürzt:

„Ihr stürzt ins Leben ihn hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann übergebt ihr ihn der Pein,
Denn jede Schuld rächt sich auf Erden." (Goethe.)

[1]) Ich verweise hier auch auf Fr. Nietzsches: „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" und: „Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen".

Denn die Beziehungen, in die ein Menschenleben hineingestellt ist, sind, wie ich schon sagte, so mannigfaltiger Natur, daß der Schluß von der Ursache auf die Wirkung immer hypothetisch (fraglich) bleibt. Den tragisch bejahenden Menschen charakterisiert nun dies, daß er sich trotz des Hypothetischen entscheidet und daß er gewillt ist, die Folgen seiner Taten zu tragen. Die tragische Seele fragt nicht nach dem Lohn und buhlt nicht um Anerkennung. Sie hat das Bewußtsein dessen, daß sie in diese Welt hineingestellt wurde, um ihr ein neues Angesicht zu geben, um ihr die Gesetze geschichtlichen Werdens zu bestimmen, durch deren Erfüllung und Vollendung dem Zeitalter wie dem einmaligen Leben die Würde verliehen wird, die sie sinn- und wertvoll gestalten. Die Notwendigkeit des Schicksals kann das Leben zugrunde richten. Die tragische Seele aber fragt nicht darnach. Sie stellt nur die Frage, ob es ihrer würdig ist, ein Leben im Geiste der Wahrheit zu führen.

Die Notwendigkeit des Schicksals aber ist der griechischen Seele keine blinde Notwendigkeit. Sie ist nicht Zufall. Sie bestimmt den heroischen Menschen, denn sein „Vorzug ist es, leiden zu dürfen". Freilich, nicht ein passives Leid zu tragen, sondern durch das Leid zur Aktivität zu erwachen und in der Besinnung auf seine Bestimmung in seiner Tat das Vorbild zu sein. Die Besinnung auf das Schicksal ist immer mit dem Bewußtsein der Notwendigkeit verbunden. Der Zufall ist immer nur das Mittel zur Besinnung auf das Schicksal. Der Zufall ist etwas rein Äußerliches, der ein Schicksal wohl bestimmen kann, aber nicht bestimmen muß. Von der Entscheidung hängt es erst ab, ob wir uns für ein Schicksal bestimmen, ob uns der Zufall Veranlassung zur Schicksalsbestimmung werden kann. Kassandra, im Agamemnon des Aischylos, weiß, daß sie mit Agamemnon zugleich von der Klytaimnestra erschlagen wird, und doch geht sie bewußt in den Tod, um ihr Schicksal, d. h. um ihre Bestimmung im einmaligen Leben zu erfüllen und ihre Schuld den Göttern gegenüber zu sühnen:

„Einmal noch sagen will ich, einmal klagen
Dem letzten Licht, was ich zum Letzten kann:
Die Sonne ruf' ich um den Rächer an,
Die Schuld an meinen Feinden abzutragen!

O Menschenleben! War's beglückt genug,
Ein Schatten wandelt's; was es Leid besessen,
Verlöscht wie leichte Schrift ein feuchtes Tuch,
Und mehr als Alles schmerzt mich dies Vergessen."

„Das autonome Siebenbürgen"

Von Ewald Sindel

Unter diesem Titel hat Dr. Hermann Müller in den Deutschen Politischen Heften aus Rumänien in Aufsatzform „Studien aus der politischen Vergangenheit des Siebenbürger Landes und Anregungen zu seiner Ausgestaltung im Rahmen des rumänischen Staates" veröffentlicht und hernach diese Fragen in einer kurzen Broschüre zusammengefaßt. Dieses Schriftchen ist mit seiner historischen Einführung in die eigenartigen Verhältnisse Siebenbürgens geeignet, auch jenen ein lebendiges Bild der durch die Geschichte diesem Lande gegebenen Probleme und Aufgaben zu vermitteln. Der Titel des Schriftchens ist natürlich, wie auch das letzte Kapitel zeigt, nicht der kurze Hinweis auf eine Tatsache, sondern der Ausdruck eines Wunsches, dessen Berechtigung hauptsächlich historisch begründet werden soll.

Um die Berechtigung zu einem eigenen Leben einer Landschaft an der Hand der Geschichte zu beweisen, ist es vor allem notwendig zu zeigen, daß diese Landschaft oder besser dieses Land die Kraft, ein Eigenleben zu führen in der Geschichte wiederholt bewiesen hat. Wenn sich heute in dem Staate Rumänien, dem auch Siebenbürgen angehört, Zentralismus und Regionalismus feindlich gegenüberstehen, so verdient die Tatsache allerernsteste Beachtung, daß das rumänische Volk Siebenbürgens, in dem man am ehesten Bannerträger des restlosen Vereinheitlichungsgedankens vermuten würde, schon wiederholt energisch die Achtung vor dem historisch gewordenen und die Freigabe gewisser Lebensbereiche von seelenloser staatlicher Regelung gefordert hat. Die tiefe Mißstimmung und seelische Depression, die sich in den neuen Gebietsteilen findet, ist nicht zuletzt eine Folge dessen, daß man auch dem Rumänentum der neuen Gebietsteile das, was es an Eigenleben verlangt, nicht zugestanden hat.

Wer die mit so viel Sachkenntnis und psychologischem Verständnis geschriebenen historischen Kapitel dieses Schriftchens durchliest, wundert sich darüber, daß Dr. Hermann Müller bei dem Vorschlag einer Lösung der bisher noch nicht gelösten staatspolitischen Aufgaben zwischen Zentralismus und Autonomie ein Kompromiß zugunsten des endgiltigen Zentralismus befürwortet. Er spricht von einer Übergangszeit, die man notwendigerweise den neuen Provinzen, die ihre eigene Geschichte haben, gewähren müßte, damit es in etwa einem Viertel-

jahrhundert zu der „zielsicheren und fruchtbaren Vereinheitlichung" kommen könne, über deren Aussehen nicht mehr viel gesagt wird. Fehler, die durch eine übereilte Vereinheitlichung gemacht worden sind, hat Dr. Müller in großer Zahl gezeigt. Ob sie zufällig sind, oder bei bestimmter Einstellung zu staatspolitischen Fragen logisch notwendig sind, soll noch betrachtet werden.

Bei der Verwaltung eines Staates sind Zentralisation und Dezentralisation — unter das letztere würde auch der Begriff der begrenzten Autonomie fallen — die beiden Hauptprinzipien verfassungspolitischer Art. Geschichtlicher Ausgangspunkt bei der Gründung des rumänischen Staates war der, daß im Altreich nach französischem Muster der Zentralismus in praktisch nahezu unbegrenzter Reinheit zum Ausdruck kam, während das System der Selbstverwaltung in den von der österreich-ungarischen Monarchie an Rumänien gefallenen Teilen tief eingewurzelt war und die Freihaltung gewisser Lebensbereiche von den partei-politischen Strömungen und dem krassen Parteiegoismus unorganischer Parteien, eine gute Tradition des öffentlichen Lebens in diesen neuen Teilen war.

Man kann beim jetzigen rumänischen Staat keineswegs leugnen, daß der Kern im politischen Sinn das Altreich ist. Das berechtigt aber logisch noch nicht zu der Folgerung, daß auch alle politischen Gewohnheiten, Anschauungen und Schlagworte kritiklos auf die immerhin beträchtlichen neuen Gebiete, deren Kultur hinter der des Altreiches sicher nicht zurücksteht, übertragen werden müssen.

Die Idee des Zentralismus und der Glaube an dieses politische System ist heute in den gesetzgebenden Körperschaften und jenen politischen Parteien, die geistig ganz überwiegend vom Altreich bestimmt sind, so ungeheuer groß, daß es bei der politischen Argumentation genügt, an irgend einer Einrichtung den Charakter des Regionalismus nachzuweisen, um ihre Verwerflichkeit vom Gesichtspunkt „der höheren Staatsinteressen" erhaben über jeden Zweifel klargemacht zu haben. In diesen Fragen sind die überwiegenden Anschauungen starr dogmatisch und werden ungeachtet der unendlichen Vielheit der Probleme und tieferer Lebenszusammenhänge alle in einer Weise über den Leisten geschlagen, die den Beobachter etwa so anmutet, als wollten sich maßgebende Kreise samt Anhang in manchen Fragen das Nachdenken oder das Durchdenken eines Problems bis zu seinen Wurzeln ersparen.

Wir sind in der allerletzten Zeit Zeugen dessen gewesen, daß eine vermeintliche Äußerung eines Nichtrumänen, daß Rumänien ein Fö-

derativstaat sei — wir wissen, daß die Äußerung in dieser Form nicht gefallen ist —, als ein großes Verbrechen ausgemünzt wurde, das die Staatsinteressen in höchstem Maße gefährde. Wenn sich jene, die in diesem Falle so leicht mit maßloser Entrüstung bei der Hand sind, dessen erinnerten, daß die rumänische Regierung sich lange Zeit sehr gerne darauf berief, daß der Anschluß der neuerworbenen Provinzen durch freiwilligen Beschluß zustandegekommen sei, so würden sie wohl zugeben müssen, daß eines von den Momenten, die einen Bundesstaat kennzeichnen, d. h. der freiwillige Zusammenschluß verschiedener Gebiete zu einem größeren Ganzen, dessen Teile selbstverständlich nach dem Zusammenschluß nicht mehr dasselbe Dasein führen wie vorher, auch hier als vorhanden behauptet wird. Man kann doch auch als Anhänger des Zentralismus nicht sagen, daß ein Kennzeichen des Bundesstaates die Zusammenhangslosigkeit der einzelnen Teile wäre. Meistens liegt der Bund historisch einer Staatsbildung zugrunde, und dessen pflegt sich ein Staat gewöhnlich nicht zu schämen. Bei einer Auseinandersetzung theoretischer Art über diese Frage würde auf solche Behauptung hin wahrscheinlich gesagt, es handle sich bei dem freiwilligen Zusammenschluß einzelner selbständiger Teile nicht um einen Bundesstaat, sondern um einen Staatenbund. Es gibt nun, um diese beiden verwandten Begriffe auseinander zu halten und gegen den Einheitsstaat abzugrenzen, so manches auch von der theoretischen Begriffsbildung verwendete Merkmal für den einen und den andern Typus, aber die klare Trennungslinie läßt sich mit juristischen Begriffen nicht aufzeigen, weil eben die Grenzen nicht ewig feststehen und eine restlose Erfüllung des Zentralisationsprinzipes ebenso ausgeschlossen ist wie die extreme Dezentralisation im staatlichen Leben.

Und doch wollen wir zeigen, daß die Gedankenwelt, die den zentralistischen Staat trägt, eine im Wesen andere ist, als die Grundidee des Bundesstaates. Bei solchem Versuch darf man sich natürlich nicht nur auf den Bahnen des staatsrechtlichen Denkens bewegen, denn der geistige Odem eines im Staate zusammengefaßten öffentlichen Lebens entspringt menschlichen Bestrebungen und Sinnesrichtungen und wird immer abhängig sein von den Wertgefühlen der lebenden Träger, die zwar von Traditionen und Namen bestimmt sein können, ihnen aber nur dann treu bleiben werden, wenn sie die traditionellen Wertungen und Gebiete innerlich bejahen. Anderenfalls besteht zwischen dem geschriebenen Gebot und dem wirklichen Leben in seinem Aus-

druck eine unüberbrückbare Kluft und das gesetzte Gebot hat nur abstrakte Geltung. Es wird nicht lebensgestaltendes Prinzip sondern höchstens Lebenshemmung.

Das politische Leben des Alltages bewegt sich getrieben oft von sehr eigensüchtigen Beweggründen der Handelnden meist um Fragen der politischen Form, d. h. es werden Dinge, die mehr zur politischen Technik gehören, als Kampfziele mit eigenem Wert formuliert. Erreicht man sie, so hat man immer erst die Form, die dann erst durch den lebenden Willen ausgefüllt werden soll, um das zu erreichen, was man sich von ihr an Gutem verspricht. Es ist aber die politische Form auf die Dauer nie Höchstes und Letztes. Immer müßte man die Frage so stellen: welche politische Form gewährleistet am ehesten die segensreiche Entfaltung vorhandener oder entwicklungsfähiger aufbauender Kräfte? Damit ist zugleich die notwendige Anknüpfung an historische Gegebenheiten ausgesprochen.

Überall, wo wir den Gedanken der Selbstverwaltung einerseits, und den der Beschränkung der gebieterischen Macht andererseits — sei es durch rechtliche Schranken, sei es durch das viel feinere organischere System der Tradition und der Rechtsanschauungen verwirklicht finden, liegt der Ordnung des öffentlichen Lebens eine Anschauung zugrunde, die Unterschiede zu machen weiß und Stufen anerkennt zwischen den obersten wahrhaft politischen Angelegenheiten d. h. den Fragen, deren Lösung notwendigerweise politisches Leben gestalten oder mißstalten muß und solchen von begrenzter Bedeutung. Die ersteren müssen notwendig über das Gebiet des Gemeinwesens einheitlich, d. h. ohne innere Widersprüche und immer mit Bezug auf ein Ganzes gelöst werden, während die anderen von geringerer Bedeutung trotz Vielgestaltigkeit und Gegensätzlichkeit die Einheit eines Staatswesens nicht in Frage stellen. So aber wird auch der Raum frei für jene Angelegenheiten, die ihrer Natur nach eine individuelle Behandlung verlangen, für Lebenskreise, die in sich selber ihren Mittelpunkt haben, die im einzelnen in ihren Lebensgesetzen von außen her meist nicht einmal erkannt, geschweige denn richtig behandelt werden.

Der Zentralist sagt: Lebenskreise mit eignem Zentrum in einem Staate sind ein Widerspruch, denn sie sind Staaten im Staate. Ein Staatswesen kann nur bestehen, wenn ein einziger Wille, d. h. eine Gewalt alles lenkt und alles sich ihr unterordnet. In dem Grundgedanken dieses Staates liegt die Unterscheidung zwischen Angelegen-

heiten durchgreifender Bedeutung, für deren Verwaltung einem oder einigen die Gewalt in die Hand gegeben werden muß, und solchen, für deren Gestaltung die Richtlinien nicht unmittelbar aus den rein staatlich organisatorischen Notwendigkeiten geholt werden können, nicht so klar darinnen wie im dezentralisierten Staate. Die Folge ist dann meistens eine Vielregiererei, die doch niemals ganze Arbeit leisten kann.

Der korporative Staat will es gar nicht mehr mit der atomisierten Masse zu tun haben, sondern mit der organisierten. Er läßt nicht nur kleinere Lebenskreise mit eignem Mittelpunkt gelten, sondern drängt sogar nach dieser Richtung. Dieser Staat ist mehr auf dynamische Gedanken gestellt. Mit der Einzelperson hat der Staat nicht um ihrer selber willen zu tun, sondern weil sie Träger von Kräften und Leistungen ist, aus denen der Staat sein Leben zieht. Träger von Kräften und Leistungen aber sind organisierte Gemeinschaften in erhöhtem Maß. Kann man also sagen, daß Politik-Machen im Großen und Ganzen soviel heißt, wie das Bewahren der günstigsten Voraussetzungen zum Handeln, so sieht man einen Unterschied in der Methode, wenn man den zentralistischen und den dezentralisierten Staat vergleicht. Der zentralistische Staat hat es vor allem auf die Möglichkeit des uneingeschränkten Einsatzes der erfaßbaren Kräfte abgesehen, und neigt daher ein wenig dem Raubbau, der andere mehr auf die Entwickelung und Erhaltung tragfähiger sozialer Gruppen und die Heranbildung eigenständiger Kräfte für die Erfüllung unentbehrlicher sozialer Lebensfunktionen. Der Zentralismus wird bei der sozialen Gliederung immer mehr abstrakte Momente, wozu auch die rein juristischen gehören, als Kennzeichnung verwenden, und es wird fast alles, was besteht, von Staates Gnaden bestehen. Der Staat wird in vielen Fällen den freien Willen seiner Unterworfenen als einen unsicheren Faktor ganz ausschalten und der Selbsttätigkeit seiner Unterworfenen durch den Befehl zuvorkommen oder wenigstens in den meisten Angelegenheiten durch ein ausgebautes Bewilligungssystem den Anschein seiner Allmacht wahren wollen.

Der korporative dezentralisierte Staat macht, wie schon gesagt wurde, einen klareren Unterschied zwischen Fragen, die das Gemeinwesen als Ganzes betreffen und solchen von begrenzterer Bedeutung oder solchen, bei denen der Staat eine Schöpferkraft nicht besitzt. Er läßt dem Betätigungsdrang einen freieren Lauf, indem er ihm nicht so viel Fesseln anlegt und sich seiner Reichweite im aufbauenden und verneinenden Sinn viel klarer bewußt ist. Er wird mehr darauf be-

dacht sein, daß die rechtlich sanktionierte soziale Gliederung den natürlichen und geschichtlich bestimmten Ansätzen und Anlagen so weit als möglich entspreche, damit die soziologische Struktur, die nicht ganz willkürlich zu gestalten, ist das logisch erste, und die juristische, die erst auf dieser Grundlage die genauere Ausgestaltung vornehmen soll, in ihren Grundzügen übereinstimmen. Andernfalls werden im Staatswesen die kleinlichen politischen Gesichtspunkte oft und zwar meist an unrechter Stelle den sachlichen den Rang streitig machen, und gewisse soziale Funktionen werden in Wahrheit entweder nicht erfüllt oder auch noch das vorhandene geschädigt.

Man kann mit Bewußtsein dessen, daß eine kurze Formulierung notwendigerweise lückenhaft bleiben muß, sagen, daß der zentralistische juristisch vielleicht vollendeter ausgebaute Staat in seinem Wesen die Gesetze des Werdens tragfähiger sozialer Gruppen und der Kräfte, die Kultur und Gesellschaft tragen, weniger beachtet als der dezentralisierte Staat. Parteienbildung ist zwar die Bildung sozialer Gruppen, aber sie ist weniger natürlich, mehr dem Zufall preisgegeben und daher weniger tauglich als die natürlichen Gemeinschaften, wie etwa die des Volkstums, und die der geschichtlichen Verbundenheit.

In den schädlichen Verzerrungen haben wir das Parteiensystem kennen gelernt. Die Verwechselung von Parteiinteresse und Staatsinteresse einerseits oder von staatspolitischer Richtigkeit und größerer Bequemlichkeit gewisser Methoden für die Regierenden andererseits ist — glaube ich — ein notwendiges Angehängsel des zentralistischen Staates, der auch in den gewöhnlichen Zeiten das Befehlen zu weit treibt und die Staatsallmacht auch dorthin ausdehnen will, wo sie nicht hingehört und nur persönlichen Interessen der Machthaber dient oder einen Machtrausch befriedigen will, der meist unerträgliche Zustände schafft.

Fragt man, warum die neuen rumänischen Provinzen immer wieder von der Notwendigkeit einer gewissen Autonomie reden, so kann man antworten: Weil sie die unberechtigten störenden Eingriffe in ihr Leben und die Verletzungen ihres Rechtsgefühles nur sehr ungerne ertragen. Sie wollen gerne ihren Anteil an Pflichten übernehmen, ohne aber mehr beherrscht und am Gängelband geführt zu werden, als das bei einem von Herrschsucht noch nicht angekränkeltem Denken notwendig erscheint. Sie wollen nicht, daß die Wellenschläge der von großem Ideeninhalt meist ganz unbeschwerten Tagespolitik zu weit in ihre Lebenskreise eindringe, da diese Bukarester Politik, die moralisch auf

einer viel tieferen Stufe steht, als es die hergebrachten Jahrhunderte alten Rechtsanschauungen und Lebensgewohnheiten etwa in Siebenbürgen waren, dem tätigen Leben kaum einen wertvollen Ansporn geben kann. Es wird keinem vernünftigen Vertreter des Selbstverwaltungsgedankens einfallen etwa gegen eine weitgehende „Vereinheitlichung" des Postwesens, des Wechselrechtes, der militärischen Organisation, des Beamtenrechtes für Staatsbeamte, der Eisenbahnorganisation und gewisser Verwaltungsfunktionen, wo Abweichungen sehr hinderlich sind, zu Felde zu ziehen. Heute im Zeitalter des Verkehres ist eine Großzügigkeit in der äußeren Ordnung sicher geboten. Tatsächlich sieht es mit dem einheitlichen Funktionieren des großen Apparates oft jämmerlich aus und ist unendlich viel Kleinkram mit vereinheitlicht worden. Gerade diese Festlegung gewisser nicht zum Wesen der zu lösenden Fragen gehörigen Einzelheiten läßt in den neuen Provinzen und in ihren Menschen das Gefühl aufkommen, als wollte man von oben her nicht bloß einen Staat regieren sondern einseitigen Herrschgelüsten freien Raum schaffen. Mit dem Herrschen hierzulande sind aber mehr utilitarische Gedanken als ethische kategorische Imperative verbunden.

Warum soviel Kompliziertheiten künstlich in manche Gesetze hineingekommen? Warum so wenig Achtung vor dem Gewordenen und vor dem Rechtsgefühl bestimmter Bewohner? Warum eine Ordnung, die die Expansion einer ungesund aufgeblähten Staatsallgewalt immer weiter treiben will, warum soviel Zwang dort, wo der Zwang nicht hingehört?

Wer soll die oft bis zur Lächerlichkeit gedroschene Phrase von den höheren Staatsinteressen wirklich in jedem Fall ernst nehmen, wenn man sieht, wie oft sie nur Vorwand für staatsfremde Bestrebungen ist?

Wir wollen nicht nur als Angehörige einer Minderheit sprechen, wenn wir den Wunsch ausdrücken, man möchte das Wesen der Staatseinheit nicht zu sehr in den äußeren Dingen und in den Kleinigkeiten sehen. Das worauf es ankommt, der bejahende Wille zu einem Staat läßt sich nicht von außen her auf die Dauer erzwingen.

Die Spuren von Jahrhunderten im Denken, im Wertgefühl, ja sogar in einzelnen Lebensgewohnheiten kann man nicht in wenigen Jahren hinausorganisieren. Wo durch Natur und Geschichte auf diesem und jenem Gebiet einer Landschaft und einer Gemeinschaft ein anderer Weg gewiesen ist, als den übrigen, da wird auch nach einer Übergangszeit, die Dr. Müller auf einige Jahrzehnte schätzt, die Gleichma-

cherei keine fruchtbare Lösung sein. Gewisse Verschiedenheiten in jenen Lebensordnungen, die nicht unmittelbar auf den Staat hinzielen — dazu zählen wohl auch die Angelegenheiten kleiner sozialer Gemeinschaften — müssen dem Gedanken der Staatseinheit nicht widersprechen, wenn man den Staat lebendig genug denkt und sich vor Augen hält, wie viel verschiedenartige Kräfte er braucht. Es kommt ja letzten Endes wirklich nicht darauf an, wo diese oder jene Norm gesetzt ist, wenn sie nur den Bedürfnissen eines emporstrebenden Lebens, dessen Form immer eine soziale ist, entspricht. Sagten wir früher, man müsse die Frage stellen: welche politische Form gewährleistet am ehesten die segensreiche Entfaltung vorhandener oder entwicklungsfähiger aufbauender Kräfte, so kann die Antwort jetzt lauten: Mit größter Wahrscheinlichkeit entwickelt sich Wertvolles und Kräftiges dort, wo ihm die notwendige Freiheit gelassen wird. Es ist schwer anzunehmen, daß der übertrieben zentralistische Staat, der manches unglückselige geistige Erbe mit sich schleppt, nach einer Übergangszeit imstande sein wird, mit seinen Mitteln schöpferische Kräfte hervorzureizen und allgemeine innerliche Bejahung zu gewinnen.

Das Pädagogische in der Jugendbewegung

Von Dr. Heinz Brandsch

Man hat die Jugendbewegung vielfach eine religiöse Bewegung genannt; man könnte sie wohl mit demselben Rechte auch eine pädagogische nennen.

Zunächst einmal steht soviel fest, daß wir augenblicklich in einer stark pädagogisch gefärbten Kulturwelle drinstecken. Alles wird pädagogisiert. Das zeigt sich nicht nur darin, daß die Pädagogik, der man noch vor Jahrzehnten den Charakter einer Wissenschaft absprechen wollte, sich heute einen Lehrstuhl nach dem andern zu erobern beginnt, sondern es beweist es auch die besondere Wertschätzung, deren sich die Jugendpflege, in der die ältere Generation ihren erzieherischen Einfluß auf die Jugendlichen auszuüben versucht, und die Jugendbewegung, in der die Jugend ihre Erziehung selbst in die Hand nimmt, erfreuen. Schwer zu entscheiden ist nur, ob die Jugendbewegung hier mehr nehmend oder gebend ist, ob sie also in diese pädagogische Welle

hereingerissen worden ist, oder vor allem selbst zu ihrer Stärkung wesentlich beigetragen hat; dagegen ist es zweifellos, daß beides der Fall gewesen.

Man könnte heute wohl ohne große Übertreibung von einem „Jahrhundert der Jugend" sprechen, weil der Befreiungsprozeß, der zunächst dem Bürger- und Bauernstand zu gute kam, in der Frauenbewegung dem weiblichen Geschlecht neue Rechte schenkte, nun aus der sozialen, bezw. geschlechtlichen Differenzierung heraus in der Jugendbewegung an den Vorrechten der Alten zu rütteln beginnt. Die Jugendbewegung ist doch schließlich nicht nur ein Kampf um einen neuen Lebensinhalt, sondern auch ein Kampf gegen die, die als die Träger der alten Lebensanschauungen zu gelten haben und ihren kulturellen Besitz, ihre Lebenseinstellung der kommenden Generation als ein Erbe übergeben wollen, an dem möglichst wenig geändert werden soll.

Diese Erblassung vollzieht heute, da das Elternhaus stark an Einfluß eingebüßt hat, die Schule. So äußert sich der Gegensatz der jungen Generation gegenüber der ältern auch weniger in einer seelischen Reibung zwischen Eltern und Kindern, sondern in den nicht seltenen Gegensätzen zwischen Schule und Schülern. Es wäre freilich eine falsche Annahme, wenn man glauben wollte, daß diese Gegensätze in frühern Jahrzehnten nicht auch zum Ausbruch gekommen wären; aber sie waren vereinzelter und zahmer. Mit dem Augenblick aber, wo die Schule eigentlich als bevollmächtigte Vertreterin der Gesamtheit der Alten auftritt und die Jugend, hineingerissen in eine seit lange vorbereitete Bewegung, sich ihres Eigenwertes bewußt wird, muß es sofort zu einem Kampfe kommen. Und ein offener Kampf ist wohl auch besser, als ein fauler Kompromiß, der zwischen einer unter allen Umständen nachgiebigen Schule und einer unbewegten oder sogar unbeweglichen Jugend geschlossen würde.

Der Kampf ist da, auch dort, wo er nicht in Schülerstreiks zur Erscheinung gelangt; er wird im Innern gekämpft; deutet sich in innerer Ablehnung des ganzen Schulbetriebes oder einzelner Lehrkräfte, oder auch nur einzelner Unterrichts- und Erziehungsmaßnahmen an; er kostet nicht Blut, aber Seelen- und Nervenkraft auf beiden Seiten.

Ein solcher Kampf ist normaler Weise wohl auch gar nicht vermeidbar. Der überwiegende Teil der Jugend gehört in dem kritischen Alter um 17 Jahre herum noch irgend einem Schulverband (Mittelschule, Fortbildungsschule, Gewerbelehrlingsschule usw.) an. Das ist aber das Alter, wo die Jugend ihre Erziehung auch in frühern Zeiten,

wo es keine Jugendbewegung im heutigen Sinne gab, selbst in die Hand zu nehmen pflegte.

Ein eigenes Erlebnis aus dem 15. Jahr meines Lebens: Mein Vater wollte mich irgend eines Vergehens wegen — ich erinnere mich nicht mehr, was es war — strafen. Darauf aber erinnere ich mich, daß ich ihm mit trotzigen Augen entgegentrat und sagte: „Ich lasse mich nicht mehr schlagen." Ebenso unverlierbar hat sich mir aber auch die Antwort eingeprägt: „Dann betrag dich auch dementsprechend!"

So oder ähnlich, nicht bei allen so schroff, mag die Zeit des Erzogenwerdens sich von der der Selbsterziehung trennen lassen. Das ist die Zeit der Grenzstreitigkeiten, wo es nicht selten vorkommt, daß entweder der Jugendliche oder der Erzieher die Grenze, die ihm heilig sein sollte, überschreitet, in fremdes Gebiet einbricht, Schaden zufügt oder zurückgeschlagen wird. Wäre die Grenze klar sichtbar, so wäre es leichter, einen aufreibenden Kampf zu vermeiden.

Es kommt zu Gegensätzen häufig auch deshalb, weil von Seite der Schule übersehen wird, daß die Jugend in diesem Wendealter ein brennendes Interesse für pädagogische Fragen besitzt, weil sie eben aus der Passivität des Erzogenwerdens zur Aktivität der Selbsterziehung übergehen will. Statt dieses Interesse nun richtig auszunützen und es in den Dienst der ganzen Erziehungsarbeit zu stellen, nimmt die Schule Anstoß daran, daß dieses Interesse sich anfangs nur in der Form einer oft unangenehmen Kritik äußert. Gegen diese Kritik sucht man sich nun häufig dadurch zu schützen, daß man der Jugend die Fähigkeit, derartige Fragen zu beurteilen, abspricht. Zweifellos fehlt ja der Jugend die Erfahrung, das Wissen, die Fähigkeit, systematisch zu denken. Das ist ihr Nachteil bei der Beurteilung pädagogischer Fragen. Dagegen ist sie ungebunden, frei von Hemmungen, die in der Ehrfurcht vor der Tradition liegen. Das ist ihr Vorteil. Deshalb sieht sie Ziele, die dem Alter, das mit der Wirklichkeit einen Ausgleich geschlossen, nicht mehr sichtbar sind. Die tiefe, wahre Jugend sieht alle Habheiten, die wir, an ihren Anblick so sehr gewöhnt, überschauen; sie ist nicht bereit, sich mit ihnen abzufinden, sie leidet unter ihnen seelische Schmerzen und empört sich — Gott sei Dank — dagegen. Die Jugend ist wie ein Frühlingssturm, der altes Laub, vertrocknete Äste schonungslos abbricht. Es muß in Kauf genommen werden, daß manchmal auch Äste mitbrechen, die noch Früchte hätten bringen können, und die der erfahrene Gärtner hätte stehen lassen.

Die jugendliche Kritik muß zunächst übers Ziel schießen: einmal deshalb, weil sie gewöhnlich an Wendepunkten der Menschheitsentwicklung zum Ausdruck kommt, sofern sie die Wende nicht selbst hervorruft. Man beachte z. B. auch die Reichsschulkonferenz aus 1920 und ihre verhältnismäßig recht radikalen Forderungen. Sie sind zum guten Teil nicht durchgeführt worden, weil sie durch das Erfahrungssieb der alten Generation hindurchgehen mußten, wobei vieles im Sieb hängen geblieben ist. Die Reichsschulkonferenz aber gibt uns einen brauchbarern Maßstab für die Beurteilung der pädagogischen Gedanken der Jugendlichen als die nachherigen Verwirklichungen. Es ist deshalb auch zulässig, das Bild, das wir uns von der Kritik Jugendlicher an pädagogischen Einrichtungen machen wollen, mit Farben zu malen, die wir dem Urteile von Frühreifen und Frühvollendeten, wie z. B. Otto Braun[1]) es war, entnehmen, wenn wir auch wissen, daß die Masse der Jugendlichen stumpf ist und ihre Kritik in Schimpfereien über Lehrer und Schule erschöpft.

Das heißt nun nicht, daß der praktische Pädagoge, nun selbst unkritisch, sich der Kritik der Jugend ohne weiters beugen müsse, wohl aber heißt es aufhorchen, besonders wenn man feststellt, daß die Jugend nun auch zu positiver pädagogischer Mitarbeit übergeht.

Diese positive Arbeit zeigt sich zunächst darin, daß der Jugendliche von der Fremderziehung den Weg zur Selbsterziehung sucht, vielleicht auch nur in der Art, daß er von nun an selbst entscheiden will, wer sein Erzieher sein soll, daß er sich selbst das Vorbild, den Führer wählt. Häufig wird die Schule nichts anderes zu tun haben, als diesen Selbsterziehungstrieb in seiner Entfaltung nicht zu hindern.

Dazu kommt, daß in der Gemeinschaft der Jugendlichen sich ein starker Erziehungstrieb auswirkt, der dazu führt, daß hier die ältern die jüngern Jugendlichen oft nachhaltiger zu leiten vermögen, als es ein Glied einer andern Generation vermöchte, die in einer ganz andern Gedanken- und Gefühlswelt lebt. Die Schule ahnt heute den Wert des erziehenden Einflusses der Jugendgemeinschaft. Sie tut gut daran, wenn sie nicht grob in dieses Leben hineingreift und dieses ganze werdende Werk in den Dienst eigener Ziele zerrt. Es genügt hier die Beachtung eines Rousseau'schen Gedankens, zu sorgen, daß nichts Böses geschehe.

[1]) Otto Braun. Aus nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten. Inselverlag, Leipzig, 1921.

Man wird aber auch nicht leugnen können, daß die Jugend auch ein neues Bildungsideal aufzustellen versucht hat. Es ist stark aktivistisch und noologisch, baut auf Intuitismus und Mystizismus auf und trägt oft ausgesprochen religiösen Stempel. Oder anders gesagt: nicht in die vorhandene Kultur und Gesellschaft will die Jugend hineinwachsen, sondern Kultur und Gesellschaft dem Menschheitsideal, das sie in sich trägt, anpassen. Die Hauptsache ist das „Ich", dann aber folgt sehr bald das „Wir"; aber überall geht das Schaffende dem Geschaffenen in der Wertschätzung voraus.

Es ist eine zunächst wohl auffallende Erscheinung, daß die neuere Pädagogik sich in ihren Ergebnissen mit den Forderungen der Jugendbewegung vielfach deckt. Das liegt einmal darin begründet, daß viele Pädagogen selbst aus der Jugendbewegung hervorgegangen, dann aber auch in dem Erfahrungsgesetz, daß die beste Jugend intuitiv als das Notwendige erfaßt, was der gereifte Theoretiker in schwerer Denkarbeit ergründet. So hat sich u. a. der jugendliche Grundsatz der Selbsttätigkeit in der Arbeitsschulbewegung verwirklicht. Auch die ganze schwere Problematik der Individual- und Sozialpädagogik spiegelt sich in der Jugendbewegung wieder, gewöhnlich in der Form, daß das Individuelle Ausgangspunkt und das Soziale Zielpunkt ist, daß also nicht nur der einzelne, sondern auch die Jugendbewegung als solche, die anfangs stark unter dem Einfluß der Individual-Philosophen und -Pädagogen (Rousseau, Nietzsche, Ellen Key u. a.) stand, allmählich durch Betonung der Gemeinschaft, freilich in neuer Formgebung, in das Fahrwasser der Sozialpädagogik übergeht. Der noologischen (Eucken) Einstellung der Jugend entspricht die noologische Pädagogik eines Budde, während die Persönlichkeits-, aber auch die Kulturpädagogik (Gaudig, Spranger, Litt) deutlich zeigt, wie Männer arbeiten, die aus dem besten Quell pädagogischen Wissens, der jugendlichen Seele selbst, schöpfen. Und auch die experimentelle Pädagogik, mit ihrem Suchen und Experimentieren, spricht zumindest einen Teil der Jugend an, für die das Suchen leider häufig Selbstzweck zu werden droht, wie freilich auch das Allzumathematische dieses Zweiges der Pädagogik andern wieder nicht genügt. Auch die Ziele der Kunsterziehung liegen auf der Linie der Wünsche der Jugendlichen aus dem Kreise der Jugendbewegung.

So gehören denn Jugendliche und Pädagogen nicht nur im Sinne der ältern Auffassung zusammen, derzufolge die einen Objekt, die

andern Subjekt der Erziehungsarbeit waren, sondern als Mitsucher und Mitarbeiter auf demselben Weg zum selben Ziel. Wer tiefer in diese Fragen hineinblickt, ist überzeugt, daß nicht nur die Jugend der Pädagogik viel Gutes verdankt, indem sie erzogen, „pädagogisiert" wird, sondern daß umgekehrte die Pädagogik Wesentliches der Jugendbewegung zu verdanken hat, von der sie in mancher Beziehung verjüngt worden ist.

Rundschau

Die höhere Gewerbeschule? Von allen Schulfragen erscheint keine so dringend, als die Gründung einer Gewerbeschule, die dazu geeignet wäre, der geistige Mittelpunkt, die stille Werkstatt des Werdens für alle handwerklichen und niederen technischen Berufe zu werden. Mit einer solchen Schule müßte ein schweres Versäumnis der vorigen Generation endlich nachgeholt werden. In engem Anschluß an die Organisation der höheren Gewerbe- und Kunstgewerbeschulen Deutschlands und Englands soll diese Schule der gewerblichen Jugend nach Absolvierung der Lehrjahre eine gründliche Weiterbildung vor allem in allen Handwerken, die zum Baufach und zur Inneneinrichtung gehören, ermöglichen und zwar auf dem geistigen Niveau des deutschen Kunsthandwerks von heute. Eine besondere Aufgabe, die die Eigenart dieser neuen Schule kennzeichnen würde, müßte sein, daß sie die stilistischen Eigentümlichkeiten unseres Landes, die sich aus der Geschichte, der Landschaft, der Volkskunst des eignen und der mitwohnenden Völker ergeben, aufgreife, in die Forderungen der Gegenwart hineintrage und so nach Möglichkeit die besondere Gefühlswelt des west-östlich gerichteten siebenbürgischen Menschen zum Ausdruck brächte. Ohne Werkstätten ist eine solche Schule nicht denkbar, nicht nur weil es notwendig ist, das Gelernte und Erdachte in der Praxis gleich zu erproben, sondern weil diese Werkstätten in der Lage wären, selbst Aufträge zu übernehmen und so einen Teil der Unkosten der Schule wieder hereinzubringen. Man wende nicht ein, daß solche Werkstätten eine Konkurrenz für den freien Handwerker sein könnten. Denn abgesehen von ihrer geringen Leistungsfähigkeit dienen sie doch einzig dem Gedanken des neuen Baugewerbes, das weit über die Grenzen Englands und Deutschlands europäischen Boden gewonnen hat und zu dessen weiterer, notwendig eintretender Ausbreitung ein tüchtig geschulter Handwerkerstand notwendig ist, den sich jeder unternehmende Handwerker zunutze machen kann. Der Hinweis auf das Existieren von staatlichen Gewerbeschulen scheint mir erst recht die Notwendigkeit von unabhängigen, einzig der Solidität und dem Fortschritt dienenden Schulen zu erweisen. Ja, dank unserer Art und alten ehrenvollen gewerblichen Tradition ist es unsere Pflicht und nächstliegende Aufgabe, im schwankenden kulturellen Gefüge unseres Staates für das Zustandekommen von festen Werten zu sorgen, die uns die Achtung und Sympathie unserer Mitnationen ebenso wie des Auslandes erwerben. Die

Einsicht und der Wille der Gesamtheit würden für diese Schule das beste Fundament schaffen, gleichviel ob die Durchführung von genossenschaftlicher oder landeskirchlicher Seite in Angriff genommen wird. Ich kann mir nicht versagen zu behaupten, daß eine solche Schule für das Kultur- und Wirtschaftsleben unseres Volkes einen Faktor darstellen würde, gegen den die Bedeutung eines Gymnasiums mehr oder weniger geringfügig wäre. Eduard Morres

Sächsischer Wirtschaftsrat. Von Dr. Fred Sigerus wurde die Schaffung eines sächsischen Wirtschaftsrates in dieser Zeitschrift (Nr. 11, 1926 und 2, 1927) vorgeschlagen und eingehend erörtert.

Nach einem Bericht des S.-D. Tageblatts (12. Mai 1927) hat dieser Gedanke soweit durchschlagend gewirkt, daß einer Einladung des Deutsch-sächs. Volksrates Folge leistend sich die Vertreter sämtlicher sächs. Wirtschaftsverbände in Hermannstadt versammelten, „um in freier Aussprache die allgemeine Wirtschaftslage des Landes, die sich daraus für die Privatwirtschaft im Allgemeinen und für unser gesamtes sächsisches Erwerbs- und Wirtschaftleben im Besondern ergebenden Belange und Schwierigkeiten, sowie schließlich Wege zu deren Linderung und Behebung auf breiter Grundlage zu erörtern". Ein leitender Ausschuß, der „nach erfolgter Konstituierung an die eingehende Beratung von Einzelfragen schritt", wurde gebildet, „die teilweise schon zu positiven und praktischen Ergebnissen führte". Dieser Zentralausschuß der Wirtschaftsverbände ist als „ständiges Forum zur Beratung unserer allgemeinen wirtschaftlichen Belange und zu einheitlicher Stellungnahme unserer Volksgemeinschaft in wirtschaftlichen Fragen unseres Landes" gedacht.

Daß sich die grundlegende Erkenntnis der unbedingten Notwendigkeit des sächsischen Zusammenarbeitens allmählich Bahn bricht, ersehen wir auch aus einer anderen kurzen, aber symptomatischen Notiz des „S.-D. Tageblattes" vom 19. Mai l. J., die von beschlossenen Konzentrationsbewegungen unserer sächsischen Geldanstalten Meldung bringt.

Neue Bücher und Schriften

A. Meschendörfer. Eleonora. Romanul unui naufragiat in Transilvania. Übersetzt aus dem Deutschen von Aurel C. Locuşteanu. Verlag Cultura Românească, Bukarest. Die Übersetzung ist ein gutes Zeichen für das wachsende rumänische Interesse an inländisch-deutschen Dichtungen. Mit diesem Roman, der am Anfang unseres jüngeren Schrifttums steht, wird weiten rumänischen Kreisen ein lebendiger Einblick in unsere Artung eröffnet werden.

Erwin Reisner: Das Selbstopfer der Erkenntnis. Eine Betrachtung über die Kulturaufgabe der Philosophie. Verlag R. Oldenbourg, München und Berlin 1927. Preis geh. Mark 4·40, geb. Mark 6·—

Reisners neues Buch muß unter die bedeutenden philosophischen Neuerscheinungen dieses Jahres gerechnet werden, so wuchtig ist die Gestaltungskraft, mit der es die Probleme unserer Zeit faßt und in unerbittlicher Selbsterkenntnis philosophisch zu Ende denkt. Sein Urteil über unsere Zeit ist vernichtend. Es gipfelt in dem Satze „Unsere Sittlichkeit hat sich auf die Erkenntnis unserer Unfähigkeit zur

Sittlichkeit zu beschränken". Der Mensch der Gegenwart nicht mehr fähig zur Sittlichkeit! Schwärzer kann man nicht malen. Es ist das Ende, die Selbstaufgabe und Selbstaufhebung des Menschentums, das Resignieren eines Sterbenden! Ich habe bloß noch bei Klages (vom kosmogonischen Eros) ein ähnlich absolutes Verneinen des Menschen der Gegenwart gefunden. Aber ungeheuer viel schwerer als bei Klages, ist es bei Reisner, gegen dieses Urteil anzukämpfen. Er verankert es fest in umfassenden metaphysischen Überlegungen, die so viel tiefe Wahrheiten enthalten, daß selbst bei Ablehnung des Reisnerschen Grundgedankens, die eindrucksvollste Kritik der heutigen intellektuellen Menschen übrigbleibt, die wir bisher besitzen. In dieser Hinsicht ist Reisners Werk ein in gewissem Sinne klassischer Abschluß der intellektfeindlichen Richtung der modernen Philosophie, die mit Nietzsche beginnt und bis zu Bergson und Spengler führt. Denn bei ihm erscheint der Intellekt in der Form des reflektierenden, wissenschaftlichen Geistes (und damit das, was den Kernpunkt der heutigen Geisteslage ausmacht) geradezu als das gestaltgewordene negative Weltprinzip, als das Böse selbst. Dies hatte Reisner schon in seinem ersten Buch „Die Erlösung im Geist" in eingehenden metaphysischen Erörterungen aufgezeigt. Hier entwickelt er denselben Grundgedanken in Form einer Phänomenologie der Erkenntnisweisen des empirischen Subjektes. Eine solche Phänomenologie hat von der allgemeinsten Besinnung darauf auszugehen, in welcher Art überhaupt sich das Subjekt einem Objekt gegenüber einstellen könne. Dies tut auch Reisner und er faßt diese möglichen Einstellungsweisen unter dem Begriffe des „Interesses" zusammen. Sein konkretes Hauptproblem nimmt daher für ihn die Form einer Frage an, nach der Art des Interesses, der die intellektuelle Erkenntnis angehöre. Er unterscheidet zwei Grundformen des Interesses, eine positiv ethische, das „objektiv-kontemplative Interesse" und eine negativ-ethische, das „subjektiv-egoistische Interesse". Das erstere ist im Wesentlichen Liebe, das letztere Verachtung dem Objekt gegenüber. Seine mit unzähligen Gründen, in tiefdurchdachter Weise verfochtene Überzeugung, die ihm dann die Grundlage für die Bankerotterklärung unserer Zeit gibt, ist nun die, daß das wissenschaftliche Interesse der ethisch-negativen Grundform des Interesses, also dem subjektiv-egoistischen Interesse, angehöre. Dem Uneingeweihten, der die Wissenschaft ungefähr als das selbstloseste Tun der Menschengeistes ansieht, erscheint dies Urteil paradox. Reisners Begründung desselben kann dahin zusammengefaßt werden, daß das wissenschaftliche Interesse vom individuellen Eigenwert des Objektes geflissentlich absieht, daß es vorbedacht wertungsfrei, „vorurteilslos", infolgedessen wesentlich kalt und gliedlos sei, es betrachtet die Dinge bloß als gegenseitige Beziehungskomplexe und entwertet damit das seinen Wert in sich selbst habende Du zu einem Es, zu einer bloßen Sache und unpersönlichen Funktion. Die Folge, gewissermaßen die metaphysische Strafe für dies unethische Verhalten ist, daß das Ergebnis der wissenschaftlichen Einstellung statt ideeller bloß begriffliche Allgemeinheit ist und diese Welt der Begriffe erfaßt nur das Tote an den Dingen und greift an ihrem lebendigen Ideengehalt vorbei. Der wissenschaftlich Eingestellte hat die Fähigkeit verscherzt das wahre lebendige Sein der Dinge zu erkennen und wird statt dessen von einer gespenstischen, selbstgeschaffenen Welt des Todes umfangen, die gleichzeitig die absolut böse Welt ist. „Die absolut böse und die absolut intellektualisierte Welt sind miteinander identisch" (p. 71). Damit ist die große Umwertung des Wertes vollzogen, den die letzten 3 Jahrhunderte dem Intellekt zuschrieben. Was die

Menschheit bisher als einen Aufstieg angesehen hat, wird als Absturz gebrandmarkt, statt auf einer lichten Höhe befindet sie sich in der finstersten Tiefe, aus der es überhaupt keine Rettung mehr in diese Welt gibt, sondern nur noch in ein Jenseits, denn diese Welt ist die vollkommen entwertete Welt, aus der sich der Wert ganz in eine jenseitige zurückgezogen hat. Diese Erkenntnis auszusprechen und die theoretischen Folgen daraus zu ziehen, das bezeichnet Reisner als die Kulturaufgabe der heutigen Philosophie, sie ist, wie aus dem bisherigen hervorgeht, im wahrsten Sinne des Wortes „das Selbstopfer der Erkenntnis" und der einzige Weg den heutigen Zustand metaphysischer Schuld zu sühnen, indem der Intellekt, wenn er seinen Weg bis ins Äußerste hinein verfolgt, sich selbst ad absurdum führt. Konkret bezeichnet Reisner als diesen „letzten Gang" des Intellektes die Schaffung einer rein phänomenalistischen Philosophie, die alle vom Subjekt unabhängige Realität in der Dingwelt leugnet und sie als erborgt vom Subjekt darstellt. Dies ist die gerade Fortsetzung des von Kant aufgestellten philosophischen Programmes; wenn er die Phänomenalität von Raum und Zeit ausgesprochen hatte, und der deutsche Idealismus die Phänomenalisierung der Dinge im Raum (eine phänomalistische Naturphilosophie) begonnen hatte, fordert Reisner nun auch die Phänomenalisierung der Dinge in der Zeit, die phänomenalistische Geschichtsphilosophie. Noch Spengler hatte die Zeit als etwas Absolutes und daher die Geschichte als die wahre Erkenntnisweise angesehen, Reisner schreitet hierüber hinweg und will nicht nur die Raumwelt aus dem empirischen Hier, sondern auch die Zeitwelt aus dem empirischen Jetzt durch „Projektion seiner Diesseitsbedingtheit in das als Nicht-mehr-Seiende und also Nicht-Seiende klar erkannte (p. 118) ableiten. Reisner nennt selbst diese Philosophie eine „Philosophie der Todesstunde" und als ihr letztes Ziel „die gesamte Wirklichkeit in ihrer räumlichen und zeitlichen Ausdehnung zum diesseitigen indirekten Symbol des jenseitigen Sinnes (p. 106) zu machen. Das Programm ist gigantisch, aber es ist zeitgemäß, wenn man bedenkt, daß z. B. Graf Keyserling wenn auch unter ganz anderen Perspektiven wie Reisner, eine ganz ähnliche Selbstvollendung des Intellektes als den Abschluß der gegenwärtigen Geistesepoche voraussagt. Reisner gibt auch Hinweise auf seine phänomenalistische Geschichtsphilosophie, die er auf einer ganz neuartigen Philosophie der Sinnesorgane hofft aufbauen zu können. Die Sinnesorgane wären dann jene „Diesseitsbedingtheit des empirischen Ich", von der er spricht und deren Wesen durch Hinausprojezierung in Raum und Zeit das Schema der Raum- und Zeitdinge zu geben hätte. Dieser Gedanke erweist sich in Reisners Händen als ungemein fruchtbar und die bloß andeutungsweisen Aufklärungen, die von ihm aus auf einzelne Probleme der Kunst- und Kulturgeschichte fallen sind überraschend genug, um mit Spannung Reisners weiterer Behandlung dieser Probleme entgegensehen zu lassen.

Alles in allem ist das Buch viel zu reich an Problemen, um durch eine kurze Besprechung erschöpfend behandelt werden zu können. Das hier Herausgegriffene zeigt nur den Grundgedanken. Dieser ist wichtig und packend, aber er ist ungeheuer extrem, so extrem, daß man fast ohne Diskussion, rein instinktmäßig geneigt ist, ihm seine objektive Gültigkeit abzusprechen. Jeder aber, der die moderne geisteswissenschaftliche Forschung kennt, wird Reisner entgegenhalten: „Das ist ja gar nicht der Intellektmensch, der zu einem so äußersten Sündigkeitsgefühle fähig ist, du sprichst ja gar nicht als Intellektmensch, sondern als eine bestimmte Form der religiösen Menschen, wie es sie immer gegeben hat. An dem von Dir bezeichneten Punkte sind

schon immer unzählige religiöse Naturen gelandet zu allen Zeiten und die Bedingung dazu war nicht eine bestimmte Entwicklungsstufe des Menschengeschlechtes, sondern sie war individueller seelischer Art." Und in der indischen Philosophie hat es auch den philosophischen Ausdruck für dieses religiöse Weltgefühl schon gegeben. Die Wertlosigkeitserklärung der Welt ist übrigens auch im Christentum ein immer wieder hervorbrechender religiöser Bestandteil. Hier ergeben sich nun Einwände gegen Reisner. Nach ihm dürfte es eigentlich von nicht-intellektualistischem, also etwa vom religiösen Standpunkte aus gar nicht vorkommen, daß die Welt als wertlos empfunden wird. Denn dies letztere Gefühl ist ja nichts anderes als die Kompensationserscheinung für den erreichten extremen Intellektualismus. Vor dem Jetzt-Punkt ist ja die Welt noch nicht wertlos, sondern der Wert ist noch in ihr. Den Wert im Jenseits zu finden, ist die dem heutigen Menschen allein übrig bleibende philosophische Lösungsmöglichkeit der letzten Fragen; übrigens die einzige, nach Reisner, die ihm, dem extremen Intellektmenschen, letzte Antworten geben kann. Alle vor dem Jetzt-Punkt liegenden Verneinungen der Welt muß Reisner also als etwas Böses als Nihilismus ansehen, während in früheren Zeiten der lebenbejahende Mensch der ethisch-Gute war. Für das Heute ist ihm aber der lebenbejahende Mensch der ethisch-Böse, die Philosophie der Todesstunde dagegen das allein ethisch-Gute. Ich muß sagen, daß ich, trotzdem ich viele tiefe Wahrheiten in Reisners Buch gefunden habe und noch finden werde, gerade in diesen Grundfragen mich ihm nicht anschließen kann. Alfred Pomarius

Árpád Török: Die Wirtschaftskrise in Mitteleuropa, ihre Ursachen und ihre Lösung. Druck der „Werbasser Buchdruckerei" des Heinrich Pleeß. Novibasar 1925.

In einer Broschüre von 98 Seiten Umfang behandelt der Verfasser mit besonderem Blick auf die allgemeinen Erscheinungen und ohne Beachtung der Einzelheiten in räumlich beschränkten Gebieten das in der Überschrift angedeutete Thema. Die große Verschiebung der Wirtschaftskräfte, die seit Kriegsbeginn gemachten Erfahrungen, das vielfache Dilemma, das sich aus dem Nicht-Vertragen von politischen und sozialen Postulaten einerseits, aus wirtschaftlich-rationalen andererseits ergibt, kommt meist sehr deutlich und gut zum Ausdruck.

Wer in den letzten Jahren in Bezug auf wichtige Wirtschaftsfragen, die nur zum geringsten Teil schon gelöst sind, offene Augen gehabt hat, findet hier eine gute Zusammenstellung solcher Fragen auf engem Raum.

Die von dem Verfasser gewiesenen Lösungen bieten manche Anregung. Die Worte: „Leicht gesagt" drängen sich einem manchmal auf, wenn komplizierte Erscheinungen als sehr einfach lösbar hingestellt werden, aber bei der Kürze des Buches muß man es hinnehmen. Leichtfertigkeit kann man im allgemeinen dem Buche nicht vorwerfen.

Auch ein Prophet, der Heilslehren verkündigt, will der Verfasser nicht sein. Was er am Schluß des Werkes auch deutlich zum Ausdruck bringt, das ist gerade das Postulat, Gegebenheiten nicht zu verkennen, ebenso die Grundtendenzen der Wirtschaft nicht außer Acht zu lassen, aber auch jenes, daß die Wirtschaft besser als bisher organisiert werden müsse, daß dabei die Völker ihre Wirtschaft mehr miteinander als gegeneinander organisieren mögen. Dr. Ewald Sindel

Hans Prinzhorn, Gespräch über Psychoanalyse. (Niels Kampmann Verlag, Heidelberg.) Ein Trialog zwischen Arzt, Dichter und Frau über das Thema „Psycho-

analyse", wobei der Arzt als der eigentliche Wortführer auf die Bedenken und Einwände der beiden anderen antwortet und so die Anschauungen des Verfassers entwickelt. Zu Anfang des letzten Kapitels nennt der Sprecher selbst seine Ausführungen „rhapsodisch", und dieses Wort ist tatsächlich für den Stil des ganzen Buches kennzeichnend. Die Probleme werden oft nur gestreift, und häufig wird — allzu schnell und unvermittelt für den Leser, der gerne mehr erfahren möchte — auf Nebenfragen abgeglitten. Diese Methode läßt keine rechte Ersättigung an dem Gebotenen aufkommen, wenn sie auch andererseits freilich die berechtigte Ehrfurcht des Verfassers vor der Fülle des Problematischen verrät. Prinzhorn verteidigt die Psychoanalyse gegen manchen verständnislosen Angriff, bleibt aber trotzdem ein objektiver Kritiker. Als Hauptproblem schwebt ihm, der ja selbst Arzt ist, das Verhältnis zwischen Führer und Geführtem, also zwischen Analytiker und Analysiertem vor. Sehr überzeugend wird der Gegensatz Echt-Unecht zum Angelpunkt der Kritik gemacht. Dem Geführten soll der Weg zurück zur verlorenen Echtheit gewiesen werden, und somit ist Echtheit auch die erste Pflicht des Führers, der sich niemals verleiten lassen darf, einen Heiland oder dgl. zu mimen. Die Unechtheit des Kranken stammt aus individualistischer Vereinsamung und der damit gegebenen Haltlosigkeit. Aufgabe der Analyse ist es, die individualistische Verbauung fortzuräumen und den Menschen der Gemeinschaft zurückzugeben. Schließlich kommt die Frage nach Wert und Gefahr der Bewußtmachung zur Sprache. Hier wird an das tiefste Problem der Psychoanalyse gerührt und hier empfindet man darum die psychologische und letzten Endes auch utilitarische Selbstbeschränkung des Verfassers schmerzlich. Eine mehr als psychologische Durcharbeitung der Frage hätte nämlich zu dem Ergebnis führen müssen, daß der Wert der Bewußtmachung nur in der tragischen Konfliktlösung gesucht werden darf, wie sie in extremster Ausprägung der Buddhismus angestrebt hat. Da Prinzhorn solchen letzten Konsequenzen ausweicht und aus gewiß anerkennenswerten ethischen Beweggründen auch vor dem rationalistischen Zynismus der psychoanalytischen Schule zurückscheut, bleibt sein Resultat die edle Halbheit, nicht mehr aufzulösen, als durch Besseres ersetzt werden kann.

E. Reisner

Franz Zimmermann, Das Ministerium Thun für die Evangelischen im Gesamtstaate Österreich. Wien 1926 (Buchhandlung des christl. Vereins j. Männer). 272 S.

Die Leiturkunden für Neuordnung der evangelischen Kirche im Gesamtstaate Österreich im Jahre 1852 verfaßt von J. A. Zimmermann, herausgegeben mit Einleitung von Franz Zimmermann, Hermannstadt 1925 (Ostdeutsche Druckerei- und Verlags-A.-G.), Sonderdruck aus den Politischen Heften, 124 S.

Es ist die gemeinhin geltende Ansicht, daß der österreichische Absolutismus nach 1849 der evangelischen Kirche feindlich gegenübergestanden sei. Auf Grund neuer archivalischer Quellen versucht Franz Zimmermann den Nachweis, daß der Kultus- und Unterrichtsminister Leo Thun (1849—1860), ein Mann der Arbeit, sich auch der evangelischen Kirche eifrig angenommen habe. Unter anderem versuchte er, durch einen großzügigen Verfassungsentwurf im ganzen Kaiserstaat (einschließlich Ungarns und Siebenbürgens) eine einheitliche evang. Gesamtkirche zu schaffen, in deren Rahmen sich die einzelnen Landeskirchen selbst verwalten sollten. Die „Leiturkunden" dazu wurden im Jahre 1852 von dem Siebenbürger Sachsen Joseph Andreas Zimmermann ausgearbeitet. Indessen ließ der Kaiser 1860 seinen Minister im Stich, und die einheitliche Ordnung des evangelischen Kirchenwesens in Österreich unterblieb.

Franz Zimmermann stützt seine Darstellung auf bisher unbenützte Quellen und bietet der evang. Kirchengeschichtsschreibung neues Material. In beiden Büchern nimmt die Polemik einen breiten Raum ein. Im besonderen wendet sie sich gegen die Darstellung Friedrich Teutschs, daß die siebenbürgisch-sächsische Kirche durch das Ministerium Thun in ihrer Entwicklung gehemmt worden sei und daß sie zur Erringung ihrer Autonomie einen „Kampf" habe führen müssen.

Karl Kurt Klein

Heinrich Gutberlet, Volk will zu Volk. Grenzlandgedichte. (Frankenstein und Wagner. Leipzig 1927.) Die verlorenen und Inselgebiete des deutschen Volkes werden da besungen. Mit Kunst hat der begeisterte Ton Gutberlets nichts, aber auch gar nichts zu tun. Politischen Wert mögen die Gedichte für naive Gemüter haben. Wer aber das Wesenhafte des Volkstums im wahren Werte sucht, im geistigen, der wird vor diesen Vereinsgesängen fliehen, wie vor den Ansprachen mancher Obersteim Kriege, die im übrigen ganz gute Soldaten waren. Aber das waren wir ja auch.

Heinrich Zillich

Friedrich Schnack. „Sebastian im Wald". Ein Roman. Verlag Jakob Hegner, Hellerau. Ein Buch mit reinem Atem, ein seltener Genuß. Denn leider sind die Gerüche der Fabriken und Betriebe, aus denen gemeinhin heut Bücher hervorgehen, nicht angenehmer als sonstige nach Leim, Gas, Routine und Literatur duftende Werkstätten.

Der reine Atem dieses unverwickelten Romans ist der Dichtergeist Friedrich Schnacks. Die nahe Gegenwart einer weiten beständigen Welt voll unverlierbarem und heiligem Leben beglückt uns hier wie in seinen Gedichten.

Ja, warum lest ihr so wenig Gedichte? Warum kennt Ihr nicht z. B. das Buch „Der Vogel Zeitvorbei" von diesem Dichter Schnack? Da würden Euch begegnen, zu Freude, Trost und Weihe, diese ureinfachen und schönen Dinge: Brot und Wein, der goldene Fisch und die ewige „Grille", Brunnenlaut, Doldengrund und Uhrenschlag und Ernte.

Diese Zeichen eines ewigen Pulsschlages leben wunderbar gegenwärtig und warm im Herzen des Dichters. Sie stecken auch die Maße um die schlichten aber von Blutstrom gestrafften Geschehnisse, in denen Sebastian steht mit seinem Weibe und dem Sohne, der heranwächst „wie der Honig in den Waben der wilden Bienen, die junge Brut im Gezweig, das schlichte Gras auf der Ziegenhalde — nicht so schnell, doch mit gleicher Beständigkeit unter demselben Himmel. Und Schritt für Schritt, traumvoll und schläfrig, von Fliegengetön umsummt, ging die nährende Zeit an seinem Bettchen vorüber." —

Sebastian ist aus Brasilien in seine Heimat an der fränkischen Saale zurückgekehrt. Seine Unrast, sein Urwald-Heimweh beschwichtigen sich erst im Erlebnis und Besitzergreifen der nachbarlichen Waldgründe, durch die er streift in Sonnenglut und Regenguß, in denen er träumt unter einem Baum, auf dem sein brasilianischer Papagei an einem Kettchen klirrt und kreischt. Urwald, Wuchern, loderndes, gefährliches Keimen, Abenteuer fernen, tropischen Erdteils stehen in wunderbarer Spannung des Gegensätzlichen und Verwandten neben dem deutschen Walde, dem Wandeln der Jahreszeiten, dem zarten und starken Leben der Bäche, Knospen, Moose, Gewitter und Winter.

Schlicht verwebt sich hinein die Liebe zu der Ziegenhirtin, der Tochter des prächtigen bäuerlichen Mannes auf der Burg über den Rebenhängen. Eine antikische

Idyllik der Szenen führt leise und selbstverständlich von der ersten Begegnung zwischen dem heißen Gesträuch (durch das eine Flöte singt und die Ziegen schnuppern) zu dem Gruß beim Kirchgang, zu dem Liebeslager im tiefen Wald, zu dem Gang zum Alten und endlich zur Hochzeit und Waldhütte und Geburt des Sohnes.

Wie dann nach stillen und einfältigen Jahren ein Feuer alles niederbrennt, den Wald, das heimatliche Häuschen, allen Lebenssinn und alle Kraft und allen Willen des Mannes, — auch solche Katastrophe ist schlichtes Geschehen, unbannbares Leben der Elemente. Und endlich wie aus scheinbar rettungslosem Zusammenbruch, aus Zerfall und Verfinsterung in einem wunderlichen und tiefen Augenblick das Leben sich wieder selbst ergreift, — das ist so hinreißend schön von Wahrheit und Vision, daß es nicht anders erzählt werden darf als es in diesem Buch geschehen ist. Auf den letzten, knapp zehn Seiten nur, — und die doch zum beglückendsten gehören, das ein Dichterbuch in dieser Zeit uns geschenkt hat.

Es bedarf fast nicht der Erwähnung, daß die äußere Form des von Hegner herausgegebenen und in einer schönen Fraktur gedruckten Buches eine ganz reine Freude ist. Man muß ihm zweimal Dank abstatten. Walther Georg Hartmann

Herbert Eulenberg, Um den Rhein, Roman, Spaeth-Verlag, Berlin. Dieses neueste Werk des rheinländischen Dichters behandelt die Besetzung der Rheinlande nach dem Weltkrieg. Besser gesagt, es sind die daraus sich ergebenden Verhältnisse und Verwirrungen bloß Grundriß und Gerüst, auf dem diese vom Glanz des Rheinstroms begleitete Dichtung hochschwebt und sich, den Völkerhaß verabscheuend, jeden Zwist versöhnend, zum edelsten Menschentum wölbt. Zumeist geht die Handlung in einer vom Großkaufmann Wohlleben und dessen Frau Ludovike bewohnten Burg am Rhein vor sich. Dort befinden sich noch: der halbverkrachte Baukünstler Unruh mit seinem mißwachsenen Töchterchen, ein Klausner, der Franzose Doucheron, der die besten Zimmer beschlagnahmt, mit seinem zwerghaften Diener Pintscho aus dem französischen Hinterindien und seinem Kriegsgefährten Jaquemin. Nebengestalten des Romans sind der gesellschaftsfeindliche Russe Gregor, der Oberlehrer Molitor, ein französischer Arzt und ein französischer Oberst. Eulenberg packt die Menschen hart an. Er rückt ihnen schonungslos zuleibe und legt ihr Innerstes bloß. Somit ergibt das Aufeinander- und Gegeneinanderwirken seiner Gestalten Vorfälle, die das Menschenleben bis auf den Grund enthüllen. Dessenungeachtet erscheint die Darstellung des Dichters gemildert vom Lichte klugen Wissens und weisen Verstehens um alles Menschliche. Das ist das Dichterische bei Eulenberg, sein nur ihm zugehöriges Eigengut, das sich vor allem andern noch zeigt im Aufglanz der Schönheit, im lange festgehaltenen Zauber einer seltsamen Stimmung, im Besinnen und Wortefinden für das ewig Unbegreifliche, Unbeantwortete, der Vorrat seiner Gedanken und Bilder scheint unerschöpflich, die Macht seiner Erfindung unbegrenzt. Die Sprache atmet die beglückende Ruhe eines zum Einklang mit sich selbst gelangten Geistes und ist im besten Sinne schöpferisch, reich an neuen Wortprägungen und Wendungen, dabei unverfälscht und echt im Silbenfall, wie ihn nur Mundarten zu bewahren pflegen. Schließlich sei noch auf den Ausklang des Kunstwerkes hingewiesen, woraus die Gesinnung Eulenbergs in Bezug auf die Welthändel leicht zu erkennen ist. „Wann werden unsere beiden Völker endlich wahrhaft Frieden miteinander schließen, Herr Oberst?“ fragt Wohlleben. „Das steht bei Gott!“ antwortet der Franzose. Darauf Wohlleben: „Nein bei den Menschen!“

Julius Draser

Bisericile de lemn din judeţul Arad (Die Holzkirchen im Komitat Arad) von Coriolan Petranu, Professor der Kunstgeschichte an der Universität Cluj-Klausenburg.

Zum ersten Male wird hier eine reiche Übersicht der im Komitat Arad vorhandenen rumänischen Holzkirchen geboten. Dieselben sind für die Denkmalforschung ganz besonders wichtig, da man in Fachkreisen eine ähnliche Zusammenfassung bisher schwer vermissen mußte und man bisnoch einen rechten Vergleich mit den magyarischen, ruthenischen und schlesischen Holzkirchen nicht durchführen konnte.

Es sind einfache Holzbauten, mit oft tief herabgezogenem Dache und hohem schlanken Turme, die sich wundervoll in die sie umgebende Natur einfügen und die man durch keinen Steinbau ersetzt haben möchte.

Der äußeren Gesamterscheinung stellt Verfasser einige Grundrißlösungen, Schnitte und Einzelheiten gegenüber, die viel Interesse erwecken.

Die Einzelformen, das Ornament und mancherorts die Gliederung von Fenstern und Türen bestätigen den Zusammenhang mit deutscher Formensprache. Der Kerbschnitt ist germanischen Ursprunges. Die Türme zeigen neben der Erfüllung rein kirchlicher Anforderungen auch künstlerisch mustergültige Leistungen. Der Einfluß des Westens ist hier unverkennbar. Die gotische Form siebenbürgisch-sächsischer Wehrtürme hat sich an mancher rumänischen Holzkirche erhalten, viele Turmdächer sind barock beeinflußt.

Diesem so gekennzeichneten Äußeren tritt im Inneren der byzantinische Einfluß gegenüber.

Die schwere gewölbte Decke byzantinischer Steinkirchen ist hier durch eine hölzerne Tonne ersetzt. Reiche Malereien in den strengen und unveränderlichen byzantinischen Formen überziehen die Wände, oft auch die Decken. Die gebotenen Abbildungen sind gut, die Zeichnungen klar, Ausstattung und Druck gut.

Zum Schlusse sei der Wunsch ausgesprochen, daß diese Arbeiten rasch fortgesetzt werden mögen, um sich als neues Kapitel in die europäische Kunstgeschichte einzureihen.

Ing. G. Treiber

Mitteilungen der Schriftleitung

Im vorigen Hefte wurde versehentlich unter den Holzschnitt der Name des Künstlers nicht gedruckt. Der Holzschnitt ist von Nagy Imre.

Veranstaltungen unserer Geschäftsstelle
unter Leitung von G. Ongyerth

Im Juli und August finden allsonnabendlich Geistliche Abendmusiken unter der Leitung von Professor V. Bickerich in der Schwarzen Kirche zu Kronstadt statt.

Verantw. Schriftleiter: Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov), Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
4. JAHR AUGUST 1927 HEFT 8

Eduard Schullerus wäre am 2. August dieses Jahres 50 Jahre alt geworden. Seit 1914 ist er tot, — 13 Jahre lang —, und im 37. Lebensjahre gestorben. An diesen Zahlen verdeutlicht sich, wie wenig Zeit ihm zum Schaffen bestimmt war, und an ihnen gewinnt das Geschaffene doppelte Bedeutung. Seine besten Gedichte tragen keinen Stempel der kurzen Arbeitsfrist, wenngleich wir mit ihr den Verlust künstlerischer Werte, der uns nach menschlicher Erwägung durch sein Schicksal getroffen hat, abzuschätzen vermögen.

Es ist Zeit über seinen Tod gegangen, Zeit auch über manche seiner Verse — doch viele blieben lebendig. Der Gedenktag soll es uns wieder vergegenwärtigen. Vor kurzem feierte Adolf Meschendörfer die 50. Wiederkehr seines Geburtstages — mehr als nur dankbare Pflicht trieb uns, die Bedeutung seiner kulturellen Arbeit festzustellen. Eduard Schullerus war sein Mithelfer bei den „Karpathen"; diese geistige Leistung möge uns auch deutlich werden; sie ist weniger faßbar, ist ausgeflossen in die Gedanken und Empfindungen vieler Tausende bis auf uns, schuf an der kulturellen Atmosphäre, die seit beider Männer Auftreten uns mitbestimmt. So ist ein Teil seines Wesens unmittelbar ins Leben eingedrungen, sich wandelnd und aus der Entwicklung nicht mehr tilgbar.

Heinrich Zillich

Gedichte von Eduard Schullerus

Dorfnachtfrieden

Aus keinem Fenster mehr ein Schein.
Hier schliefen alle längst schon ein.
Der Kirchturm steht: ein drohend Schwert,
Das jedem Feind den Einbruch wehrt.

Im schweren Schlaf geht um der Trug:
Starr streckt vom Stroh sich nach dem Pflug
Die arbeitsrauhe Bauernhand....
Und an der Wand
Die Uhren schlagen hart
Dem Tag entgegen.

Licht, wart noch! Wart!
Allerwegen schwebt die Stille.
Heiliger Wille:
Daß die Nacht
Keins durchwacht.

Unser Kind

Du bist der Becher, den wir jeden Tag
Mit neuer Freude an die Lippen heben,
Vor dessen Goldglanz unsre Herzen beben
Wie in dem Frühlingslicht der Birkenhag.

Wer füllt dich nur mit so viel Frohsinn an,
Wer läßt in dir die hellen Perlen steigen,
Zu deren Spiel sich unsre Blicke neigen,
Wo ist der Urquell, dem ich danken kann?

Schäum auf! Schäum auf! Du reiner Lebenswein —
O Glück, an deinem Duft sich zu berauschen —
Und deinem frischen Sprudellied zu lauschen.

Noch bist du unser —. Unser ganz allein.

Erntezeit

Kein Dengeln mehr, kein leises Sensensingen.
Die letzten Garben rauschen auf die Wagen;
Sie können kaum den schweren Segen tragen.
Aus frohem Dorf die Erntelieder klingen.

Erinnerung steigt aus längst versunknen Tagen,
Da lichtbesprüht im Abendglühn wir gingen,
Tief auf dem Weg die goldnen Ähren hingen,
Und unsre Herzen hoch in Lust geschlagen.

Wie langsam einst der Flammenschein verglommen,
Wollt langsam nur dein Bild sich mir verklären
Mit Himmelsglanz. — Du warst ja dieser Erde!

Wann wird einmal der ernste Mäher kommen,
Dem ich, gebrochen, gleich den vollen Ähren,
Der Bürden müde, lächelnd folgen werde?

Im Sturm der Zeit

So bist du wieder nun vorbei,
Der unser Herz mit Lust geschwellt,
Wir treten durch dein Maientor
Bedächtig in die Sommerwelt.
Nun wird der frühlingleichte Schritt,
Es wird der Sinn zuweilen schwer. . . .
Und ob das Herz noch Großes träumt,
Die Taten kommen schlaff nur mit.
Gedämpft vom Strand der Jugend her
Rauscht uns ihr Lied, das braust und schäumt. . . .
Horch nur:
In tiefes Gartengras
Fällt frühgereift schon manche Frucht --

Die Schwalben rufen hoch im Glanz,
Sie sammeln sich zur Winterflucht.
Schon wehren wir mit kühler Hand
Herbstfäden von der freien Schau.
Wir staunen in den Wälderbrand
Und ruhen tief im Himmelsblau.

Noch gilt dem Leben unser Gruß.
Doch Hast und Sehnsucht sind verblaßt.
Wir sind mit klarem Blick gefaßt,
Daß doch der Tod bald kommen muß.

Gedichte von Walther G. Hartmann

Was milde liegt im Augenlicht,
Wie steht es auf, um mit dir da zu sein.
Was das geheime Deutungswort bespricht,
Enthüllt sich und ist dein.

Du hältst die Zauberrute in der Hand,
Die Quelle springt, die erzne Ader glimmt.
Du bist als Netz des Schicksals ausgespannt,
Was du mit Stimme füllst, ist dir bestimmt.

Das liebende Gedenken an die Welt
— Wie Taubenflug, der in die Arche kehrte —
Bringt heim das Zeichen, das die Wunder hält.
Es öffnet sich das Bild und faßt die Erde.

* * *

Ich habe gebetet, daß das Licht aus mir scheine,
Das ich in meinen Tiefen verbrenne,
Ach nicht, daß die Welt es erkenne, —
Nur die Eine, die Eine.

Daß das verglühende Herz doch leuchte und wärme,
Ist auch das schon wunschvermessen und eitel?
Halte ich nicht die bedrohlichen Funkenschwärme
Fern deinem heiligen Scheitel?

Es geschieht auch Verzweiflung nach der Götter gültigem Plan,
Die uns in alles entreißende Stunden treiben:
Da bin ich über mich gebeugt, ersticke den Wahn
Und lerne das Dunkelbleiben.

* * *

Hingejagt durch Schatten, Sturz und Wind,
Daß sie bebend zu einander fliegen,
Wie sie tief in Angst der Liebe sind!

Wenn die Menschen sich im Arme liegen
Und im Kusse Lebensatem tauschen,
Hören sie die schwarzen Wasser rauschen;
Lausche nur, sie werden nie versiegen.

Überm Abgrund, Brücke, sei geschaffen,
Die den Adernstrom zusammenhält:
Mit dem Leib verdecken wir das Klaffen
Zwischen meiner Welt und deiner Welt.

Leuchte, heller Leib, erstrahle,
Körper glüh im Schattentanz!
Tief im Kampf blühn unsre Lebensmale,
Hoch im Glanz der Häupter schwebt der Kranz.

Kleine Versuche

Von Heinrich Zillich

Soll eine Idee in die Masse wirken, so muß sie verdummt werden, klein und ins Rechenhafte umgebogen werden; sie muß mit einem Wort verleugnet und selbst zu dem gemacht werden, was eben Masse ist. Was als große Eigenschaft und großes Ziel die Menschheit bewegte: Güte, Tat, Gott, — ist niemals der Menge innerlich bewußt worden. Einer erfaßte es und zwang die Masse, ihm Raum zu geben. Diese aber trat zurück vor dem Einen — welcher Instinkt für die eigene Wertlosigkeit! — und war und ist geduldig, für ihn zu leiden und sich totzuschlagen, wenn sie auch knirscht. Frage ich aber, was hat nun mehr Wert, Masse, leidende, geknechtete, gebärende Masse oder jener Einzelne, jene Sternschnuppe, die schöner als eine wirkliche von der Erde gen Himmel auffliegt, so gibt's nur die Antwort: Der Eine! Der Eine!

Es ist das Kriterium für Bewegler, die einer Bewegung angehören müssen, um bewegt zu sein, daß es im Grunde gleichgültig für sie ist, was sie vertreten, wenn sie bloß etwas vertreten können, das heißt:

sich mit einer Sache auf Gedeih vereinigen dürfen (wobei sie nicht wie jeder Vollmensch täte jederzeit Sinn und Zweck ihres Zieles überprüfen). Sie, niemals weltumfassenden Gedanken und Gefühlen hingegeben, blasen kleine Richtigkeiten zu Religionen auf und gesichert in deren Besitz durch ihre Anlagen halten sie jeden Einwurf für Lästerung und Unsinn, weil ihr Ziel, also eigentlich ihr Rückgrat, ohne das sie keines haben, in Frage gestellt wurde. Als ihr Gegner wird man immer wieder gewahr werden, wie nutzlos jedes Wort gegen sie ist. Sie wollen es einfach nicht hören und sehen es, von ihrem Ziel auf den Kopf geschlagen, als rotes Tuch, auf das sie losjagen, blind dafür, daß sich aus dem roten Tuch und ihrem Verhalten davor ein Genickfang für sie bereitet. Damit bleibt für den Torero, an dem solcherart vorübergesprungen wird, nicht mehr das bekämpfte Ziel, sondern nur noch der Springer interessant.

Sich „Ausleben". Ein Wort, das einem Jugendgottesdienst enthört, die Spießbürger heimatlich berührt, wenn sie über die Jugend zu richten anfangen. Denn dort, wo ihnen etwas Neues entgegenweht, das ihre Art bedroht, finden sie schnell zu der Anklage, die sie selbst rechtfertigen soll, indem sie den Angeklagten verurteilt. Es ist ewig so, daß das, was sie nicht verstehen, verständlich zu machen ihnen nicht schwer fällt. Und wo gar einer versucht, sich im Dienst höherer Schau freie Bahn zu schaffen, da wissen sie Bescheid und sagen: er predigt das freie Ausleben, er will schrankenlos alle Genüsse kennen. — So wissen sie, weil sie sogar zu solchem Auswärtsstreben niemals den Mut gefunden hätten, den es dazu braucht. Aber da sie einmal etwas von den erotischen Gelüsten einer mittelpunktlosen Dichterei gehört haben, was ihre Pfarrherrnkeuschheit wie Ketzerei und ungeheuer modern berührt hat, können sie jedem jugendlichen Streben nur diese Deutung geben. So kommt's, daß ein vielleicht religiös besessener Mann in ihren Augen zum Faun wird, in dessen Hufspuren sie den eigenen Weizen umso üppiger emporschießen lassen.

„Er ist auch so Einer", nämlich Einer, der so ist, wie man nicht sein soll, das heißt so, wie man sein soll, um der Kreatur, die eben anders ist, als Verneinung ihres Selbst zu erscheinen. Da aber diese Kreatur davon lebt, daß sie ihr Nichts durch Verurteilung des ihr Unähnlichen zum Etwas aufbläst, wird so Einer immer Einer bleiben, an dem jene bleibt, was sie ist durch ihn: Keiner.

Der Aufschneider ist ein Mensch, der tiefer in das Geheimnis der Begebenheit einblickt als der blöde Wahrheitssager, denn ihm eröffnen sich, während er erzählt, alle Möglichkeiten, die das Ereignis enthält und wozu es sich hätte ausweiten können. Er schneidet wirklich den fertigen Leib der Begebenheit auf und sieht nach, was darin steckt. Ob er nun einfach vergröbert oder vergrößert, wegläßt oder hinzusetzt beim Erzählen, er vermag nur das zu enthüllen, was irgendwie als Keim im Ereignis lag. Er ist der Tieferfühler, ist objektiver als das Ereignis selbst.

Es gibt eine Abortwandgeistigkeit, die auf die Musik des Stuhlgangs gestimmt ist. Ihr Träger ist nicht nur der „Bekenner", der an solchen Orten die Mauern entehrt. Wenn einer an eine Pißwand schreibt: Nieder mit den Juden!, ist er um kein Haar schlechter als der Pfarrer, der vor die Bude der Politik Gott als spanische Wand aufrichtet, hinter der sich die Scheinheiligkeit die Hosen öffnet.

Oberleis

Von Otto Basil

Das Gras ist naß, am Bach die Weiden kauern,
der Mond, erblondend, steht im Graugebüsch,
es raschelt dürr in mürben Stadelmauern,
verfaultes Stroh rumort vom Dach, ein Wisch.

Straßab zwei Wagen, deren Deichsel knarrt;
nun biegen sie ins Tor, die Fuhre steht.
Ein Grill im Gras zirpt ärgerlich und schnarrt.
Wegrands in Furchen silbert Urgerät.

Schon gehn die Mädchen paarweis mit der Milch.
Am Tisch zuhaus liegt jetzt das schwarze Brot.
Der Wind hebt an, der ist ein guter Wein.

Die Männer kehren zu, in Zeug und Zwilch.
Zwei Vögel lärmen; still, es schreit die Krot.
Das Dorf dort unten schläft im Grünen ein.

Die ethische Krise unseres Volkes

Von Alfred Pomarius

Jedem Tieferdenkenden muß es klar geworden sein, daß in den Erscheinungen, die sich um die Unzufriedenen-Bewegung und den „Sachsenbund" gruppieren, eine ganz bestimmte Wesensseite unseres Volkes selbst zur inneren Krise gekommen ist. Das Volk als solches hat heute in einem bestimmten Umfange versagt, nachdem es an einer inneren und äußeren Grenzsituation angelangt ist, der sein Charakter nicht ganz gewachsen war. Wenn Heinrich Zillich davon sprach,[1]) daß die Unzufriedenen eine Mitschuld der Geistlichkeit seien, so hat er meines Erachtens die Sachlage viel zu einseitig bezeichnet. Die Mitschuld geht viel weiter, unser ganzes Volk hat diese Mitschuld auf sich zu nehmen und sich einzugestehen, daß was geschehen ist und noch geschieht, aus dem uns allen gemeinsamen Volkscharakter heraus geschieht, und zwar aus gewissen negativen Wesensseiten desselben, die wir über Gebühr haben Oberhand gewinnen lassen. Dies ist, wir mögen es wenden, wie wir wollen, eine ethische Schuld und das Stehen in dieser ethischen Schuld macht eben die ethische Krise aus, die unser Volk heute durchlebt. Man hört und liest so oft von einer bloßen Verführung des Volkes durch gewissenlose Elemente, woran meist die Bemerkung geknüpft wird, das Volk sei im Kerne gut. Aber dies ist nur eine halbe Wahrheit. Jedes Volk hat einen guten, aber es hat auch einen bösen Kern. Und jeder, der aufmerksam in sich hineinhorcht, wird in seinem Innern die Betroffenheit und Scham darüber entdecken können, daß eben das Volk sich verführen ließ. Und darin zeigt sich, daß er sich mitverantwortlich fühlt für das, was in breiten Volksschichten heute vor sich geht. Es gibt eben neben dem Gewissen für das eigene persönliche Tun und Lassen, auch ein solches für die Handlungen des Volksganzen.

Ich will im nachfolgenden versuchen, das, was diese Gewissensstimme jedem untrüglich, aber vielleicht dunkel über das Wesen seines Volkes sagt, zu hellerer Bewußtseinsklarheit zu erheben. Dieser Versuch hat in allererster Linie die volkscharakterologischen Wurzeln darzulegen, aus denen die Gesinnung des „Sachsenbundes" stammt und damit die Einsicht in die Untiefen unseres Wesens zu erlangen suchen,

[1]) „Klingsor", April—Mai 1927.

die die heutige Krise im tiefsten Grunde ermöglicht haben. Dabei ist zu betonen, daß das Wort „Sachsenbund" weniger als Kennwort der Zugehörigkeit zu einer bestimmten äußeren Organisation gebraucht werden soll, als dazu, um eine ganz bestimmte Gesinnung zu bezeichnen, die im „Sachsenbund" zwar zum ersten Male eine programmatische Zusammenfassung gefunden hat, die aber in einem ganz bestimmten Sinne „sächsisch" und zwar negativ sächsisch ist und die heute in zahlreichen Volksgenossen lebt, die dem „Sachsenbund" nicht angehören, während andererseits vielleicht mancher Sachsenbündler ihr weniger zugehört, als es den Anschein hat.

Es ist nicht schwer, die Wurzeln jener Gesinnung in unserem Volkscharakter aufzudecken. Ich habe mich bei früherer Gelegenheit [1]) eingehend über das Wesen unseres Volkscharakters ausgesprochen. Dabei habe ich zu zeigen versucht, daß die gefährliche negative Seite dieses Charakters in einer stark entwickelten wirtschaftlich-egoistischen Komponente besteht, einem Wesenszug, wie ihn Eduard Spranger für die Psychologie des Einzelindividuums als ökonomisches Menschentum beschrieben hat. Dieser Seite unseres Volkscharakters haben wir die Möglichkeit der heutigen Krise zu verdanken, die ihrem psychologischen Wesen nach nichts anderes als eine einseitige Wucherung jenes Charakterzuges ist.

Es ist von unübertrefflicher symbolischer Bedeutung, daß es die Kirchensteuer ist, um die als Problemmittelpunkt sich alle die Erscheinungen entwickelt haben, deren Gänze die heutige Krise ausmacht. Denn hier kommt erstens — da es um Zahlung oder Nichtzahlung von Abgaben geht — in grob sinnenfälliger Weise die wirtschaftliche Wurzel zum Vorschein, zweitens kündigt sich darin, daß es sich gerade um die Kirchensteuer handelt, an, daß das innerste Ethos der Volksidee zur Diskussion gestellt ist. Man darf sich nun allerdings durch das Wort „wirtschaftlich" nicht zur Annahme verführen lassen, als ob das Wesen der ganzen hier zu untersuchenden Erscheinungen sich in volks- und privatwirtschaftlichen Vorgängen erfassen ließe. Diese spielen hier vielmehr nur insoferne eine Rolle, als beim „ökonomischen" Menschen sicher Wirtschaftskrisen leicht zur Krise der ganzen Menschen führen können; und bei einem Volk können sie die Einstellung des „ökonomischen" Denkens an die Oberfläche bringen und in den

[1]) „Klingsor", Oktober bis Dezember 1926.

Vordergrund treten lassen. Es ist ganz klar, daß die wirtschaftliche Notlage, in der wir uns seit Jahren befinden, in diesem Sinne eine auslösende Rolle bei der geistigen Krise gespielt hat, die uns heute erfaßt hat. Aber der Schwerpunkt und das Wesen dieser Krise sind doch geistiger Natur, und zwar im Besonderen der Art, daß wirtschaftliche Gesichtspunkte und Kategorien auf das Geistige übertragen werden. Der „ökonomische" Mensch ist, ganz allgemein gesagt, ein solcher, der alles unter dem Gesichtswinkel von Nutzen und Schaden betrachtet. Eduard Spranger verdanken wir die eingehende Schilderung dieses Typus, auf die hiemit verwiesen sei. Im übrigen sind die besonderen Züge, um die es sich im folgenden handelt, aus sich selbst verständlich.

In dieser Hinsicht ist nun grundlegend für die Psychologie der Unzufriedenen-Bewegung die Einstellung des „ökonomischen" Menschen zu geistigen Werten und Kulturgütern. Diese Einstellung ist, kraß gesagt, eine solche, daß das geistige Kulturgut als Luxus erscheint. Man empfindet grundsätzlich kulturellen Einrichtungen gegenüber als Mäcen, als großmütiger Gönner, während das als lebensnotwendig Gefühlte durch den Kreis des rein Wirtschaftlichen bezeichnet wird. Im Augenblick einer wirtschaftlichen Notlage nun ist es natürlich, daß der so denkende Mensch sich dort einzuschränken wünscht, wo er den Luxus empfindet. Diese Einstellung ist eine der Grundkomponenten in der Psychologie des „Sachsenbündlers". Aus ihr heraus klagt er heute über die Höhe unserer Abgaben für Kirche und Schule und bezeichnet unsere Kulturrüstung als viel zu schwer. Es ist kein Wort darüber zu verlieren, daß solche Klagen auch innerhalb des gesunden Volksgeistes möglich und berechtigt sein können. Die krankhafte Grundlage wird aber offenbar, wenn sich feststellen läßt — und es läßt sich in unzähligen Fällen feststellen —, daß der „Unzufriedene" wirtschaftlich sehr wohl imstande wäre, die Abgaben zu bezahlen, oder wenn das Organ des „Sachsenbundes" so lächerlich geringe Mittel zur Erhaltung unserer Kultureinrichtungen für genügend hält, daß dem normal denkenden Sachsen einfach das Verständnis versagt. Hier tritt dann der Bruch mit der Volksseele offen zutage. Wo der echte Sachse noch Lebensnotwendigkeiten empfindet (unserer Schule und Kirche gegenüber), dort empfindet der „Sachsenbündler" solche nicht mehr oder nicht mehr in dem notwendigen Ausmaße.

Eine unmittelbare Folge dieser Einstellung ist die Art und Weise, wie der Wirtschaftsmensch über „Arbeit" denkt. Ihm gilt als Arbeit

im eigentlichen Sinne nur die wirtschaftliche, gegebenen Falles, die Handarbeit, wogegen ihm „geistige Arbeit" auf alle Fälle etwas sehr Verdächtiges, im äußersten Falle einen Widerspruch in sich bedeutet. Wer erkennt nicht in dieser Denkungsart die Wurzel all der Vorwürfe, die von seiten der Unzufriedenen gegen unsere Pfarrer und Lehrer gerichtet werden und darin gipfeln, daß die Angehörigen dieser Stände auf Kosten des Volkes lebten, ohne etwas oder ohne Genügendes zu leisten und zu arbeiten. Und wenn man dann der Klage auf den Grund geht und festzustellen sucht, in welcher Hinsicht diese Stände nicht „genügen", so findet man zu seinem Erstaunen meist, daß — was vielleicht berechtigt wäre — nicht darüber geklagt wird, der Pfarrer oder Lehrer leiste qualitativ Ungenügendes in seinem Beruf. Man findet vielmehr in den meisten Fällen eine erstaunliche Unfähigkeit überhaupt die Art der Arbeitsleistung in diesen Berufen zu verstehen; es ist als stünden den Betreffenden nur wirtschaftliche Kategorien zur Verfügung, um Arbeit im weitesten Sinne zu werten. Für sie ist das Verhältnis nur durchsichtig, wenn der Bezahlung auf der einen Seite andererseits eine Anzahl meßbarer Arbeitseinheiten als Leistung entspricht. Daher etwa das Verlangen, die Schulstunden des Lehrers nach den bei gewerblicher oder industrieller Arbeit geltenden Grundsätzen zu bemessen, oder die Forderung, der Pfarrer solle außerhalb seiner Amtsstunden Bauernarbeit tun und was ähnlicher Verständnislosigkeiten mehr sind. Diese Denkungsart durch schamlose Demagogie widrig verzerrt, beherrscht ja die Spalten des „Sächsischen Volksblattes" und ist von dort her jedem zur Genüge bekannt. Im übrigen will ich über die Psychologie der Führer des „Sachsenbundes" weiter keine Worte verlieren, denn sie ist sehr wenig problematisch. Das einzige Problem, das uns hier immer wieder beschäftigt, ist die Psychologie der Geführten.

Wie sehr diese Psychologie im „ökonomischen" Menschentum wurzelt, dürfte aus dem Angeführten ersichtlich geworden sein. Dabei ist immer wieder zu betonen, daß es sich hierbei um eine Anlage unseres Volkscharakters handelt, die als Moment, also als Beimischung, auch im normalen Volksempfinden immer vorhanden ist, wo sie sich als die mit Recht sogenannte „gesunde Kritik" zu betätigen hat. Wir könnten ihrer auch heute, wo der Kampf um die Erhaltung unserer Lebensformen intensiver als je ist, nicht entraten. Aber wehe, wenn dieses Moment über seine Grenzen zu wuchern beginnt, denn in demselben Augenblick schlägt das Volksempfinden in seine negative

böse Form um und es droht die Gefahr einer Sprengung des Volkskörpers.

* * *

Ich habe ebenfalls schon früher in dem obenangeführten Aufsatze ausgeführt, daß die tragende Idee im Ethos unseres Volkes die nationale sei, daß bei vielen unserer Volksgenossen eigentlich die Nation an Stelle der Religion getreten sei, in welchem Falle die nationale Idee des Sachsentums der religiösen Idee des Luthertums übergeordnet ist (das der Volksseele Angemessenste ist ja die nur vom Sachsen selbst ganz erlebbare Synthese beider Ideen). Dieser Grundzug erklärt es, wieso die Sachsenbündler ohne weiteres den Austritt aus der evangelischen Kirche als diskutierbaren Gedanken erwägen, dabei aber doch noch am sächsischen Volksgedanken festhalten. Nachdem das Nationale den tiefsten Kern unseres allgemeinen geistigen Wesens bildet, will sich eben der Sachsenbündler auf diesen tiefsten Kern zurückziehen, und so gewissermaßen im Besitze der Quintessenz unseres Volkstums glaubt er für seine Stellungnahme das ethische Recht zu retten. Der große Irrtum, dem er verfällt, beruht aber darauf, daß jener Kern unseres völkischen Seins in dem Augenblick, da die Volksidee eine wesentliche Entleerung ihres Inhaltes erfährt, sich veräußerlicht, und zu einer bloßen äußersten Hülle, einer allgemeinsten Form und blutleeren Abstraktion wird. Die in der Unzufriedenen-Einstellung steckende Verständnislosigkeit unserer Kirche und Schule gegenüber bedeutet aber eine solche inhaltliche Entleerung der Volksidee, was für jeden klar ist, der begreift, daß jene Einrichtungen recht eigentlich die Organe unseres Willens zur Kultur sind. Deshalb empfindet der echte Sachse das Bekenntnis des Sachsenbündlers zum Sachsentum als ein leeres Prahlen mit dem sächsischen Namen, als eine blutige Ironie und eine Verzerrung seines innersten Wesens. Das ist es was ihm das Wort „Volksverrat" auf die Lippen drängt. Und in dieser Bezeichnung spricht sich der richtige Instinkt des gesunden Volksempfindens aus. Denn wenn auch der Sachsenbündler vielleicht den Namen seines Volkes nicht verrät, also nicht Volksverräterei im juristischen Sinne begeht, so verrät er Tieferes und Schwerwiegenderes, er verrät die Idee seines Volkes. Das spricht sich unwiderleglich darin aus, daß er die geistige Sprache des Volkes nicht mehr versteht und damit eigentlich von der Volksseele schon abgespalten ist. Man bezeichnet also mit Recht alle solche Er-

scheinungen innerhalb eines Volksganzen als Zersetzung, denn wenn sie nicht rückgängig gemacht werden können, so müssen sie notwendig zu einem Zerfall des Volkes in Teile mit verschiedener geistiger Individualität führen.

Es ist selbstverständlich, daß die im Vorausgehenden gegebene Charakteristik nicht auf jeden Einzelnen der Sachsenbündler zutrifft. Es gibt in jeder Organisation eine Menge „unechter" Mitglieder, die aus tausenderlei kleinlichen unsachlichen Gründen mitlaufen, so gibt es Sachsenbündler aus Trotz, aus Parteisucht, aus Widerspruchsgeist, aus Gekränktheit usw. Der Geist des „echten" Sachsenbündlers aber stammt aus der soeben geschilderten geistigen Einstellung und saugt seine Kraft aus den Tiefen des Volkscharakters selbst, aus dem er in der angegebenen Weise erklärt werden kann.

Es ist, wie schon gesagt, eine solche Erklärung weit davon entfernt eine Entschuldigung zu sein. Denn wenn sich auch nachträglich gewisse naturnotwendige Wege aufzeigen lassen, die zu einem bestimmten Ereignis geführt haben, so fühlt doch jeder, daß es eben nicht hätte sein sollen! Es wird dadurch also die ethische Schuld des Volksganzen nicht im Geringsten vermindert.

Aus diesem Zustand kann sich das Volk selbstverständlich nur durch das lebendige Höheraufflammen der positiven ethischen Kräfte des Volkscharakters befreien. Es ist das Eigentümliche solcher Krisen, daß sie selbsttätig die positiven Gegenkräfte auslösen, so wie das Eindringen von Bakterien in einen Organismus in diesem die Bildung von Gegengiften anregt. So folgte auf Jena und Auerstädt der Befreiungskampf von 1813. Bei uns ist die heutige Krise eine Gesinnungsniederlage, daher kann nun der Sieg der volksechten Gesinnung sie wahrhaft überwinden. Hat diese letztere Gesinnung in uns noch genügende Spannkraft, so haben wir nichts zu befürchten. Und die allerorten gegen die Sachsenbündlerei ausbrechende Gegenbewegung scheint dies zu bestätigen und läßt erwarten, daß die Krise keinen größeren Umfang annimmt. Neben dem Zentralproblem der Gesinnung sind alle anderen Faktoren, die zur Lösung der Krise noch in Betracht kommen, also organisatorische, politische, wirtschaftliche Fragen, bei aller Wichtigkeit, die ihnen vom Standpunkt der Forderungen des Tages zukommt, in ganz bestimmtem Sinne von zweitrangiger Bedeutung. Dieser Sinn sei am Gebiet des Wirtschaftlichen erläutert:

Wenn eingangs gesagt wurde, daß beim reinen Wirtschaftsmenschen in hohem Grade Wirtschaftskrisen zu Krisen des ganzen Menschen führen können, so läßt sich dieser Satz auch umkehren und diese Umkehrung besagt dann, daß die Aufhebung der Wirtschaftskrise in gewissem Maße auch die geistige Krise aufhebt. Dies gilt jedenfalls in beschränkterem Maße auch für ein Volk. Wenn also bei unserer eigenen Volkskrise die wirtschaftliche Notlage eine große Rolle als auslösender Faktor gespielt hat, so wird die Behebung dieser Notlage jedenfalls den Vorgang der inneren Gesundung wesentlich beschleunigen. Nun darf eine solche Krise ihre Heilung nicht zu ausschließlich wirtschaftlichen Umständen verdanken. Wenn uns z. B. heute jemand genügend Mittel zur Verfügung stellen würde, um unsere wirtschaftliche Lage wieder herzustellen und die Bedürfnisse unserer Kulturrüstung zu bestreiten, so ist es sehr wahrscheinlich, daß die krisenhaften Erscheinungen im Volkskörper fast mit einem Schlage verschwinden würden. Niemand aber könnte sich verhehlen, daß hier eine Heilung nur vorgetäuscht wäre. Denn würden uns jene Mittel ebenso plötzlich wieder entzogen, so wäre ganz offenbar die Krise mit verstärkter Heftigkeit wieder da. Nun ist ja die „Gefahr" einer solchen Lösung bei uns sicher nicht vorhanden, es ist aber Gefahr vorhanden, daß manche Volksgenossen die Heilmittel zur Lösung des inneren Volkskonfliktes zu einseitig unter wirtschaftlichem Gesichtspunkt ansehen. Sie würden dann im Grunde nichts anderes tun, als die Einstellung des „Sachsenbündlers" selbst zu wiederholen und damit am eigentlichen Problem vorbeisehen. Es gilt vielmehr hier wie überall die tiefe Wahrheit von der Autonomie des sittlichen Willens. Je weniger von äußeren Faktoren unterstützt eine sittliche Heilung vor sich geht, desto echter und wahrer ist sie. Dies ist die tiefe ethische Bedeutung allen Leidens.

Aus allem Vorhergehenden ist klar ersichtlich, daß die ganze Angelegenheit unserer inneren Krise im tiefsten Wesen eine geistige ist; allerletzten Endes aber ist sie eine religiöse. Zweierlei weist hierauf hin. Einmal ist bei intellektuell wenig differenzierten Menschen — zu denen ja der Großteil unseres Volkes gehört — die gegenseitige Unabhängigkeit der geistigen Wertgebiete wenig ausgebildet, die letzteren hängen vielmehr alle innig mit der religiösen Erlebniswelt zusammen, ja man kann das Religiöse als das hauptsächlichste und wirksamste Medium ansehen, das ihnen die Geistes- und Kulturwerte vermittelt. Zweitens besteht in der ganzen christlichen Geisteswelt ein inniger

Zusammenhang zwischen dem Ethischen und dem Religiösen, daher bedeutet im Weltanschauungsrahmen des Christentums jedes ethische Versagen in bestimmtem Sinne ein religiöses Entwurzeltwerden. Dies gilt heute für uns genau so wie es für den Großteil der europäischen christlichen Völker gilt. Wie dort im großen der ethische Verfall auf einen entsprechenden Verfall des Religiösen hinweist, ganz genau so ist es im kleinen auch bei uns. Hier treffen wir nun auf den richtigen Kern des Vorwurfs der religiösen Unzulänglichkeit, den Heinrich Zillich im März—Aprilheft des „Klingsor" gegen unsere Kirche erhebt. Unvermittelt, wie es von Zillich hingeworfen wurde, wirkte dies Wort schroff, einem tiefern Eindringen in die geistigen Fäden unseres sächsischen Kulturlebens erschließt es aber bald seine wahre Bedeutung. Und zwar gelangt man zu einer vorurteilsfreien Einsicht in diese Frage nur, wenn man dem Satze Zillichs, es seien die Unzufriedenen eine Mitschuld der Geistlichen jener anderen entgegenstellt, es seien die Geistlichen eine Mitschuld des Volkes. Das will sagen, wenn auch die Geistlichkeit sich den kirchlichen und volksethischen Auswirkungen der jetzigen Krise gegenüber verantwortlicher fühlen wird, als andere Kreise, so ist doch diese Kirche und Geistlichkeit in ihrem Sosein, aus dem Wesen und den Anlagen des Volkes naturnotwendig herausgewachsen. Denn bei uns, wo der geistliche Stand größten Teils unmittelbar aus dem Bauerntum stammt und wo das kirchliche Leben vom weltlichen Teile des Volkes in so hohem Masse mitbestimmt und mitgeregelt wird, da kann man die Kirche nach Form und Inhalt als eine dem Volksbedürfnis entsprechende Lebensform ansehen. Und wenn diese dann in irgend einem Augenblick als ungenügend erscheint, so fällt auch hier die Urschuld auf das Volk selbst zurück, und es erfüllt sich darin das organische Schicksal des Volksganzen. Und dieser Fall ist tatsächlich heute eingetreten. Man beobachtet wirklich, daß auf den Dörfern, wo „tüchtige" Geistliche wirken, die Zersetzungserscheinungen nicht, oder nicht so gefährlich auftreten und daraus ergibt sich sofort, daß wir für die Erfordernisse des Heute zu wenig tüchtige Pfarrer haben. Aber das ist nicht eine Ursache der Krise, sondern mit einer Teilerscheinung derselben. Derselbe Vorwurf richtet sich auch gegen die weltliche Führerschichte, die ebenfalls der Volksmasse gegenüber mit einer größeren Verantwortlichkeit belastet erscheint. Ein lehrreiches Beispiel in dieser Hinsicht bietet das Burzenland. Was hat bewirkt, daß es von der Sachsenbund-Bewegung so gut wie verschont blieb? Seine starke wirtschaftliche Kraft, ein

hohes Niveau der Geistlichkeit und eine vorbildliche Organisation der weltlichen Aufklärungs- und Führertätigkeit.

Es ist leicht festzustellen, wo im Volkscharakter jene heute fühlbar werdende „religiöse Unzulänglichkeit" unserer Kirche wurzelt. Ihr Grund liegt in der schon oft festgestellten religiösen Nüchternheit" unseres Volkes [1]). Sie bewirkt, daß das Volk in religiöser Hinsicht normaler Weise keine allzugroßen Ansprüche stellt, was wiederum zur Folge hat, daß ein großer Teil unserer Geistlichen sein Amt ohne eigentliche innere Berufung ausübt. In der Gegenwart z. B. gehen oder gingen von den vielen Gymnasial- und Volksschullehrern, die (die letzteren ohne eigentliche Vorbildung) die Möglichkeit haben, in den Beruf des Geistlichen überzutreten, eine ansehnliche Zahl in den Pfarrerstand, aus nicht viel tieferen Gründen als Eitelkeit, Streben- tum oder geldlichen Rücksichten; meist in naiver Unbewußtheit dessen, daß sie recht eigentlich einen Fehltritt begingen. Und auch von den eigentlichen Theologen hat so mancher des Stipendiums wegen Theologie studiert. Diese Erscheinungen finden sich freilich überall. Ich glaube aber, daß sie bei uns verhältnismäßig zu oft vorkommen. Ein eigentlicher Kardinalfehler dem Volke gegenüber ist dies allerdings nicht, so lange eben das Volk nicht zu großen inneren Spannungen ausgesetzt ist. In allen krisenhaften Augenblicken aber muß sich dieser Mangel fühlbar machen. So fühlen wir es heute alle, daß wir einen Pfarrerstand brauchen, der vom Wesen des siebenbürgisch-sächsischen Pfarrers im tiefsten Innern ergriffen ist. Denn was immer gilt, gilt in geistig zerrissenen Tagen ganz besonders: in ethischer Hinsicht kann nur das lebendige Beispiel wahrhaft erweckend wirken. Deshalb ist das, was der siebenbürgisch-sächsische Pfarrer heute nicht haben muß schwärmerische Religiosität, Fanatismus und ästhetisierende Intellektualität. Was er haben muß, ist ein ethisch aus härtestem Holze geschnitzter Charakter, ein tief religiös verankerter Wille zur Kultur und Menschlichkeit und die Fähigkeit im Kleinsten das Absolute zu erleben. Dann wird ihm sein Dorf als ein wahrer Mikrokosmos erscheinen, als ein ganzer sozialer Organismus mit allen Lebensäußerungen des sozialen Daseins, mit allen seinen guten und bösen Seiten, wohin er als ein geistiger König gesetzt ist, diese ganze Vielgestaltigkeit zu begreifen, zu verstehen und ihre auseinanderstrebenden Kräfte durch ein Überschauen von höchster geistiger Warte aus synthetisch zu binden.

[1]) Vergl. wieder „Wesen und Formen unserer Religiösität".

Und zum Schluß sei folgendes noch gesagt. Wir üben oft Kritik an anderen und legen strenge Maßstäbe an. Üben wir aber auch die viel wichtigere Selbsterkenntnis eben so oft und eben so strenge? Ich fürchte nein! Und dazu sollten diese Zeilen vor allem aufrufen.

Ursprung und Sinn der Philosophie

Zwei Vorträge in vier Teilen von Dr. Alfred Metter

II. Sinn und Bedeutung philosophischer Erkenntnis.

Die griechische Seele, so fanden wir, ist charakterisiert durch die Erkenntnis des Schicksalhaften im Menschenleben und durch das Bewußtsein dessen, daß der Edle auch Leid zu tragen gewillt sein muß, will er seine Bestimmung im Leben erfüllen. Ein Ausweichen vor den Konsequenzen der Notwendigkeit mußte der griechischen Seele als größte Schmach, als eine Verleugnung des Göttlichen im Menschen erscheinen. Erst die Erkenntnis dieses Göttlichen aber macht das tragische Bewußtsein aus. Nur aus dieser Erkenntnis heraus kann über den Wert der Entscheidung geurteilt werden. Auch Goethe läßt seinen Faust sagen:

„Ja, was man so erkennen heißt,
Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
Die Wenigen, die was davon erkannt,
Die töricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt!"

(Goethe, Faust I. Teil).

Es ist also eine eminent philosophische Frage, was die Erkenntnis als solche ist und welche Bedingungen den Prozeß des Erkennens bestimmen müssen, um zur richtigen Erkenntnis zu führen. Was wir über die griechische Seele gesagt haben, wollen wir kurz noch einmal feststellen, um dann zur Bestimmung des Begriffs der Philosophie, die eben aus der griechischen Seele herausgewachsen ist, überzugehen.

Die Erkenntnis, daß der Weltprozeß mit Notwendigkeit sich vollzieht, daß in der Seele des Menschen die Kräfte wohnen, die den Menschen über den bloßen äußerlichen Zufall hinaus heben zur Bestimmung seiner selbst; daß es darauf ankommt, das einmalige

Leben als ein heiliges Gut zu betrachten und das Schicksal, dessen Erfüllung erst zur Freiheit führt, zu bejahen: diese Erkenntnis des Kosmischen im scheinbar Chaotischen erfüllt die griechische Seele so stark, daß sie sich entschließt, das Äußerste zu wagen, wenn es ewigen Ruhm verspricht und das Reich der Ideen sich so dem anschauenden Geiste offenbart.

Es ist ersichtlich, daß aus solcher Einsicht in das Walten des Kosmischen sich bei den Griechen eine Lehre entwickeln mußte, die in präzisen, wie in Stein eingehauenen Sätzen die Offenbarungen, die sich der Seele auftaten, festhalten mußte. In der Form der Anschauung war es ja die Kunst, die diese Tat vollbrachte; in der Form der Vorstellung bildete diese Seele sich ihre Gottheiten und in der Form des Begriffs — um an dieser von Hegel erfaßten Dreiteilung festzuhalten — entwickelte sich, als das Abstraktionsvermögen der Griechen, eben vermöge der reichen Anschaulichkeit, bereits entwickelt war, die Philosophie als eine Wissenschaft des Kosmos, der geordneten Welt, als Ganzheit erschaut und erfaßt.

Es ist also kein Zufall, daß die Philosophie gerade bei den Griechen entstanden ist. Denn die orientalischen Völker vor ihnen brachten es zwar zu Weltanschauungen in ihren religiösen Vorstellungen und Mythen, nicht aber kamen sie zu einer Philosophie, die die allgemeinen Prinzipien des Kosmischen behandelt, um aus ihnen die Wirklichkeit zu verstehen und zu begründen und sich im Reich des Geistes eine dem Geist gemäße Wirklichkeit zu gestalten.

Der Name der Philosophie wird von einigen dem Pythagoras zugeschrieben, im Grunde jedoch ist es gleichgültig, wer ihn erfunden hat. Die Hauptsache ist, daß ihr Wesentliches schon vor Pythagoras entdeckt wurde und, daß die Philosophie bereits bei ihrem ersten Auftreten soviel bedeutet wie Wissenschaft. Die Bedeutung dieses Begriffs Wissenschaft hat sich im Laufe der geschichtlichen Entwickelung oft geändert. Aus historischer Vergleichung können wir darum zum Wesen ihres Begriffs nicht gelangen. Wir müssen uns folglich zunächst an den Begriff der Wissenschaft überhaupt halten und erst diesen zu bestimmen suchen. Im Begriff der Wissenschaft ist das Wissen als ein Teil enthalten. Das einzelne Wissen ist aber noch nicht wissenschaftliches Wissen. Denn das wissenschaftliche Wissen hat zu seiner Voraussetzung den Zusammenhang des Wissens und seine Begründung aus logischen Gründen. Das wissenschaftliche Wissen ist demnach begründetes Wissen, d. h. ein Wissen, das den Grund, aus dem es entspringt,

aufzuzeigen vermag. Sobald sich aber das Wissen auf die allgemeinen Prinzipien seiner selbst besinnt, wird es zum philosophischen Wissen. Die Philosophie hat es folglich in ihrem sogenannten theoretischen Teil, als Wissenschaftslehre (ἐπιστημη της ἐπιστημης) mit den Grundvoraussetzungen oder Bedingungen, unter denen ein Wissen überhaupt möglich ist, zu tun. Die Einzelwissenschaften beschränken sich in ihrem Forschen immer auf einen Teil des Wirklichen; die Philosophie dagegen erforscht die allgemeinen Bedingungen, die das Wissen über das Wirkliche und damit das Wirkliche oder auch das objektiv Geltende (Mathematische) selbst ermöglichen. Die Methoden, d. h. die Wege, die zur Wissenschaft als begründetem Wissen führen, der Einzelwissenschaften werden sich immer nach ihrem besonderen Gegenstande richten müssen. Die Philosophie dagegen kann solchen Gegenstand nicht aufweisen, weil sie die unsinnlichen, d. h. nicht handgreiflichen, Bedingungen des Gegenständlichen und damit seiner Erkenntnis erforschen muß. In der Philosophie richtet sich folglich das Erkennen auf sich selbst, aber nicht auf den seelischen Prozeß, wie erkannt wird, sondern auf den Wert, der in der Erkenntnis liegt. Folglich muß es sich auf den logischen Prozeß beschränken und in dieser Besinnung auf die Momente, die das Erkennen bestimmen, das Allgemeine, das in jeder Erkenntnis liegt, aufzeigen. Man kann sich das Problem der Philosophie auch so klarmachen. Die Welt als Wirklichkeit und als Ganzes kann nicht wiederum durch eine andre Wirklichkeit bewirkt sein. Denn wirken kann nur Wirkliches auf Wirkliches. Nun heißt einer der Kardinalsätze der Wissenschaft: Aus nichts kann nichts werden und etwas, das ist, kann nicht in nichts übergehen. Den Prozeß des Übergangs vom Nichtseienden zum Seienden nennen wir das Werden. Für das Entstehen ist folglich das Werden die Voraussetzung, denn Werdendes und Werden sind nicht gleich, weil ja das Werdende erst aus dem Werden als allgemeiner Bedingung alles Werdenden begriffen werden kann. Es wird nicht nur dieses oder jenes, sondern die Welt als Ganzes ist ein ewiges rastloses Werden, das spontan aus sich entspringt und nicht erst aus einem bereits Gewordenen erklärt werden muß. Wir meinen also, wenn etwas entsteht, so muß ein Grund seines Enstehens da sein, denn aus dem Nichts kann nichts werden. Wenn aber etwas wird, so muß es aus einem bereits Wirklichen durch einen wirklichen Prozeß werden. In jeden Augenblick dieses wirklichen Prozesses aber ragt ein Unwirkliches, nämlich das Werden selbst, hinein, in dem der jeweilige Anfang des wirklichen

Prozesses zu suchen ist. Verfolgen wir nämlich den Anfang dieses Prozesses des Wirklichen, so stoßen wir immer auf ein Wirkliches als seine Verursachung. Ursache und Wirkung gehn also stets zusammen und es ist nun die Frage, was die Tatsache dieses Zusammengehens bedeutet und weiterhin, was Ursache und Wirkung von einander abhängig sein läßt. Eine wirkliche Ursache dieses Verhältnisses oder dieser Beziehung läßt sich nicht ausfindig machen, weil das bloß ein Zirkel sein würde. Die Bedingung des Verhältnisses und der Zusammengehörigkeit von Ursache und Wirkung kann also nur in der Beziehung selbst sein, die wechselseitig als bestimmende Funktion die zwei Seiten der Funktion in ihrer Abhängigkeit von einander bestimmt. Der Anfang der Welt muß folglich auch ein spontaner, nur durch sich selbst zu begründender, Akt sein, in dem die Zeit selbst ein bedingendes Moment des zeitlich Ablaufenden ausmacht. Zeitlich betrachtet ist folglich die Welt ohne Anfang und Ende, und immer nur im Werden. Wissenschaftlich stellt sich der Zusammenhang wie folgt dar: Das Verhältnis von Ursache und Wirkung ist eine wechselseitig von einander abhängende Funktion zweier Größen, das Prinzip der Größen ist zuordnendes Moment der Größen und selbst nicht Größe. Die bestimmende Funktion zu funktionaler Abhängigkeit von Ursache und Wirkung, so daß die Wirkung stets auch die Ursache bestimmt und nicht bloß umgekehrt, ist folglich allgemeine Zuordnung selber, in der das Zugeordnete sich in seiner Zugeordnetheit zur Einheit ergänzt — oder zu deutsch gesagt: Ursache und Wirkung in jedem Prozeß bilden eine Einheit und diese Einheit hat ihren Grund in Zeitlosem, als ihrer Bedingung und Voraussetzung ihrer Möglichkeit. [1])

An einem Beispiel haben wir hier das Problem der Philosophie aufzuzeigen versucht. Wir haben gefunden, daß sie sich als Wissenschaft als notwendig erweist und, daß ihr Begriff in der Tat dadurch charakterisiert ist, daß er in sich die allgemeinen Bedingungen des Kosmischen enthält. Die Gesetze, die die Welt in ihrem Werden bestimmen, sind darum nicht außerhalb der Welt, sondern wesentlich in ihr, der Welt immanent, wenn sie auch nicht wirklich sind. Mit der Erforschung dieser Gesetze hat es die Philosophie zu tun. Wir können

[1]) Anmerkung: 1. Ich mache in diesem Zusammenhange besonders auf das Studium folgender Werke aufmerksam, ohne die es kaum möglich sein dürfte das, worauf es uns hier ankommt, zu verstehen: I. Kant: „Kritik der reinen Vernunft" und bes. sein Hauptwerk: „Kritik der Urteilskraft" 2. Hegel: „Wissenschaft der Logile"; 3. Bruno Bauch: „Wahrheit, Wert und Wirklichkeit".

die Philosophie, wenn wir diese Gesetze logische Gesetzlichkeiten nennen, darum auch als „Wissenschaft der Logile" bezeichnen. Dies wenigstens ist ihr grundlegender, in richtigem Sinne verstandener, antologischer oder — wie er früher hieß — metaphysischer Teil. „Logisch" freilich heißt in echt plantonischem Sinne τάξις = Ordnungsgesetzlichkeit. Mit der landläufigen Redensart, es sei etwas logisch, hat dieser Begriff nichts gemeinsames. Er ist auch nicht zu verwechseln mit dem, was moderne „Metaphysiker" darunter verstehn. Seine Bedeutung ergibt sich von selbst aus der Methode, deren Dialektik er ausmacht. Λόγος in wahrhaftem Sinne und strenger Objektivität heißt: Bildungs- und Durchdringungsgesetz der Welt als eines Ganzen. Logisch ist darum das, was durch den λόγος gebildet wurde; und logisch denken wir, wenn wir uns vom Alles durchdringenden λόγος, ὁ πάντα θιήκον λόγος, leiten lassen.

Es bleibt nun zunächst die Frage, wie die Philosophie an ihrem Anfang aussah und wo sie bei den Griechen entstand. Hierüber ist kurz folgendes zu sagen. An der ionischen Küste von Kleinasien hatten sich im neunten zum achten Jahrhundert vor Beginn unserer Zeitrechnung griechische Städte als Kolonien des um diese Zeit erwachenden griechischen Mutterlandes gebildet. Diese Städte, an ihrer Spitze Milet, erreichten ihre Blütezeit vor dem Konflikt Griechenlands mit Persien, dem ersten Weltreich in der Geschichte, also um die Wende des siebenten zum sechsten Jahrhundert. Die Griechen kamen auf Reisen in der damals bekannten Welt viel herum. Ihr Talent bestand darin, daß sie das Gesehene und Gelernte gleich in Produktivität, ihrer Bewußtseinslage und starkem dialektischen Vermögen gemäß, umsetzen konnten. Vermöge der Lebendigkeit ihres Geistes und Affektlebens kamen sie durch Anregungen aus dem Orient früh zur Erkenntnis ihrer selbst. In den ionischen Städten entwickelte sich die erste griechische Philosophie als eine Betrachtung über das Naturerkennen. Philosophie und Naturerkennen werden hier als Einheit gefaßt, darum bezeichnet man diese Lehre als ionische Naturphilosophie. Die Naturphilosophie — das wird später zu betrachten und als ihr Charakteristikum zu verstehen sein — sucht sich loszulösen von der Mythologie und wendet sich der Natur, dem Erfaßbaren und nicht bloß Vorgestellten, zu. So tritt hier zur Schönheit der Mythologie die Wahrheit der Philosophie.

Thales von Milet ist der erste, den das Altertum als Philosophen bezeichnet. Er wird den sogenannten Sieben-Weisen zugezählt, von

denen wir allerdings nur noch die Namen des Bias, des Pitakos und des Solon kennen. Von Thales' Leben wissen wir nicht viel. Er soll aus altem Handelsgeschlecht stammen und wird so seit früher Jugend viel in der Welt herumgekommen sein. Im Jahre 585 v. Chr. soll er die Sonnenfinsternis auf wenige Stunden genau vorausgesagt haben. Er besaß aber erstaunliche astronomische Kenntnisse. Er scheint etwa achtzig Jahre alt geworden zu sein. Die persische Invasion hat er mitgemacht. Was wir über Thales wissen, hat uns seine Nachwelt überliefert. Schon Aristoteles kennt nichts Schriftliches von ihm. Seine Bücher sind jedenfalls in der persischen Invasion vernichtet worden. Als Quintessenz seiner Lehre wird uns der Satz überliefert, daß das Wasser das Prinzip, die ἀρχή der Natur sein soll. Warum er durch Aufstellen eines solchen Satzes zum ersten Philosophen wurde, wird noch systematisch zu ergründen sein.

Nationalität und Verfassung

Von Conrad Stenzel

Vor ungefähr 100 Jahren ging durch die ganze zivilisierte Welt der Ruf nach Verfassungen. Auf dem Wiener Kongreß hatten einzelne kleinere Staaten Garantie gewisser Rechte der Bevölkerung verlangt. Das war zuletzt zu einem Artikel 13 der Schlußakte zusammengeschrumpft: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden." Ein Termin war aber nicht gesetzt und so hat es Jahrzehnte lang gedauert, bis die Souveräne ihrer internationalen Verpflichtung nachkamen. Carl August, der Großherzog von Sachsen-Weimar, war der erste deutsche Fürst, der die Forderung der Zeit erfüllte. Im Festsaale des auf steiler Bergeshöhe zwischen Jena und Kösen liegenden Rokokoschlößchens Dornburg wurde im Jahre 1816 einem Teile des deutschen Volkes seine Verfassung gegeben. Es setzte zwar gerade damals im deutschen Reich wieder eine Zeit der stärksten Reaktion ein, aber die Forderung des Volkes erwies sich als stärker, allmählich mußten auch die andern Fürsten dem Beispiele Carl Augusts folgen.

Den Bürgern waren ihre Grundrechte garantiert worden. Ihre Pflichten und Rechte waren berechenbar. Die Monarchen konnten nicht mehr wie zur Zeit des Absolutismus mit einem Federstrich die

heiligsten Rechte der Bevölkerung zu nichte machen. Gesetze und Verordnungen konnten nur noch im Rahmen der Verfassungen ergehen. Die Bürger waren von Objekten zu Subjekten des staatlichen Lebens geworden.

Es ist unzweifelhaft, daß die französische Revolution viel dazu beigetragen hat. Vor allem ihre Männer hatten den Grundsatz von der Souveränität des Volkes aufgestellt und propagiert. Mit der Zeit ist diese Souveränität auch tatsächlich immer mehr vom Herrscher auf das Volk übergegangen. In den Republiken ergehen Urteile heute „Im Namen des Volkes". Zwei Konsequenzen ergeben sich aus der Volkssouveränität. Das Recht sich selbst zu verwalten und das Recht sich den Kreis zu stecken, innerhalb dessen man die Selbstverwaltung wünscht — das Recht der Nationalität.

Konstitutionelle Verfassungen erhielten mit der Zeit fast alle Staaten. Und nun konzentriete sich alles mit ganzer Wucht auf die zweite Konsequenz der Volkssouveränität — die Nationalität.

Die Franzosen kümmerte das Recht der Nationalität zunächst wenig, waren sie doch beinahe alle im Rahmen eines Staates geeint. Bei ihnen fiel Staatsbürgerschaft und Nationalität zusammen. Es ist nur natürlich, daß vor allem die in verschiedenen Staaten lebenden Italiener die Forderung aufstellten: Jede Nation ein Staat — jeder Staat eine Nation.

Der italienische Staatsmann und Professor Manzini hat dann in seinen Vorlesungen „Dela nationalitate come fundamento del divitto de gente" versucht dieses Prinzip zum Fundament des Völkerrechts zu machen. In wenigen Jahren hatte das sogenannte „Nationalitätenprinzip" in ganz Europa seinen Einzug gehalten und ist seither für das staatliche Leben von außerordentlich großer Bedeutung gewesen. Im Weltkrieg war das Schlagwort vom Recht der Nationen auf Eigenstaatlichkeit eines der stärksten Propagandamittel der Entente. Aber auch Deutschland wollte bekanntlich einen polnischen Staat errichten, allerdings nur die von Polen bewohnten Teile Rußlands dazu hergeben. Wie die Ententemächte dann mit dem Prinzip verfuhren, ist zur Genüge bekannt. Meint man es aber nicht mehr ehrlich mit einem Prinzip, so hört es eigentlich auf, ein Prinzip, d. h. die richtige Regel für eine Neugestaltung zu sein.

Seit den Pariser Friedensverträgen zählen die Minderheiten in Europa ungefähr 40 Millionen Menschen. Eines wird aber für gewöhnlich übersehen. Die Ansprüche der Minderheiten sind im Grunde

genommen etwas ganz anders, als die Konsequenzen des Nationalitätenprinzipes. Dieses hatte mehr einen positiven Inhalt. Es enthielt die Forderung, die Grenzen so weit zu verschieben bis sich Staat und Nation decken. Die Minderheiten verlangen, oder sollten es zum mindesten tun, nicht eine Veränderung der Grenzen. Ihre Forderung ist mehr zu einem Negativum geworden. Sie lautet: Wir wollen nicht immer in einem Staate leben, der nicht auch unser Staat ist. Wir wollen von dem Staate, in dem wir leben, nicht immer als Fremde betrachtet werden. Wenn man von uns verlangt, daß wir loyale Staatsbürger seien, so darf man uns dies nicht immer wieder durch Gefahr, Verordnungen und Maßnahmen, die unsere heiligsten Rechte treffen, unmöglich machen.

Bei Bildung der rumänischen Koalitionsregierung Stirbey haben wir es wieder einmal klar gesehen: Wir werden nicht für voll genommen. Man betrachtet uns immer wieder als Fremde. Und dagegen müssen wir mit aller Gewalt ankämpfen. Wir sitzen seit Jahrhunderten auf dieser Scholle und können doch nun nicht plötzlich, weil eine andere Nation zahlenmäßig größer geworden ist, als Fremde betrachtet werden. Auf diese Art wird man den Staat für uns sicher nicht zu etwas Werthaftem machen.

In seiner ausgezeichneten, rechtswissenschaftlichen Arbeit „Kulturautonomie als Eigenart minderheitenrechlicher Ordnung und ihre Verwirklichung nach der estnischen Verfassung“ [1]) führt Dr. Hans Gerber aus, die Verfassungen trügen noch wenig dazu bei, den Staat auch für die Minderheiten zu etwas Werthaftem werden zu lassen. Wenn wir die Verfassungen einiger europäischer Staaten darauf hin untersuchen, so müssen wir zu dem Ergebnis kommen, daß es nicht so sehr an den Verfassungen liegt und daß durch die Aufnahme einzelner, die Minderheiten betreffender Bestimmungen die Liebe der Minderheiten zu dem Staat noch nicht erweckt wird.

In den Minderheitenschutzverträgen hatten die einzelnen Staaten die Verpflichtung übernommen, die in den Verträgen aufgezählten Rechte der Minderheiten zu Verfassungsbestandteilen zu machen. (Vgl. z. B. Art. 1 des Vertrages zwischen den alliierten und assoziierten Mächten und Rumänien vom 9. Dezember 1919.)

Trotzdem enthalten die Verfassungen Rumäniens und Jugoslaviens außer einigen allgemeinen Wendungen, die wir auch sonst in den

[1]) Festschrift der Juristen-Fakultät Marburg für Ludwig Tröger. 1926. S. 231 ff.

Verfassungen finden, keine Bestimmung über die Minderheiten. Österreich jedoch hat durch Art. 149 seiner Verfassung bestimmt, daß die auf den Minderheitenschutz sich beziehenden Artikel des Friedensvertrages als Verfassungsbestandteile zu gelten haben. Ungarn, das bekanntlich keine kodifizierte Verfassung hat, ist durch ein besonderes Gesetz seiner Verpflichtung nachgekommen, — das ganze Kapitel 6 (§ 128—134) der tschechischen Verfassung ist den Minderheiten gewidmet. Polen, Litauen und Estland haben in ihre Verfassungen sogar die Bestimmungen aufgenommen, daß besondere Gesetze den Minderheiten volle, freie Entfaltung ihres nationalen Charakters mittels autonomer, öffentlich-rechtlicher Körperschaften gewährleisten, daß dem Staate jedoch das Recht zustehen werde, ihre Tätigkeit zu beaufsichtigen.

Geben diese Verfassungen uns nun ein Bild über die Lage der Minderheiten in den einzelnen Staaten? Legen sie Zeugnis davon ab, ob diese Staaten für ihre Minderheiten zu etwas Werthaftem geworden sind? Sicher nicht! denn nicht schon die Verfassung, sondern erst die entsprechenden Durchführungsgesetze und Maßnahmen gaben den Minderheiten ihre Rechte. Selbstverständlich ist durch die Aufnahme entsprechender Bestimmungen in die Verfassung ein Schritt vorwärts getan, aber noch keine Lösung gebracht worden.

Es wird aber auch niemand behaupten, der polnische Staat sei durch Aufnahme der erwähnten Bestimmungen in seine Verfassung für seine Minderheiten liebenswerter geworden als z. B. der jugoslavische Staat für seine Minoritäten. Schlecht geht es den Minderheiten in beiden Staaten.

Aus der polnischen Verfassung ergibt sich rechtslogisch die Verpflichtung des Staates, die Minderheiten zu juristischen Personen zu machen. Die polnische herrschende Meinung behauptet aber,[1]) es habe sich dabei nur um eine Verheißung gehandelt und daraus sei keine Verpflichtung des Staates und kein öffentlich-rechtlicher Anspruch der Minderheiten entstanden.

„Papier ist geduldig". Es hat sich für Polen und Litauen nur um eine formelle Erfüllung einer internationalen Verpflichtung gehandelt.

Der einzige Staat, der die Verfassungsbestimmungen auch durchgeführt hat, ist bekanntlich Estland. Durch sein Kulturautonomiegesetz hat es die Minderheiten ganz in seinen Staat aufgenommen, denn

[1]) Vgl. Kotisch, Les minorités, l'etat et la communaité international. Paris 1924. S. 269. —

Kulturautonomie bedeutet nicht Ausgliederung der Minderheiten aus dem Staat. Sie bedeutet nicht die Befreiung des Staates von Kulturarbeit, die Schiemann verlangt.[1]) Für einen „Nachtwächterstaat", wie der auch von Humbold propagierte spöttisch genannt wird, ist man heute nicht zu haben. Kulturautonomie bedeutet nur eine Differenzierung der Kulturarbeit des Staates, durch die dieser auch zum Staate der Minderheit wird.

Von einem Staat im Staat kann keine Rede sein. Die höchste Willensmacht, die den Staat kennzeichnet, bleibt er auch weiter.

Und worauf führen die Minderheiten ihren Anspruch auf Kulturautonomie zurück? Auf dasselbe Recht wie das herrschende Volk — auf das der Nation. Aus demselben Grunde wie die Hauptnation den Staat, verlangt die Minderheitsnation Kulturautonomie: zur Durchsetzung ihres Volkstumes. Und das Recht der Minderheitsnation auf Kulturautonomie leugnen, heißt auch das Recht der Hauptnation auf Eigenstaatlichkeit verneinen.

Verfassung und Nationalitätenprinzip waren, wie oben ausgeführt, eine Konsequenz der Volkssouveränität. Die Forderungen der Minderheiten sind eine Konsequenz der Undurchführbarkeit des Nationalitätenprinzipes. Es ist Wahnsinn, daran zu glauben, die Grenzen könnten soweit verschoben werden, bis sich Staat und Nation decken.

Die Mehrheitsnationen ziehen daraus aber für gewöhnlich den Schluß, die Minderheiten müßten gewaltsam in das Lager der Mehrheitsnation „hinübergeleitet" werden. Die nationalen Minderheiten jedoch verlangen gerade wegen der Undurchführbarkeit des Nationalitätenprinzipes eine rechtliche Regelung der innerstaatlichen Verhältnisse, die ihnen die Durchsetzung ihres Volkstumes gewährleistet.

Von den herrschenden Nationen wird immer wieder behauptet, das Verlangen der Minderheiten sei staatsfeindlich. Der Wunsch nach Kulturautonomie ist es sicher nicht. Er beruht auf einem Bekenntnis zum Staate und *gerade zu diesem Staate* und bezieht sich nicht nur auf seine Ausgestaltung. Man könnte den Spieß leicht umkehren und sagen, das Streben der Hauptnation sei staatsfeindlich, denn das herrschende Volk habe immer nur seine Interessen im Auge und nicht die des ganzen Staatsvolkes.

Der oft gehörte Einwand, im Zeitalter der Demokratie entscheide die Mehrheit und dem Mehrheitswillen habe sich alles anzuschließen

[1]) „Grundsätzliches zur Genfer Minderheitenkonferenz", Europäische Gespräche. 1926. Heft I. S. 1 ff.

und unterzuordnen, ist nicht stichhaltig. Auch das demokratische Mehrheitsprinzip hat seine Grenzen. Es wird doch heute niemandem einfallen, zu sagen, da die griechisch-orthodoxe Kirche in Rumänien die meisten Anhänger habe, müsse sich in diesem Lande jeder zum griechisch-orthodoxen Glauben bekennen. Wenn man diese Selbstverständlichkeit dann aber auch auf die Nationalität ausdehnt, was ja nur natürlich ist, findet man beim herrschenden Volk, finden wir beim rumänischen Volk kein Verständnis. — Eine gerechte Lösung der Minderheitenfrage setzt ein feines und kultiviertes Rechtsempfinden voraus und wir Minderheiten in diesem Lande müssen uns darüber im Klaren sein, daß wir von einer Lösung noch weit entfernt sind.

Selbst wenn wir aber Kulturautonomie erhalten, und wir verlangen ja nicht mehr, sind wir dann „gerettet"? Oder wird man uns wirtschaftlich zugrunde richten?

Eine Antwort darauf zu geben ist müßig.

Eines müssen wir aber noch bekennen: Wenn der große deutsche Staatsrechtslehrer Jellinek im Jahre 1898 in seiner Rede über „das Recht der Minoritäten" sagte; daß darüber, wie die Minderheitenfrage einmal zu lösen sei, kein Wissen, sondern nur ein Glauben entscheiden könne und er seine Rede damit schloß „Hoffen und glauben wir, daß die menschliche Gesellschaft schließlich das finden und verwirklichen werde, was allein imstande ist, sie vor öder geistiger und sittlicher Verflachung zu bewahren: die Anerkennung von Rechten der Minoritäten", so sind wir tatsächlich heute noch nicht in der Lage, dem etwas hinzuzufügen.

Aus dem Tagebuch eines Pfarrers

Mitgeteilt von Alfred Hermann

Es ist geradezu entsetzlich. Kaum ein Mensch „spricht" mit uns.

Wir leben wie die mit heimlichen Makel Gezeichneten. Man redet konventionelle Dinge: über die Kirchentaxen, Politik, Organisation, Jugend. Es klingt so, als ob alle diese Dinge mühsam herangeholt werden müßten. Sie bleiben Peripherie. Kein Gespräch, das Selbstdarstellung ist, und bei dem man sich selbst vergessen könnte. Und dann die manchmal zu stark betonte Hochachtung: „Herr Pfarrer" .. es kann ganz niederträchtig sachlich klingen. Kommt es aber unter der

lösenden Kraft einer guten Stunde oder bei einem Glas guten Weines dazu, daß sich die Herzen näheren, so wird man selbst im Gespräch fast zügellos und der andere besinnt sich am Morgen kopfschüttelnd: „Eigentlich hat er mir doch wieder nur einen Vortrag gehalten“ .. die Formel für die Stillung des allgemeinen intellektuellen Bedürfnisses.

*

Man bemüht sich heute alle Stände und Berufsgruppen aus ihrer seelischen Eigenart zu verstehen. Verstehen wollen, hat Liebe, mindestens Interesse zur Voraussetzung. Wer schreibt die Psychologie des evangelischen Geistlichen unserer Zeit? .. Aber um Gotteswillen nur kein Pfarrer.

*

Ich weiß: wir selbst wirken auf die Menschen nicht befreiend, weil wir selbst nicht ganz frei sind. Es ist auch schwer, immer Teilnahme zu haben. Echte Teilnahme! Man müßte ganz im Bruderstande leben, um ganz brüderlich so lieben zu können, daß ungesucht die Teilnahme und Wärme da wäre, die das Wort zum lebendigen Wasser oder zum echten Freudenwein machte. Man sucht doch bei uns nicht mehr nur das „Amt“. Man sucht das, wovon man eine vage Vorstellung hat, daß es da sein müßte bei Menschen, die aus „dem Wort“ leben. Die Transparenz des Christusgeistes! Gewiß empfinden wir dies als Schuld. Nicht als tragische Schuld! das klingt, als ob man sich vor sich selbst entschuldigen wollte oder könnte. . . . . .

*

Wir leben unter dem Bild eines veralteten Klischees, das von einer Lebensform: der Gemeinschaft spricht, die nicht vorhanden ist. Wir müssen aber Gemeinschaft haben als Voraussetzung der Berufserfüllung. Worum geht es denn, wenn nicht um Seelenführung und Gottesdienst? Man kann nicht über die Jahre des Idealismus hinaus von einem fraglichen Ideal leben, ohne sich selbst fraglich zu werden. Wo ist die Gemeinschaft im Geiste des Lebens? Wir könnten uns wohl in der Philosophie treffen — aber das ist etwas anders. Organisation fügt überlegter Weise Werkzeug zu Werkzeug. Organisation kann verbessert werden. Gemeinschaft aber wächst wie ein Baum. Wer kennt das Geheimnis seines Wachstums und wer kann es organisieren? Vielleicht ist ja auch der Anspruch zu groß. Ich weiß aber, daß Gemeinschaft etwas wunderbar Ursprüngliches ist. . . . .

*

Man muß den Menschen frei lassen können, sich so zu geben und zu fühlen, wie sie wirklich sind. Schenken können wir ihnen nur lebendige, warme Herzlichkeit. Wir sind selbst ganz arme Menschen, die vielleicht die Harfentöne der Ewigkeit bei sich selbst wiederklingen hören. Wir sind nicht im Besitz von irgend welchen Kräften und Heilverfahren. Ein Bibelwort ist kein Rezept. Wir stehen außerhalb aller rationalen Hilfsmittel. Aber wir können von einem Herrn eine Botschaft an die Menschen ausrichten. So wird das Bibelwort Ausdruck einer Lebenserfahrung aus der Gemeinschaft mit Gott. Es ist eine Frucht. Darum ist es heilig. Darum ist es lebendig, so daß es selbst Leben schafft. Man muß Menschen frei lassen können vom eigenen Wissen, von seiner eigenen Persönlichkeit — aber man muß ihre Gemeinschaft suchen im Höchsten. So kann man dazu helfen, ins Heiligtum des Lebens einzutreten, als Mitwanderer dem, der willens ist. Das Heiligtum ist mitten unter uns. Warum sollte es nicht auch im Gespräch mit einem Pfarrer sein?

Ich bete um eines immer wieder: Seelsorger sein zu dürfen.

*

Wenn wir Menschen etwas deutlich machen wollen, suchen wir nach einem Bild aus der Welt der mechanischen Naturerkenntnis. Kann ein solcher Vergleich überhaupt weiter führen? Ich meine, er ist schon im Ansatz verfehlt, denn gerade das, worauf es im Gespräch mit der Seele ankommt, kann er nicht enthalten. Warum haben aber andere Sinnbilder einen so unmöglichen Beigeschmak bekommen. „Bruder", „Braut" und „Bräutigam"... Es ist offenbar in unseren Beziehungen zu einander schon vonhause aus etwas, was diese Versinnbildlichungsformen auszuschließen scheint, so daß sie „geschmacklos" wirken. Dort aber, wo ich sie anwenden kann, da werde ich inne, daß wir Gemeinschaft haben. Ja, könnte ich zu meinem Widersacher sagen: Bruder und zu der Dame: Agapete (d. h. in Christus Geliebte), so wäre Gemeinschaft da. Wo diese Worte aber aus der Wahrheit gesprochen werden, da tragen sie Erlösung in sich. Das Wort ist lebendig und schafft. Dies ist mir ein großes Geheimnis. Es liegt gar nichts von Magie oder okkultem Kraftwesen darin. Kristallklar ist das Wort Jesu. Und er liebte die Menschen und Gott mit unendlicher Kraft. Wir können uns überhaupt zum Leben nur finden durch das ganz wahre und ganz „Liebe-volle" Wort. Leben aber ist Gemeinschaft in der ganzen Wirklichkeit und nicht nur zusammen essen, arbeiten usw.

*

Man glaubt heute an das Leben der Seele nicht. Man wartet bis ihre Existenz wissenschaftlich bewiesen ist. Aber Seele ist doch da. Wie könnte ich sonst mein Kind liebhaben. Seele ist die Selbstverständlichkeit des Lebens...., Ja, wenn ich zu den Menschen in Wahrheit und unermüdlich sagen könnte „mein geliebter Bruder"..... es müßte etwas unendlich Beglückendes sein und ich glaube wir könnten einander verstehen.

Sport und bildkünstlerische Darstellung

von Dr. Otto Brattskoven

Es entspricht dem Wesen bildkünstlerischer Darstellung, wenn die Kunst jeder Epoche auch die Ideen, die Einstellung zum Dasein und zur Gesellschaft und die besonderen Lebensformen dieser Zeit spiegelt. In der vorgriechischen Kunstübung erkennt man unschwer den durch die Autokratie bestimmten Charakter, in der griechischen Kunst triumphiert innerhalb eines gesellschaftlich ausgeglichenen Gemeinwesens die organische Vorstellung einer ästhetischen Norm. Die späteren Zeiten sind schließlich mit denen ihnen eigentümlichen künstlerischen Taten bekannt und heute ohne Schwierigkeit verständlich.

Wert oder Unwert, Größe oder Nichtigkeit, technische Leistung oder seelische Tiefe in diesen alten Bildkunstwerken steht dabei ganz außer Betracht. Diese Eigenschaften sind es nicht allein, die unserer Zeit wertvoll vor Augen stehen, sondern es ist ebenso das nicht wegzuleugnende Gefühl, daß hier Bildkunstwerke entstanden sind, die nicht nur einem Kunstraum an sich, sondern gleich sicher einer selbstverständlichen Bindung an das Leben mit seinen durchaus nicht immer das Höchste wollenden Gedanken entsprungen sind.

Hier entsteht die Frage an die moderne Kunst; die begreifliche Fragestellung nach der Bedeutung für das Leben, nach der Allgemeingültigkeit in einer gesellschaftlich demokratisierten Epoche, nach der stichhaltigen Leistung unseres von früheren Zeiten geschiedenen Daseins durch die bildende Kunst. Die Antwort muß man ernsthaft schuldig bleiben; die großen Werke gedeihen nur in der abseitigen l'art-pour l'art-Sphäre, die glaubensselig beachteten dagegen da, wo das Wissen um den billigen Geschmack spekulierend wuchert.

Zwei Erscheinungen konstatiert man demgegenüber, die unserer Zeit mit ihrem Menschenreichtum eigentümlich entsprechen, die sich oft

elementar auswirken und vielleicht stärker als alle aus der Vergangenheit deduzierten Anschauungen das Mittel zur allgemeinverständlichen künstlerischen Äußerung sein können. Seltsamerweise hat die eine dieser Erscheinungen, die durch die Klassen bedingte Gesellschaftskritik, schon bildkünstlerische Schöpfungen im Gefolge gehabt, die als solche ein neuer Faktor in der Kunstgeschichte der Neuzeit sind. Die andere indessen, der Sport als wundervoll ausgleichendes Moment in unserem soziologisch komplizierten Dasein, wurde nur gelegentlich und zufällig als Vorwand herangezogen.

Zweifellos hat das Aufkommen der rein mechanischen Darstellungsmittel diese Unterlassung außerordentlich begünstigt. Gleicherweise fehlte es nicht an Stimmen, die die Meinung vertraten, daß die vitale Malerei durch die Photographie überwunden und überflüssig sei und absolut neue Wege eingeschlagen werden müßten. Aber wie die Beobachtung abstrakter Versuche gestern wie heute nur hirnlich zu vollziehen ist, so findet man sich allmählich wieder in die in ihren Grenzen eigentümliche bildkünstlerische Welt zurück, und selbst kopfscheu gewordene Künstler beginnen einzusehen, daß die Photographie letztlich nur äußerer Zufall oder geschickte Mache bleibt, während das Bildkunstwerk verwandten Themas mehr oder minder bedeutsam ein Symbol der Konstellation unseres Daseins ist.

Keineswegs soll bei einer enthusiastischen Bejahung des Sports als Darstellungsobjekt ein Wort für jene fraglichen Spezialisten gesprochen werden, die früher „Jagdstücke" fabrizierten und heute sich die „Sportmalerei" als Metier erwählt haben. Bei diesen steht nicht die bildkünstlerische Leistung zur Diskussion, sondern die sinnlose und fatale Phrase über ein beliebtes Thema. Der Künstler dagegen überzeugt nur durch den profunden Aufbau eines lebendig angegangenen Vorwurfs, der einer allgemeinen, in den Menschen verankerten Vorstellung den sinnvoll und bildmäßig realisierten Ausdruck bringt. Ob da innere Tendenz eines solchen Werkes plastisch summierend oder malerisch vielgestaltig sich vollzieht, bleibt demgegenüber eine Leistungsfrage der künstlerischen Individualität. Ebenso ist es irrelevant, ob man in der Erwählung des sportlichen Motivs das Gemenge des Rugby, die Raffanz im Ablauf des Eishokey, das logische Paradieren beim Boxen, die Präzision im Mittelstreckenlauf oder nur die statuarische Porträtierung eines modernen Helden bevorzugt. Wichtig für den Fortbestand der Bildkunst jedoch erscheint die Forderung, daß man überhaupt solche, uns mehr als „Abendmähler" und „Kreuzabnahmen" entsprechende Themen auf-

greift. Sie sind materiell wichtig, weil hierdurch eine Bindung der meisten Maler und Bildhauer an die Gesellschaft möglich gemacht wird und Aufträge immer zahlreicher werdende fruchtlose Experimente unterbinden, ideell hingegen, weil neue Möglichkeiten neue Impulse hervorbringen und natürlich empfundene geistige und seelische Kräfte freimachen. Die letzte Entscheidung liegt bei den Künstlern selbst, bei ihrer Leistungsfähigkeit und ihrem Vermögen, unklar und verschwommen in den heutigen Menschen ruhenden Wünschen und Sehnsüchten vom Leben gesättigten Gehalt und wirkungsvolle Gestalt zu verleihen.

Stephan Ludwig Roth

gelegentlich der Diskussion über den Zehnten auf der geistlichen Synode im Jahre 1847.

Ob wir den Zehnten behalten oder nicht, ist gleichviel, in Betreff der inneren Aufgabe der Kirche, deren Ausbau Niemand anders als wir zu besorgen haben, ob wir nun hiefür viel oder wenig, weißes oder schwarzes Brot als irdischen Lebensunterhalt bekommen. Wir dürfen mitten in den Besorgnissen der bedrohten zeitlichen Einkünfte auf die eigentlichen Zwecke und Bestimmungen unseres Standes um so weniger vergessen, als gerade diese nunmehr noch gewissenhafterer Pflege bedürfen, als bisher.

Rundschau

Der Tod des Königs Ferdinand am 20. Juli löste mehr als nur menschliche Teilnahme aus. Unter der Regierung Ferdinands trat Rumänien in den Weltkrieg ein, erlitt diesen stark an sich selbst, besetzte nach dem Zusammenbruch der Mittelmächte große Teile Österreich-Ungarns und führte so die Vereinigung der Landstriche herbei, die heute sein Gesamtgebiet ausmachen. Unter Ferdinands Regierung wurde Rumänien in Umfang und Bevölkerungszahl ein mittelgroßer Staat, dem an der russischen Grenze auch allgemeine europäische Aufgaben erwachsen sind. Im Austausche der verschiedenen Traditionen der vereinigten Gebiete veränderte sich das innere Leben und geriet in eine Gärung, die noch lange andauern wird.

Über diesen bedeutsamen Geschehnissen, die uns Siebenbürgern ein verändertes Los beschieden, war der König ein bleibendes objektives Gewicht. Das Menschliche seiner Persönlichkeit war anziehend und auch dort, wo er selbst nicht schützen konnte, beruhigend, weil er in sich das Prinzip verkörperte, das diesem Staat zu wünschen nach seinem Tode nun notwendig geworden ist.

Die Wahlen zum Parlament und Senat, die im Juli stattgefunden haben, waren ein aufrüttelndes Erlebnis für Siebenbürgen. Unsere Heimat ist durch Mitteleuropa erzogen. Durch die an moralischen Bindungen reichere Kinderstube haben wir schon oft gelitten. Die Unregelmäßigkeiten, die seit 1819 bei uns den Einzug

des Balkans ankündigten, verblüfften und empörten uns auch. Jetzt können wir dem schon zusehen. Nur die großen Skandale wühlen in uns noch nach. Es gibt keinen Monat ohne ein neues Ereignis, das uns die Methode klarmacht, der wir ausgeliefert sind. Die Methode ist ja kein Plan, keine bestimmte Maßnahme gegen diese Provinz, obwohl auch solche Streiche gewagt werden, sie ist einfach der Feldzug des Mißtrauens derjenigen gegen Siebenbürgen, denen die höhere Kultur ein Hemmnis ihres Handelns zu sein droht. Durch unser bloßes Da- und Andersein behindern wir die balkanische Art des Regierens.

Liberale und Averescaner, Parteien ohne viel Anhang im Volk, die sich wechselweise zur und von der Regierung helfen, wobei der letzten Averescuregierung billigerweise kluge Mäßigung zuerkannt sei, wissen, daß die Nationale Bauernpartei das System ändert, wenn sie, die das Volk wirklich hinter sich hat, einmal ans Ruder kommt. Mit dieser Partei, die, für eine rumänische Partei unglaublich, eine Idee vertritt, wäre der Balkan angegriffen und könnte die europäische Staatsauffassung zum Siege gebracht werden. Davor fürchten sich die Liberalen. Das wäre ihr Tod. Was aber von der Nationalpartei gilt, trifft ebenso auf die Minderheiten zu. Mit den beiden Gruppen steht im rumänischen hergebrachten politischen Leben das kultivierte Europa drohend drin.

Diese Gefahr der Invasion der moralischen Staatsauffassung verstärkt die Abwehrkräfte. Die Liberalen müssen, um sich und den Balkangeist zu retten, ihre Anstrengungen zur Machterhaltung verdoppeln. Dies ist ihnen nur möglich nach ihrer Weise. Und so erlebten wir Wahlen, wie wir sie nicht kannten. Der Wille eines ganzen Landes wurde durch Terrorakte, Beamten, Gendarmerie, Militär verwischt und ausgetilgt. Durch den von allen Wählern mit Augen, Ohren und von vielen mit geprügelten Körpern erlebten Bruch der Wahrheit haben die Liberalen ungeheuerlich gesiegt.

Die Wahlen hatten aber noch einen politisch momentan weit wichtigeren Hintergrund und wurden auch deshalb so brutal durchgeführt. Die Liberalen als die tragende Partei des Staatsaktes vom 4. Januar 1926, durch den Prinz Karl den Thron verloren hat, wollten, um alle Gegner dieser Verfassungsänderung in der Hand zu haben und die Einsetzung des Regentschaftsrates in Ordnung durchzuführen, beim Tode des Königs an der Macht sein. Für sie hing alles davon ab, ob es ihnen glückte. Deshalb wurde ohne erkenntlichen Grund Averescu gestürzt, ein Zwischenkabinett Stirbey eingeschoben, das den Übergang zu den Liberalen erleichterte, die dann im Juni die Regierung antraten, den Wahlsieg herbeiführten und beim Tode des Königs tatsächlich an der Macht waren. In der Konzeption und Durchführung des Planes offenbart sich ein bedeutendes politisches Können, das dem Lande sicherlich nützlich ist, aber auf weite Sicht die Wirkungen so gefährlicher Methoden der Machtergreifung und der Regierung, die im alten nicht aber im neuen Rumänien heimisch sind, kaum wird verringern können. Denn die kulturelle Seite des Ereignisses liegt klar im Ergebnis der Wahlen und den Maßnahmen, die dazu verholfen haben, und in der Tatsache, daß selbst Siebenbürger als Helfer der Liberalen das Land drangsaliert haben. Damit hat die Offensive des Balkans in unserer Mitte wichtigere Erfolge errungen als im Zahlenergebnis.

Die moralische Versehrtheit auch im Herzen Siebenbürgens ist ein Grund, desto schärfer dagegen aufzutreten. Uns muß sich, solange wir solchen Methoden unterstehen, Politik immer mit Kultur verquicken. Diese muß bewahrt werden.

Bewahrt werden auch des Staates willen. Der Staat, wenn er seinen bleibenden Interessen so entgegenarbeitet wie bei den letzten Wahlen, wird an Stärke nicht ge-

winnen. Auch unsere Freundschaft für ihn wird er so nicht anwärmen. Wir bringen ihm hier seltene Gaben: Verantwortungsgefühl, Objektivität und besten Willen entgegen — er aber schlägt uns durch die Balkanpartei wie Feinde. Dies Mißtrauen nützt weder dem Staat, noch uns und sogar den machthabenden Leuten nicht. Wie könnten wir helfen und mitarbeiten, wenn man uns nicht planmäßig von jedem Amt und jedem Einfluß fernhielte!

Wir können nur nützen, überall und wohin man uns ruft. Und ruft man uns nicht, so kann unsere Opposition nützen, nicht uns und nicht sofort, aber dem Ganzen. Denn die bleibende Krise im Staat heißt: Balkan oder Europa. Wie sie Lösung findet, wird den Staat bis in die Grundfesten berühren.

Minderheitenblock. Der Hermannstädter sächsische Kreisausschuß hat seinen Wählern den Auftrag erteilt, bei der Senatorwahl nicht auf den sächsischen Kandidaten zu stimmen, sondern auf den Liberalen. Die Liberalen versprachen dafür, in Kronstadt, im Großkokler Komitat und in der Csik die Wahlen unbehelligt verlaufen zu lassen. Daß der Pakt von den Liberalen nicht eingehalten wurde, ist selbstverständlich und stellt unseren gewitzten Politikern, die immerfort real zu handeln meinen, ein erheiterndes Zeugnis aus: statt drei Senatoren haben sie uns gar keinen verschafft (denn der Senator in der Csik ist nicht ihr Verdienst).

Aber das ist der innere Kern der Angelegenheit nicht. Der Kern ist dieser: Wir gingen in die Wahlen mit den Ungarn zusammen als Minderheitenblock, weil wir des Paktierens müde sind, weil unsere Minderheitensache im parteipolitischen Gespann der Liberalen oder Averescaner nur deren Stärkung bewirkte und weil wir betrogen worden waren, immer betrogen worden waren. Zum erstenmal nach Jahren des Handels war eine Idee zum Ziel gemacht. Zum erstenmal waren wir nicht Partei, sondern Rechtswalter und -verteidiger ohne Seitenblick. Zum erstenmal konnte uns kein Vorwurf treffen. Hunderte von uns wurden dafür geprügelt, entrechtet, verhaftet und Zehntausende durch Gewalt von den Urnen abgedrängt. Und doch brachten wir in dieser einzigartigen Wahl 15 Kammerabgeordneten durch, immerhin 15 statt 50, die uns bei freien Wahlen zugefallen wären. Wir haben uns nicht nur dem Terror gestellt, wir haben ihm auch fünfzehnmal erfolgreich standgehalten.

Und da wird dieser moralischen Kraft, der ganzen durch die Wahlen angefeuerten Lust, fortab auf eigenem anständigen Minderheitenboden zu stehen, diesem inneren Auftrieb unserer Sache ein wenig erfreuliches Gegenstück geliefert durch die Geschäfte um den Senatsposten. Wie leer sind die großen Wörter der Abgeordneten, wenn sie, während das Volk auf ihr Kommando schon marschiert, mit dem Feinde Versicherungspolizzen austauschen (und nachher so leere Beschwichtigungen loslassen wie am 29. Juli im S. D. Tagebl).

Dieser Kampf durfte nicht durch Teilgeschäfte verbalkanisiert, und seiner Bedeutung entkleidet werden. Gleichgültig, wieviel Senatssitze — die innere Integrität mußte bewahrt werden. Wir sind der Gefahr, kleiner Vorteile wegen uns aufzugeben, verfallen. Wenn solcher Geist aus Bukarest in unsere Führerschaft dringt, wie lange wird das Volk so zu stehen vermögen wie bei den letzten Wahlen? Und weshalb sollte es noch stehen? Und wofür? Heinrich Zillich

Ständische Vertretung. Gerade bei Wahlen, die in diesem Lande öfter zu begehen sind, kommt es darauf an, alle Stände unseres Volkes seelisch zu erfassen, um sie zu werktätiger Mitarbeit heranzuführen. Hier zeigen sich offensichtlich die Versäumnisse der letzten Jahrzehnte.

Es war doch so, daß man früher, als das Leben seinen gewohnten Gleichschritt

ging, den gewählten Führern unumwunden folgte, da die Lebensbedingungen der einzelnen Stände unseres Volkes ausgeglichen waren. Nun ist aber eine starke Verschiebung innerhalb unserer Stände vor sich gegangen, eine Arbeiterschicht wächst zusehend stärker heran, die das Recht, ja die Pflicht hat, an unserem völkischen Leben tätigen Anteil zu haben.

Wie die Bürger gegen die Bevormundung ihr Recht sich errangen, so sind die Arbeiter im Begriff, für sich das in Anspruch zu nehmen, wofür die „Literaten" noch vor kurzem meinten, allein befähigt zu sein. Der selbe Vorgang ist auf dem Dorf bei den Bauern zu sehen.

Es gilt sich klar zu werden, daß der Ausgleich des Bildungsgutes soweit fortgeschritten ist, daß alle vier Stände, mit denen wir zu rechnen haben: „Literaten", Bürger, Bauern und Arbeiter, an einen gemeinsamen Mittelpunkt herangeführt werden können, sodaß man zu gemeinsamer Beratung schreiten kann.

Darum ist es nötig, den näheren Zusammenschluß gerade der Stände, die bis jetzt wenig oder überhaupt nicht zu tätiger Mitarbeit kamen, zu unterstützen, sodaß die Führer, die in sich die zusammenfassende Kraft mitbringen, ihre Stelle in allen unseren völkischen Ämtern nnd Vertretungen innehaben.

Auf diese Einzelmenschen kommt es an, nicht auf Diplome und Prüfungsergebnisse, sondern auf einen tätigen Willen, Verantwortungsbewußtsein und vorausschenden Blick, die keine Diplome geben können. Darum müssen alle unberechtigten Vorurteile abgelegt werden, die meinen, daß vom Prüfungsschein Eigenschaften in seinen Besitzer überströmten, die ihn zur Führung einer Gemeinschaft befähigten. Ein solcher Wille kann nur geweckt werden, dort wo er schlief, nie aber mit Diplomen erworben werden.

Solchen Einzelmenschen, die die Befähigung haben, größeren Gemeinschaften und Gruppen vorzustehen und Bindungen zu schaffen, den Weg zu öffnen für ihre Mitarbeit am öffentlichen Volksleben, aus welchem Stand immer sie kommen, ist die Aufgabe der nächsten Zeit.

Doch damit werden weder Familienüberlieferungen, nach Freundschaftsbindungen, noch gesellschaftliche Schichtungen beiseitegeschoben, soweit in ihnen Kräfte vorhanden sind, die dem Volksganzen zu gute kommen, sondern es wird ein Arbeitsfeld geschaffen, auf dem nebeneinander alle schaffenden Schichten unseres Volkes durch ihre Betrauten für die eigene Zukunft sich einsetzen.

Erst durch die ständische Vertretung wird es möglich sein, die Bedürfnisse aller unserer Volksschichten klar zu erkennen, gegen einander abzuwägen, um nicht nur für den Tag das nötige zu tun oder das Ererbte zu bewahren, sondern aus unserer gegebenen Lage heraus neues zu schaffen. Freilich wird mancher Dünkel, der sich breit macht, zuerst beiseite geschafft werden müssen. Misch Orend

Neue Bücher und Schriften

Hans Grimm. Volk ohne Raum. Roman in 2 Bänden. (Albert Langen, München 1927). Eine epische Dichtung muß, wenn sie groß sein soll, erwachsen aus dem lebensträchtigen Kreis einer Gemeinschaft, sie muß nicht nur Wiedergabe und Ausdeutung verschiedener menschlicher Schicksale, zur Gestalt gebracht, sein, sondern auch die Deutung der Gemeinschaft selbst. Diese Forderung an die Epik, daß sie Landschaft und Menschen, Schicksal und Sinn, Tragik und Aufgabe der Gemeinschaft in hundertfachen Wandlungen zeige, ist im vorliegenden großen Roman des deutschen Volkes erfüllt.

Hans Grimm ist hier schon einmal als bedeutender Novellist (1. Jg. Seite 309) erwähnt worden. Dies ist sein Meisterwerk. Aber Grimm schreibt nicht der Kunst wegen. Er fühlt sich eins mit seinem Volk und gestaltet dessen Not und gerade aus dieser politisch-menschlichen Absicht und Tiefe heraus schafft er einen ganz bedeutenden Roman. Es ist leicht hingesetzt, daß das deutsche Volk viel, viel zu wenig Lebensraum habe im Verhältnis zu andern Völkern, daß die sozialen und geistigen Kämpfe, die es im letzten Halbjahrhundert innerlich beunruhigten, in dieser Tatsache wurzeln. Ja, daß die Einkreisung des Landes und der Weltkrieg hier eine Ursache hat, die Menschen kaum zur Last liegt und wieder nur der Raumnot, dem überquellenden Menschenreichtum Deutschlands, der keinen Platz findet und überall hin ins Ausland dringt, nicht aus Eroberungslust — auch dies ist richtig, das weiß man oder ahnt man wohl. Aber man fühlt es nicht hell, man hat es nicht blutig in den Adern, daß Land her muß, um einem großen Volk Atem zu geben zu all dem, was es leisten kann.

Grimms Roman hat dies Problem zum Thema und da ist die Darstellung das Leben selbst. Dies geht in die Adern! Kein Wisser und Versteher, kein Th. Mann schrieb dieses Buch. Es ist, wie große Dichtung, nur Sache, aber Sache aus der Fülle des Empfindens (dies wird besonders dort deutlich, wo die Überlegung ein Recht zu haben meint und in die Erzählung einige Leitartikel schiebt — aber das ist schnell vergessen).

An dem Leben eines Mannes, den Arbeitsmangel von der Weser nach Afrika treibt, in viele Gefahren und Qualen, die dem Deutschen im feindlichen Ausland bestimmt sind, rollt sich das deutsche Schicksal seit 1890 bis zur Gegenwart auf wie ein Drama, das weitergeht auch heute noch, solange das Volk nicht erkennt, was ihm fehlt und für neues Land zu sterben nicht willens wird.

Dieser Roman gehört zu denen, über die man nicht viel sagen möchte, weil man ihn dem Leser selbst in die Hand geben will. Kein Buch ist zu dieser Zeit nötiger für Deutsche als dieses. Heinrich Zillich

Die Kunstdenkmäler der Siebenbürger Rumänen im Lichte der bisherigen Forschung von Dr. Coriolan Petranu, Prof. der Kunstgeschichte an der Universität Klausenburg.

Das größte Verdienst der ausgezeichneten Abhandlung ist es — um es gleich von vornherein zu sagen — daß eine ganze Reihe von rumänischen Baudenkmälern vorgeführt werden, von deren Existenz nicht viele wußten, da dieselben meist abseits der großen Verkehrswege liegen.

Während nun die gemauerten Kirchen — denn nur um Kirchen handelt es sich hier — den byzantinischen Einfluß zeigen, folgen die Holzkirchen einem anderen Baugedanken, der uns als charakteristische rumänische Baukunst entgegentritt. Es sind diese Holzkirchen Baudenkmale, enstanden durch den Dorfzimmermann, in denen deutsche und byzantinische Einflüsse zu einem einheitlichen Ganzen verschmolzen erscheinen. In den Türumrahmungen aber finden wir das Flechtband und das gedrehte Seil, diese echt germanischen Zierformen.

Man kommt zur Überzeugung, daß in der rumänischen Holzbaukunst der germanisch-deutsche Einfluß als schöpferisch und richtunggebend angesehen werden muß. Gepiden, Mosel- und Rheinfranken brachten aus ihrer nordischen Heimat einen ungeheuren Reichtum an Formen mit, der befruchtend für die Baukunst der Rumänen wurde.

Die innere Ausgestaltung der Kirchen (Malerei, Kultgegenstände u. a. m.) unterlag aber ganz dem byzantinischen Einflusse.

Zum Schlusse sei für Kronstädter die Nikolauskirche mit ihrem sächsischen Hauptturme herausgegriffen, die rechts und links mit den niederen Häusern und der Zinne als Hintergrund ein wundervolles Städtebild abgibt. Ein Bild, das wohl am besten der gewesene Zeichenlehrer Raidl in einem Aquarell erfaßt hatte. Sollte es hier zum Aufbaue des geplanten zweistöckigen Mietshauses vor der Kirche kommen, so wäre dieses einzige Städtebild zerstört, einer der schönsten Punkte Kronstadts vernichtet.

Man ist versucht Herrn Prof. Petranu zu bitten, all seinen Einfluß geltend zu machen, daß diesem Baudenkmale die Umrahmung und der Hintergrund erhalten bleibe. Ing. G. Treiber

Georg Linden, Arische und semitische Dichtung. Kurt Schroeder, Bonn und Leipzig 1925.

Linden geht von dem richtigen Grundgedanken aus, daß eine Untersuchung der Literatur des heutigen europäischen Kulturkreises bei der Erforschung der volks- und rassenmäßigen Ursachen anzusetzen habe, welche dies Schrifttum bestimmt haben und noch bestimmen müssen. Er findet zwei solche Hauptursachen, die rassenmäßige Eigenart der europäischen Völker indogermanischer Zunge und die der Juden und Araber. Jene faßt er unter dem Namen „Arier", diese als „Semiten" zusammen. Er vergleicht nun Schöpfungen semitischer Dichter vom alten Testament bis auf Hofmannsthal mit solchen arischer Herkunft von Homer bis Baudelaire, Rilke und dem Mystiker Karl Adrian. Dabei findet er: der semitische Dichter drückt in den meisten Bestandteilen seines Gedichtes einfache Gedanken in sehr schlichten Worten und ebensolchen Bildern aus, ohne daß doch die künstlerische Wirkung darunter litte, denn der gesamte Gedichtinhalt wird gleichzeitig von der künstlerischen Formungstätigkeit umspannt. Wo jedoch die Wellen der Empfindung zur Höhe ansteigen, wird plötzlich sowohl der Gedanke als auch sein Ausdruck von unerhörter Kühnheit, der Gegenstand wird in unmittelbarer Beziehung zum Weltganzen, ja zu dem hinter der Welt stehenden Geheimnis gesetzt und zugleich durch inbrünstige Einfühlung in sein innerstes Wesen in unmittelbare Nähe zum Dichter und Hörer gebracht. Eintönigkeit (Parallelismus der Glieder) Macht, Tiefe, Pathos, Großartigkeit, Mangel an Plastik und Architektonik, gesetzlichen Sinn, Richtung auf sittliches Erleben kennzeichnen so besonders die Weltanschauungsdichtung der Semiten, das Höchste und zugleich Bezeichnendste, was ihnen gelungen ist. Wo aber jene abstrakte Gottesvorstellung sich auflöst, kommt die Kehrseite ihrer Veranlagung zum Vorschein: Neigung zum Sozialismus, aber auch Pose und Witzelei. Bei den arischen Dichtern dagegen entsteht die Stimmung aus der Darstellung der einzelnen sinnenfälligen „Vorgänge und auch der Ausblick ins Allgemeine, Übersinnliche wird aus dem Einzelgegenständlichen gewonnen, die dabei bewußt werdende Erkenntnis spricht der Arier sehr häufig mit klar gefaßten Worten aus. In seiner Weltanschauungsdichtung verlieren die Einzelerscheinungen ihren eigenen Wert nicht und auch der Dichter fühlt sich selbst Gott gegenüber als selbständige Persönlichkeit, ja dies Gefühl wird durch das Bewußtsein der Größe Gottes nur stärker und reicher. Dieser arische Typus inneren Erlebens ist einer weitgehenden Abwandlung je nach der Eigenart der Einzelnen fähig, während die semitische Weltanschauungsdichtung von den Psalmensängern bis auf Hofmannsthal keine nennenswerte Veränderung aufweist. Diese zunächst auf dem Gebiete der „Gedichtkunst" gefundenen Wesenszüge verfolgt L. nun auch im Epos und Drama und kommt dabei zu sehr anziehenden und einleuchtenden Erkenntnissen bezüglich der verschiedenen Art, wie die Einbildungskraft

des Ariers und wie die des Semiten tätig ist, bezüglich des Aufbaues, der Stimmung, Charakterzeichnung des Männerideals in den Werken der Angehörigen der einen und der andern Rasse. Trotz dieser tiefgehenden Verschiedenheit hofft er aber, daß gerade die Beschäftigung der modernen Semiten mit dem auf arischem Boden entstandenen Drama — wozu sie durch ihre Fähigkeit zu durchgliedern und durch ihre Zartfühligkeit hervorragend befähigt seien — zu ihrer Annäherung an den arischen Typ auch auf andern Gebieten und schließlich zum Ausgleich der beiden Rassengeister auf dem Boden der Mystik führen werde.

Dabei ergibt sich Gelegenheit zu allerlei Abschweifungen, die mindestens sehr anregend sind, so über das Christentum und seine verschiedenen Formen (was über d. h. gegen den Protestantismus gesagt wird, ist höchst anfechtbar!), über die Frage nach dem Verhältnis von Kunst und Sittlichkeit, über das allem übrigen Europäertum so fremd und fern gegenüberstehende Russentum über arische und semitische Weiblichkeit, über Nationalhymnen usw.

Natürlich lassen sich gegen manche Aufstellung Lindens kritische Einwendungen machen. Man muß vor allem fragen, ob die Kennzeichnung der beiden Rassen auf Grund einer genügend breiten Induktion vorgenommen worden ist, warum hier der turanische (finnisch-mongolische) Einschlag, dort die Ostsemiten, nebst ihrer sumerisch-akkadischen Erbschaft übergangen worden sind. Ferner ob nicht noch zuweilen Unterschiede der Zeit und Literaturgattung fälschlich für solche der Rassen angesehen wurden. (Die Erzählungen Herodots und die spätmittelalterlichen Novellen scheinen z. B. dem hier als semitisch bezeichnenden Erzählungstypus ziemlich nahe zu stehen). Man könnte auch auf Unterschiede innerhalb jeder Gruppe verweisen, die über rein persönliche Verschiedenheiten weit hinausgehen (Homer, Skalden, keltische Volksmärchen! die verschiedenen Dichterpersönlichkeiten im Alten Testament!) Ferner wäre in diesem Zusammenhang die Frage aufzuwerfen, wie es kommt, daß gerade semitische Dichter (Psalmisten, Heine) so tiefen Eindruck auf Arier gemacht und sie immer wieder zur Nachahmung gereizt haben. Auch Lindens arg und viel mehr als nötig fremdwörtelnde Sprache sei nicht verschwiegen. Doch vor alledem soll das Positive anerkannt werden, was er bringt: die verdienstvolle Feststellung des tiefgehenden und durch alle gegenseitigen Einflüsse nicht zu beseitigenden Gegensatzes der beiden Rassen, dann aber auch die oft glückliche Formulierung von Unterschieden, die schon mancher aufmerksame Leser gefühlt hat, sich aber nicht ausdrücklich klar machen konnte. Wo die Arbeit in dieser Hinsicht auch noch keine abschließenden Ergebnisse bringt, bietet sie doch sichere Grundlagen für weitere Forschung.

Beigefügt ist ein zweiter Versuch Lindens über „das Wesen der Dichtung, die dramatische Kunst und ihre Stellung innerhalb der Dichtung". Er faßt hier Dichtung als die Kunst, die Gedanken durch Gedanken ausdrückt, was nur richtig sein kann, wenn man den Begriff „Gedanke" unerlaubt weit faßt und zudem unter dem Wort beide Male Verschiedenes versteht. Anstelle der herkömmlichen Dreiteilung soll ferner eine Scheidung der Poesie in „Gedichtkunst" einer- und „dramatische Kunst" andrerseits treten. Die erste umfaßt außer eigentlicher Lyrik auch alle kleinen halb oder ganz epischen bezw. episch-dramatischen Gattungen, die zweite neben dem Drama, „der Gestaltung alles Menschlichen in der Darstellung der unmittelbar gegeneinander gerichteten Aktionen von Menschen und Menschenmassen", auch das Epos, das sich nur durch den weniger weit- und tiefgehenden Formungsprozeß von jenem unterscheide. Gegen diese letzte Zusammenstellung wird nicht viel einzuwenden sein, dagegen wird

das Zusammenwerfen der Lyrik mit allen übrigen Gedichten kleineren Umfanges dem Wesen des Lyrikers nicht gerecht, welcher eben nicht Gegenstände und Vorgänge um ihrer selbst willen darstellt, sondern innere Zustände, mit oder ohne Zuhilfenahme gegenständlicher Vorstellungen. Diesen Teil der Arbeit muß ich also für verfehlt halten; doch entschädigt dafür manches andere. Namentlich halte ich den Hinweis auf die häufige Einseitigkeit der gedichtkünstlerischen und dramatischen Begabung für ein großes Verdienst, wenngleich auch hier manches Fragezeichen gemacht werden muß. So scheint Mörike als Lyriker und Balladendichter unterschätzt. Im Ganzen wird kein Interessierter das Buch aus der Hand legen, ohne reichen Gewinn daraus gezogen zu haben. F. Czikeli

Ägyptische Kunst, Probleme ihrer Wertung von Wilh. Worringer, München, R. Kiper & Co.

Ägyptische Kunst und Kultur ist durch die Ausgrabungen und Funde der letzten Zeit in einem Maße in den Vordergrund des allgemeinen Interesses gerückt, das sie anderen vergangenen Kulturepochen gegenüber überwertig erscheint. An diesem erhöhten Augenmerk haben auch Schöpfungen neuer Kunst, vor allem moderner Nutzarchitektur teil, die gerne im Spiegel ägyptischen Formwillens betrachtet werden, trotz ihrer zum mindesten nur problematischen Ähnlichkeit. Der Gedanke einer kritischen Fragestellung über Wertung ägyptischer Kunst und ihre kulturellen und kultischen Voraussetzungen lag nahe; sie ist geschehen; Wilhelm Worringer, dessen kunstgeschichtlichem Scharfblick schon manche wertvolle Anregung und Klärung zu danken ist, eröffnet die Diskussion mit dem Werk, von dem hier die Rede ist, welches — besänne man sich nicht auf die viel zwingendere Beweiskraft ägyptischer Architektur, Plastik und Malerei — in der Folgerichtigkeit seiner geistreichen Gedankengänge zu einer grenzenlosen Desillusionierung führen könnte.

Um den richtigen Blickpunkt zur Betrachtung Altägyptens zu gewinnen, sagt Worringer, müsse man sich vergegenwärtigen, daß dieses Land, ein schmaler Streifen fruchtbaren Bodens längs den Ufern des Nils, eingeschlossen zwischen zwei Wüsten, seine Ergiebigkeit und Bewohnbarkeit menschlichem technischen Verstande danke; künstlich, nicht bodengewachsen wie sein Ackerland sei auch seine Kultur, trage in allem die typischen Merkmale der Oasenkulturen, die aufgeschossen gleich Schlinggewächsen früh der Überreife verfallen. — In dieses überrasche Wachstum der Kultur des ägyptischen Völkergemisches, dessen anthropologische und ethnologische Zusammensetzung sich der Forschung noch nicht mehr als in einer Reihung von Fragezeichen erschlossen habe, werden die verschiedensten religiösen Grundanschauungen als unverarbeitetes a priori aufgenommen, die ohne gegenseitige Durchdringung nebeneinander und vielfach gegensätzlich bestehen bleiben. Das Bild einer einheitlichen und weitgerichteten Anschauung aber täusche nur der strenge Formalismus ägyptischer Kunstdenkmäler vor, in deren stilvolle Geschlossenheit das einheitliche und tiefere Weltgefühl der hellenischen Antike und des abendländischen Christentums ihre eigene Glaubensschwere hineingeheimnist hätten. „Credo quia absurdum". Getäuscht durch die Massigkeit habe man an Monumentalität geglaubt, irregeführt durch das nicht apperzipierbare Kultgemisch des ägyptischen Kolonistenvolkes im Unverstandenen Tiefe vermutet. Lüfte man jedoch den Schleier, so zeige das bisher verhüllte Bild erschreckend ähnliche Züge mit dem Amerika von heute, seine Kunst aber erscheine als ein „l'art pour l'art" der alten Welt.

Das Bild des alten Ägypten: Man braucht nicht Ägyptologe noch Kunsthistoriker zu sein, um in sich eine Fülle von Erinnerungsbildern zu finden, die gleich Axiomen

der Gefühlswelt keiner Erklärung bedürfend zum geistigen Besitz gehören, unantastbar, da sie selbst eine deutlichere Sprache gesprochen haben als Worte. Der Kopf der Nefretete, Amenophis, der Dorfschulze, der Schreiber, die Tierfiguren, Grabdenkmäler u. v. a. Vermag wohl auch der vollendetste Stil der Darstellung allein solches Leben aus dem Stein zu holen? Es muß im Angesicht dieser Vorstellungen nachdrücklichst gesagt werden, daß die Problemstellung Worringers eben um Kunst im letzten Sinne geht, um die volle gültige Äußerung eines geschlossenen und tiefen Weltbildes, um eine Einheit des Geistes und des Lebens, wie dies etwa die griechische Welt in dem Gespräch des Hyperion mit Diotima auf der Meerfahrt nach Athen darstellt.

Worringer weiß an den Thronen unserer Vorstellung Ägyptens mit Beweisen und Deutungen zu rütteln, die hier zu erörtern zu weit führen würden. „Ich weiß es jedoch wohl, daß man mir auf jedes angeführte Beispiel einen Gegenbeweis nennen könnte." Er schreibt sein Buch aus einer intuitiven Fragestellung heraus, die ihn zwingt, die Probleme aufzuzeigen. „Fragt man mich, ob ich von der Richtigkeit des mit so viel gespielter Sicherheit hier entworfenen Bildes fest überzeugt bin, so antworte ich wahrheitsgemäß mit einem Achselzucken des Zweifels", heißt es im Nachwort, aber auch diese Zweifel bilden keinen Gegengrund, sich zur Haltung der Sicherheit zu zwingen, denn: „Alles kommt darauf an, daß wenigstens die Fragestellung sich als ein fruchtbare erweise."

Ich vermochte dieses Buch, das von Anfang bis zu Ende fesselt, nicht ohne Seitenblicke auf die Kunstbestrebungen unserer Tage zu lesen. Konnte dies wohl in einer anderen als unserer Zeit geschrieben werden, gleichermaßen die Vorstellung über das Unerforschte und Unerforschliche hinaus mit dem eigenen Spiegelbilde ergänzend, wie die Betrachter aus den geschlosseneren Kulturzeiten ihre eigene Tiefe in die Fernen, die sich der Erkenntnis nebelhaft entziehen, „hineingeheimnist" hätten. Und das scheint mir nun als eine eminent wertvolle Seite der Problemstellung: Fragen des Kunstschaffens überhaupt, die für uns aber so gegenwärtige Bedeutung besitzen, auf einer zeitlich fernen und darum neutralen Ebene aufgerollt zu sehen, als Forderung, die fruchtbar bliebe, selbst wenn künftige Forschung, vielleicht gerade angeregt durch Worringers Werk, seiner Darstellung jede objektive Grundlage absprechen müßte.

O. G. Netoliczka

Mitteilungen der Schriftleitung

Veranstaltungen unserer Geschäftsstelle
unter Leitung von G. Ongyerth

3. August: Vortrag des Wiener Graphikers Ludwig Heßhaimer „Aus meiner Werkstatt" in Kronstadt.

4. August: Liederabend Fritz Hintz-Fabricius (Düsseldorf). Am Klavier Imanuel Bernfeld (Bukarest) in Kronstadt.

16.—25. August: Wiener Revue-Abende in mehreren Städten.

Im September: Lauten-Liederabend des Komponisten und Sängers Sepp Summer in Bukarest und mehreren siebenbürgischen Städten.

Klavierabend Luise Gmeiner in Kronstadt.

Verantw. Schriftleiter: Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov), Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
4. JAHR SEPTEMBER 1927 HEFT 9

Gedichte von Heinrich Zillich

Erntegesang

Die trockenen Halme im Felde, die stehen gebogen bereit,
in Garben zu fallen dem Schnitter, der langsam seit Tagen schon naht.

Es fahren die Wagen dem Abend auf staubigen Wegen entgegen,
dörfergewandt, wo das Dunkel sich breit aus den Bäumen erhebt.

Rauschet, ihr Ähren voll Wärme, hinauf, in die Bläue hinauf,
zum letztenmal wiegend, bevor ihr gewogen uns werdet zu Brot.

Träumende Magd in den Halmen, nun hast du den Wagen versäumt —
es singen die Grillen und springen vorbei an dem zögernden Fuß.

Wieg mich, du fallende Ähre, die niemals den Schnitter gesehn,
mit Lippen und Armen und Brüsten, die hart sind, den Küssen gebogen.

Magd, die am Tage die rötlichen Halme umfaßte,
Garbe umfaß mich, die morgen die rötlichen Garben umfaßt.



Josef Strobach (Federzeichnung)

Die treulose Frau

Obgleich das Blut in meinen Lippen klingt,
die Augen dich wie Licht im Dunkel sehn —
und flutend wiegt mein Kleid und warm und schwingt —
geh ich vorbei und meine Schultern flehn —

Laß mich, Geliebter, gehn. Ich darf nicht mit!
Wie war der Wald von grünen Buchen schwer.
Nun hängen meine Arme kühl und leer.
Blick weg, denn sonst gehorcht mir nicht mein Schritt.

Ich lag einst weich und ehern du um mich.
In unsre Haare schlüpfte Moos und Licht.
Mein dunkler Schoß war duftend weit für dich.
Der Wind strich drüber und wir fühltens nicht.

Der Wind strich drüber und die Sonne schwang,
bis jäh mir stieß ins Angesicht die Nacht.
Die Schuld stand auf, war schwarz und unbedacht.
Ich schritt hinein in dieses Lebenslang.

Er lacht mit mir. Die Buchen rauschen nicht.
Er küßt mich auch. Ich schließ die Augen zu
und wünsch, er wäre du.
Wind streicht vorbei. Ich fühl ihn im Gesicht.

Sprüche

Von Misch Orend

Der Kork

Erst weil die Welle ihn mit sich nahm,
So schwimmt der Kork auf dem Wellenkamm;
Er wäre am Ufer sitzen geblieben,
Hätt' ihn die Welle nicht hochgetrieben.

Nun er dem Volk auf dem Nacken sitzt,
Wird er zum Tyrannen und ist gewitzt —
Nur eines, das ihn noch ängsten kann,
Es ist der geborene große Mann.

Der „Schauspieler"

Er schenkt sich nicht der Menschheit hin,
Sucht anderweitigen Gewinn,
Er schwingt sich auf, will Herrscher sein,
Drum streut er Gift in seinen Wein:
Verblüffung heißt sein gut Rezept,
Hat manches Weiblein mitgeschleppt.

Erzieher

Und willst du mein Erzieher sein —
Mußt du dich selber erst erziehen;
Der Spiegel zwingt nur solchen Schein,
Den er empfing, zum Weiterfliehen.

Mein Werk

Mein Werk bin ich — und wieder nicht;
Ein Schatten wars, vielleicht ein Licht,
Es überhuschte mein Gesicht —
Wer weiß, wem's spricht?

Brief an den Verfasser von „Meister Eckehart u. Laotse“[1])

Von Carl Dallago

I.

In Ihrer „Einleitung“ sagen Sie: „Auf diesen Blättern werden die beiden Erdteile Europa und Asien wie Geistpole einander gegenüber gestellt. Zutiefst wurzelt aller Unterschied. Nirgend weisen Pfeile hinüber, herüber. Aus Europa ersteht die Welt des Mystikers Meister Eckehart, aus Asien die des Mystikers Laotse. Ihre Kreise berühren sich nicht. Solange von Sichtbarem, Beeindrucktem, Diesseitigem die Rede ist, ist alles an ihnen verschieden. Sobald sie aber frei von Ein- und Zuflüssen, zurückgezogen in die Mitte ihres Wesens, als ‚Eingeweihte‘ vom Urgrund des Seins zeugen, gehen ihre Gedanken die gleichen Wege und ihre Worte stimmen miteinander überein“.

Mit dem Dartun dieses Programmes haben Sie ein höchst Wesentliches aufgezeigt: nämlich ein Einendes im Menschen trotz größter Verschiedenheit von Zeit, Örtlichkeit und Rasse. Sie schauen es als Mystik, und diese erscheint Ihnen als „die gemeinsame Gebetsprache der Völker“, als „eine Brücke von Glaube zu Glaube“. Sie sehen aber auch am Meister Eckehart das anfängliche Stadium dieser Mystik vom Weltbild der Zeit maßgebend beeinflußt, vermeiden jedoch jede Auseinandersetzung mit dem Christlichen, wiewohl der Mystiker Eckehart auch christlicher Priester war. Ob das Ihre Untersuchung nicht mangelhaft macht?

Denn es wäre zu bedenken, daß für das Aufleben des wahren Christlichen das der Zeit eignende Weltbild nicht maßgebende Bedeutung haben kann, weil mit jenem dieses — wie immer es sei — sich immer mehr als unmaßgebend erweisen muß. Sicher war auch das Weltbild der Zeit von 1100—1400, die Sie für Ihre Untersuchung als Einheit betrachtet wissen wollen und „die Zeit der gotischen Seele“ nennen, für die Geistesmenschen von damals umso weniger das Maßgebende, je mehr diese dem wahren Christlichen existenziellen Ausdruck zu geben vermochten. Denn dieses Christliche, als ausgegangen vom Leben und den Weisungen Christi, der die Wahrheit zu sein beansprucht, empfängt sein Maßgebendes vom Glauben und nicht vom Erkennen, vielmehr vom Verneinen des Erkennens oder vom

[1]) Otto Folberth, „Meister Eckehart und Laotse“, Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz, 1925.

Erkennen des Vorhandenseins eines Nichterkennbaren, das erst dem Sichhalten an Offenbarung Raum gibt, von der die Richtlinien für christliche Lebenshaltung so vorgezeichnet sind, daß sie durch kein Weltbild einer Zeit wesentlich verändert werden können.

Nun hat sich aber Christi Wirken und mit ihm das Christliche auch nahezu 1100 Jahre vor Beginn der Zeit, die Sie die der gotischen Seele nennen, dieser Welt mitgeteilt, und insofern Christus als der Erfüller des Worts, das im Anfang war, auch am Anfang war, ist, was er verwirklicht hat und durch ihn in allen Zeiten verwirklicht werden soll, das zuerst Dagewesene und Vollendete und kann durch Abfärben des Weltbildes einer fortgeschrittenen Zeit nie gewinnen, nur verlieren, weil der Verwirklichung dessen, was im Anfang in Vollendung war, nie durch Fortschritt, immer nur durch Rückständigkeit zugestrebt werden kann. Das Christliche, das erst vom Weltbild der „gotischen" Zeit maßgebend gestaltet worden ist, ist darum auch nicht mehr das wahre Christliche. Und hier vermisse ich, daß Ihre Untersuchung sich nicht der offiziellen Repräsentantin des Christlichen von damals, der römischen Kirche, zuwendet, um gewahr zu werden, in wieweit durch sie das Weltbild einer Zeit auch für das Christliche maßgebend geworden ist.

In Ihrer Untersuchung bemerken Sie: „Von den geschichtlichen Ereignissen, die die Geburt der gotischen Seele mitbewirkt haben, sind an erster Stelle die Kreuzzüge zu nennen. Ja man könnte den ersten Kreuzzug geradezu als Geburtszeit der gotischen Seele bezeichnen.... Schon im Namen ‚Kreuz-Ritter' finden wir alles versinnbildlicht, worauf es ankommt. Ein Ritter, der für das Kreuz, das ist das Heil, die Erlösung kämpft, ist jeder wahre Gotiker.... Die Sehnsucht nach dem Heil, nach der eigenen Erlösung ist gar nicht zu trennen von der Sehnsucht nach Überwindung, Kampf, Abenteuer, Sieg". Das ist zweifellos eine Veräußerlichung des Christlichen. Und inwiefern das bloße Triebleben zu überwinden ist und worauf es ankommt, um Gott zu dienen, erfahren wir jederzeit besser aus dem Evangelium als aus dem Weltbilde irgendeiner Zeit. Auch der Kreuzritter hätte aus dem Evangelium erhören können, daß das Christliche Gewaltlosigkeit anordnet und gewaltsames Vorgehen gegen Andersgläubige widerchristlich ist. Zugegeben, daß „es niemals beseeltere, verklärtere, jenseitigere Krieger gegeben haben dürfte", bleibt es doch fraglos, daß hier ein falscher Glaube am Werke war, der von der Kirche aus weltlichen Machtgelüsten genährt wurde. Sie, die

die Kreuzzüge nicht nur gebilligt, sondern eifrigst gefördert hat, kennzeichnet sich schon damals als eine Macht, die der Versuchung seitens dieser Welt erlegen ist und die wahre Beschaffenheit des Christlichen preisgegeben hat. Das zu betonen ist hier nötig; denn damit in Verbindung zu bringen ist, daß gerade das Wachstum des Gotterlebnisses in Eckehart, dem objektiv nicht begegnet werden kann, diesen zu „Aussprüchen und Schriften" anregte, die ihm seitens der Kirche die Beschuldigung der Häresie eintrugen. Darum verstehe ich nicht, wie Sie sagen können: „Es wird immer als Beweis für die Duldsamkeit der katholischen Kirche im Mittelalter gelten, daß Meister Eckehart erst an seinem Lebensabend in den kirchlichen Prozeß verwickelt wurde", nachdem er doch „tatsächlich und unzweideutig in vielen seiner Aussprüche und Schriften gegen das katholische Dogma verstoßen hatte". Lassen wir hier den Begriff Dogma beiseite, der angesetzt an absolute Wahrheit diese herabsetzt, und fragen nur: Tritt die katholische Kirche nicht als Kirche Christi auf? Wenn ja, dann muß an ihr die Förderung des Christlichen das Erste und Letzte sein. Das Weltbild, daß durch die Kirche für das Christliche von damals maßgebend geworden ist, aber schuf den Kreuzritter und die Kreuzzüge, die, wie alles aktiv Kriegerische, widerchristlich sind. Auch der Satz „des Leibes und der Seele Heil erjagen sich mit Schild und Speer", den Sie als „das Bekenntnis der gotischen Seele" ansehen, ist nicht christlich, nicht im Sinne Christi. Das geht eigentlich auch aus Ihrer zusammenfassenden Betrachtung der gotischen Seele hervor; Sie sagen: „Der Werdegang der gotischen Seele zeigt also am Anfang ein Überwiegen der heldischen Kräfte über die christlichen, zu ihrer Blütezeit völlige Verschmelzung beider Welten zu einigem Sein". Letzte Entwicklungsstufe: „Überwiegen des Christlichen über das Heldische". Damit ist „Das Heldische" als das Kriegerische doch auch von Ihnen als nicht christlich gewertet. Und wenn Sie noch hinzufügen, daß „die Schriften der altdeutschen Mystiker uns nur noch diese letzte Entwicklungsstufe der gotischen Seele überliefert" haben, so ist damit doch auch gesagt, daß diese Mystiker das Christliche besser zum Ausdruck gebracht haben als die Kirche, an der schon damals das Überwiegen eines Nichtchristlichen über das Christliche wahrzunehmen gewesen ist.

Wird das nicht übersehen — und es darf nicht übersehen werden — ersteht notwendig die Frage: Wie kann, christlich gesehen, eine Machtinstitution wie die Kirche, an der das Überwiegen eines Nichtchristlichen über das Christliche zu konstatieren ist, einen Mystiker, an dem

gerade umgekehrt das Überwiegen des Christlichen über ein Nichtchristliches nachgewiesen wird, der Häresie beschuldigen? Es ist Wissen — und nicht das Wissen um das Unwissen, das erst den Menschen weise und religiös sein läßt — was die Kirche handhabt, um einen christlichen Mystiker als Irrlehrer hinzustellen. Je mehr Betonung auf das Christliche und seine Mystik gelegt wird, umso weniger erscheint die Kirche tatsächlich befähigt, Eckehart im Christlichen die Wage zu halten. Dem Wissen um das Unwissen entspringt auch der werktätige Glaube, den die Kirche nicht aufbringen kann, ohne ihre äußere Machtstellung zu vernichten. So ist sie auch hierin überwiegend nicht christlich im Gegensatz zum Mystiker Eckehart Denn so werktätig ist kein Glaube, wie der Glaube des Mystikers an die Unerforschlichkeit des Daseins.

Das Vorgehen der Kirche gegen Eckehart, den Mystiker, ist somit weit eher ein Beweis für die Anmaßung als für die Duldsamkeit jener im Mittelalter. Umsomehr als es erst am Lebensabend Eckeharts einsetzte, der doch wie in der Mystik so auch im Christlichen immer mehr gewachsen und zeitloser geworden ist. Sie sagen ja auch: „Von allen Gottsuchern jener Jahrhunderte sei er der größte — Gottfinder gewesen", und daß „in den Werken der altdeutschen Mystiker nichts Kriegerisches, Fehdefreudiges mehr zu finden ist" und „allem Ungestüm der ‚Zaum der Liebe' (Eckehart) angelegt erscheint". Auch zeigt Ihre Darstellung an Meister Eckehart das Wachstum des Christlichen und der Mystik mit seinem Sichentfernen vom kirchlichen Weltbild der Zeit.

Wie immer die Dogmen lauten mögen, sie bleiben Theorie; die Praxis der Kirche, die den ‚Zaum der Liebe' nicht handhabte, aber weist Jahrhunderte hindurch Ketzerverbrennungen auf, die fraglos wider Gottes Gebote und die Weisungen Christi und also auch Sünde sind. Eine wahrscheinlich späte Predigt Eckehart's jedoch sagt: „Wer nun das schauende Leben besitzen soll, der muß im heiligen Geiste von heißester Liebe entbrannt sein. Eh er wissentlich eine Sünde tun wollte, sei sie klein oder groß, lieber müßte er alle Martern erleiden wollen, die man über ihn erdenken könnte". Und den, der dies gesagt und darnach auch gelebt hat, zeiht jene, die offenkundig gesündigt hat, der Häresie — also schwerer Sünde! —

Ich habe das vorgebracht, weil mir in Ihrer Darstellung das Christliche als bloße Zeiterscheinung angesehen zu sein scheint, wohingegen Sie Mystik, wenigstens „Vollmystik" als zeitlos betrachten. So

sagen Sie von Eckehart: „Zeitlich bedingt fanden wir in ihm: den Astrologen, den Scholastiker, den gotischen Künstler, den christlichen Erbauungsprediger". Dem ist entgegen zu halten, daß wohl die Kirche nur Zeiterscheinung, das Christliche aber — als die Vollendung des Geistigen und Religiösen von jeher, das es sein muß als mit Christus, dem Erfüller des Worts, das im Anfang war, in diese Welt gekommen — auch ein Zeitloses ist und Mystik die Begleiterscheinung des von jeher Geistigen und Religiösen, ein gesteigertes Persönliches an diesem. Daß das wahre und wesentlich Christliche zeitlos ist und auch vor Christus erlangt werden konnte, bezeugt ja auch Christi Ausspruch, daß er gekommen sei für die Kranken (die Sünder) und nicht für die Gesunden (die Gerechten); wobei eben Kranksein dem in Sündeverharren gleich gesetzt erscheint, und dieses dem Verlust des Gottesverhältnisses als des Verhältnisses zum Absoluten. Worauf es ankommt für dieses Gottesverhältnis, aber ist von jeher Einzelnen erlangbar gewesen, denn wenn auch seit dem Sündenfall die Menschheit als solche der Finsternis verfallen war, so war doch vom Anfang her mit dem Wort auch das Leben da, das das Licht war, das von der Finsternis nicht überwältigt worden ist. So zerstörten selbst die Folgen des Sündenfalls nicht die Wegweisung für die Errettung aus ihm. So konnte das wesentlich Geistige und Religiöse von jeher, dessen Vollendung das Christliche ist, an den verschiedensten Orten und zu allen Zeiten zum Durchbruch kommen. Mystik bleibt auch in solchem Falle nur Begleiterscheinung.

Ich sehe darum Eckehart und Laotse nicht nur als Mystiker in „Gedanken und Worten" miteinander übereinstimmen, sondern wesentlicher ist mir, daß sie das wesentlich Christliche, als die Vollendung des Geistigen und Religiösen von jeher, eint und zugleich heraushebt aus dieser Welt und sie zu ihr und zur Menge als solcher in Gegensatz bringt. Und als unwesentlich für Eckehart erscheint mir, ihn jenen Gotikern zuzuzählen, an denen Sie als Wesentliches wahrnehmen, daß „in ihnen zuerst endlich der deutsche Mensch auf sich selbst zu horchen und sich zu besinnen beginnt". Denn, sagen Sie „Deutsche Gotik ist: Rückkehr aus der Fremde". Doch ungleich wesentlicher ist, daß auch der Deutsche auf den Menschen in sich zu horchen und sich zu besinnen beginne, was an Eckehart auch mehr wahrgenommen werden kann, als das von Ihnen Hervorgehobene. Und wer mit dem Christentum wie Eckehart zu tun hat, dem ist Christentum Rückkehr aus der Weltlichkeit, der schlimmsten

Fremde des Menschen. Hier ist die Uebereinstimmung mit Laotse vollkommen, und sie ist eine geistesnatürliche.

II.

Sie haben für Ihre Laotse-Erfassung die Federmann'sche Übertragung benützt, die für Tao „Geist" und für Teh „Tugend" setzt und den Taotehking als das „Buch vom Geist und von seiner Tugend" bezeichnet. Ich halte diese Bezeichnungen nicht für geglückt. Das Wort Geist ist irreführend; es ist gesagt: Gott ist Geist, so sind wir geneigt, Geist mit Gott zu identifizieren. „Doch hat sich der Tao-Begriff bei Laotse nie zu einer Personifikation des höchsten Wesens verdichtet", bemerkt richtig auch Federmann. Tao drückt das Erlangen einer Verbindung mit dem Höchsten aus, nie das Höchste selbst. Ich setzte für Taotehking Der Anschluß an das Gesetz und glaube damit dem Inhalt des Ganzen näher gekommen zu sein.

Irregeführt durch die Federmannsche Übertragung sagen Sie: „Am leichtesten dürfte dieses für die ganze chinesische Mystik als Schlüsselbegriff geltende Tao verständlich werden, wenn gleich jetzt einige Stellen Laotses angeführt werden, wo er es beschreibt". Und nun zitieren Sie die Anfangszeilen des 25. Spruches:

„Ein Wesen gibt es unbegreiflich, vollkommen!
Es war, ehe denn Himmel und Erde war.
So still und gestaltlos.
Unwandelbar und in Einsamkeit stehend,
durch nichts gehemmt, das All durchwehend,
soll ich es heißen Mutter der Welt?
Da ich nicht seinen Namen kenne,
Geist seinem Namen nach ich es nenne".

In meiner Übertragung heißt es:

Das Urseiende kennt keine Trennung von Himmel und Erde:
so tief, so still, so eines ist es!
Ewig sich gleich bleibend, kennt es keinen Stillstand.
Ewig sich wandelnd, kennt es keinen Wechsel.
Man kann es fassen als Ausfluß des Seins.
Ich weiß seinen Namen nicht,
Aber der Mensch erschließt es sich im Anschluß.

Hier geht die Rede von etwas, das sich einem durch Tao erschließt; dort ist Tao gleichgesetzt dem Beschriebenen. Das ist wesentlich verschieden. Die Federmannsche Übertragung verleitet Sie zu sagen:

„Früher als aller Anfang, früher noch als Gott ist dieser Geist". Als Beleg für diese Aussagen zitieren Sie die Schlußzeilen des 4. Spruches:

„O, er ist still wie ein Einiges.
Ich weiß nicht, wessen Sohn er ist.
Dem Herrn selbst scheint er voranzugehen".

Das ist gewiß verfehlt; hier ist meine Übertragung, die vom „Anschluß" spricht, doch klärender; sie sagt:

Er ist nicht das Licht und bewirkt doch das Licht.
Er war früher herrschend im Menschen als irgend ein Herrscher.

Anknüpfend an eine Predigt Eckeharts, die Sie wohl mit Recht „zu den klassischen Beschreibungen mystischen Erlebens" zählen, verweisen Sie auf eine Textstelle Laotses, in der er vom Unsichtbaren als von der Dinge Wesen spricht; so sagen Sie: „In dieses unsichtbare Wesen der Dinge vorzudringen ist nach Laotse — der entscheidende Schritt zum schauenden Leben. Köstlicher Lohn winkt dort". Dem dient als Beleg der Anfang des 16. Spruches:

„Wer aufsteigt zum Gipfel der Leere,
wird die vollkommene Ruhe erreichen".

„Und" — sagen Sie — „es ist durchaus möglich, dorthin zu gelangen." Denn:

„Wer sich dem Geist ergibt,
wird eins mit dem Geist". (Aus der Mitte des 23. Spruches).

Dieses Letztere klingt doch banal. In meiner Übertragung sagen die betreffenden zwei Zeilen des 16. Spruches:

Tut einer alles von sich ab, was nicht er selbst ist,
wird es stille in ihm.

Und jene aus dem 23. Spruche bringen die Mahnung:

Im Handeln den Anschluß walten lassen:
um eins zu werden mit der Macht des Anschlusses.

Ich denke, das Vorgebrachte genügt, um ersichtlich gemacht zu haben, daß Tao sich nicht gut mit „Geist" wiedergeben läßt. Die Übereinstimmung Laotses mit Eckehart, die Sie aus der Federmann'schen Übertragung gewinnen, ist darum auch nicht immer haltbar. Aber wesentliche Übereinstimmung bleibt freilich vorhanden, weil die beiden das Wesentliche des von jeher Geistigen und Religiösen eint. So entsprechen die Worte Eckeharts vom Streben zu dem höchsten Leben: „Halte dich abgeschieden von allen Menschen, bleibe

ungetrübt von allen aufgenommenen Eindrücken, mache dich frei von allem, was deinem Wesen eine fremde Zutat geben, dich ans Irdische verhaften und Kummer über dich bringen könnte" völlig der Aussage im 12. Spruche Laotses vom Tun des Vollendeten:

„Er erhält sein Selbst und nicht die Umwelt;
er geht in sich hinein und entläßt das Außen".

Wie auch der Weisung im 9. Spruch: daß es im Sinne des Anschlusses ist:

„Sein Leben in Zurückgezogenheit vollenden".

Aber für Tao Geist zu setzen ist irreführend. Es läßt Sie sagen: „Bezeichnenderweise für den Chinesen und Asiaten Laotse steht hier der unpersönliche Geist (Tao) im Mittelpunkt des mystischen Erlebens". Das ist nicht zutreffend. Das mystische Erleben ist immer von einem Kontakt mit dem Unerforschlichen ausgelöst. In seinem Mittelpunkte steht immer das Persönliche, das vorhanden sein muß, um sein Aufgehen in ein Übereinemstehendes zu ermöglichen. Das bleibt in Geltung für den Chinesen und Asiaten ebenso wie für den Europäer. Denn, das mystische Erleben ist zunächst vom Vermögen, aufzugehen in ein Nichtfaßbares, abhängig und nicht von der Personifikation dessen, in das aufgegangen wird. Der Dutzend-Chinese und -Asiate als solcher mag so wenig des mystischen Erlebens fähig sein wie der Dutzend-Europäer als solcher. Das mystische als ein geistiges und religiöses Erleben verlangt eben notwendig, daß man erst Einzelner wird. Es schafft die wahre Verbindung, die einen im Grunde mit allem eint.

Im Kapitel „Die chinesische Seele" zeichnen Sie diese mit der ganzen Voreingenommenheit des europäischen Schauens. Das fördert Unzutreffendes zutage. Wenn ich auch glaube, was Sie nicht glauben, nämlich, daß dem chinesischen Volke als Masse gewisse Grundsätze des von jeher Geistigen und Religiösen weniger abhanden gekommen sind als den europäischen Völkern als Masse, so bleibt doch auch in China die Beschaffenheit des einzelnen Geistesmenschen ein Gegensatz zur Beschaffenheit der Masse, die als solche überall überwiegend von der Beschaffenheit dieser argen Welt an sich trägt und darum jener ersteren nicht zugänglich ist. Die Lehre des Konfuzius, der entschieden ungleich mehr Weltmann war als Laotse, mußte daher bei der Masse auch leichter Anklang finden. Das ist ein rein äußerliches Siegen. Jedoch zu sagen: „Im Streit um des chinesischen Volkes geistige Unterwerfung ist er gegenüber Laotse entschieden

Sieger geblieben", ist zuviel gesagt, weil geistige Unterwerfung immer dort mehr vorzufinden sein wird, wo Laotse mehr als Konfuzius in Geltung ist. Auch ist zuviel gesagt, zu sagen: „Dort (in China) — Leben im Zeichen der Masse, hier (bei uns) — Leben im Zeichen der Persönlichkeit". Denn die Herdentierart ist auch in Europa genug verbreitet, das erweist immer wieder der oft geradezu unappetitlich auftretende Chauvinismus, wobei die von der geköderten Menge Vergötterten bloße Helden des Ichwahns, des Betrugs und der Tücke sind und sich am wenigsten befähigt zeigen zum Leben als Einzelner. (Ein krasses Beispiel: der Duce der Faszisten). Sieht man aber wie Sie „die Unfähigkeit zum Leben als Einzelner" als charakteristisch für die chinesische Seele an, müßte man diese an Laotse verneinen, der doch wie kaum ein Anderer sich als Einzelner gefühlt und als solcher auch gelebt hat.

Für mich, der ich das Christliche als das Rein-Menschliche dargetan habe, hat gerade, was Sie als typisch chinesisch bezeichnen, ungleich mehr vom Christlichen an sich als das Gegensätzliche, das Sie als bezeichnend für Europa vorbringen. So steht „die ausgesprochen unkriegerische Einstellung der chinesischen Seele", wofür „der augenfälligste Beweis ist, daß alle berühmten Erfindungen, die die Chinesen bei ihrer starken verstandesmäßigen Begabung oft mehr als tausend Jahre vor Europa gemacht haben, ausnahmslos auf der Linie friedlicher Zwecke liegen" dem Christlichen ungleich näher als die agressiv kriegerische Einstellung der europäischen Seele, wofür auch augenfälligster Beweis ist, daß die Erfindungen, die hier gemacht wurden, sogar die Buchdruckerkunst mit dem Aufkommen der Macht der Presse wesentlich habsüchtigen, machtgierigen, Erde und Menschen verheerenden Zwecken dienten und immer wieder dienen. Ebenso steht „die so merkwürdige Stellung Chinas, dieses asiatischen Großstaates", sein Sichverhalten „außerhalb der Weltpolitik", „sein völliges Herausfallen und Nichtmittun im erdumspannenden Getriebe des modernen Weltkapitalismus" dem Christlichen zweifellos näher als die weltherrschaftsüchtige Stellung Europas und sein weltkapitalistisches Getriebe. Ja auch daß „Kaiser und Papst in derselben Person verkörpert sind", die, wie Sie sagen — „bezeichnend für die Abkehr von der Vorstellung eines kriegerischen oder auch nur ritterlichen Fürsten-Gottes, den Ritus des Pflügens vollzieht, also einen Schutzherrn des Ackerbaues darstellt", entspricht ungleich mehr einer christlichen Gesinnung und dem von jeher Geistigen und Religiösen, als das Repräsentative

und Autoritative des römischen Papstes und der „christlichen" Herrscher, deren wesentlich politische Betätigung weltliche Machtgelüste zum Ausdruck bringen. Erscheint doch mit dem Vollzug des Ritus des Pflügens, als einem Repräsentativen und Autoritativen, die Forderung von Gottes Gebot an den Menschen nach dem Sündenfall, „im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot verdienen" allgemein vorbildlich aufrecht erhalten. Auch ist „die Abkehr von der Vorstellung eines kriegerischen oder auch nur ritterlichen Fürstengottes" entschieden christlicher als dessen Ingeltungsein. Sie erkennen doch selbst sehr richtig: „Verglichen mit Chinesen sind wir Westländer alle unduldsam, kampflustig, habgierig und erobernd. Sie verachten uns deshalb, sie halten uns für unbeherrscht, für maßlos . . . Denn weder schätzen sie den Besitz, noch kennen Sie den Ehrgeiz unserer Ritterlichkeit". Das ist hohes Lob in geistiger Hinsicht für den Chinesen. Der „Ehrgeiz unserer Ritterlichkeit" ist heute ja auch schon eine faule Sache und wird zu solcher immer noch mehr mit dem Fortschritt in der Erfindung der Kampfmittel.

Wo Sie „die chinesische Seele" mit der „gotischen" vergleichen, tritt die Voreingenommenheit des Europäers besonders hervor. Sie sagen: „Jene schließt sich hinter einer großen chinesischen Mauer zunächst vom Feinde und dann symbolisch von aller Welt ab, diese schweift sehnsüchtig in die Ferne. Die eine ist feig, die andere heldisch". Das in die Ferneschweifen der gotischen Seele hat jugendlich Unreifes an sich. Viel zutreffender wäre darum zu sagen: die eine — die chinesische — ist reif, abgeklärt, weit, die andere unreif, in Gährung, beschränkt. Und das Sichabschließen jener hinter einer großen Mauer mag ursprünglich den geistigen und religiösen Beweggrund gehabt haben, sich dem Eindringen dieser argen Welt und ihrem trügerischen Fortschritt, der schlimmsten Entfremdung für den Menschen, zu entziehen. Das spräche auch dafür, daß die alten Chinesen in Hinsicht auf ihre Religiösität als die Juden des Ostens anzusehen sind. Sie befolgen ja auch mehr als alle andern Völker das Gebot: Du sollst den Namen Gottes nicht eitel nennen.

Wenn wir dem Begriff Seele auch das Jenseitige geben, das ihm zukommt, müßte man sagen, daß, je mehr der Mensch Seele wird, er auch umso mehr das typisch Gotische wie das typisch Chinesische aus sich verlieren müßte. Und wenn Sie von Laotse sagen: „Er ist die verbotene Frucht der chinesischen Seele und für sie verlockend vielleicht gerade als ihr eigener Widerspruch", so scheint mir das

mehr geistreich zu sein als zutreffend. Auch Ihre Auffassung, die Sie sagen läßt: „Dies sind die Wurzeln, mit denen Laotse in den chinesischen Urgrund hinunterreicht: Die Hochschätzung allseitig-geschlossener Einheit, der Geist in sich ruhender Schwere, die Ehrfurcht vor der Überlieferung, die Verachtung des Krieges, Selbstbescheidung, Mäßigung, die Lehre vom Tao", kann ich nicht zustimmen, es wäre denn, daß sich in diesem chinesischen Urgrund wesentlich das von jeher Geistige und Religiöse vorfände, das weder ein „Zeithaft-gesetztes", noch „Raumhaft-gebundenes" ist. „Denn diese Wurzeln oder Fäden" — mögen sie auch Laotse „mit der großen chinesischen Seele verknüpfen" — sind seelische Errungenschaften, die den Menschen wesentlich mit dem Geistigen und Religiösen von jeher verknüpfen, das erfüllend zu betätigen ja auch die Lehre von Tao anstrebt, als die Lehre vom Anschluß an das Gesetz als an das Wort, das im Anfang und bei Gott war und sich geltend macht als das waltende Gesetz.

* * *

Das Vorgebrachte zeigt, wohin ich den Schwerpunkt der Übereinstimmung des von Eckehart und Laotse auf uns Überkommenen verlege. Die Beiden eint das Aufgehen in das von jeher Geistige und Religiöse, als dessen Vollendung das Christliche anzusehen ist. Mystik ist notwendige Begleiterscheinung der Betätigung dieses Aufgehens. Wenn wir nun die religiöse Überlieferung des Ostens wie die des Westens uns vergegenwärtigen und deren Ingeltungsein nach der Ehrfurcht bemessen, die dieser hier und jener dort zuteil wird, erweist sich der Osten entschieden als aufnahmefähiger für religiöses Aufgehen als der Westen. Von „weit verbreiteter Feigheit" als von chinesischer Eigenart zu reden ist darum umso mehr unzutreffend, als Sie diese Feigheit als „Unfähigkeit zu einzelhaftem Bestehen" bezeichnen. Denn religiöses Aufgehen hat als Voraussetzung die Fähigkeit zum Bestehen als Einzelner.

Vergegenwärtigen wir uns nun den Westen und das Christentum, wie es durch die römische Kirche, die den autoritativsten Anspruch macht, betätigt wird, so sehen wir, daß diese Betätigung der Kirche geradezu darauf ausgeht, jedes „einzelhafte Bestehen" aufzuheben, um sich selber ausschließlich zur Herrschaft zu bringen. Das kennzeichnet ihr ausgeübtes Lehramt als politisch, nicht aber als apostolisch; denn das apostolische Lehramt — von Christus den Aposteln vermacht zur Weiterausbreitung für alle Zeit — will den Menschen für das Gottesverhältnis wiedergewinnen, das ihn dem Absoluten einfügt, womit

wiederum das einzelhafte Bestehen zunächst als notwendig gewährleistet ist. Und Gottes Gebot und die Weisungen Christi geben, befolgt, die beste Sicherung für diesen Bestand. Sieht man aber heute nach der Kirche, ist es geradezu grotesk, wie sie mit weltlichen Machthabern — mögen diese auch ein Ausbund von Tücke und Lüge, von Gewalttätigkeit und menschlicher Fäulnis sein — paktiert, um Gewinn für ihren weltlichen Machtbestand zu erzielen. Damit gesteht sie doch selbst ihre wesentliche Zugehörigkeit zum Zeitlichen und Bedingten ein, wie auch ihre Menschenfurcht und ihr Bestehen von Menschengnaden. Wie sie trotz alledem den Schein der höheren Berufenheit zu wahren versteht, ist erstaunlich. Hauptsächlich geschieht es durch Heranziehung von Bekennern, deren Aufgehungsvermögen in das wahre Christliche, das das Absolute vermittelt, so groß war, daß ihnen ihr einzelhaftes Bestehen fast dauernd anhaftend blieb, wodurch ihnen aber auch jedes kritische Sehen nach der Kirche vorweggenommen wurde. Ich gehöre, wie Sie sehen, nicht zu solchen Bekennern. Auch zähle ich mich weder zu den Geistesmenschen, noch irgendwie zu den „Eingeweihten". Aber ich respektiere aus ganzer Seele das wahre Christentum als die Vollendung des von jeher Geistigen und Religiösen, bekenne mich zu ihm meinem Streben nach, und glaube soviel Einsicht mir erworben zu haben, um mit bestem Wissen uud Gewissen behaupten zu dürfen, daß was uns in der Jetztzeit am meisten not tut, ist unterscheiden zu lernen zwischen Kirche und Christentum.

Varena, Juni 1926.

Antwort an Carl Dallago

Von Otto Folberth

Sie erkennen zu Beginn Ihres Briefes an, daß ich in meinem Buch über Meister Eckehart und Laotse „ein höchst Wesentliches aufgezeigt habe: nämlich ein Einendes im Menschen trotz größter Verschiedenheit von Zeit, Örtlichkeit und Rasse". Sie heißen damit die Idee meines Buches gut. Sie setzen aber daran aus, es vermeide jede Auseinandersetzung mit dem Christlichen, wiewohl der Mystiker

Eckehart auch christlicher Priester gewesen sei, und schiene Ihnen eben darin mangelhaft zu bleiben.

Mein Buch enthält, wie Sie wissen, drei Kapitel. Im ersten versuche ich alles, was zeit-räumlich an Eckeharts Leben und Werk bedingt ist, herauszustellen. Im zweiten versuche ich dasselbe an Laotses Leben und Werk zu tun. Im dritten halte ich den nach allen diesen Losschälungen übriggebliebenen Kern beider nebeneinander und stelle fest, daß er weitgehende Übereinstimmungen (nicht etwa allgemeinen Menschentums, sondern ganz bestimmter Zugespitztheiten) aufweist. Ich widme also zwei Kapitel meiner Studie, wie Sie es ausdrücken: den großen Verschiedenheiten von Zeit, Örtlichkeit und Rasse, in welche die beiden Mystiker gestellt waren, und das dritte Kapitel, das gleichsam als Quader auf den beiden andern ruht, dem „Einenden", dem Gemeinsamen trotz jener Gegensätzlichkeiten. So denn zeige ich „ein höchst Wesentliches", wie Sie sagen, auf.

Ich mußte Sie an diesen, meiner Meinung nach: notwendig streng architektonischen Aufbau meiner Studie erinnern, um jenem ersten und wichtigsten Ihrer Einwände zu begegnen. Denn es geht daraus hervor, daß ich mich in meinem ersten (und weitaus umfangreichsten) Kapitel mit der Erscheinung Eckeharts befasse, soweit sie in irgend eine Beziehung zu zeitlichen Verhältnissen oder Gegebenheiten gebracht werden konnte — am eingehendsten und in durchaus entscheidender Prägung mit der christlichen Idee des Mittelalters. An ihr allein orientiere ich das Weltbild jener Epoche, verdeutliche ich die Erlebnisse der gotischen Seele, sie ist die Achse, um die die Gedanken dieses Kapitels kreisen. Das genügt Ihnen aber nicht. Sie wünschen darüber hinaus Zurückführung der Gedankenwelt Eckeharts auf urchristliche Einflüsse, auf den Geist der Evangelien, wünschen Auseinandersetzung mit der christlichen Idee überhaupt, indem Sie im Christlichen „die Vollendung des Geistigen und Religiösen von jeher" sehen d. h. eine in jeder Hinsicht zeitlose Idee.

Zugegeben, daß sich das Wesen Eckeharts auch von der Magie seines großen Herrn und Erlösers her aufschließen läßt — hätte ich in meiner Studie getan, was Sie wünschen, niemals hätte ich erreicht, was Sie selbst doch als „höchst Wesentliches" an meiner Untersuchung gelten lassen. Denn es wäre völlig verwirrend gewesen, den einheitlichen Hintergrund der Zeitidee (den Sie übrigens ebenfalls richtig heißen), von dem sich Eckeharts Besonderheit abheben sollte, dadurch zu zerreißen, daß ich gleichzeitig den zeitlosen Elementen seiner Er-

scheinung nachging. Dieser Erörterung war vielmehr das dritte Kapitel „Die Übereinstimmung" allein vorbehalten. Daß ich mit der klaren Scheidung dieser Gedankenkomplexe nicht falsch gefahren bin, beweist mir u. a. eine Äußerung des sicherlich auch von Ihnen geschätzten Willy Schlüters, der mir schrieb: „Ihre Methode, das Gleichartige aller großen Mystik, gesondert von den zeitlichen Zutaten, aufzufangen, ist neu und fruchtbar". Es wird mir aber auch durch Sie selbst bestätigt, denn wie hätte ich das „Einende im Menschen" greifbarer und eindrücklicher aufzeigen können, als vor dem Hintergrund „der größten Verschiedenheit"?

Allerdings hatte der Gedankengang meiner Untersuchung zur Folge, daß ich die zeitlosen Ideen in Meister Eckehart erst erörterte, nachdem ich auch das Bild der chinesischen Seele gezeichnet hatte, und stets geschah es, indem ich zugleich dieselben Ideen bei Laotse verfolgte. So kam es, daß ich Eckeharts Absolutes nicht an dem Christi, sondern hauptsächlich an dem Laotses maß. Diese Zusammenstellung reizte mich vor allem und mußte in der Tat viel fruchtbarer ausfallen als die von Ihnen ferner gewünschte wenig originelle Auseinandersetzung zwischen Eckeharts Gedankenwelt oder dem Reinchristlichen einerseits und den Prinzipien der katholischen Machtkirche andererseits. Denn deren Ergebnis konnte doch wieder nur die Feststellung der schon zur Genüge bekannten Kluft zwischen den wahren Bekennern der christlichen Idee und dem offiziellen christlichen Kirchentum zeitigen. Daß Eckehart als Gegner der offiziellen Kirche und als Vertreter des Reinchristlichen zu werten ist, ist natürlich auch meine Ansicht. Und nur indem ich diese Überzeugung stillschweigend voraussetzte, konnte ich den Satz schreiben, den Sie so sehr mißverstanden: „Es wird immer als Beweis für die Duldsamkeit der katholischen Kirche im Mittelalter gelten, daß Meister Eckehart erst an seinem Lebensabend in den ... Prozeß verwickelt wurde, der ihn ... der Häresie beschuldigte". Ich meinte, daß man in diesem Fall tatsächlich Grund habe zu staunen über die geradezu gemütliche Art und Weise, wie die katholische Kirche als bewußte Gegnerin der lautern evangelischen Wahrheit diesem reinchristlichen Bekenner zu Leibe rückte. Umsomehr, als er „tatsächlich und unzweideutig in vielen seiner Aussprüche und Schriften gegen das katholische Dogma verstoßen hatte". Ich billige also alles, was Sie hierüber sagen und hoffe, Ihnen eine Freude zu bereiten, indem ich Ihre Aufmerksamkeit auf einen Satz aus Meister Eckeharts Rechtfertigungsschrift aus dem Jahre 1326 lenke, die kürzlich in Übersetzung und

reicher Kommentierung erschienen ist, und wo Eckehart sich gegen die Anklagen seiner Inquisitoren wie folgt wendet: „Sie sind ein Zeugnis für die Geistesbeschränktheit oder auch Bosheit der Gegner, ja sogar für ihre offenbare Gotteslästerung und Häresie..., weil ihr Standpunkt der Lehre Christi, der Evangelien, der Heiligen und Lehrer widerstreitet".[1]) Die Häresie seiner Gegner — die meinten Sie doch, hätte ich übersehen! Ich bedauere, daß ich bei all der Mühe, die ich mir sonst gab, klar zu sein, dieses Mißverständnis nicht verhüten konnte.

Einer größeren Gefahr bin ich aber vielleicht gerade dadurch ausgewichen, daß ich die Auseinandersetzung mit dem Christlichen auf die tragenden Zeitideen beschränkte und an sein Absolutes erst rührte, da ich es an die Seite eines andern Absoluten stellen konnte. Denn ich bin nicht versucht worden, wie Sie, das Christliche als „die Vollendung des Geistigen und Religiösen von jeher" oder als „das wesentlich Geistige und Religiöse von jeher" anzusehen. Ich begreife nicht, wie Sie mir „Voreingenommenheit des europäischen Schauens" vorwerfen, da gerade Sie es sind, der durch wiederholten Gebrauch dieser Begriffsprägung beweist, daß Sie jedes fremde Absolute und vor allem das Laotses an diesem einen zu messen gesonnen sind. Ich habe dafür stets die neutraleren Ausdrücke Mystik oder Vollmystik angewendet, die Ihnen nur „Begleiterscheinungen" jenes bleiben. Zweifellos bringt hier eine Art Begriffsvertauschung mit sich, daß Sie dem einen ungefähr den Sinn geben, den ich dem Andern verliehen habe und umgekehrt. Keinesfalls könnte ich Ihre Prägung, wie ich heute denke, übernehmen. Denn ich betrachte es als unberechtigte europäische Anmaßung Laotse und der chinesischen Welt gegenüber, ihre heiligsten Schätze, ihr sublimes Tao, das ebenfalls eine letzte Vollendung des Geistigen und Religiösen darstellt, über unsern christlichen Leisten zu schlagen. Sie sagten selbst seinerzeit in der Einleitung zu Ihrer Laotse-Übersetzung: „Der Taoteking... ist ein höchstes religiöses Dokument".

Habe ich damit den Anspruch der chinesischen Seele auf ihre eigene Tiefenschau und Erkenntnisart restlos anerkannt, nehme ich mir allerdings das Recht, ihre Erscheinungsmerkmale und ihre Leistungsgrenzen mit den nüchternen Augen des so weit als möglich objektiv urteilenden Beobachters zu werten. Es sei ferne von mir, einem Manne wie Ihnen, der sicherlich zu den bedeutendsten Nachempfindern und Neugestaltern, zu den ernstesten

[1]) Karrer-Piesch „Meister Eckeharts Rechtfertigungsschrift", Verlag Kurt Stenger, Erfurt 1927, S. 101.

Aposteln Laotse'scher Lebensweisheit in den westlichen Ländern gehört, nachzusagen, die Art, wie Sie China sähen, nehme sich — bei der heute so verbreiteten Begeisterung für den fernen Osten — etwas übertrieben modisch aus. Ich kenne aus Ihren Büchern zu gut Ihre strengen, abseitigen Denkwege und Lebensgrundsätze. Aber ich muß doch sagen, etwas zu romantisch scheint mir Ihr China zu sein, an dem Sie neben den vielen Tugenden, die ich ihm fürwahr gerne zugestand, selbst das Geringe nicht dulden wollen, das ich an ihm aussetzte. Leider befinden wir uns in der unangenehmen Lage, verschiedener Meinung über ein Land zu sein, das wir beide nicht gesehen haben. Es scheint mir aber Ihrer Vorstellung von China zur Annäherung an meine das zu fehlen, was ich hauptsächlich der Erzählung Chinareisender und mehr noch dem persönlichen Verkehr mit Chinesen, also nichtliterarischen Quellen, verdanke (ich war in Paris Monate lang eng befreundet mit chinesischen Studenten): kurz gesagt ihr Unzulängliches, dessen Eindruck sich mit dem Quadrate der Entfernung abzuschwächen pflegt. Außerdem kenne ich wenigstens Südrußland bis zur Krim, das doch schon starken asiatischen Einschlag aufweist und habe überhaupt das Wesen östlicher Völker gründlich beobachten lernen. Auf persönliche Erfahrungen also reichen die Gedanken zurück, die ich in meinem Buch über den Gegensatz zwischen Ost und West, über die befriedete Beständigkeit dort, die stürmische Bewegtheit hier, über das Leben im Zeichen der Masse und das Leben im Zeichen der Persönlichkeit usw. angedeutet habe.

Und nun zur Frage, weshalb ich nicht Ihre Übersetzung des Taoteking meiner vergleichenden Studie zu Grund gelegt habe. Offen gesagt, sie war mir zur Zeit, da ich daran arbeitete (Frühjahr 1922), völlig unbekannt. Tatsächlich dürfte sie in Buchausgabe nur einige Monate vorher erschienen sein. Ich würde sie aber wahrscheinlich selbst heute, im Falle einer Neuauflage meines Büchleins, nicht benützen. Und zwar nicht deshalb nicht, weil ich etwa Bedenken hätte betreffend Ihre Unkenntnis der chinesischen Sprache. Ihr intensives Nachempfinden und Ihr wesentliches Ausschöpfen mehrerer Übersetzungen überwindet sicherlich diesen Mangel, sodaß Ihre Nachdichtung mir im Großen und Ganzen geglückt erscheint. Aber dem Zweck meines Büchleins, das neben der Lösung einer wissenschaftlichen Aufgabe das wichtigere Ziel verfolgte, meine siebenbürger Landsleute, die sich gegenwärtig wie alle Welt in schwerer religiöser Krisis befinden, auf unausgeschöpfte Quellen höchster Religiosität sowohl christlichen als nichtchristlichen Ursprungs aufmerksam

zu machen — diesem Zweck entsprach es nicht, zur Vermittlung der an sich schon eigenartigen Spruchweisheit des chinesischen Mystikers eine deutsche Übertragung zu wählen, deren Wortprägungen selbst erst umständlich hätten erläutert werden müssen. Ich überlasse daher den Lesern Ihres Aufsatzes, in dem wiederholt neben die von mir verwendete Federmann'sche Übersetzung Proben aus Ihrem „Anschluß an das Gesetz" gestellt sind, die Entscheidung über die Richtigkeit meiner Wahl.

Im Ganzen ist zu sagen, daß, während Sie den Sinn meiner Studie oder wenigstens eines Teiles meiner Studie darin suchen, „unterscheiden zu lehren zwischen Kirche und Christentum", mir an der Herausarbeitung dieses Gegensatzes als an einem längst Erkannten gar nichts lag. Ich hatte nicht vor, eine theologische Streitschrift zu schreiben, und es hätte doch, Ihrem Wunsche gemäß, unbedingt der Ketzerprozeß Meister Eckeharts (von mir nur flüchtig gestreift) in den Mittelpunkt der Darstellung gerückt werden müssen. Sondern ich ging geradeswegs aus auf die Erfassung reiner religiöser Quellen, Kronzeugen übersinnlicher Mächte, schälte sie von ihren äußerlichen Bedingtheiten frei und setzte sie zu einander in Beziehung, um ihr wesentlich Gleiches und Überzeugendes auf eine irrende Gegenwart wirken zu lassen.

Mediasch, Juni 1927.

Sehnsucht

Von Wilhelm Petri

Aus schlanken Vasen zittern weiße Stengel
in meines Sommers letztes Sonnenglühn
als wenn vor Tag, aus stillem Reich der Engel
ein Gruß der Ewigkeit zu uns will fliehn.
Und hüllt in stilles, wesenloses Träumen
die Welt um mich. Und nur die Rosen blühn
als wollt mein Schicksal nun im letzten Säumen
mit mir die Wege der Erfüllung ziehn.
Es leitet schuldlos meiner Wünsche Schreiten
zu jenes Landes gütigsten der Feen,
die uns allein durch stilles Händebreiten
den Weg der Sehnsucht durch das Licht läßt gehn.

Bemerkungen zur politischen Lage

Vom Abgeordneten Rudolf Brandsch

Die schwere politische Krise, unter der heute unser Staat leidet und die auch für den politisch weniger interessierten Beobachter klar zutage liegt, hat schon im vergangenen Jahre mit dem Regierungsantritt Averescus begonnen. Es ist heute klar, daß alle wichtigen politischen Ereignisse der letzten Zeit durch den Einfluß Jonel Bratianus vorherbestimmt worden sind, der angesichts des Gesundheitszustandes des Königs und des bevorstehenden Thronwechsels nichts unversucht gelassen hat, um nach dem Tode des Königs unumschränkter Herr des Landes mindestens bis zur Großjährigkeit des Knaben Michael zu bleiben.

Deshalb mußte es zum Thronverzicht des Kronprinzen Carl kommen. Deshalb mußte Averescu, obwohl sein Anhang im Lande lächerlich gering war, mit der Regierung betraut werden, weil eine schwache Regierung im entscheidenden Augenblicke leichter beseitigt werden konnte. Deshalb mußte diese Regierung unter allerlei Gründen, die natürlich bloß Vorwände darstellten, dem Ansehen des Staates aber nach innen und außen schweren Schaden zufügten, über Nacht davongejagt werden; denn der Zustand des Königs hatte sich so verschlimmert, daß stündlich mit seinem Ableben gerechnet werden konnte; dieser Augenblick mußte Bratianu an der Regierung finden. Um den letzten Widerstand für Bratianu, der in der Popularität der nationalen Bauernpartei lag, zu überwinden, wurde die Komödie der Zwischenregierung Stirbey gespielt und der Versuch gemacht, die Partei ebenfalls an den Wagen der Oligarchie zu spannen. Als dieser Versuch mißlang, notwendigerweise mißlingen mußte, weil die Führer der nationalen Bauernpartei nicht in erster Linie nach der Macht, sondern nach der Verwirklichung eines politischen Programmes und nach Garantien dafür strebten, ließ man die Maske fallen, und auf Tag und Stunde genau vorhergesagt, stürzte Stirbey und Jonel Bratianu ergriff die Zügel der Regierung. Es folgten die bekannten Wahlen, die mit einer so schweren Verwundung der Staatsautorität und des Ansehens der Krone endeten. In dem Augenblicke, als das neue Parlament soweit war, um sich verfassungsmäßig konstituieren zu können, starb der König und die Landestrauer machte eine für die Regierung erwünschte Pause in den Parteikämpfen. Der Versuch, die Landestrauer dazu politisch auszunützen, um die nationale

Bauernpartei als den Friedensstörer in der öffentlichen Meinung zu isolieren, mißlang.

Wenn man diese Ereignisse, die sich zuletzt mit dramatischer Lebendigkeit vor uns abgespielt haben, im Zusammenhang betrachtet, wird man Bratianu die Fähigkeit zu einer geschickten Regie nicht absprechen können. Allerdings entbehrt diese Geschicklichkeit völlig des Zuges ins Große, weil sie, wie man sieht, nur dort erfolgreich ist, wo sich kein Widerstand findet. Den einzigen Widerstand, der sich im Verhalten der nationalen Bauernpartei gezeigt hat, hat er nicht zu überwinden vermocht; seine Gegner gingen als moralische Sieger aus dem Kampf hervor.

Die Sachlage steht heute so: auf der einen Seite sehen wir die wirtschaftlich starke liberale Oligarchie mit ihrem Anhang, der unter den verschiedensten Flaggen segelt, und auf der anderen Seite eine demokratische Volksbewegung, verkörpert durch die nationale Bauernpartei, die miteinander den Entscheidungskampf in der Zukunft durchzufechten haben. Die kleinen Parteien, so sehr man vor allem das Ausscheiden eines Kopfes wie Iorga auf das tiefste bedauern müßte, werden sich einem der beiden Lager anschließen müssen. Wenn die zukünftige politische Entwicklung es ausschließen sollte, daß irgendein Politiker neue Parteien aus dem Boden stampft und plötzlich als Faktor im Kampfe um die Regierungsmacht auftritt, so könnte das übrigens nur als Fortschritt auf dem Wege einer allmählichen Europäisierung unseres Landes begrüßt werden. Die Zukunft wird wohl im innerpolitischen Kräftespiel außer den beiden erwähnten Parteien bloß noch Minderheiten und Sozialisten auf dem Plane finden. Ich glaube nicht, daß dem Versuch Bratianus, von dem jetzt viel gesprochen wird, sich aus seinen eigenen Reihen (Lupu, Argetoianu, Stelian Popescu) eine loyale Opposition zu schaffen, ein dauernder Erfolg beschieden sein wird.

Ich meine — und das scheint mir der Angelpunkt unserer politischen Lage und ihrer Beurteilung zu sein — daß der Tod König Ferdinands und die letzten Wahlen eine grundlegende Verschiebung in den innerpolitischen Kämpfen hervorgebracht haben. Früher konnte man von einem Kampf der Personen und Parteien um die Regierungskrippe sprechen; denn auch die sonst auf programmatischer Grundlage stehende nationale Bauernpartei hatte eine gewisse Unsicherheit in ihrer politischen Linie dadurch bewiesen, daß sie sich mit Parteien vereinigte, die ihr nicht wesensverwandt waren. Je ferner die Aussicht erschien, daß sie zur Regierung kommen könnte, um so rascher fielen von ihr alle

Elemente ab, die nur die Macht und nicht ein Programm erstrebten. Heute steht diese Partei, von jenen Fremdkörpern gereinigt, einheitlicher und stärker da, als jemals früher. Diese Tatsache bringt eine Änderung im Charakter des politischen Kampfes hervor. Heute handelt es sich nicht mehr um einen Parteienkampf, sondern um eine Volksbewegung, um den Kampf von Elementen, die von persönlichen und parteimäßigen Interessen bewegt, vielleicht auch in der irrigen Anschauung befangen sind, den Staat vom Standpunkt einer kleinen Minderheitsclique regieren zu können, gegen den Seelenzustand eines immer größer werdenden Teiles der Bevölkerung, der sich zu einem immer stärkern politischen Machtfaktor entwickelt.

Dieser schwere und für die Zukunft unseres Staatswesens bedeutungsvolle Kampf hat durch die beiden Ereignisse, den Tod des Königs und die Wahlen, eine breite und die Heftigkeit des Kampfes mächtig anregende Grundlage erhalten. Die Person des Königs bildete bisher eine letzte Hemmung, die im politischen Kampfe das Überschlagen der Wellen über eine gewisse Grenze hinaus verhinderte. Dieses Hindernis ist gefallen. Das Symbol des Königtums, das sich heute in einem Knaben verkörpert, besitzt jene Kraft nicht. Der Regentschaftsrat gilt — und ich glaube mit Recht — als ein bloßer Vollstrecker des Willens von Ionel Bratianu und seiner Partei. Die Folge davon ist, daß seine Autorität leidet und er von der Opposition als liberales Parteiorgan betrachtet wird. Da der Regentschaftsrat die Krone repräsentiert, wird sich nicht vermeiden lassen, daß auch sie in die politischen Kämpfe einbezogen und ihr Ansehen schwer geschädigt wird. Eine weitere, kaum vermeidbare Folge besteht darin, daß diejenigen, welche in der Monarchie für Romänien heute die einzig mögliche Regierungsform erblicken, ihr Augenmerk auf den Prinzen in der Ferne richten, der als ein Erlöser aus den Fesseln eines unerträglichen Parteiregimentes angesehen oder zu einem solchen gemacht werden wird. Ich müßte mich sehr wundern, wenn die Opposition diesen Umstand nicht erkennen und für sich ausnützen würde. Die Folge wäre natürlich eine heftige Reaktion auf der Gegenseite.

Dazu kommt noch die letzte Wahl. In der Politik kann manches entschuldigt werden. Man kann sich als Demokrat mit dem Absolutismus und umgekehrt abfinden, wenn die Erfolge der betreffenden Regierung der Allgemeinheit nützen und wenn sie auf einer, ich will sagen, moralischen Grundlage erwachsen sind, die man mit Worten

gewiß schwer umschreiben kann, die sich aber in entscheidenden Augenblicken stets als die größte Macht in Köpfen und Herzen der Menschen gezeigt und mit unwiderstehlicher Wucht offenbart hat, wenn es galt, einen unerträglichen Zustand abzuschütteln. Ich bin der Meinung, daß die letzten Wahlen in allen Menschen dieses Staates, selbst im dumpfen Instinkt der Millionen von Analphabeten — nur der kleine Kreis der mittelbaren und unmittelbaren Vollstrecker dieser Wahlverbrechen dürften ausgeschlossen sein — das Gefühl hervorgebracht haben, daß durch sie jene moralische Grundlage so schwer verletzt worden ist, daß der Staat einen vielleicht überhaupt nicht mehr gutzumachenden Schaden davongetragen hat. Ich weiß ganz genau, daß alles in der Welt relativ ist; daß etwas, was ich selbst als unerträglich empfinde, von einem anderen als selbstverständlich angesehen werden kann. Ich kenne demgegenüber allerdings auch einen gesunden und unverbildeten Menscheninstinkt, der Ehrfurcht vor dem Begriff Recht und Abscheu vor der Willkür empfindet. Ich habe in diesem rumänischen Staat persönlich sehr viel erlebt, was ich früher für unmöglich gehalten hätte: Korruption, Willkür und Gesetzesverletzungen von Zivil- und Militärbehörden aller Grade; ich habe an der Spitze des Hermannstädter Gerichtshofes einen Verbrecher gesehen; und doch muß ich zugeben, daß die Vorgänge bei den letzten Wahlen mich überrascht haben. Zweierlei hätte ich nicht geglaubt, wenn man es mir vorhergesagt hätte: erstens, daß eine Regierung es unternehmen würde, gegen ihre eigenen Volksgenossen so gewalttätig vorzugehen und ihr eigenes Volk so zu demoralisieren, wie es durch die Wahlen geschehen ist; und ich hätte es auch nicht für möglich gehalten, daß sich so viele Gerichtsbeamte zu einem so zynischen Wahlbetrug bereitfinden würden. Das, was in den Wahlen geschehen ist, macht den Kampf gegen diese Zustände und gegen diejenigen, die sich als ihre Verteidiger aufspielen, zu einem Kulturkampf, zu einem Kampf der Humanität gegen die Barbarei; er sprengt den Rahmen der Parteien und erfaßt schließlich alle, ohne Unterschied von Rasse und Glauben, die solche Zustände nicht mehr ertragen können und wollen. Es muß sich doch schließlich jeder fragen: was kann noch Schlimmeres kommen, wenn Behörden und Beamte, die Hüter der Gesetze und der Verfassung, diese in solcher Weise, angesichts von tausenden von Staatsbürgern, verletzen und verhöhnen? Ich brauche nicht besonders darauf hinzuweisen, welche Gefahren es mit sich bringen muß, wenn die Verbrechen ungesühnt bleiben und dem Volksempfinden — man

täusche sich ja nicht darüber mit der frivolen Phrase hinweg, daß man den ungebildeten und gedrückten Analphabeten im Altreich und Beßarabien alles zumuten könne — nicht Genugtuung geboten wird.

Man mag mir einwenden, daß ich viel zu sehr schwarz in schwarz male und daß das Leben immer Kompromisse bereit halte und die Menschen in der Regel mit beiden Händen nach solchen Kompromissen griffen; daß also mit anderen Worten die Dinge sich sanfter und friedlicher abwickeln dürften, als meine scharfe Gegenüberstellung es erscheinen läßt. Es ist natürlich möglich, daß dies der Fall sein wird. Dazu gehören aber ganz gewiß zwei Vorbedingungen, die ich heute leider nicht als gegeben sehen kann. Die eine liegt in einer radikalen Gesinnungsänderung der jetzigen Machthaber und im weitesten Sinne des Wortes ihres Anhanges, der oft auch dort vorhanden ist, wo er sich äußerlich als Gegner gibt. Eine Sinnesänderung meine ich, die in dem guten Willen gipfelt, aus diesem Land einen Rechtsstaat, mindestens im Sinne der westlichen Kulturstaaten, zu machen. Wer die zynischen Worte der Regierungsvertreter im Parlament bei der Beglaubigungsdebatte für die Abgeordnetenmandate gehört hat, muß schaudern vor den Anschauungen, die sogar auf Regierungsbänken vorhanden sind. Die Vogelstraußpolitik, die von dem Ministerpräsidenten und Anderen betrieben wird, die erklären, von all' diesen Verbrechen keine Kenntnis zu haben, macht die Sache nur schlimmer; denn entweder ist das ein Zeichen von Unfähigkeit oder von einer Gesinnung, die dem Zynismus die Heuchelei hinzufügt.

Die zweite Vorbedingung ist eine lang andauernde friedliche Entwicklung der Außenpolitik. Wer mit einiger Aufmerksamkeit die politischen Weltereignisse verfolgt, wird auch hierin Skeptiker sein müssen. Der Weltkrieg dauert fort, nicht nur am Rhein und an der Saar, sondern an all' den vielen Grenzen und in den vielen Staaten, in denen er einen ungeheuren Zündstoff wirklich oder vermeintlich verletzter Interessen aller Art angehäuft hat. Dazu die drohende Auseinandersetzung zwischen England und der Sowjetmacht und schließlich der durch den Weltkrieg erweckte Befreiungskampf der unterdrückten Völker und Minderheiten in der ganzen Welt: Wie angesichts solcher Explosionsherde der Friede lange erhalten werden soll, ist mir nicht klar.

Inmitten dieser Zustände stehen wir Deutsche als eine kleine Minderheit, dazu geographisch außerordentlich ungünstig gelagert.

Ungezählt sind die Aufgaben, die eine neue Zeit an uns stellt, um unsere Kraft zu stärken und unsere Zukunft sicherzustellen. Dies zu besprechen, wäre ein Kapitel für sich. Unsere Aufgabe gegenüber den innerpolitischen Vorgängen in unserem Staat kann natürlich nicht nur die sein, unsere Neutralität zu erklären und uns als die Kleinen nicht in den Kampf der Großen einzumischen. Das wäre eine auf die Dauer unhaltbare Vogel-Strauß-Politik. Unsere Aufgabe dürfte vielmehr darin bestehen, uns innerlich zu kräftigen und dann nach Bundesgenossen umzusehen, zunächst unter den Minderheiten, aber auch unter den Rumänen selbst, die den Willen haben, aus den gegenwärtigen Zuständen heraus zu einem Rumänien zu gelangen, das sich immer mehr dem Gedanken zuwendet, ein Rechtsstaat zu werden. Das wäre zugleich eine menschliche Kulturaufgabe und eine nationale Aufgabe edelster Art, deren Früchte auf dem Boden praktischer Realpolitik für uns wachsen würden.

Gedichte von Nadéje Stirbey

Die kleinen Schuhe

Zwei leere Schuhchen blieben mir,
Die füll' ich mit Gedenken.
Sie halfen meines Lieblings Schritt
Auf sonn'ge Pfade lenken.
Sie trugen ihn zum bunten Beet,
Um Blumen licht zu pflücken.
Sie brachten mir sein Wänglein weich,
Ein Küßchen drauf zu drücken.
Sie liefen mit ihm weit dahin
Durch sonnenwarme Matten,
Und trippelten dann neben mir
Im kühlen grünen Schatten.
Zu Haus hört ich von weitem schon
Der kleinen Söhlchen Hämmer.
Er holte stets sein süßes Pfand
Von mir im Abenddämmer.

Die Schuhchen stampften auch im Zorn,
Hüpften dann froh im Reigen,
Nur wenn ein Märlein ich erzählt,
Dann kamen sie zum Schweigen.
Nachts stand das Pärchen vor der Tür
Von einem Tag zum andern,
Der ros'gen Füßlein harrend still
Zum muntern Weiterwandern.
Doch einst, da knarrten sie umsonst.
Du gingst zur ew'gen Ruhe,
Und mir blieben in meinem Schmerz
Zwei leere kleine Schuhe.

Verstehen

Es ist ein großes Ding um das Verstehen.
Behutsam muß man durch das Leben gehen,
Ganz sacht das Ohr an Menschenseelen legen.
Liebende Hände bringen linden Segen.
Gibst du dir Müh, das Übel zu ergründen,
Das wir in Überhebung nennen Sünden,
Dich selbst vergessend nahst des Elends Quellen,
Dann wird dein Urteil meistens sich erhellen,
Und du wirst milder über Menschen sprechen,
Die an der Lebenswand die Flügel brechen.

Ursprung und Sinn der Philosophie

Zwei Vorträge in vier Teilen von Dr. Alfred Metter

III. Das Urerlebnis in der Philosophie

Das System eines Philosophen wäre unecht, wenn die Prinzipien, die sein System, d. h. seine Gedanken zu systematischem Zusammenhang, bilden, im eignen Leben und Erleben des Philosophen selbst nicht zur Darstellung, zu lebendiger Wirklichkeit und Wirksamkeit kämen. Das Urerlebnis ist der Anfang alles Philosophierens. Und dieses Urerlebnis entspringt nur dem eignen Leben, den Einsichten,

schicksalhaften Verknüpfungen und scheinbaren Zufälligkeiten des Lebens. Es ist die undefinierbare Urtatsache, das leibhafte Erschauen der Wesenheiten, die in ewiger Ruhe und göttlicher Allmacht alle Erscheinung durchdringen und dem Ewigen zugestalten. Im Urerlebnis ist die Seele aktiv und passiv zugleich. Sie gibt sich der Urtatsache hin in ruhiger Kontemplation und Gefaßtheit. Sie ist aktiv zugleich, weil sie in der Besinnung das Ewige in ihr selbst erkennt und es doch nicht ganz zu fassen vermag, demnach aus sich herausgeworfen wird und sich dem unruhigen Werden anvertraut. Das Urerlebnis wäre ja wertlos, wenn wir in ihm nicht zur Aktivität, nicht zur Tätigkeit erwachten. Sein Wesentliches besteht darin, daß in ihm sich das Göttliche im Menschen zur Klarheit durchringt, daß das, was bis dahin dem suchenden Auge in Nebel gehüllt war, seines Schleiers sich entkleidet und in strahlender Schönheit im Erleben sich offenbart. Aber es offenbart sich nur dort, wo die Seele in reinem Verlangen sich ihm zugerungen hat.

Die Veranlassung zu solchem Erleben kann verschieden gearteter Natur sein. So verschieden, wie die Individualität selbst verschieden ist. Denn nicht das Aufgeben der Individualität ist der Zweck des kosmischen Entfaltens, sondern gerade ihre Vervollkommnung und Vollendung in der Idee. Der Weltprozeß strebt immer einer mannigfalteren und reicheren Differenzierung, Verunterschiedlichung, zu. Die Natur ist so reich an Schätzen, daß sie mit vollen Händen ihre Gaben verteilen kann und doch nie befürchten muß, arm zu werden. Sie ist wie ein reicher Geist, dem immer neue Gedanken entspringen und sich in Taten verwirklichen; wie eine reiche Seele, die allen etwas zu geben vermag, die in Ehrfurcht sich ihr nahen. Und dennoch bildet trotz der unendlichen Mannigfaltigkeit alles, was dem Kosmischen entspringt, eine Einheit, u. zw. eine Einheit seinem Ursprung, seinem Wesen und Werden nach. Alles entspringt der gleichen Urquelle und teilt sich in tausend und wieder tausend Verzweigungen, um ein schönes Bild zu gestalten und um leibhafter Ausdruck der Macht des Kosmischen zu sein. Im Urerlebnis wird diese Einheit des scheinbar so ganz Heterogenen in der mannigfaltigen Vielheit erlebt und erschaut. Mit diesem Urerlebnis erst beginnt der Geist stolz und selbstbewußt seine eignen Wege zu gehn. Weiß er doch, daß auch im Fremdesten das gleiche Gesetz präsent ist, das dem Staubkörnchen zu unsern Füßen Gestalt, Bewegung und überhaupt ein Sein gab. Die Erleuchtungen, die der Geist so empfängt, spricht

er als Wahrheiten aus, ohne erst nach ihrer Begründung suchen zu müssen. Dies gibt dem Geist den ungeheuren Schwung und die Selbstgewißheit, daß die Welt, die sich im Mikrokosmos widerspiegelt, erkannt werden kann und daß es möglich ist, in dieser Welt die Wahrheit zu finden. Mit diesem Urerlebnis von der Einheit in der Mannigfaltigkeit beginnt die griechische Philosophie. Die Problemstellung wird in der Wissenschaft als das Substanzproblem in der griechischen Philosophie bezeichnet.

Die griechische Seele, der dieses Urerlebnis entspringt, ist aber nicht ein einmaliger Prozeß. Sie ist nicht nur dort, wo das alte Griechentum im geschichtlichen Geschehen seinen Anteil hatte. Sie ist immer wesentlich gegenwärtig, wo sie im Zeitlichen sich manifestiert. Typisch und in höchster Vollendung ausgeprägt ist sie freilich doch nur bei den alten Griechen gewesen. Darum sind uns die Griechen das Maß jeder Kultur. Darum wird jede Renaissance des Geistes nur von ihnen ausgehen, durch die Erkenntnis, das und so zu sein, was und wie man seinem Wesen, seinem intelligiblen Charakter nach ist. Die Einheit des Charakters mit dem Leben, das vom Pulsschlag kosmischen Waltens geleitet wird, diese Einheit hat zu ihrer Voraussetzung, daß keine Kluft zwischen Wirklichkeit und Wahrheit aufgerichtet werde, wenngleich beide Reiche auch nicht gleichgesetzt werden können. Alles wahrhaft Produktive in der Geschichte des Geistes wie im politischen Leben entspringt der Überzeugung und demnach dem Selbstbewußtsein des Einzelnen wie ganzer Völker von der Einheit des Wirklichen und Wahren in geprägter Form. Diese Einheit aber ist nicht einmalige Tatsache, sie ist immer Idee und darum ewige Aufgabe, die jeden Augenblick im Prozeß des Werdens der Erfüllung bedarf. Daß sie erfüllt werden kann und in der Geschichte schon erfüllt worden ist, bedeutet, daß sie mehr ist als blasses Hirngespinnst, wie sie unsre Jetztzeit betrachten zu dürfen sich erdreistet. Als Repräsentanten des Geistes kommen nur diejenigen in Betracht, die in ihrem Sein die Idee darstellten, die keiner Vermittlung bedurften, über das Gemeine ins Reich der Freiheit hinauszuwachsen. Nur die heroische Seele ist würdig uns als Vorbild zu dienen. Nicht jeder, der sich mit Worten zur Wahrheit bekannte, durfte das ruhigen Gewissens tun. Es gibt einen Prüfstein, an dem wir alles Geschichtliche messen können. Dies Kriterium ist von zeitloser Geltung und alles Zeitliche verblaßt vor ihm. Nur was vor diesem Kriterium zu bestehen vermag, kann uns als Wertmesser im Wirklichen und Tat-

sächlichen selbst dienen. Auch im Erstrebten ist für uns nur das maßgebend, was einmal dieses Sein atmete, dessen Wirkung die Jahrtausende überdauert und die träge Materie immer neu zu entzünden vermag. Darum ist für uns auch an einem philosophischen System nur das bedeutend, was den Keim notwendiger Entwicklung in sich trägt, u. zw. einer Entwicklung, die nicht wiederum einen bloß einmaligen Prozeß, nicht ein Sein, das einmal war und nur verschwunden ist, darstellt, sondern einer Entwicklung, die immer mit der gleichen Setzung, daß das Leben um eines würdigen Zwecks willen ein Dasein empfängt, beginnt, welche Setzung eben dem, was wir als Urerlebnis bezeichnen, entspringt.

Wie sich im Urerlebnis die Seele, der Geist, als Einheit weiß, so strebt sie nun dahin, auch in der Vielheit der Erscheinungen die Einheit zu suchen. Vorbedingung solchen Suchens nach der Einheitsgesetzlichkeit in der Natur ist freilich das Naturerkennen, das in den Naturwissenschaften niedergelegt wird. Es muß schon ein Wissen dasein, bevor über dieses Wissen reflektiert und zu ihm kritisch Stellung genommen werden soll. Die Philosophie der Antike beginnt also auch mit dem Naturerkennen über die Mythologie [1]) — die einen Wahrheitsgehalt in der Vorstellung, noch nicht im Begriff erfaßt — der Natur hinauszugehn und sie stellt gleich die geniale Frage nach dem Grunde der Natur. Sie sucht das Substanzielle [2]) der Natur, das sich im Wechsel der Dinge immer identisch bleibt, zu verstehen, und Thales von Milet spricht eben dem Wasser die Macht des Beharrens im Wechsel zu. Im Thaletischen Wasser ist demnach auch die Einheit der Natur begründet. Das Wasser soll nach Thales die Substanz, die ἀρχή der Natur und der Urgrund aller Dinge sein, aus dem jedes Werden in der Natur seinen Anfang nimmt. Das Bedeutsame an dieser Hypothese, und wie wir heute wissen, falschen Fiktion, ist nicht die Ungereimtheit der Thaletischen Behauptung, sondern der Umstand, daß eine richtige Frage gestellt wird, die von der Philosophie immer wieder gestellt werden muß. Denn auch heute kennen wir den substanziellen Urgrund der Welt nicht, d. h. wir wissen nicht, was die Grundsubstanz der Materie bildet, obgleich wir wohl wissen, daß die Substanz als solche eine Kategorie, ein unveränderliches Weltgesetz ist und daß der Einheitsgrund der Natur nicht in der

[1]) Besonders eingehendem Studium empfehle ich in diesem Zusammenhang: Bachofen: „Mutterrecht und Urreligion".

[2]) Bruno Bauch: „Das Substanzproblem in der Antike".

Materie zu suchen ist. Denn die Materie — zu dieser Einsicht hat übrigens der konsequent durchgeführte Materialismus und sog. „Monismus" geführt — philosophisch betrachtet, ist nicht aus sich selbst begründbar. Wenn die Materie, der Stoff, heute in den Naturwissenschaften in kleinste Teilchen zerlegt und diese Atome, Moleküle, Elektronen genannt werden, so ist mit dieser Einsicht wohl ein Zusammenhang in der Natur aufgestellt, doch bleibt die Frage offen, was diesen Zusammenhang begründet. Wir nennen das den Zusammenhang Begründende das Naturgesetz, das in der Philosophie unserer Tage als „inhaltlich erfüllter Kategorienkomplex" oder allgemeiner Begriff der Natur vom Jenenser Philosophen Bruno Bauch erkannt wurde.[1]) Unsere Reflexion zeitigt folgendes Ergebnis: Aus dem Urerlebnis von der Einheit im Seelenleben, welche Einheit jeden Augenblick im kontemplativen Leben, eben im Akt der Vergegenständlichung, der, sofern er durch die Idee bestimmt ist, gleichsam als das Leben des Lebens bezeichnet werden kann, zur Tatsache wird, sobald der Mensch sich in seinem Wesen findet und aus ihm heraus „lebt": aus solchem Urerlebnis, dessen Entwicklung in der Mythologie klar vorgezeichnet ist, kommt Thales von Milet zur Setzung seines Satzes, daß alle Vielheit der Natur in einer Einheit ihren Grund haben müsse, aus dem sich die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zum Kosmos gestaltet. Daß er diesen Urgrund als das Wasser bezeichnet, ist ein nebensächlicher Gedanke, der ohne Anstoß beiseite gelassen werden kann. Denn schon der zweite Philosoph, Anaximandros von Milet, bezeichnet als diesen Urgrund der Einheit das ἄπειρον, das Unendliche als αἰτία, Ursache des Entstehens. Das „Unendliche" ist nach ihm räumlich und zeitlich unbegrenzt, also ewig, ungeworden und unzerstörbar, sowie allem, was wird, als Beharrliches zum Grunde liegend. Anaximandros ist der erste philosophische Schriftsteller gewesen. Er hat etwa von 560–506 v. Chr. gelebt. Auch aus seinem Leben wissen wir sozusagen nichts. Das Unendliche, das Anaximandros in seiner Lehre als Urgrund des Seienden aufstellt, ist undefinierbar seinem Wesen nach. Die Vielheit der Erscheinungen genügt seiner Intuition nicht, eine der Vielheiten als Substanz zu betrachten und sein Satz lautet: „Woher die Dinge ihre Entstehung haben, dahin müssen sie auch zu Grunde gehen nach der Notwendigkeit. Denn sie müssen Buße zahlen und für ihre Ungerechtigkeiten gerichtet werden gemäß der Ordnung der Zeit". Was uns Anaximandros in

[1]) Bruno Bauch: „Das Naturgesetz".

diesem Satz verkündet, das ist bereits mehr als ein bloßes Forschen nach Kausalität. Es ist der Richterspruch des Propheten über das Seiende, das aus Göttlichem entsprungen seine Würde durch die Ungerechtigkeit, die es verübt, eingebüßt hat und nach strenger Notwendigkeit zu Grunde gehn muß, um seine Schuld zu sühnen. Der Sinn würde uns verloren gehn, wenn wir uns nur an die bloßen Worte hielten. Dem Geiste nach aber besagen sie, daß es dem Seienden unzugänglich sei, die strenge Gesetzlichkeit restlos zu erfüllen, darum sein Vergehen als Gewordenes nach dem Entstehen und nach dem Prozeß seines Werdens seine Läuterung in der unendlichen Ursubstanz als seinem Grunde. Im Kosmos waltet strenge Notwendigkeit, der nichts zu entfliehen vermag. Wir sind die Täter unserer Tat und daher verantwortlich für unser Tun vor der Gerechtigkeit, die als strenge Notwendigkeit in der Einheit von Ursache und Wirkung sich kundgibt.

In der Geschichte des Geistes entwickelt sich das Urerlebnis zu folgenden Gestaltungen. Anaximenes, der Nachfolger des Anaximandros ist nur dadurch bedeutend, daß er die Luft als den Urgrund der Dinge ansah und sich damit allerdings von der Höhe der Betrachtung des Anaximandros herabstürzt und nach etwas Stofflichem sucht. Wir können diese Gestalt nach dem, was wir bei Thales gesagt haben, ruhig überspringen und uns den zwei Philosophen zuwenden, die in der Antike am produktivsten für die Entfaltung philosophischer Probleme gewirkt haben, ich meine Heraklit von Ephesus und Parmenides, der Eleate. Wir dürfen beide beruhigt in einem Atemzuge nennen, wenn es auch vor einiger Zeit noch Mode war, in ihre Anschauungen allerlei Ungereimtheiten hineinlesen zu dürfen. Der Hauptsatz des Heraklit lautet: „Nur der Wechsel ist"; der des Parmenides: „Nur das Sein ist". [1]) Wir werden im weitern [2]) sehn, was beide Sätze bedeuten und wie sie in ihrem scheinbar so schroffen Gegensatz in Wahrheit das Gleiche meinen und sich dialektisch ergänzen. Eine kurze Besinnung auf das, was im frühern Aufsatz [3]) über das Prinzip der Identität schon gesagt wurde, erweist sich hier als nötig. Wir können die logische Entwicklung dort aufnehmen, wo wir auf die Beziehungsgesetzlichkeit von Allgemeinem und Besonderem gestoßen waren und uns klargemacht hatten, daß alles Besondere nur inso-

[1]) Vergl. Rich. Hönigswald: „Geschichte der Phil. des Altertums."
[2]) Im nächsten Aufsatz: „Diesseits und Jenseits."
[3]) „Sinn und Bedeutung philosophischer Erkenntnis."

fern ein Besonderes ist, sofern es sich in einem Allgemeinen zur Einheit ergänzt und die Gestalt wechselseitiger Abhängigkeit (Korrelation) annimmt. Der Prozeß war folgender:[1]) Im Wirklichen und Tatsächlichen stellt sich uns immer etwas Besonderes dar. Ein Allgemeines ist im Wirklichen nicht wahrzunehmen, wie wir etwa ein Besonderes fühlen, tasten, sehen usw. können. Wenn wir uns nun aber fragen, wie wir das Besondere wahrnehmen oder besser, was die Bedingungen sind, unter denen wahrgenommen wird, die die Empfindung, das Element der Wahrnehmung, selbst ermöglichen, so stoßen wir in der Reflexion immer auf allgemeine Prinzipien, die nicht nur für diese oder jene Wahrnehmungen, sondern für alle Wahrnehmungen überhaupt die Bedingungen des wirklichen Seins darstellen. Wir müssen uns nur fragen, was es ermöglicht, das unser Auge Gegenstände sehen kann, um zu dem Schluß zu kommen, daß unsere Sinnesorgane wie unser Nervensystem von den gleichen Prinzipien gestaltet sein müssen, die dem Gegenstand ein Sein geben. Diese Prinzipien sind allgemein, d. h. sie bestimmen nicht nur dies oder jenes, sondern alles, sie sind Weltgesetze und als solche im wahrsten Sinne des Wortes ewig. Sie haben unwandelbares Sein und die wirkliche Welt lebt nach ihrem spontanen selbst nicht wirklichen aber Wirkliches bestimmenden Prozeß. Der vornehmste Satz des Heraklit und des Parmenides besagt, daß dieses Allgemeine „ist", u. zw. so, daß bei Parmenides diesem Allgemeinen der Name „Sein" gegeben wird, das eben nicht werden und nicht wechseln kann, sondern in sich, wie es bei ihm heißt, „die wohlgerundete Kugel der Wahrheit" ausmacht. Heraklit leugnet dieses „Sein" nicht, er erkennt aber, daß der Wechsel und das Werden selbst in diesem Sein begründet sind, d. h. daß auch sie allgemeine Momente darstellen, die als solche weder wechseln noch werden, sondern die Bedingung für Werdendes und Wechselndes sind. Es wechselt nicht nur dieses oder jenes, der Weltprozeß ist, wie Heraklit erkennt, ein ewiges Werden und Wechseln, und, weil in die allgemeinen Prinzipien des Werdens und Wechsels einbezogen, teilhaftig am erhabnen Reich der Ideen. In diesem Allgemeinen, das nur durch das Urerlebnis sich offenbart, haben Heraklit und Parmenides das gefunden, was Thales von Milet noch in einem sinnlich wahrnehmbaren Stoff, im Wasser, zu finden meinte: die

[1]) Ich folge hier bewußt der Darstellung des Philosophen, der auch hier am meisten Klarheit geschaffen hat, ich meine Bruno Bauch: „Wahrheit, Wert und Wirklichkeit."

Substanz der Welt, in der der Weltprozeß seine Einheit im Werden hat. Diese Einheit aber wird in der Sprache der Philosophie als Synthesis bezeichnet und ihre Verwirklichung im Wirklichen oder Tatsächlichen, wie auch im Unwirklichen, aber Objektiven (in der Mathematik) heißt das Prinzip der Identität, zu deutsch, das Gesetz der Sich-selbst-Gleichheit. Heraklit und Parmenides sind die ersten Philosophen, die diese Prinzipien richtig angewandt haben und darum schon gehören sie zu den vornehmsten Geistern des Menschengeschlechts. Sie wurden zu Deutern des Seins und des Daseins und ließen in ihrer vornehmen Seele das All sich widerspielen. Denn nicht dies ist der Sinn unseres Daseins, daß wir bloß leben, um uns im Leben durchzuschlagen — so lehren sie — sondern wir leben einzig um des Sinnes willen, der den Weltprozeß beherrscht. Dieser Sinn, so haben beide erkannt, ist wirklich und nicht bloß ein Gebilde unseres Denkens, das wir in die Welt hineindeuten. Der Sinn ist wirklich, d. h. er hat ein ewiges Sein nicht bloß darum, weil er verwirklicht wird. Die Verwirklichung im Geschehen setzt seine objektive d. h. vom Verwirklichen unabhängige Geltung schon voraus.

Daß im Weltprozeß strenge Notwendigkeit waltet und unerbittliches Schicksal herrscht, diesen Gedanken haben als Gedanken, nicht bloß als Ahnung, zuerst diese beiden Philosophen gedacht. Der λόγος des Heraklit ist das Ordnungsprinzip, das die Welt durchdringt, die Idee, durch die die Welt überhaupt ist. Das „Sein" des Parmenides ist das unbewegte Reich der Ideen, das über allen Wechsel der Sinnendinge erhalten ist. Bei diesen Philosophen begegnet uns auch zuerst die Frage, was die Wahrheit als solche sei. Eine Frage, auf die sie intuitiv eine Antwort fanden. Lösen muß sie jeder bei sich durch das Urerlebnis seines Lebens. Die Begründung aber ist Sache der Philosophie.

Rundschau

Lyrik und Publikum. Die Lyrik der Gegenwart ist ohne Publikum. Sie hat den Zusammenhang mit dem ewigen Stoff lyrischer Formung nicht verloren, wie je gibt sie die seelischen Bewegungen der Menschen wieder in unmittelbarster Verdichtung. Der bleibende Inhalt des Menschen wandelt seinen äußerlichen Ausdruck mit der Zeit, so wandelt auch die Lyrik ihr Außengesicht, ja sie vollzieht die Aenderung früher als das Leben im Alltag. So hatte der Weltkrieg sein erstes

Signal in der europäischen Lyrik ertönen lassen, früh, um 1912. Und dieses Signal war kein gegenständliches Sagen, sondern eine unruhige Ausdrucksweise der unruhigen Zeitseele, die sich im Kriege entlud. Geschehnisse des Lebens haben immer zwei wesensverschiedene Seiten: auf der einen steht ihre äußere Zwecksetzung, die andere zeigt ihren Gefühlsinhalt. Gefühlsinhalte aber lassen sich nur in der Kunst unmittelbar und dauernd fassen. Sie brauchen die Verdeutlichung durch das Thema des äußern Vorgangs nicht. Sie sind eben der weiche Kern des Geschehnisses selbst. — Deshalb ist Lyrik, der Ausdruck dieses Kerns, auch nicht der Kommentar der Ereignisse, sondern ihre Musik. Die dem Kriege vorangehende Lyrik war nicht ein Kampfgesang, sie gab das unruhige Herz der Zeit wieder, das wegloſe.

In dieser Wegloſigkeit liegt auch der Grund, weshalb Lyrik heute keine Hörer findet. Früher konnte ein Gedichtband unzählige Auflagen erleben, noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gab es lyrische Ereignisse, noch ein Richard Dehmel schuf sich mit seinem ersten Gedichtband eine Gemeinde. Der Grund dafür liegt in der Gleichartigkeit der lyrischen Produktion und des Publikums. Damals kündigte die Lyrik nicht so offen in Form und Inhalt eine neue Zeit an. Sie war in einer langsamer sich entwickelnden, im allgemeinen geistig nicht so aufgepeitschten Periode deren Ausdruck. Es gab wohl Empörung und Ablehnung auch gegen und für sie, aber sie fand zum mindesten Beachtung. Heute findet sie diese nicht mehr. Sie spricht nicht mehr an. Der moderne Mensch ist zweckbezogen und gefühlsklarer. Ihn reizt die Handlung, nicht der geistige Sinn. Deshalb verliert das Wort für ihn die magische Hintergründigkeit und Ausdruckskraft. Ein Teil der Lyriker spürt diese öffentliche Verflachung, er ist ihr selbst unterworfen und sucht daher den neuen Menschen dort zu fassen, wo er zu fassen ist: in äußerlicher Gegenständlichkeit. So entstand die unerfreuliche Besingung des modernen Lebens, des Sports, der Technik, aber nicht aus der inneren begeisterten Durchglutungskraft, die einen Verhaeren die Weite des neuen Lebens zu singen trieb, sondern in kleinlicher Aufzählung der Einrichtungsgegenstände der Neuzeit: eine Undichtung, die keine Katze, am wenigsten den modernen Menschen vom Ofen lockt, der inmitten dieser Gegenstände einen wennauch banalen Zweck sucht und liebt, nicht aber die Gegenstände selbst.

Die wahre Lyrik blieb unbeachtet. Sie lebt aber nach dem expressionistischen Aufstand in innerlicher Weite. Ihr fehlt nur das Publikum. George, Bischoff, Ina Seidel, Hartmann, um wahllos einige zu nennen, sind die Bewahrer der Zeitseele in großerschauter überzeitgebundener Vision. Wenn jemals die Menge wieder einkehrbereit ist, hier findet sie die Türe geöffnet. Und weil die Türe offen ist, läßt sich erwarten, daß die Einkehr erfolgen werde. Denn geistige Produktivität ist immer im Zusammenhang mit den lebensgestaltenden Schicksalskräften. Es ist selbstverständlich, daß eine Klärung der Zeitströmung in den Quellen beginnt.

Dies ist die Lage der Lyrik in Deutschland. Sie spricht nur gegen das Publikum. In Siebenbürgen liegen die Verhältnisse anders. Weder ist der Mensch hier so neuzeitlich zweckbezogen wie dort, noch so naturentwöhnt. Dafür aber träger, unkultivierter, im gewohnten Singsang alter lyrischer Strophen befangen und von vornherein abgeneigt, sich durch ein neues Gedicht rühren zu lassen, wenn es sich nicht buttrig leicht darbietet wie Heinelieder. Auf keinem Gebiete ist der Rückstand hinter Europa fühlbarer. Autos lenkt man auch hier, aber der Fahrer ist in den meisten Fällen ein Mensch der 90er Jahre, er beginnt Dehmel eben zu verstehen. Schon Rilke ist ein Vorrecht der Stürmer und Dränger. Und George bloß der Dichter,

der ärgerlicherweise keine großen Buchstaben verwendet. Daß Liliencron und Dehmel hier schon gelesen werden (oder wurden) ist das Verdienst der „Karpathen"; hätten diese nie bestanden, wir hielten noch bei Geibel. 1914 stellten die „Karpathen" ihr Erscheinen ein. Seither ist kein Lyriker allgemein bekannt geworden. Man frage zum Beweise Bekannte nach der neuzeitlichen Lyrik, die sie kennen. Rilke ist fast ausnahmslos der letzte, das heißt: man kennt seinen Namen. Heym, Trakl, heute schon lange im Grabe, sind manchmal in den Blättern erwähnt worden; nicht mehr als zwanzig Leute in Siebenbürgen kennen sie.

Wir hätten die Ruhe zum lyrischen Genuß, wir alle in diesem Land. Die hereinragende Natur läßt uns gleichsam das Geheimnis, weshalb Lyrik entsteht, sichtbar empfinden. Es fehlt nur eines: die durch Generationen herangezogene Liebe zur Kunst, die früher bei den akademisch gebildeten Kreisen Heimstatt hatte, jetzt nach deren Verarmung keine Befriedigung mehr finden kann. Unsere uneigennützig dem Geistigen zugewandten Schichten sind mittellos und die reichen Leute vor zu kurzer Zeit dem Handwerkertum entschlüpft, um sie zu ersetzen. Der Bildungsgrad in sehr vielen reichen Familien ist gering, beinahe empörend aber ist die Indolenz vor geistigen Fragen. Ich kenne wohlhabende Männer, die niemals ein gutes Buch gelesen haben. Hier ein Verhältnis zur Lyrik zu verlangen, wäre ungerecht, denn der Kreis der Menschen, die Lyrik überhaupt empfinden können, ist von Natur klein, aber selbst die normale Entwicklung sozial aufsteigender Menschen findet in manchen nicht statt: daß sie in der zweiten Generation für die Epik Gefühl bekommen und allmählich eine andere maßgebendere Welt neben ihrer Tätigkeit achten lernen. Ich kenne Ausnahmen. Für die Lyrik aber ist die Unempfänglichkeit fast allgemein. Der Grund liegt in der geistigen Trägheit, die sich zu Worten, die weder die Lust an Ereignissen reizen wie in Romanen, noch einen zahl- und klagbaren Gewinn eintragen, nicht überwinden kann. Es ist — da die wenigen Ausnahmen der Empfänglichen und derjenigen, die auf anderem Geistesgebiet einen Ersatz suchen, nicht mitzählen — kein stolzes Zeichen der geistigen Tiefe in unserem Lande.

Dr. Heinrich Siegmund und die Pfarrerfrage. Die Philosophie, die jede Erscheinung des Lebens aus den wirtschaftlichen Verhältnissen erklärt, ist die Mutter des Sozialismus und des Bolschewismus, dem Dr. Siegmund erbitterte Feindschaft geschworen hat. Bolschewiken sind ihm auch jene, die an unseren Pfarrern Kritik üben, denn sie tun es aus „Neid", wie er im Siebenb.-Deutschen Tageblatt am 4. August mitteilt, weil sie der Meinung sind, daß die Pfarrer viel Geld verdienen. Einen anderen Anlaß der Unzufriedenheit mit den Geistlichen sieht Siegmund nicht. Kein Wort über das, was schließlich Aufgabe der Kirche ist: Religion. Er steht auf derselben philosophischen Grundlage wie die Sozialisten.

Niemals konnte ich einen Aufsatz von Siegmund lesen, ohne ein Gruseln zu verspüren. Ich habe nackte Angst vor dem Menschentyp, der alles, was uns groß und teuer ist im Leben, auf Zahlen und Formeln bringt, dem ich nur ein Züchtungsprodukt bin, aus Blut und Geld, Nahrung und Getränken. Daß über all diesen menschenmitbestimmenden Einflüssen ein Ich ist und die Idee, die Menschen zu Menschen macht, geht in seine Medizinflasche nicht ein.

Als dann in der Kronstädter Zeitung ein x. y. die Gedanken Siegmunds des weiteren ausführte protestierte gottlob ein Pfarrer — Hans Lienert — öffentlich gegen solche Art der Parteinahme für seinen Stand.

Wann wird die Kirche gegen die Zahlenmenschen, die ihre Krise ausmachen, einen Kreuzzug eröffnen? Daß die Pfarrer wie andere geistige Berufe gut bezahlt werden müssen, ist selbstverständlich, und daß es Schädel gibt, die sich darüber ärgern, ebenso. Aber die Kirche dürfte sich von ihren Verteidigern eine Mißachtung ihrer Gegner nur dann gefallen lassen, wenn sie wüßte, daß sie bloß der leere Geldschrank drückt.

Heinrich Zillich

Neue Bücher und Schriften

Otto Folberth. Sterne im Tag. Gedichte, Privatdruck 1927.

Folberths Gedichte, dem äußeren Ablauf eines Lebens folgend, das zur Ruhe, Einkehr und Heimatbesinnung hinfand, dadurch bewegt und bewirkt, bilden sprachlich kein einheitliches Ganzes. Sie sind, ungleichwertig und einander unähnlich, nicht in jener bildnerischen Geschlossenheit hingestellt, die für ein lyrisches Werk unbedingt erforderlich ist. Das beeinträchtigt einigermaßen den guten Eindruck, den man von dem Buch gewinnt. Die Gedichte selbst sind, von den Ausnahmen abgesehen, die nicht ins Werk gehören, echt und erlebt. Schwach finde ich nur die volksliedhaften Verse, deren sprachlicher Bau mir nicht genug festgefügt erscheint; stärker sind die Sinngedichte, am stärksten wohl die Landschaftsgedichte in ihrer einfach-naturwahren Schau, in ihrem echten, religiösen Gefühl, daß das Erlebnis jener östlichen Erde, welche hier Vorbild zu schönem Bilde war, in klarstem Geiste wiederholt. Trotzdem halte ich Folberth für keinen Lyriker. In seinen Gedichten wirkt die Aussage stärker ins Bewußtsein als die Gestaltung; seine Verse sind wohl empfunden, aber nicht immer gefunden, die Helligkeit des Intellekts ist manchmal zu groß: des Dichters Tagsterne verblinken in nichts. Ich glaube, daß Folberths Wesen nicht in der Lyrik wurzelt, eher in der betrachtenden und erörternden Prosa. Die Lyrik ist ihm etwa als peripherische Kunstübung zugänglich, aber nicht als eigentliche, zentrale Produktion erschlossen, aus der sich ihm das Wesen der Dinge ergibt. Deshalb wirken auch seine Gedichte oftmals wie gereimte Prosa, virtuos in Wurf und Rhythmik. Es ist so: er meistert die Sprache, nicht die Sprache ihn. Dort, wo es dennoch geschieht, selten zwar, in jenen glückhaften Augenblicken von Zeugung und gleichzeitiger Geburt, hat er Ergreifendes, Bleibendes zu geben. Er sollte das Buch, wenn diesem neue Werte zugewachsen sind, um das Unwesentliche vermindert, in einigen Jahren wiederholen.

Otto Basil

J. Anker Larsen: Bei offener Türe, mein Erlebnis. Verlag Grethlein u. Co., Leipzig.

Den Freunden der erhebenden Romane Larsens „Der Stein der Weisen" und „Martha und Maria" wird auch dieses Büchlein lieb werden. Mit heiterer Einfalt schildert der Mensch Larsen hier sein religiöses Erleben, das in das Leben hinein und nicht von ihm ab führt. Durch die Drucklegung der Aufzeichnungen läßt er dabei für seine Freunde die Türe offen. Manche Stelle darin ist erquickend, wie das von ihm beschriebene Versinken in der Gotteswelt. Sie gipfeln — meinem Gefühl nach — in dem Gleichnis von dem kleinen Dienstgesinde, das in anspruchsloser Seligkeit seine Arbeit tut.

Ernst Jekelius

Franz Herwig: Die Eingeengten, Roman. Verlag Kösel und Pustet, München.

Während Knut Hamsun die Fragwürdigkeit der Satten in unserer Zeit aufzeigt, führt uns Franz Herwig in die der Hungerigen ein. Hamsun kann seiner wurmstichigen Bürgerwelt, diesen Schwächlingen nur die Erdkraft der Bauern gegenüberstellen. Der Kreis der Ausgestoßenen, den Herwig darstellt, trägt — im qualvollen Bewußtsein seiner Fragwürdigkeit lebend — die Heilung seiner Krankheit in sich. So folgen wir den mit lebendiger Teilnahme den verschlungenen Lebenspfaden dieser Armen. Aus der Schmerzlichkeit, der Irre, dem Vergehen steigt dämmernd ein neues Leben, das vertrauensvoll in der Hand des Ewigen liegt. Dem Suchenden kann diese Geschichte, die vom Sinn des Lebens, von der Läuterung durch Leid, von der endlichen Erlösung im realen Alltag handelt, warm an das Herz gelegt werden. Manches gute Wort darin, das aus der Erdenschwere zum Himmel aufblickt, wird ihn erfreuen.

Ernst Jekelius

Deutsch-österreichische Literaturgeschichte: Dritter Band, dritte Abteilung. Wien 1927. Verlag Karl Fromme. Preis 14 Schilling. Herausgeber Eduard Castle.

Der neue Band bietet hauptsächlich Theater- und Zeitungsgeschichte der Stadt Wien und erhält eine unerschöpfliche Fülle neuen Materiales, das im ganzen so gut wie unbekannt war. So wird das Buch auch für uns, die wir damals um die Wende der 50er Jahre in engster Beziehung zu Österreich standen, eine Fundgrube interessanten Stoffes. Gleichzeitig fängt in dieser Lieferung die Behandlung der Heimatdichtung an, wie sie in den einzelnen Kronländern emporblühte. Wir sehen dem Abschluß des Werkes mit größtem Interesse entgegen.

E. Hajek

Die christliche Welt. Herausgeber Professor D. Martin Rade, Leopold Klotz-Verlag, Gotha.

Diese, bereits im 41. Jahrgang erscheinende Zeitschrift ist leider fast nur in Theologenkreisen bekannt. Wenn auch vielfach die Geistlichen als ihre ersten und zahlreichsten Leser vorausgesetzt werden, ist sie doch nicht eine eigentliche Fachzeitschrift. Sie sucht, auf dem Boden christlicher Weltanschauung stehend, nicht bloß alle Erscheinungen des religiösen Lebens der Zeit zu erfassen, sondern nimmt Stellung zu allen Fragen, die unsere Gegenwart beschäftigen. Großes Interesse bringt sie namentlich der Entwicklung des gesamten deutschen und weiter überhaupt des europäischen Wirtschaftslebens entgegen und behandelt sie in gründlichen, übersichtlichen Aufsätzen. Ähnliches kann man von vielen andern Fragen des gesamten Kulturlebens, auch der außereuropäischen Völker sagen; so z. B. von der Entwicklung der Vereinigten Staaten, der religiösen und kulturellen Krisis des Morgenlandes, den Problemen der Mission u. dgl. — Der besondere Wert der Zeitschrift liegt aber wohl in der Art, wie jedes Problem dem Gebildeten geboten wird. Es gibt heute viele deutsche Zeitungen und Zeitschriften der verschiedensten Färbung und Abstufung, die in christlichem Sinne Stellung nehmen zum Leben der Welt. Die meisten aber sind das, was man mit dem Ausdruck „bekehrt" zu bezeichnen pflegt. Abgesehen von allerlei Schiefheiten, die in verschiedenen Sekten zu finden sind, ist der Zustand der reinen „Bekehrung", wofern er nur frei von engherzigem geistlichen Hochmut ist, der Zustand größten christlichen Glaubensbesitzes. Allein wohl gerade darum ist das Verständnis dafür meist auf kleinere Kreise beschränkt. Von solcher christlicher Warte aus gesehen, erhält das Leben messerscharfe und klare Konturen im Guten und Bösen und es ist kein Verständnis da für die verworrene,

ringende Problematik der Zeit. Diese aber nicht haltlos dahin treiben zu lassen, sondern in sicherm, ideal unstarrem religiösen Besitz sich spiegeln und klären zu lassen, ist eine der schwersten Aufgaben der Gegenwart. „Die christliche Welt" wird dieser Aufgabe weitgehend gerecht. Das kommt namentlich auch in so manchem rein religiösen, nicht referierenden und reflektierenden Aufsatze zum Ausdruck. Es wäre zu wünschen, daß diese Zeitschrift bei uns mehr als bisher Beachtung unter den Gebildeten fände. Konrad Möckel

Alfred Seidel, Bewußtsein als Verhängnis. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Hans Prinzhorn. (Verlag Friedrich Cohen, Bonn.)

Der Verfasser dieses Buches oder richtiger, dieser in einem Buch vereinigten Bruchstücke hat vor etwa zwei Jahren seinem Leben ein Ende gemacht und damit die letzte Konsequenz aus den Ergebnissen seines Denkens gezogen. In einer ausführlichen Einleitung (Vorangestelltes Nachwort) bringt der Herausgeber, Hans Prinzhorn, dem Leser die Persönlichkeit Seidels nahe, schildert die äußeren und inneren Bedingungen, aus denen die Tragik dieses Schicksals erwuchs und versucht das Werk seines toten jungen Freundes geistesgeschichtlich einzuordnen. — Über die Problemstellung Seidels gibt der folgende Satz hinreichend Auskunft: „Wir stellen — — die Frage, ob die Erkenntnis der sozialen und psychischen Vorgänge nicht gerade ihre Beeinflussung unmöglich macht, zumindest hemmt — die Frage nach dem Bewußtsein als Verhängnis." Von Fichte bis Rickert und Kroner war die gesamte offizielle Philosophie von dem Aberglauben besessen, durch Selbstreflexion Werte finden zu können, ein Aberglaube, der umso ausdrücklicher Aberglaube wurde, je weniger sich der denkende Mensch a priori in einem objektiven Wert verwurzelt fühlte. Die Psychoanalyse und andere revolutionäre Strömungen der jüngeren Zeit haben zwar jener Selbsttäuschung die Maske herabgerissen, aber sie verfielen dafür in den Fehler, die psychologisch zutage geförderten unterbewußten Regungen und Triebe selbst positiv zu bewerten. Gegen beide Richtungen wendet sich die in ihrer fast brutalen Wahrhaftigkeit über jedem Zweifel erhabene Kritik Seidels. Man kann gewiß viel tadeln an seinem Buch: den unorganischen Aufbau, den Mangel an eigentlich philosophischer Vertiefung und Systematisierung der Gedanken, den unbeholfenen Schematismus, den stellenweise holperigen Stil usw. usw. Das alles aber ändert nichts an der ungeheuren symptomatischen Bedeutung dieses Werkes, das den vom Marktgeschrei unzähliger Weltanschauungscharlatane betäubten Gegenwartsmenschen plötzlich wie ein bluterstarrendes Menetekel in die Ohren klingt. Mit unerbittlicher Folgerichtigkeit zeigt Seidel die Fruchtlosigkeit aller Versuche, das Überbewußte und Lebenstüchtige mit den Mitteln des Bewußtseins zu fördern, aber auch den Irrtum der Psychoanalyse, die durch Bejahung der chaotischen Triebe des dämonisch Unbewußten dem Leben seine Kraftquellen wieder zu erschließen glaubt. Für die Stellung Seidels ist wesentlich, daß er die sogenannten „Kontrastideologien", jene von Freud aus der Verdrängung erklärten „Zwangsvorstellungen" für durchaus lebensnotwendig hält, weil sie allein das hypertrophe Triebleben des Menschen bändigen können. Seidel erkennt also, daß die Bewußtmachung dieser Ideologien, mögen sie Gott, Kirche, Staat, Volk, Sittlichkeit oder sonst wie heißen, als Ideologien notwendig kultur-, ja lebenszerstörend wirken muß. Aber — und hier eben schürzt sich der tragische Knoten im Denkerschicksal — er selbst kommt trotz schärfster theoretischer Bekämpfung des Pragmatismus über die pragmatische Beurteilung der Ideologien

nicht hinaus. Er bewertet zwar Religion und Kultur positiv, aber er hält dessenungeachtet die Thesen der Analyse für wahr, er eifert zwar gegen die Psychologie, aber bleibt trotzdem in ihr gefangen. Daraus ergibt sich ihm schließlich die paradoxe Gleichung Wahrheit=Unwert, bzw. Wert=Unwahrheit. Eine solche Konsequenz ist schlechthin unerträglich und muß den Denker, wenn ihm seine Erkenntnis „existenziell" wird, zum Selbstmord treiben. Nur der Glaube könnte die Dissonanz auslösen. Aber der fehlt ja eben dem unglücklichen Verfasser, und so gelingt ihm am Ende auch die angestrebte „Nihilisierung des Nihilismus" nicht. Der furchtbare Schrei nach Christus, mit dem das Buch abschließt, ist der Verzweiflungsausbruch eines Ungläubigen. Man kann nicht gegen die Wahrheit streiten wollen mit dem, der von sich gesagt hat: „Ich bin die Wahrheit."

Erwin Reisner

Mitteilungen der Schriftleitung

Der seltene Fall, daß eine Nichtdeutsche in der deutschen Sprache das beste seelische Ausdrucksmittel findet, tritt uns in diesem Heft in den Gedichten der Fürstin Stirbey entgegen. Eine sprachliche Heimatwahl, die nur aus innerem Bedürfnis vollzogen wurde, ist außerordentlich als Ereignis in dieser Zeit der Unkultur. Sie ist nicht verwunderlich angesichts der lyrischen Kraft der deutschen Sprache. Solche Entscheidungen treffen nur Menschen, die des göttlichen Geschenks der Hingabe teilhaft sind. Diese Hingabe kennzeichnet die vielen Gedichte Nadéje Stirbeys, aus denen die zwei veröffentlichten gewählt wurden: eine innerlich von der Welt bewahrte, von Zeitströmungen und auch von den neuen lyrischen Formungen der deutschen Sprache unbeeinflußte weibliche Tiefe enthüllt sich da in Einfachheit.

Berichtigung. In der vorigen Nummer Seite 249 erste Zeile soll es richtig heißen statt „geb. von Conradtsheim" geb. Spech; weiter der Geburtstag: 15. März 1857, statt des dort angegebenen Datums.

Veranstaltungen unserer Geschäftsstelle
unter Leitung von G. Ongyerth

1. September: Vortrag über Okkultismus Const. A. Fundo.

Die Wiener-Revue-Abende beginnen erst am 3. September in Kronstadt. In Hermannstadt und Kronstadt wirkt die Primaballerina der Budapester Staatsoper, Baronin Vécsey Elvira mit.

15. September: Orgelkonzert Prof. Fr. Heitmann (Berlin).

18.—28. September: Lauten-Liederabende des Komponisten Sepp Summer von Bistritz bis Kronstadt.

29. September: Klavierkonzert Luise Gmeiner in Kronstadt.

*

Im August fand außer den angekündigten Konzerten ein Kirchenkonzert des Lehrertages statt. Mit V. Bickerich und Fritz Hintz-Fabricius.

Verantw. Schriftleiter: Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov), Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
4. JAHR OKTOBER 1927 HEFT 10

Gang in den Tod

Von Manfred Sturmann

Ehe ein Bauer stirbt — er weiß es zuweilen voraus — hebt er seinen wankenden Leib aus der heißen Bettstatt, langt mühselig nach seinem Arbeitskittel, der so alt zu sein scheint wie seine Scholle, und geht ins Freie.

Vielleicht ist es gerade August, und die Sensen schneiden das letzte Korn. Der Alte schleppt sich den Rain entlang, nimmt dem erstaunten Sohn die Sense aus der Hand und mäht — einmal, zweimal, kaum daß die Halme fallen.

Dann geht er zurück zum Hof, betritt den Stall, steht kopfschüttelnd vor dem jüngsten Kalb, das in der Nacht zuvor erst geboren ward, tastet mit zitternden Händen über diese dummen Tieraugen und wankt lächelnd zurück ins Haus.

Dann schickt er die Magd hinaus und läßt die beiden Söhne rufen.

Diese werfen die Arbeit hin und starren sich an. „Nun stirbt der Vater", denken sie.

Und wenn sie die Stube betreten, tränenlos, doch mit gelähmten Köpfen und zum ersten Male bittere Feierlichkeit spürend — sitzt der alte Vater an seinem Tisch. Der Kittel hängt zur Erde herab, und der Kopf ruht auf seiner Brust. Die Hände sind zu Fäusten geballt. Wären sie in einander gefaltet, man könnte wohl denken, daß der Alte bete.

Der aber wendet den Kopf nicht, da die Söhne zu ihm hinstürzen.

Er ist in Gnaden hinüber.



Grete Csaki-Copony, Zeichnung

Nacht des Lebens

Von Jakob Haringer

Der Flieder streifte deine Locken,
Terzinen blühn aus deinen Winterfingern,
Rosenblätter fallen wie Frauenlocken
Und unser Leben verlöscht
Wie ein vergeßnes Dirnenantlitz,
Pudert uns Tod noch ein letztes Lächeln an.
Einer Kindheit Wintersonntag mit Büchern fällt
Dir rosig ein. Seufzend löscht der Wind
Die Kerzen. Und die Hoffnung sinkt
Wie ein Feuer stirbt. Du hast
Kein Lied mehr wie eine Rose im Mund.
Einmal, ach, pfiffst du und sangst durch den Abend,
Sonnenstrahlen huschten durch stille Stuben,
Aber wenn du nachts laut in dein Kissen weinst,
Schau, mein Bruder, wie viel werden wieder diese Stund verzweifeln.

Die siebenbürgische Steppe

Von Otto Folberth

Es ist kein größerer landschaftlicher Gegensatz denkbar als: Siebenbürgen und Rußland. Denn Siebenbürgen ist zweifellos das Zwergland dieser Erde, das der gütige Schöpfer mit den kürzesten und wendigsten Werkzeugen, dem feinsten Meißel und dünnsten Spachtel aus dem chaotischen Erdblock herausmoduliert und -ziseliert hat. (Vielleicht als Spielzeug für die göttliche Familie.) Und Rußland dagegen ist jedem als das Land der großen Dimensionen bekannt, der weiten Flächen und der unbegrenzten Möglichkeiten. Riesenhaft erstreckt es sich über die größte zusammenhängende Erdoberfläche dieses Planeten und setzt sich aus ungeheueren landschaftlichen, klimatischen, volklichen Einheiten zusammen.

Während Siebenbürgen mit seinem Reichtum an liebenswürdigen Kleinigkeiten, an buntem märchenhaftem Allerlei bezaubert, schlägt Rußland mit seinen überlebensgroßen Gesten seine Bewunderer in Bann.

Der merkwürdige Gegensatz läßt sich vielleicht am besten so fassen: im selben Maße als Rußlands Unendlichkeit hoch in vielstellige, phantastische Zahlenreihen steigt, im selben Maße fast tut es, damit verglichen, die Siebenbürgens hinter dem Dezimalpunkt. Oder noch anders: nirgend haben die Himmelsstriche weitere Maschen als dort, nirgend engere als hier, ob es sich um geographische, nationale oder kulturelle handle.

Trotzdem, und das mag nun lustig klingen, blieb diesem kleinen, doch verwirrend vielseitigen, eben echt zwerghaften Siebenbürgen das Paradoxon vorbehalten, selbst seinen eigenen landschaftlichen Gegensatz, selbst Rußland noch wesentlich mitzuenthalten. Oder kann — neben unsern Bergen, Tälern, Wäldern, Ebenen, Gebirgen, Flüssen und Seen, die alle Gesichter der binneneuropäischen Landschaft irgendwie schon vorwegnehmen — ein Anderes der Sinn der siebenbürgischen Steppe sein?

Sie liegt zwischen den Flüssen Mieresch und Szamosch im nordwestlichen Teil des Landes und wird von ihren ungarischen Bewohnern mezőség, von ihren rumänischen câmpia genannt. Aus dem Flugzeug müßte sie sich zum Unterschied von dem sonst waldreichen Land an ihren nur sehr spärlichen und kümmerlich hochkommenden Waldbeständen erkennen lassen. Ihre wellige Oberfläche ist im übrigen von langgezogenen Ackerstreifen, zum größten Teil aber von Wiesen und Weideplätzen bedeckt. Sie ist nirgend ganz eben, sondern hügelig, ja bergig. Aber diese Berge gleichen nicht den andern Bergen Siebenbürgens, sie gleichen den Bergen Rußlands. Sie sind nicht kurz und steil, sondern sanft ansteigend und weit gewellt, nicht individuell aufs Besondere zugespitzt, sondern ans Unpersönliche, ans Allgemeine verloren. Sie sind kahl. Von ihrer Höhe hat man die weitesten Blicke über den Ozean der Steppe und fühlt sich mitten in einem wogenden Meer.

Die Täler und Niederungen sind von Sümpfen, an einigen Stellen von seichten Seen erfüllt. Wildenten rascheln in ihrem Schilfdickicht, Frösche quacken aus ihrem Riedgras. An andern, hufzertretenen Uferstellen wiederkäut träg in sengender Mittagsglut das langgehornte Weißvieh, schlammt im aufgewühlten Tümpelwasser der schwarze Büffel. Darüber gleitet, kaum einige Meter hoch, der mächtige Fischreiher ungestört in sein reiches Revier.

Viel, viel höher kreist drüben sein stolzer Bruder, der Bussard, über der Steppe. Er ist der rechte König dieser Lüfte. Ist deshalb auch am vertrautesten mit den lustigen Stößen des Windes, der hier

stets unruhig über die breiten Kämme der Berge springt. Auch verteufelt ungebärdig kann sich dieser Steppenwind stellen und versteht es manchmal verblüffend gut, das echteste russische Lied zu pfeifen. Holt weither, wie in seiner Heimat, die wehenden Gewitter heran und ballt in magisch leuchtender Abendluft hochgetürmte, tiefdurchschluchtete Wolkenberge zusammen. Niemandes Auge in Siebenbürgen wird von grandioserer Wolkenpracht entzückt als das des Reiters der mezőség.

Der Reiter der mezőség! Ob er als barfüßiger Bauernjunge die weidenden Pferde seines Vaters einfängt, um den hohen, heubeladenen Wagen ins Dorf zu führen, ob er als csikos die Pferdeherde zur Tränke jagt oder als gutsherrlicher Parforcejäger hinter der kläffenden Meute über die abgeernteten Acker, über die leichten Hindernisse der Steppe fliegt — ihm gehört hier die Welt! Denn sie ist aus einer großzügigen Gebärde des Schöpfers entsprungen und wirft Fernen über Fernen. Selbst der Reiter müßte sich tagelang im Sattel wiegen, wollte er das Reich dieser „russischen Scholle" ganz durchmessen, so ausgedehnt ist es immerhin mitten im kleinen Siebenbürgen. Doch nicht nur die schwarze Scholle, nein, russisch ist hier auch jeder Weg und Wind, der Horizont und der Himmel und russisch die vielen, vielen Sonnenblumen!

Über die Bauern dieser Gegend ist zu sagen, daß sie entweder in den armseligen Hütten des mezőfalu, des Steppendorfes, wohnen, oder auch mitten in der Steppe, auf der tanya. Dieser Pustameierhof gehört dann gewöhnlich nicht ihnen selbst, sondern zu einem der großen Gutshöfe, die verstreut überall in der mezőség herumliegen. Das Leben auf der tanya vereinigt in sich die Hauptzüge des Lebens in der Steppe überhaupt und verdient es, das man es näher kennen lerne.

Die tanya besteht aus der Wohnung der Hirten und den notwendigen Stallungen und Wirtschaftsgebäuden. Sie ist der Ausgangspunkt der Herden, von dem sie Tag für Tag auf die umliegenden Weideplätze getrieben werden Am bewegtesten geht es auf der tanya in der Stunde nach Sonnenuntergang zu. Ist sie groß, so kehren nach einander die csorda (Vieherde), die ménes (Pferdeherde), die Büffel- und Schafherde zu ihr zurück. Ja selbst die Gänse lassen es sich nicht nehmen, in geordnetem Zuge wie alle übrigen Maßgebenden, unter eitler Führung des Gänserichs, ihre nächtliche Behausung aufzusuchen. Die Pferde werden in die Ställe geschlossen, ebenso die

Büffel und das Federvieh. Die Schafe aber gehen, nachdem sie gemolken worden sind, zurück auf die Weide, wo sie selbst die kälteste Winternacht samt ihrem, übrigens gleichfalls: schafpelzbehangenen, Hirten zubringen. Sommers nächtigen auch die Ochsen draußen. Sie gehen dann bei hereinbrechender Nacht bedächtigen Schrittes auf irgendeinen Anger in der Nähe, legen sich ins Gras, wiederkäuen und schlafen abwechselnd, und lassen in bewundernswerter Gelassenheit Mondschein und Nachttau ihre weißfelligen Riesenrücken versilbern. Wie nächtliche Spukgestalten ragen ihre gehörnten Drachenleiber phantastisch dort aus dem Dunkel der Erde. Doch reglos und scheinbar leblos sehen sie die Sterne um den Himmel kreisen. Und nur ab und zu mag in ihr Träumen und Wachen jenes harte Hundegebell schlagen, dem weit und breit die Nacht der Steppe gehört.

Von den Hirten der tanya kann man ohne Übertreibung behaupten, daß ihr Tun und Lassen, ihre Gefühls- und Vorstellungswelt dem Leben der Tiere mehr zugekehrt ist als dem Leben der Menschen. Ihre Kinder bereits unterscheiden die einzelnen Tiere zahlreicher Herden sicher von einander und kennen sie ihrem Namen und ihrem Charakter nach. Ist es ein Wunder? Ihr Bekanntenkreis erstreckt sich fast ausschließlich auf diese vierfüßigen Spiel- und Lebenskameraden und die Familiengespräche bewegen sich hier, statt um Stadtklatsch und Politik, um Stallneuigkeiten und Herdenereignisse.

Der angesehenste der Hirten ist zweifellos der csikos, der Pferdehirt. Geht einmal von ihm die Sage, er verstehe wie keiner auf fliegendem Pferd bald rechter, bald linker Hand die lange Peitsche zu knallen, dann knüpft sich leicht daran eine ruhmvolle Geschichte um die andere und er hat die besten Aussichten, der große Mann der Pusta zu werden.

Doch abgesehen von der Legende seines persönlichen Pustaheldentums gelangt in seinem selbstverständlichen Ansehen zum Ausdruck die Bedeutung des Pferdes schlechthin für diese Gegenden. Denn wie die Steppen Asiens ohne Pferde unbezwingbar wären, so im Kleinen die mezőség. Und wie Rußland mit seinem unerschöpflichen Pferdereichtum, solange daß vorautomobile Europa gemütlich einhertrabte, die natürliche Heimat oder doch Urheimat seiner Pferde war, wird auch die mezőség, solange Siebenbürgen noch Pferde braucht, aus ihren Herden unsere Pflüge und Wägen bespannen. Ja sie wird (auch in dieser Beziehung ein echtes „siebenbürgisches Rußland") dem einmal technisierten Land erst recht die berühmten „unbegrenzten

Möglichkeiten" schaffen, denn aus der geheimnisvollen Tiefe ihres Steppen- und Sumpfbodens versuchen die größten, noch unmeßbaren Erdgasquellen Siebenbürgens (Kis-Sármás) Durchbruch zum Tageslicht und strömen schon heute durch Fernleitungen in unsere Industriegebiete ab.

Ein Wort noch über die wenig bekannten Bewohner dieses Landstrichs. Zum Teil sprechen sie, wie erwähnt, ungarisch, zum Teil rumänisch. Aber weder scheinen die Einen rechte Ungarn, noch die Andern rechte Rumänen zu sein. In ihrer Lebensart, ihrer Kleidung, ihrem Hausbau unterscheiden sie sich nicht von einander. Auch in der Rasse nicht. Man weiß daher nie, in welcher von beiden Sprachen man sie ansprechen soll, denn sie wohnen vermischt unter einander. Man sieht zuweilen blonde Kinderscharen, eigenwillig vortretende Hackennasen, hochgereckte Gestalten unter ihnen. Und ist dann erst recht verwirrt. Oder sollten hier Spuren jener Gepiden, Goten und weiß Gott welcher Hirten- und Wandervölker erhalten sein, deren Züge durch Siebenbürgen die heimische Wissenschaft neuerdings so aufmerksam verfolgt? Die wahre Geschichte dieser Menschen, deren Blick wie aus unbekannten Fernen dämmert, deren Leben ausschließlich den Geboten der sie umgebenden Natur zu gehorchen scheint, wird uns vermutlich immer verschlossen bleiben. Verschlossen wie ihr eigener Mund. Niemals hört man über diese Felder ein Lied klingen.

Eigentümlich ist auf weitem Steppenritt die Begegnung mit einer dieser Gestalten. Mit Neugierde und Wohlgefallen betrachtest du die schöne Linie des Kopfes, dessen Haarwuchs in selbstverständlicher Weise zur Schulter fällt, betrachtest du das grobe Hemd und die weite Linnenhose, die keine Tracht, sondern eine Urkleidung darstellen. Der Mann selber aber, ob er nun seine Ochsen treibt oder seine Sense dengelt, nimmt dich kaum zur Kenntnis. Und läßt den fremden Reiter unbekümmert an sich vorbeiziehen, wir er's mit allen kommenden und gehenden Erscheinungen der Jahrhunderte hielt. Er blieb sich im Wechsel der Zeit wesentlich gleich. Erdbedingt. Heute wie vor tausend Jahren.

Abend im Walde

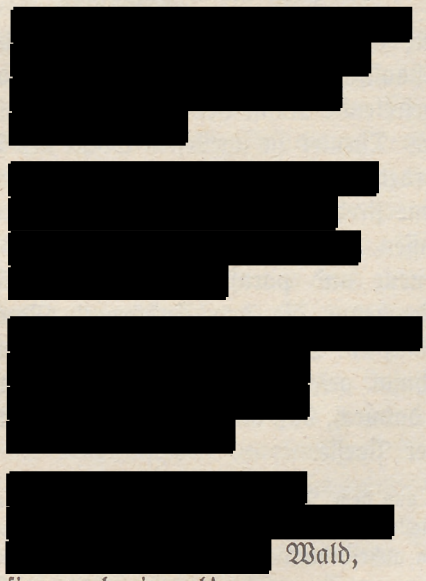
Drei Variationen von Alfred Sperber-Czernowitz

Für Jessika

Müdigkeit

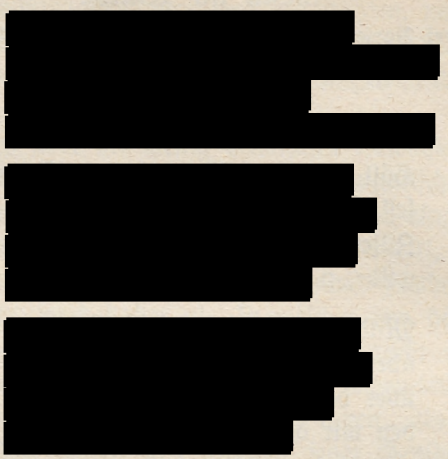


Schwermut



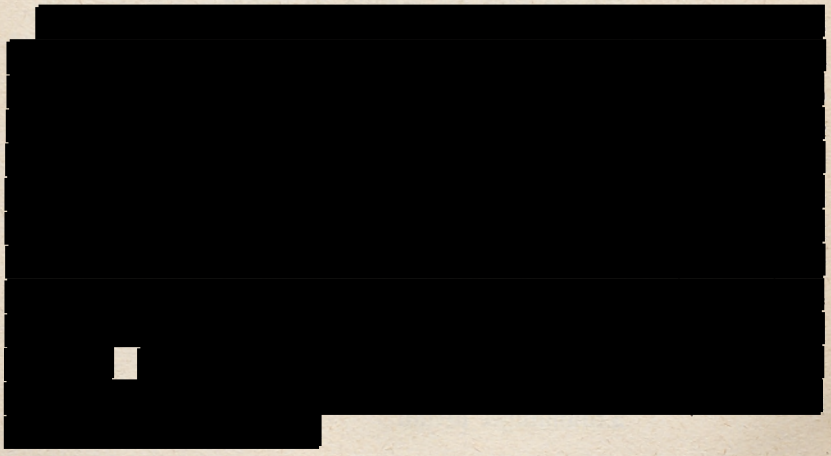
Wald,
sing noch einmal!

Mond

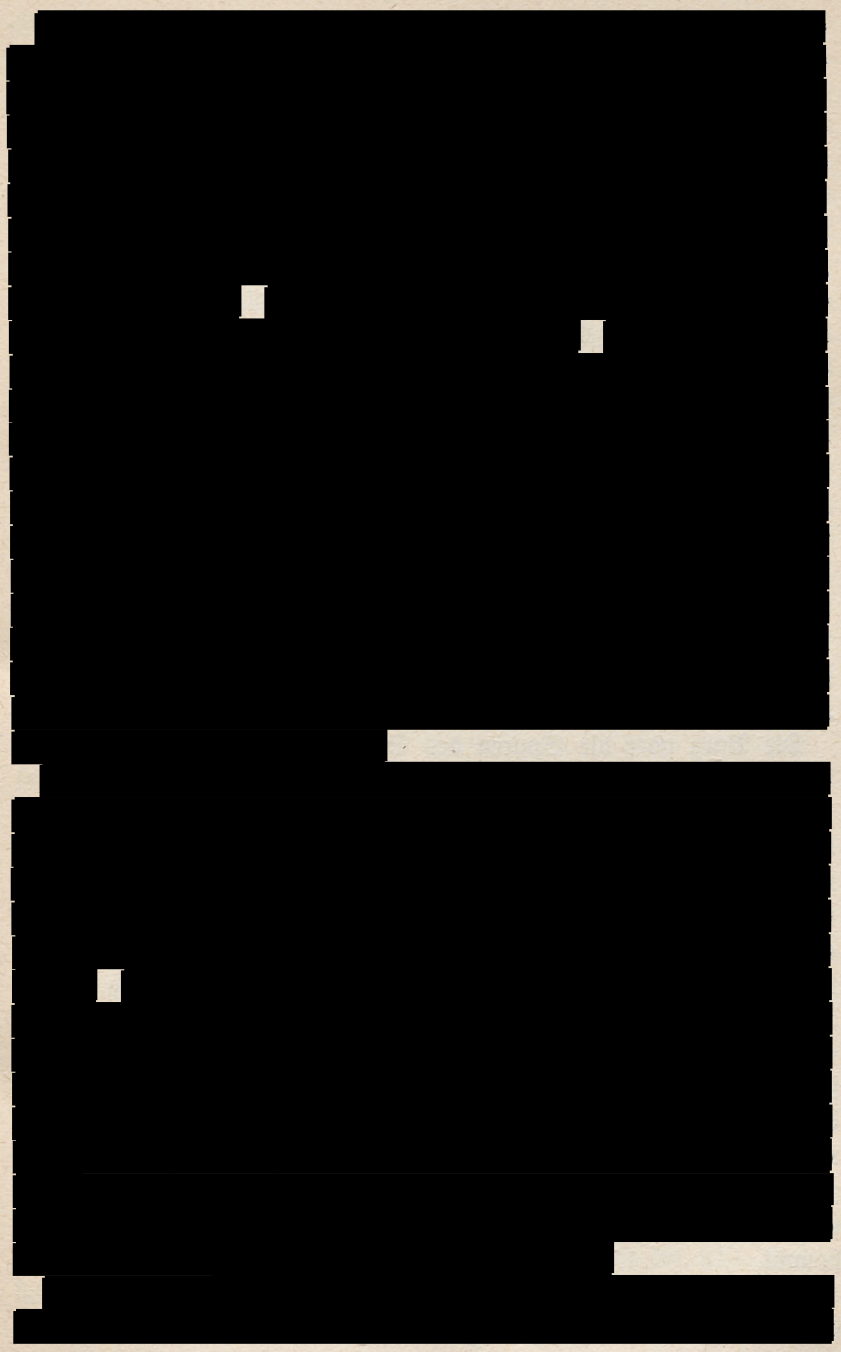


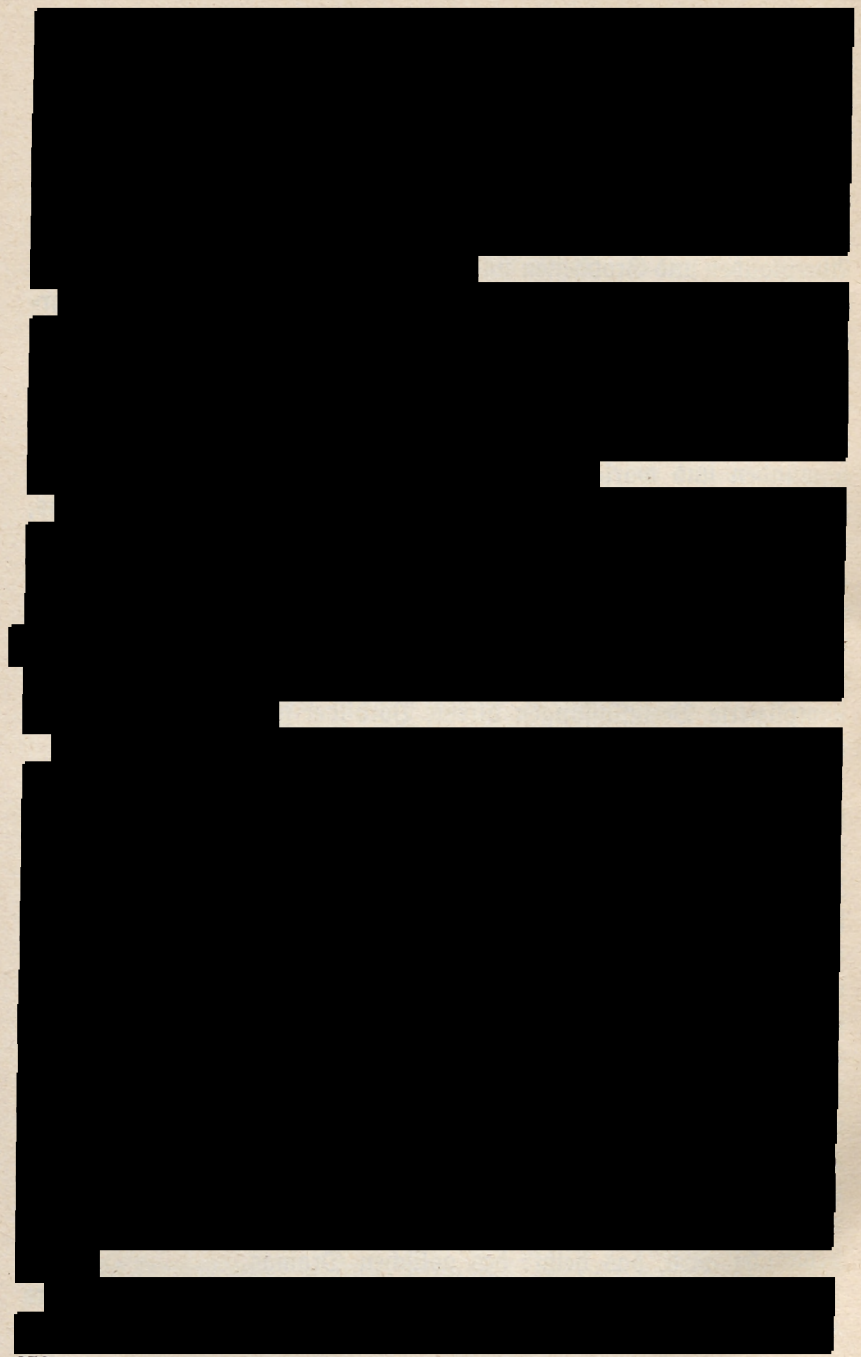
Auf den Spuren des Dramas [1])

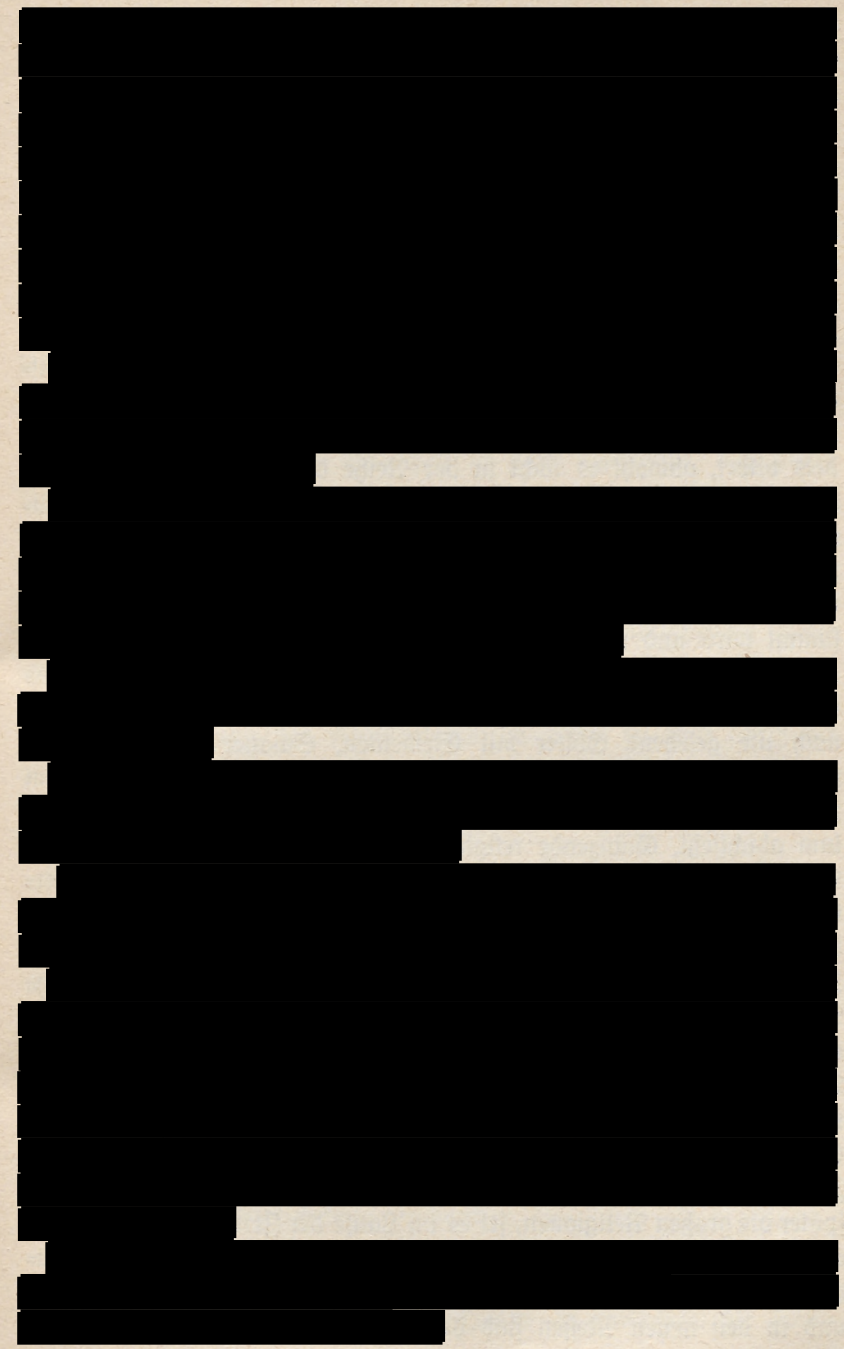
Von Ioan Marin Sadoveanu

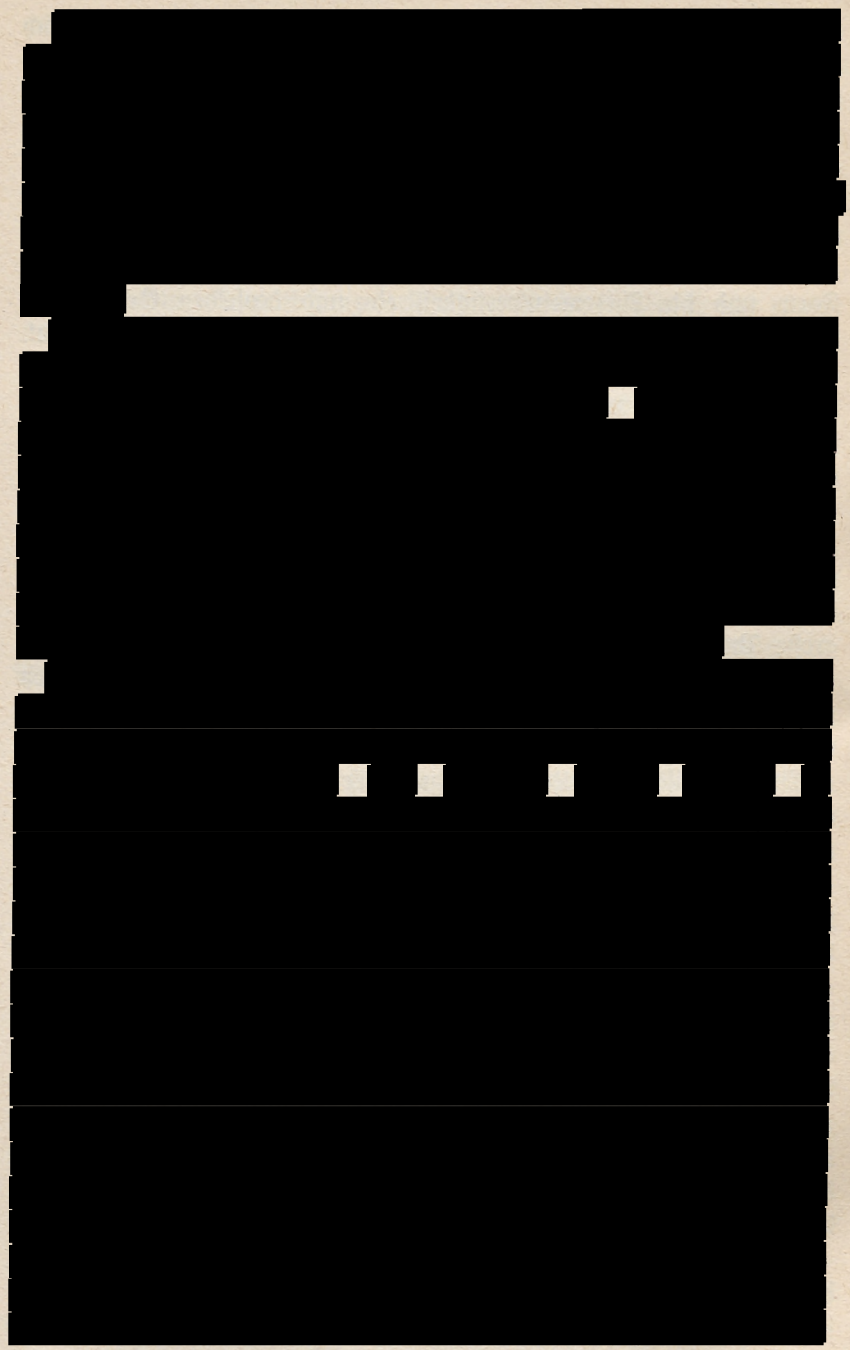


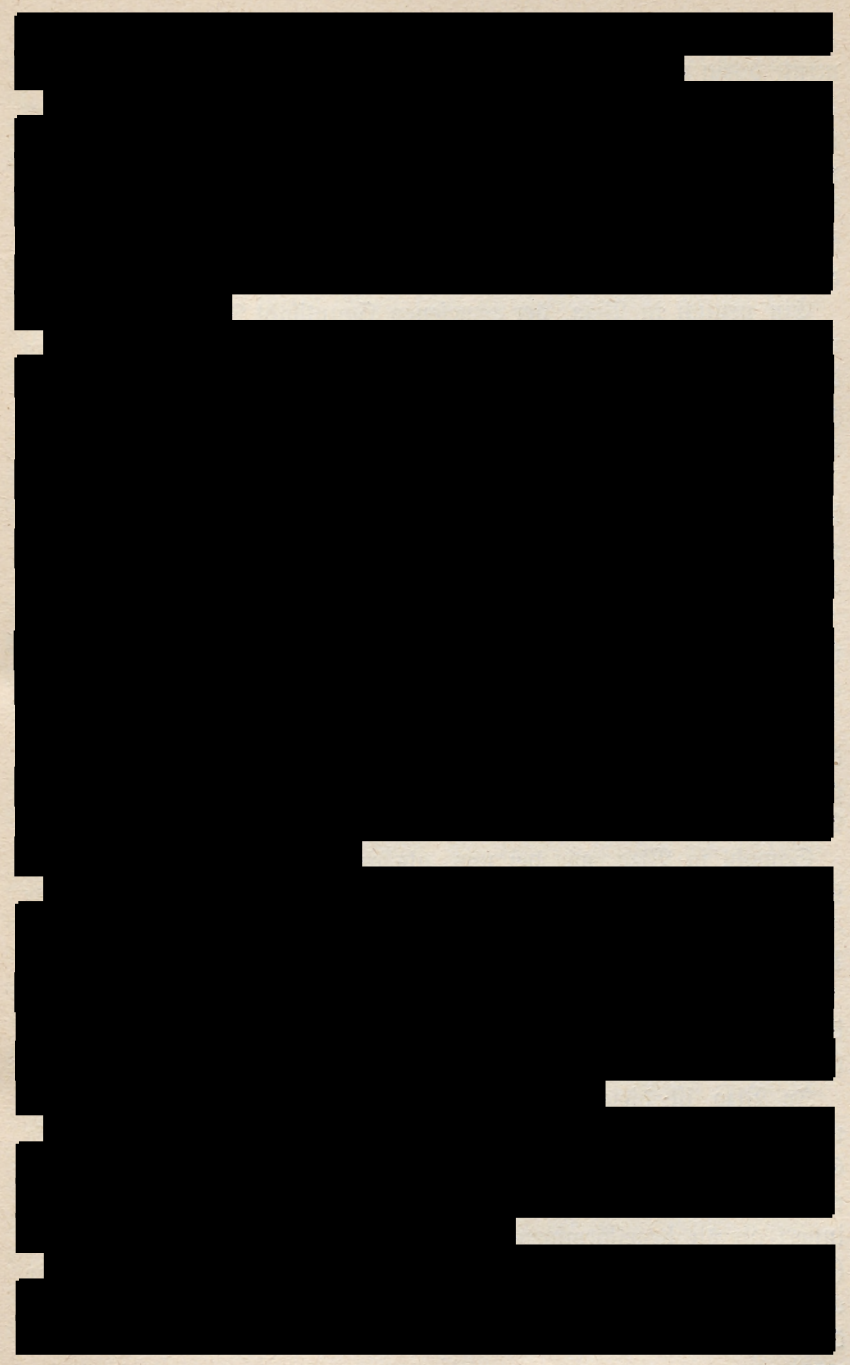
[1]) Der Aufsatz ist aus dem Rumänischen übersetzt und hat eine gewisse auf die rumänische Dramendichtung gerichtete Bezogenheit, gibt aber auch in seinen allgemeinen Betrachtungen außerordentlich interessante Ergebnisse und Ansichten wieder.
Die Schriftleitung



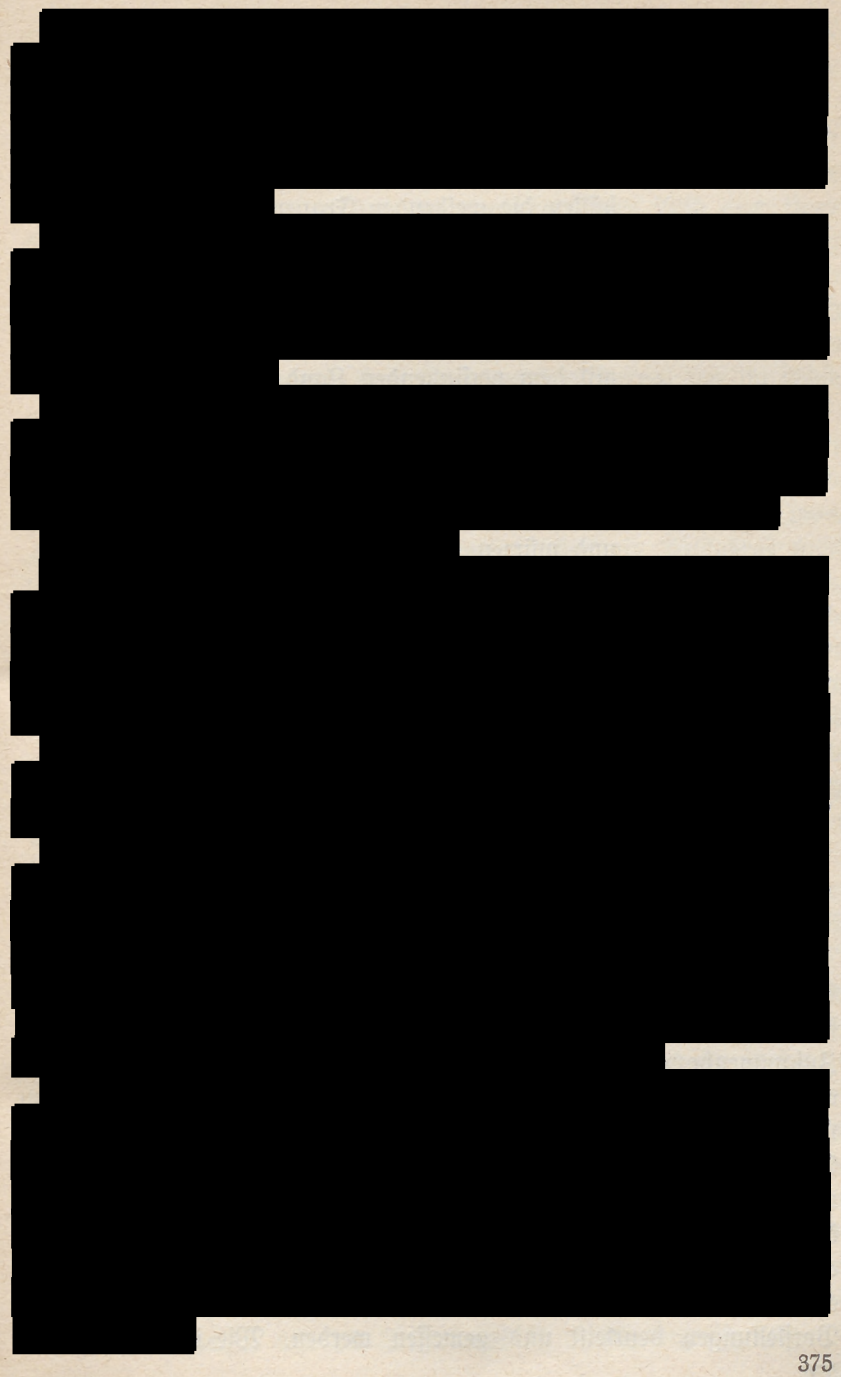












Herbst

Von Karl Heidemann

Da es draußen fahl wird
und blätterlos,
hüllen die welkenden Frauen
sich fester in ihre Gewänder,
und die verlorenen Blicke —
rückwärts gesandt —
reden voll Wehmut
mit dem versinkenden Land.
Aber wir
entkleiden uns jeden Abend
gleichen Schwungs
mit derselben herrlichen Gier
und würzen
den herben Trunk des Herbstes
mit der streichelnden Süße
unserer unglaublichen Hände.

Ursprung und Sinn der Philosophie

Zwei Vorträge in vier Teilen von Dr. Alfred Metter

IV. Diesseits und Jenseits (Heraklit und Parmenides)

Wir fanden, daß die Entstehung des Urerlebnisses mannigfaltiger Natur ist und mit der Individualität in engstem Zusammenhange steht. Rückblickend auf ein Leben können wir so wenigstens diesen Zusammenhang schematisch erfassen und verstehen lernen. Das Leben eines großen Menschen ist zwar nach der andern Seite hin wiederum unwesentlich; es steht sehr oft, wenigstens scheinbar, oberflächlicher Betrachtung, in schroffem Gegensatz zu seiner Lehre und seinem Charakter. Ich meine aber, dieser Gegensatz ist nur ein scheinbarer, d. h. der höheren Betrachtung stellt er sich selbst als Einheit dar, u. zw. als Einheit des Gesamtwerkes des betreffenden Menschen. Es darf eben das Leben eines schöpferischen Mannes nicht nach konventionellen Vorstellungen beurteilt und gemessen werden. Wie der schöpferische

Akt selbst dem Werden immanent ist, so untersteht gerade der schöpferische Mensch am meisten diesem Werden. Sein Leben ist die lebendige Dialektik selber und was er schafft, entspringt dieser.

Aus dem Leben des Heraklit und des Parmenides wissen wir wenig. Wenige Sätze ihrer Lehre sind uns erhalten geblieben. Dieses Wenige aber genügt uns, daß wir uns ein klares Bild auch ihres Charakters bilden können. Ihre Philosophie ist so klar und eindeutig bestimmt, daß man, wie Hegel sich einmal ausdrückt, ihr fast nichts mehr hinzufügen muß, um den Weltprozeß zu verstehen, vorausgesetzt, daß man die Spontaneität, die Dialektik dieses Prozesses im Urerlebnis verstehen lernt. Der Beweis ihrer Philosophie entspringt aus ihr selbst, aus den Voraussetzungen, die den Grund ihrer Philosophie bilden.

Heraklit lebte von etwa 536—470 v. Chr. in Ephesos, an der kleinasiatischen Küste. Seine Vorfahren hatten in der Stadt, weil sie zum höchsten Adel gehörten, eine hervorragende Stellung inne. Heraklit gab diese Stellung auf, weil er sich als Aristokrat nicht bloß seiner Geburt, sondern mehr seiner Geistesgesinnung nach, mit der Pöbelherrschaft, die sich um diese Zeit in Ephesos breitmachte, nicht abfinden konnte. Es war ihm das wüste Treiben und der eitle Lärm der sogenannten Volksbeglücker von ganzem Herzen verhaßt. So zog er sich ins Privatleben zurück, nicht weil es sein Wunsch war, sondern weil er so seine Bestimmung als Philosoph erfüllen wollte. Für die Epheser hat Heraklit einen Satz geschrieben, der wie Hohn und Spott klingt, in Wahrheit aber seiner tiefen Überzeugung und seiner Erkenntnis vom Walten des λόγος entspringt. Der Satz besagt, es wäre besser, wenn sich die Epheser samt und sonders aufhängen würden. In seiner Zurückgezogenheit hat Heraklit eine Schrift geschrieben, die von den Alten als „dunkel" und voller Gegensätze bezeichnet wird. Einige Bruchstücke sind bis auf Platon und Aristoteles gekommen, ohne jedoch von diesen richtig gewürdigt worden zu sein. Erst durch Hegel und Nietzsche ist *seine Lehre von der Einheit der Gegensätze im Werden der Idee* wieder zu unverlierbarem Eigentum der Menschheit geworden. Heraklit war Aristokrat durch und durch, und wenn wir uns in seine Persönlichkeit, wie sie aus seinen wenigen aber klaren Sätzen zu uns spricht, einfühlen und versenken, so müssen wir bekennen, daß in ihr alle Vorzüge der griechischen Seele vereinigt gewesen sind. Mit der Erkenntnis des kosmischen Waltens des λόγος, der die Notwendigkeit und das Schicksal wie die Individualität in sich begreift, und mit

der weitern Einsicht, daß der Weltprozeß im Ganzen betrachtet vernünftig, weil vernunftbedingt, ist, trotz der vielen Sinnlosigkeiten und Widersprüche im Kleinen, mit dieser Einsicht hat Heraklit seine Bestimmung zu erfüllen gewußt und ist als Deuter des Daseins einsam durchs Leben gegangen. Wir meinen, es war dies eine unfreiwillig gewählte, aber notwendige, seinem Charakter gemäße Einsamkeit. Denn Heraklit wurde durch sein Urerlebnis vom Walten des λόγος zugleich auch der Schöpfer einer Ethik, an die er sich selbst am strengsten gehalten hat. In der Bejahung des Werdens, das das Gegensätzliche erzeugt und zugleich aufhebt, d. h. zur Einheit im Augenblick, der gelebt und erlebt wird, gestaltet und folglich nach dem λόγος gerichtet ist, fand er den Prüfstein vom Werte eines Menschenlebens. Darum leugnet er auch das wirkliche Sein als ein Beharrliches und Feststehendes. Das Sein wie auch das Dasein des Menschen hat nach seiner Einsicht nur soweit einen Sinn, soweit es ein werdendes Sein und Dasein in der Gerichtetheit nach dem λόγος, nach der Ordnungsgesetzlichkeit ist.

Heraklit ist nicht ein dogmatischer Denker. Und es gereicht der Philosophie überhaupt zur Ehre, daß sie zu ihrer Stütze keiner Dogmen bedarf. Was sie nicht aus sich selbst entwickeln kann, ist für sie nichtig und wertlos. Ihr Beweis entspringt aus ihr selbst und bezeichnet nur den Weg der Selbstentwicklung in der Idee. Diese Selbstentwicklung der Idee ist der logische Prozeß des Werdens, in welchen Prozeß der Philosoph sich muß hineindenken können, soll das, was er aus ihm aufzeichnet, der Idee gerecht sein. Wie alle Wissenschaft und Kunst, so tut auch die Philosophie nach ihrer Methode, die Dialektik heißt, nichts anders als: sie zeichnet den Weg der Geltung, den das An- und für-sich-Seiende im Werden beschreibt und setzt die Wirklichkeit und Tatsächlichkeit in Beziehung zu diesem Objektiven.

Über Parmenides wäre außer dem bei Heraklit bereits Gesagten nur noch dieses hinzuzufügen, daß Parmenides um das Jahr 470 v. Chr. seine Bücher geschrieben hat. Auch er entstammte einer vornehmen Familie und betätigte sich in seiner Vaterstadt Elea auch politisch. Seine Lehre hat besonders auf Platon großen Eindruck gemacht, weil er dort sein Reich der Ideen vorgezeichnet fand, während er an Heraklit rügt, daß er nur den Wechsel im Diesseitigen hervorgehoben und damit die Sophistik heraufbeschworen habe, die alle Wahrheit leugnet. Über das Leben des Parmenides wissen wir sonst nichts.

Nach diesen Daten wollen wir das bereits Explizierte noch einmal zusammenfassen. Thales von Milet stellte die Frage nach dem Grunde des Seienden und machte damit aufmerksam, daß die Vielheit der Erscheinungen in einer Einheit ihren Zusammenhang haben müsse. Heraklit erkennt, daß diese Einheit nur im Werden sein kann, daß folglich das Werdende jeden Augenblick in seinem Werden von ewigen Gesetzen bestimmt sein muß und das „Eine in sich selber unterschiedene" die Wahrheit ist. Heraklit erkennt aber noch, daß „alles fließt", d. h. daß der Gegensatz selbst in der Einheit beschlossen liegt, so wie etwa Tag und Nacht in ihrem gegensätzlichen Wechsel eine Einheit bilden. So kommt Heraklit auf den Gedanken des Kontinuums. Das Kontinuum, logisch gefaßt, bedeutet eben die Einheit der Vielheit in ihrer besonderen Gestalt und die Aufhebung des Gegensätzlichen im Werden. Diese Aufhebung aber ist nur möglich, wenn „der Alles durchdringende λόγος" die Vielheit der Erscheinungen zum Werden und zur Einheit im Werden bestimmt. Weil Heraklit die Macht des λόγος erkennt, kommt es in seiner Philosophie zu Konsequenzen, die das τέλος des Menschen, sein Selbstbestimmen zur Kausalität, d. h. zur Freiheit ermöglichen. Der λόγος ist die Ordnungsgesetzlichkeit, die das Chaos des Gegensätzlichen zum Kosmos gestaltet. Des Menschen Tun ist darum nur dann sinnvoll, wenn er sich von dieser Ordnungsgesetzlichkeit leiten läßt. Platon hat hier den weiteren Weg gewiesen. Heraklit aber kommt das Verdienst zu, als Erster diesen Gedanken mit aller Macht verkündet zu haben. Darum bekämpfte er zu seiner Zeit auch die Demokratie, das Herrschenwollen des Volkes, dessen Selbstbewußtsein damals in Egoismus und bloßem Willen zur Macht aufging. Parmenides bekämpfte Heraklit, wie wir wissen, um seines scheinbaren Widerspruchs willen. Darum stellt er dem Wechsel gegenüber sein „Sein" auf, das nicht werden kann, weil in ihm das Nichtseiende keinen Raum hat. Das Nichtseiende ist der leere Gedanke, die bloße Abstraktion, die im Sein der Vernunftgesetzlichkeit die vergängliche Alltagsfliege ist. Das größte Verdienst beider Denker aber ist dies, daß sie trotz der Erkenntnis der Gottgestaltetheit der Welt Gott und Welt nicht identisch setzen, sondern über dem rastlos Bewegten und Wechselnden die höhere Gesetzlichkeit anerkennen, die es im Weltprozeß als λόγος und wahrhaftes „Sein" kontinuieren. Der Sinn ist also folgender: Wenn wir Gott und Welt identisch setzen, so ist Gott die Welt und die Welt ist Gott. Was in der Welt geschieht, das müßte folglich nur sinnvoll und vernünftig

sein, weil wir voraussetzen, daß Gott als die Wahrheit das Vernünftige an und für sich ist. Diesen Widerspruch verträgt unser Denken nicht, wir müssen folglich, um ihn zu beleuchten, zuerst nach der Identität des Begriffs der Welt und des Begriffs Gottes selbst fragen. So ergibt sich eben das Prinzip der Identität und der Synthesis, deren richtige Behandlung zur Dialektik und Aufhebung des Widerspruchsvollen führte. Auf unsre beiden Denker angewandt, stellt sich der Sachverhalt wie folgt dar.

[1])„Das „Sein" des Parmenides ist das an und für sich seiende Gelten des Begriffs in seiner Objektivität, d. h. das Reich der objektiven Geltung selber. Denken und Sein sind identisch, denn das „Sein" ist das Denkbestimmende seiner selbst. Darum kann das Nichts nicht sein und auch nicht gedacht werden, denn das Werdende ist schon an und für sich im „Sein" gesetzt und also denkbestimmt. Das Nichts ist so die bloße Abstraktion, der abstrakte Begriff, das leere Denkgebilde. Das Prinzip der Identität ist so bei Parmenides die ewige Synthesis von Denken und Sein.

„Bei Heraklit sind der ewige λόγος und das Fließen scheinbar Gegensätze. Eine Besinnung aber lehrt, daß das Fließen, worin das Fließende mitgesetzt ist, nur dann möglich ist, wenn es durch logische Momente, die ewig mit sich selbst identisch sind, bestimmt wird. Fließen und logische Momente sind folglich in ewiger Beziehung, denn schon das Fließen als solches oder der Wechsel ist eine jener Beziehungen: das Fließen selbst fließt nicht. Der λόγος aber ist das Eine in sich selber unterschiedene, höchste Synthesis in seinen mannigfaltig sich bestimmenden identisch-synthetisch logischen Momenten. So durchdringt die Macht des λόγος alles, und was ist, ist durch ihn bedingt. Die Identität ist in Fluß gebracht und der λόγος ist ewige Synthesis. So ist im Denken dieser Philosophen nicht jener Gegensatz, der zumeist von ihren Auslegern in ihre Philosophie hineingedeutet wird. Und was das bedeutsamste Ergebnis des Denkens des Parmenides und des Heraklit ist, das ist dieses, daß bei ihnen die Identität nicht zur Abstraktion gemacht wird. Auf diese Weise versperren sie sich auch nicht den Weg zum Erfassen der Wirklichkeit".

[1]) Ich bringe diesen Abschnitt aus meinem Buch: „Die Erkenntnistheoretische Bedeutung der objektiven Zweckmäßigkeit im transzendentalen Idealismus", (1925, Jena, Verlag Frommansche Buchhandlung), weil ich gerade dort versucht habe zu zeigen, daß von der richtigen Behandlung dieser Prinzipien das Schicksal eines philosophischen Systems abhängt.

Die Trennung eines an und für sich Verbundenen ist immer nur das Werk des abstrakten Verstandes, der es in seiner Leistung immer nur zu etwas Getrenntem bringt. Darum kann der bloße Verstand auch immer nur von der Wirkung auf ihre Ursache zurückgehn. Die Einheit von Ursache und Wirkung als präsent wird er nie begreifen. Es ist Sache der höheren Einsicht, diese Einheit und die mannigfaltigen gegensätzlichen Momente als in der Einheit beschlossen zu erkennen. So trennt der abstrakte Verstand etwa Diesseits (Wirklichkeit) und Jenseits (Wahrheit und Ewigkeit) und sagt sich, wenn das Diesseits eines Daseienden (z. B. eines Menschen) aufhört, so müsse das Jenseits erst beginnen. Er fragt aber nicht, was das Diesseits als solches sei und was die präsente Einheit von Diesseits und Jenseits ausmacht. Wenn beide Reiche ganz getrennt werden, so ist nicht zu ersehen, wie eine Verbindung zwischen beiden möglich ist. Man müßte denn zum Wunder seine Zuflucht nehmen und da hört dann allerdings alles weitere Fragen und Forschen auf. Die menschliche Vernunft — um einmal in Kantischem Geiste zu reden — aber hat ein Recht darauf, sich mit dem Wunder nicht zu begnügen. Es ist ihrer Würde eingeboren, jede Frage, die sie aufwirft, einer Lösung zuzuführen. Auf die Fragen nach dem Diesseits und dem Jenseits haben schon Heraklit und Parmenides intuitiv erkannt, daß beide Reiche in Wahrheit eine Einheit bilden, so daß es weder ein Diesseits noch ein Jenseits als solches gibt, sondern nur ein einziges Reich, in dem alle Gegensätze aufgehoben sind. Das besagt, daß das, was man als Jenseits bezeichnet, das Reich der Ideen, in das Diesseits, in das Reich der Wirklichkeit hineinragt und sie im Werden wahrhaftem Sein zugestaltet.

Das Werden selbst aber ist ein ewiger, d. i. ein ungewordener und unendlicher Prozeß, darum wird die Wahrheit nie restlos verwirklicht sein, aber sie kann verwirklicht werden, u. zw. nur im Wirklichen und nie in einem Jenseits, ihrem Prozeß des Werdens gemäß. Die Wahrheit ist präsent, d. i. sie ist gegenwärtig und das „ewige Jetzt". Wer sich in seinem Sein in der Wahrheit weiß, dessen Sein ist folglich im Prozeß des Werdens der Augenblick, in dem die Wahrheit präsent ist. Weil aber das Werden den Augenblick in sich schließt und zugleich aufhebt, darum sind das Sein der Wahrheit im Augenblick und das Werden selbst eine Einheit, die aus sich die Schöpfung stets neu gebiert, gemäß ihres in räumliche und zeitliche Bestimmungen eingeketteten Wirklichseins als Welt. Die Trennung von Dies-

seits und Jenseits ist folglich stets nur der Augenblick des Werdens zu ihrer Einheit in der Idee. Der Tod im Diesseits ist darum nicht das Aufhören der jenseitigen Bestimmung, sondern nur ihre Vollendung in räumlich-zeitlicher Bestimmtheit. Was das Leben ermöglichte, das mußte schon vor dem Leben ein Sein haben und nach dem Tode kann es in seinem Sein nicht vernichtet werden.

Das Dasein ist der in räumlich-zeitliche Bestimmtheit eingekettete Prozeß des wirklichen Werdens. Was ein Dasein hat, das hat folglich auch Geburt und Leben und Tod nur durch ein Seiendes, aus dem es entspringt und in das es entwird. Dieses „Sein" aber kann nicht werden und nicht entwerden, weil es den Grund des Werdens und des Entwerdens oder Vergehens bildet. Folglich wird das Seiende als Daseiendes nach dem Tode nicht vernichtet, sondern im Prozeß des Werdens kontinuiert und in andre Bestimmungen umgewandelt. Als einmal wirklich Gewesenes aber kann es nie zu dem entwerden, was den Grund seines Wirklichseins enthält, weil der Grund nie wirklich, obzwar „seiend" ist. Der „seiende" Grund und das wirkliche Sein ergänzen sich somit zur Einheit im ewigen Werden, d. h. nur die Wahrheit, die einmal wirkliches Sein hatte ist im Werden zum Grunde. Wahrheit und Wirklichkeit bilden folglich eine Einheit nur im spontanen Werden, nicht ihrer Tatsächlichkeit nach. Die Wahrheit hat nur wirkliches Sein, wo die Idee präsent ist, sie atmet nur Leben, wo sie gelebt wird. Nur in der gelebten Wahrheit stellt sich demnach die Einheit von Wahrheit und Wirklichkeit dar. Mit dem Tode des Individuums bleibt das Allgemeine, die Wahrheit, folglich das, was es schon vor der Geburt war: das unbewegte Reich der Ideen. Nach einem Weiterleben des Individuums nach dem Tode zu fragen ist also sinnlos, weil die Einheit von Diesseits und Jenseits bereits in der gelebten Wahrheit präsent ist und die Erfüllung nicht erst in einem abstrakten Jenseits gesucht werden muß. Fassen wir das Jenseits wiederum als ein Fortdauern, als wirklichen Prozeß, so bewegen wir uns in einem Zirkel und unser Beweis ist ein hinkender Beweis. Der Geist ist unsterblich, wie auch die Wirklichkeit ihren Grund im ewigen Sein hat. Der Geist ist das Allgemeine, das nie wird und folglich auch nicht entwird. Die Wirklichkeit aber ist in ständigem Wechsel und Werden, folglich kann ein Wirkliches nie zu einem Allgemeinen werden. Für ein Weiterleben

für individuelle Seelen nach dem Tode ist ein Raum nicht ausfindig zu machen. Die Seele ist unsterblich nur in ihrem Wert, durch den sie sich zum Allgemeinen erhebt und in ihm sich als sein Wesen findet, nicht unsterblich als Seelenatom, als Gespenst.

Der Spiritismus zieht aus falschen Prämissen falsche Schlüsse. Was er als Materialisation bezeichnet, kann nie geistiger Natur sein, denn der Geist kann nie zur Materie werden, mag diese auch noch so fein und anderswertig gedacht werden. Der Geist ist die Wahrheit als ewiges Ziel allem Daseienden gesetzt. Nur aus solcher Einsicht kann dem Menschen der Mut zur Selbstbestimmung erwachsen. Der Geist ist der Sinn des Weltgeschehens und alle Kreatur schöpft aus dem Brunnen des Geistes wahres Leben. Der Geist ist ewig und allein unsterblich. Wer sein Sein im Geist gegründet findet, ist selbst ein Teil des Geistes und der Tod ist für ihn nur eine „Wandlung zu höheren Wandlungen". Denn er schafft mit am Werke des Geistes und bekundet seinen Ursprung. Wer dem Geist zuwiderhandelt, verleugnet seinen Ursprung und untergräbt seine eigene Würde. Denn er tut nicht Gott ein Leid durch seine Widerspenstigkeit, sondern sich selbst, weil Gott in ihm und er in Gott ist. Der Gegensatz aber wird aus der Dialektik, die die Wahrheit im Weltprozeß ist, stets neu erzeugt, darum sind Wahrheit und Wirklichkeit ewig getrennt und ewig im Werden nach der Einheit als ihrem Grunde.

Ode an die Buchstaben

Von Josef Weinheber

Dunkles, gruftdunkles u, samten wie Juninacht,
glockentöniges o, schwingend wie rote Bronze:
Groß- und Wuchtendes malt ihr:
Ruh und Ruhende, Not und Tod.

Zielverstiegenes i, Himmel im Mittaglicht,
zitterndes Tirili, das aus der Lerche quillt,
Lieb', ach Liebe gewittert
flammenzüngig aus deinem Laut.

E im Weh und im Schnee, grell und wie Messer jäh
schreckst das Herz du empor; aber wie Balsam legt
labend auf das verzagte
sich das Amen des klaren a.

Bebend ragt sich das b aus einer Birke Bild.
Federfein und ganz Mund, flaumig wie Frühlingsluft,
flötenfriedlich, ach fühl im
f die sanften Empfindungen!

Doch das girrende g leiht schon den geilen Gaum
ihr, der Gier — und das Glück, treulos und immer glatt,
es entgleitet den Gatten,
eh' sich wandelt der Rausch in Scham;

eh' das h mit der Kraft heiliger Höhe heilt
das geborstene Herz. Denn ob ein Buchstab nur,
h ist hoh: Allen Lebens
Atem ist sein erhabner Hauch.

Hauch, entstoßen der Brust, wildes empörtes k,
das voransteht der Kraft, das uns den Kampf befiehlt:
Gott ist linde und läßt dir
leise folgen der Liebe l.

Gab das m uns im Mahl, gab uns das Maß, den Mut.
Warm und heimatlich m, wahrhafter Mutterlaut!
Wie so anders dein Nachbar
hat, das n, mir ein näselnd' nein!

Springt das p mit Galopp über Gestrüpp und Klipp',
löst sich Lippe von Lipp', und das hochherr'sche r
dreht, ein Reaktionär, das
Rad zurück und beraubt uns rasch.

Trommeln sind Trumpf und es dröhnt von der Trommeten Zorn,
und im Sturm steht das s, sausend und steil und stark,
und es zischen die Wasser
schäumend über Ertrinkende.

Doch das schreckliche Wort, tönend wie Tubaton,
formt das doppelte t. Treffendstes, tiefstes Wort:
tot — Wer fände noch Trost nach
solchem furchtbaren Eisentritt?

Aber Gott will uns gut, gab auch das weiche w,
das wie wohliger Wind über das Weinen weht.
Gab am Ende das z: Es schließt uns
Tanz und Glanz und die Herzen zu.

Zur religiösen Krisis der Gegenwart

Von Paul Walser

Daß das religiöse Moment heute im geistigen Leben eine ganz andere Stellung einnimmt als vor 20 Jahren, das ist eine Erscheinung, die wohl kaum bestritten werden dürfte. Die Zeiten, wo man über Religion als über etwas Veraltetes, Atavistisches, allenfalls noch gut für Frauen und Kinder, glaubte hinwegsehen zu dürfen, sind vorüber. Wer nimmt heute eigentlich noch den materialistischen Monismus ernst, der um die Jahrhundertwende herum der offizielle Religionsersatz der Intellektuellen gewesen war? Wie schnell sind doch die Rollen vertauscht worden! Heute ist er es ja, der es sich gefallen lassen muß, belächelt und bewitzelt zu werden. Was aber reden wir da von Krisis, wo doch die religiösen Werte an der Börse der öffentlichen Meinung ganz gut stehen?

Nun, etwas stimmt bei dieser Sachlage doch nicht. Und zwar sehen wir den wunden Punkt darin, daß wohl viel über Religion gesprochen, viel allgemeines Interesse für religiöse Fragen, besonders weltanschaulicher Natur, an den Tag gelegt wird — es aber an der deutlichen, klaren Form fehlt, in die hinein das neuerwachte Interesse sich ergießen kann. Damit ist aber die Gefahr groß, daß es beim bloßen religiösen Dilettantentum bleibt, statt daß es zu wirklicher Frömmigkeit kommt, die den ganzen Menschen ergreift.

Alles innere Streben und Verlangen ist nun einmal an Objekte gebunden, insofern es in Aktion tritt. So gibt es zunächst keinen Eros, ohne daß nicht zuvor ein Gegenstand gegeben sei, auf den hin er sich richten kann. Darum ist es auch durchaus falsch, vom Eros so im allgemeinen als einer seelischen Leidenschaft zu sprechen, ohne diese Objektbeziehung im Auge zu halten. Dabei ist es ziemlich gleichgültig, ob wir diese Bindung mehr im Sinne einer symbolischen Übertragung oder realen Beziehung verstehen. Die Wahrheit liegt zweifellos im Zusammenfallen, in der Einheit beider Möglichkeiten.

Genau so verhält es sich nun auch mit dem religiösen Empfinden. Auch dieses gibt es nur insofern, als es sich auf ein Objekt hin richten kann, noch richtiger, als es sich von einem Objekt (Gott) angesprochen weiß. Es ist darum auch durchaus verkehrt, so viel Aufhebens vom religiösen Gefühl zu machen oder gar noch Religionspsychologie zu treiben. Ist schon auf dem Gebiete des Eroslebens die einseitige Be-

tonung der subjektiven Beziehung der Ausdruck innerer Unfruchtbarkeit (Narzißmus), wie viel mehr erst auf dem Gebiete der Religion.

Diese Objektgebundenheit, bildhafter gesprochen: dieses Angesprochensein von der Seite Gottes her, findet nun — zumal Gott dem Menschen für gewöhnlich nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar gegeben ist — seinen adäquaten Ausdruck in der Beugung unter gewisse sakrale Größen, z. B. unter die Kirche mit ihrem Dogma, Kultur und ihrer Kirchenzucht, oder unter die Bibel als das Wort Gottes. Wie könnte es auch anders sein, als daß den Ausdrucksformen des wirklich religiösen ein gewisser eherner, starrer, autoritärer, durch und durch legitimer Charakter innewohnte? Persönlichkeit und Zeitstimmung können nur insofern zunächst in Frage kommen, als sie Objekte Gottes sind. Darum wird es auch in echter Religion, die nicht nur religiöser Narzißmus ist, immer um Gehorsam, um Hingabe der Persönlichkeit gehen, was am besten garantiert ist im Rahmen einer institutionellen Kirche.

Aber sind das nicht ungeheuerliche, unmögliche Zumutungen für uns heutige Menschen? Ja, das ist es eben; und das meinten wir, als wir doch von einer Krisis sprechen mußten, in der wir uns hinsichtlich unserer modernen Religiosität drin befinden. Denn was bedeuten in praktischer Hinsicht jene Zumutungen anderes, als eben katholisch oder protestantisch (allerdings in altprotestantischem, reformatorischen Sinne) zu werden oder uns einer anderen institutionellen Kirche aktiv anzuschließen? Darum geht es zweifellos; um die aktive Teilnahme, um die konkrete Zugehörigkeit. Daß wir endlich einmal aus unserer intellektuellen Zuschauerhaltung heraustreten und uns irgendwo hinstellen. Oder, um mit Spengler zu reden (der zu solchem Schlusse allerdings aus anderen Prämissen gelangt): daß wir das Gesangbuch in die Hand nehmen und in die Kirche gehen. Wir könnten ebenso gut fortfahren: daß wir wieder einmal die Bibel aufschlagen (wir müssen dazu durchaus nicht warten, bis wir einmal im Gefängnis gelandet sind! — wie mir einst ein Bekannter sagte). Auch das könnte uns nichts schaden, wenn wir uns in die Hauptschriften der Reformatoren vertieften oder in die Werke der Kirchenväter. Weiter wäre dringend zu wünschen, wenigstens für den Gebildeten, einiges Wissen hinsichtlich des Entstehens von Kultur und Dogma innerhalb der christlichen Kirche; damit endlich einmal die mannigfachen Vorurteile, die in dieser Beziehung herrschen, zum Verschwinden gebracht werden könnten. Auch etwas mehr Verständnis und Auf-

geschlossenheit gegenüber der orthodoxen Kirche und Frömmigkeit, gerade in unsern besonderen Verhältnissen hier, dürfte angebracht sein. Was für herrliche Dokumente sind uns in dieser Hinsicht aus den Kreisen der exilierten Russen in den letzten Jahren geschenkt worden! — Aber eben, die Hauptsache ist und bleibt, daß wir wieder „das Gesangbuch in die Hand nehmen und in die Kirche gehen", nicht nur Steuern zahlen. Und noch etwas sei nicht vergessen: daß wir wieder beten lernten, vor allem beten lernten im Zusammenhang mit der Kirche.

Aber sind wir zu all dem noch fähig? In dieser Frage tritt noch einmal der Ernst der Krisis hervor, von der wir ausgegangen sind. Wie fremd ist uns doch die Bibel als Ganzes geworden! Wir können nicht mehr in ihr das Wort Gottes sehen wie frühere Geschlechter. Sie zerfällt nur zu sehr in einzelne Teile, die ganz verschieden in ihrem Wert sind. Oder das Gesangbuch — wie wenig Lieder darin sprechen uns wirklich an! Und unsere Kirchenräume — wie nüchtern und banal zumeist! Von den Predigten wollen wir überhaupt schweigen. Und was fangen wir mit dem Dogma an? Können wir es anders als höchstens im Sinne des Mythus hinnehmen? — Kurzum, beim besten Willen Schwierigkeiten über Schwierigkeiten. Wie schön ist es doch dagegen, sich in die zeitlose Mystik eines Laotse und Eckehart zu versenken (wobei wir bei letzterem allerdings übersehen, daß er Angehöriger eines Mönchsordens mit einer strengen Zucht und täglich religiösem Training gewesen ist)! Oder von einem neuen Mythus und dritten Reich zu träumen, wo alle diese intellektuellen und ästhetischen Schwierigkeiten nicht mehr sein werden!

Wie gut verstehen wir das alles! Aber es bleibt doch dabei, daß es innerhalb des Religiösen gerade auf den konkreten Zusammenhang mit einer konkreten religiösen Institution ankommt. Anderes ausgedrückt: Religiösität ohne Kirchlichkeit ist immer eine Scheidung, insofern sie letztlich doch immer wieder nur im Ich drin stecken bleibt. Gerade das Sich-Einfügen in zunächst uns wenig genehme Formen und fremde Gedankeninhalte ist zweifellos eine größere Garantie wirklichen religiösen Ernstes und Ergriffenseins als der Rückzug auf den subjektiven Seelengrund.

Damit möchte ich die wichtige Bedeutung des persönlichen, subjektiven Moments im Religiösen, wie auch im übrigen Leben durchaus nicht verkannt haben. Richtig verstanden kann und darf es ja auch letztlich keinen absoluten Gegensatz zwischen Objekt und Subjekt geben. Denn zweifellos will das Objektive vom Subjekt in Freiheit

erfaßt werden, und andererseits kann das Subjektive auch nur wachsen und Frucht bringen, wenn es ins Objektive hineinwächst.

So möchten wir denn auch nicht mißverstanden werden. Unsere in die Augen springende Betonung des objektiven Glaubens und der objektiven, konkreten Kirche muß darum sein, weil unsere Zeit zu sehr in subjektive Religiosität verstrickt ist. Es hat wiederum Zeiten gegeben, wo gerade das Gegenteil notwendig war, z. B. die Reformationszeit. Das Ideal wäre zweifellos eine gleichmäßige Verbindung beider Elemente, wie sie uns vor allem im Hl. Franz entgegentritt. Aber zunächst brauchen wir auf protestantischer Seite noch eine längere Zeit wohl eine Überbetonung der objektiven Wesensseite. Nur so wird es möglich sein, daß das neuerwachte religiöse Interesse nicht vorzeitig wieder verflacht und verebbt und vor allem uns nicht in eine faule Romantik hineinführt.

Jazz

Von Arthur Rundt[1])

Der Jazz ist nicht rein negerisch, er ist auch nicht rein amerikanisch. Der Jazz ist negro-amerikanisch.

Der Jazz ist der Freudenausbruch des schwarzen Mannes über seinen Aufstieg, über die Freiheit, die Amerika ihm wiedergab.

Zu Hause in Afrika hatte er nichts, was dem Jazz vergleichbar wäre. Der afrikanische Bambula ist noch nicht Jazz. Er liegt auf dem Wege zum Jazz, ist Station, Vorstufe.

Der Bambula gehört zur internationalen Vetterschaft des Jazz, zu der James A. Rogers den indischen Kriegstanz rechnet, den irischen Jig, den Kosakentanz, den spanischen Fandango, die Maxixe Brasiliens, den Wirbeltanz der Derwische, den Hulla-Hulla der Südsee, den Bauchtanz des Orients, die französische Carmagnole und den Zigeunertanz.

Sie alle sind Ausbruch jauchzender Freude, sie alle enthalten Elemente des Jazz.

Der Neger der amerikanischen Sklaverei sang zur schweren Arbeit einen müden Sang. Keinen freudlosen, denn der schwarze Mann in Ketten träumte von einer besseren Welt im Jenseits.

[1]) Aus: „Amerika ist anders" (1927); — mit freundlicher Genehmigung des Volksverbandes der Bücherfreunde (Wegweiser Verlag) Berlin—Wien.

Schon das frühe geistliche Lied des Negers zeigt seltsamen, sonst nirgends gekannten Rhythmus und ebenso seltsamen, ebenso ungekannten Wechsel der Rhythmen:

Der Herr hat Daniel befreit,
Daniel befreit,
Warum nicht jeden Mann?
Er befreite Daniel aus der Löwengrube,
Jonas aus dem Walfischbauch
Und die Judenmänner aus dem Feuerofen —
Warum nicht jeden Mann?
Die Sonne will nicht schein'n,
Die Sterne löschen alle aus —
Herr Jesus, oh, sei mein.
Der Wind bläst von Ost, der Wind bläst von West,
Er bläst wie am Tag des Gerichts und dann
Wird jede arme Seel', die nie gebetet hat,
Froh sein, wenn sie beten kann.

James Weldon Johnson, ein farbiger Musikforscher, zeigt den Unterschied zwischen dem geistlichen und dem weltlichen Negerlied auf, indem er den musikalischen Rhythmus aus den Körperbewegungen des Singenden ablieſt. Das geistliche Lied bewege nur — und zwar subtil und weich — den Kopf und den Körper des Sängers; erst das weltliche Lied setze auch Fuß und Hand in Funktion.

Das Ende der Sklaverei gab Händen und Füßen die Freiheit. Sie drücken Heiterkeit und Lebensfreude aus, sie schlugen, aus der Fessel gelöst, den Takt zum neuen Lied.

Den Mississippi hinauf und hinunter zogen von Kneipe zu Kneipe schwarze Klavierspieler. Sie saßen, sorglos den Kopf hintüber geneigt, am Instrument, die Zigarre im Mundwinkel, und hieben die schwarzen und die weißen Tasten, von begeisterten Hörern angefeuert, reichlich mit Whisky traktiert.

Das war der Anfang.

Bald gab das Klavier nicht genug her, eine Kuhglocke wurde hereingeholt, eine Autohupe, Küchengeräte, ein Dinnergong. Die Kneipe war ein elendes, armseliges Loch, aber der Raum barst vor Glückseligkeit: in allen, allen raste die Freude.

Der Neger W. C. Handy schrieb den Memphis-Blues, die erste klassische Jazznummer.

Jasbo Brown sang und tanzte sie in einem Negerkabarett von Chicago. Das trunkene Auditorium heulte: „Mehr, Jasbo! Mehr, Jas! Mehr, Jas!"

Der weltbeherrschende Name war geboren.

Shelton Brooks erfand den „Hundeschritt". Jasbo nahm ihn auf, kreierte den „Texas-Tommy", und schon sind wir mittendrin in toller Verrenkungsakrobatik, in der trillernden und schlenkernden Fußarbeit, die keine Rasse der Welt dem schwarzen Manne nachmacht.

Zum Klavier kam Geige und Baß, das Zapfinstrument, vor allem Schlagzeug.

Auf die Trompete, deren Ton viel zu gepflegt, viel zu sauber klang, wurde ein Derbyhut gehängt, eine Blechbüchse gestülpt.

Ein europäischer Sonderling, der deutsche Instrumentenmacher Baumgartner, hatte vor 20 Jahren ein Ding konstruiert, das Kreisch- und Quietschlöne von sich gab, hohe und tiefe, nach den Griffen auf einer komplizierten Tastatur. Das Ding war das Saxophon. Baumgartner ist tot, — er starb Hungers — verlacht wegen der unwarscheinlichen Behauptung, das Saxophon sei ein Musikinstrument. Jetzt wurde es hervorgeholt, ausgestaltet, kam zu Ehren.

James Weldon Johnson führt in bewundernswerter Klarheit seine Analyse fort: beim weltlichen Sang gebe der Fuß den einfachen Rhythmus an, den, der am Anfang zu herrschen scheine; die Bewegung der Hände male das Tonmuster in den Takt: aber das Blut des Negers spiele, jongliere mit Takt und Muster, es sei nicht immer alles auf den Bruchteil der Sekunde allright, das Ohr des Hörers werde von Zeit zu Zeit durch minutiöse Ungenauigkeit verwirrt, im Takt, im Muster und schließlich sogar in Höhe und Länge des Tons: kaum ist durch Nachlaufen und Einholen wieder Ordnung geschaffen und das Ohr beschwichtigt, so beginne das aufreizende Spiel von vorn: und überdies gäbe es ständigen Wettstreit zwischen Hand und Fuß und Führung, bald herrsche der Takt, bald herrsche das Muster.

„Der Neger nennt das," so erklärt Johnson, und ich sehe ihn dazu still überlegen lächeln, „der Neger nennt es stop time", die Bücher haben dafür kein besseres Wort als „Synkope" gefunden.

Harlem, New Yorks Negerviertel, ist die Hochburg des Jazz. Dort zeigt bisweilen am hellen Tag an einer Straßenecke ein schwarzer Fratz von fünf, sechs Jahren, zu seinem und der herumstehenden Zuschauer Vergnügen, meisterlich den Tanz der Zeit. Ein unentdeckter, ein unbezahlter Künstler.

Und nachts tanzt Harlem in seinen Kellerkabaretts den Jazz auf seine Art, von der auch New York nichts oder ganz wenig weiß.

Ein weiter, niedriger Raum. In der Mitte das längliche Viereck

des roh gehobellen Tanzbodens. Niemand achtet auf die Produktion der Schautänzer.

Aber wenn am Ende ihrer Nummer das Licht abgedreht wird und nur noch ein Scheinwerfer die Tanzfläche abwechselnd rot, gelb, blau färbt, dann treibt hier der hackende Rhythmus ein Spiel, das es sonst nirgends auf der Welt gibt.

Die Tische ringsherum, an denen Gingerale und schwarzer Kaffee getrunken wird, leeren sich bei den ersten Tönen der Band. Alles tanzt. Hundert, zweihundert Paare drängen sich auf dem engen Raum, ineinandergekrallt, schiebend, ruckend, zustoßend, frei von aller Scham, Verzückung offen in den Gesichtern. Ein Massenakt, unvorstellbar eindeutig.

Das ist ganz unafrikanisch.

Das ist die animalische Freiheit, die der Neger, im tosenden Dschungel der Weltstadt gelandet, sich kühn herausnimmt. Die ihm niemand verwehrt.

Das ist, in Reinkultur und unverfälscht, der negro-amerikanische Jazz: der Rhythmus Amerikas im Blute des farbigen Mannes gespiegelt.

Das ist der Jazz der 135. Straße.

Auf dem Wege von hier bis zum Broadway, bis zu den Vierzigerstraßen, wird er zivilisiert, hergerichtet.

Die Entfernung der beiden Lärmviertel ist größer als die 90 Straßenblocks vermuten lassen.

Die Matadore vom Broadway studieren eifrig in Harlems Kellerkneipen. Sie stehlen nicht. Sie exponieren die musikalisch-schöpferische Provinz ihres Gehirns dem Geräusch von Harlem und schreiben dann zu Hause zwischen die fünf Linien den kontrapunktisch einwandfreien, raffinierten Schlager.

Die letzte Abart des Jazz, die Harlem der Welt serviert hat, ist der Charleston, der allerwildeste Knick- und Schlenkertanz, der Tanz, der nicht getanzt, der geturnt wird.

Fritz Kreisler hatte als erster einen Jazz in sein Programm aufgenommen, spielte ihn auf einer großen Tournee, die nach den Weststaaten führte und dann über den Stillen Ozean nach Japan.

Dann sang Eva Gautier in Eolian Hall einen Niggersong zwischen zwei Liedern von Hindemith und Milhaud.

Dann schrieb George Gershwin seine „Raphsodie in Blue", auf Jazzmotive aufgebaut, Paul Whiteman dirigierte die Rhapsodie und

zog später mit ihr durch alle Großstädte des Kontinents. Der Jazz ist allgegenwärtig.

In Amerika ist bereits seit ein paar Jahren der Kreis der Jazzinteressenten organisiert; zu ihm gehören die Verleger, die Fabrikanten der Jazzinstrumente, die Gesellschaften, die Jazzbands zusammenstellen, die Besitzer der Tanzsäle, die Grammophonplattenhändler, die Radioleute.

Von Zeit zu Zeit steigt in ihnen alle die Furcht auf, der Jazz sei nur eine Mode, eines Tages werde es mit ihm zu Ende sein. Dann glauben sie, es müsse ihnen etwas einfallen, und sie arrangieren irgend eine Aktion, um das Leben des Jazz zu prolongieren.

Aber diese Organisation der Jazzinteressenten nimmt sich zu wichtig. Sie schreibt es zu Unrecht ihren Einfällen, ihren Aktionen zu, daß der Jazz stirbt.

Der Jazz ist — mit und ohne Aktionen — in der Welt. Und er wird — mit und ohne Aktionen — noch lange mit unverminderter suggestiver Kraft auf uns einhämmern.

Rundschau

VIII. Deutscher Ferienhochschulkurs in Hermannstadt vom 1.—10. September 1927. Vergleicht man diesen Sommer mit dem vorangegangenen, so wird man finden, daß die verschiedenen politischen Ereignisse, die in eine Zeit fielen, wo sonst schon Ferien waren, die Stimmung sehr wesentlich beeinflußten und in vielen Kreisen die Sehnsucht nach neuen Ereignissen und Abwechslung herabminderten. Als dieser Hochschulkurs begann, schien es, als sei die Teilnahme nicht so rege wie sonst, und als sei die Lustlosigkeit der allgemeinen Atmosphäre im Lande auch bis in diese Veranstaltung hinein zu spüren. Diese Stimmung war aber bald verschwunden, das Thema des VIII. Hochschulkurses hieß: „Fragen der Kunst und Kulturphilosophie" und schloß in gewissem Sinne an den Hochschulkurs des Vorjahres, dessen Hauptgegenstand die Volkskunst war, an. Diesmal aber ging die Fragestellung viel tiefer in das Allgemein-Menschliche. Die grundsätzlichen Themen überwogen durchaus. Von dem ursprünglich kundgegebenen Programm mußte infolge unvorhergesehener Schwierigkeiten etwas abgestrichen werden. So wurde die Vorlesung des deutschen Gesandten Gerhard von Mutius über Staat und Volkstum, in diesem Zusammenhang, abgesagt. Der Reichskunstwart Dr. Edwin Redslob-Berlin war am Erscheinen verhindert und so entfiel seine Vorlesung über die „Grundzüge der heutigen Kunstentwicklung und die geistesgeschichtliche Entwicklung der deutschen Gartenkunst".

Ungeachtet dieser Absagen blieb noch ein außerordentlich reicher Inhalt des Ferienhochschulkurses übrig. Die Frage, welche von den mehrstündigen Vorlesungen in den Mittelpunkt des Kurses gestellt war, werden kaum alle in gleicher Weise beantworten, weil das Interesse der Besucher durchaus nicht nach derselben Richtung geht, und weil es wenig Sinn hat, voneinander verschiedene Gedankengebäude und Behandlungen gestellter verschiedener Fragen gleichsam dem Range nach gegeneinander abzuwägen. Eine Stellungnahme hat also notwendig etwas Subjektives.

Ein in sich abgeschlossenes Ganzes, das in kurzer, gedrängter Form in sechs Stunden aufgebaut wurde, war die Vorlesung von Prof. Dr. Eduard Spranger über Kulturphilosophie. Wer einmal darüber nachgedacht hat, wie unendliche Verzweigungen das Problem der Kultur hat, und durch welch weite Gebiete die Fragestellung vorstoßen muß, um bis zu den letzten grundlegenden und entscheidenden Problemen zu kommen, der wird ermessen können, daß diese Vorlesung des bekannten Kulturphilosophen sich mit den allerlebendigsten Problemen auseinandersetzen mußte, und das ganze Leben in seine Problemstellung einbeziehen mußte. Spranger verstand es meisterhaft, mit dieser, in Anbetracht der kurzen Zeit, enorm schweren Aufgabe fertig zu werden. Es gelang ihm, den Begriff der Kultur als einen Komplex von Sinngebilden aufzuzeigen, deren Gesetzlichkeit die Handlungen der Menschen entscheidend bestimmt, die aber einander widerstreiten und erst durch diesen Widerstreit vom Menschen eine Rangordnung der sein Leben bestimmenden Werte verlangen. Besonders klar kam die Tragik dieses ewigen Widerstreites der Unvereinbarkeit geltender Werte zum Ausdruck, die einerseits dazu führt, daß die einzelnen Gebiete der menschlichen Kultur auseinander streben und den inneren Zusammenhang miteinander verlieren, andererseits aber von dem Menschen die Entscheidung für den höchsten Wert fordern. Der Vortragende führte aus, wie das menschliche Handeln immer an historische Voraussetzungen anknüpfen müsse, und wie daher die Notwendigkeit bestehe, beim Suchen eines neuen Weges zuerst zu wissen, wo man eigentlich steht. Es ist in anderer Form derselbe Gedanke wie das „Erkenne Dich selbst". Für den einzelnen sind sehr viele Entscheidungen schon getroffen, wenn er geistig erwacht, weil die Kultur und die kollektive Moral schon getroffene Entscheidungen enthalten, die nicht auf einmal umzustoßen sind. Trotzdem aber ist dem einzelnen die Freiheit gegeben, sich für den höheren oder den niedereren Wert zu entscheiden, und er ist nicht nur dazu bestimmt, den Ablauf der Geschichte als ein Fatum anzusehen, sondern er trägt selber Verantwortung. Dann zeigte Spranger, welchen Weg das geistige Leben des Abendlandes seit der Reformation gegangen ist und welche Züge es jetzt trägt. Der Vortrag klang aus in den Ruf nach einer neuen organischen Kultur, die wirklich ungebrochen von den tiefsten Kräften unserer Seele durchdrungen ist, und von dem Ruf nach einem neuen sittlichen Ethos, aus dem allein eine neue Kultur geboren werden kann.

Spranger las auch eine einstündige Vorlesung über die Kulturaufgabe des Erziehers. Was man an ihm, abgesehen von dem ungeheueren Gedankenreichtum seines Vortrages bewundern mußte, war die wohlgefügte Ausführung der Gedanken in einer wissenschaftlich sehr hochstehenden und doch überaus verständlichen Form. Man müßte die einschlägigen Werke kulturphilosophischer Art besser kennen als ich, um sagen zu können, welche Gedankengänge für Spranger ganz eigentümlich sind. Ich möchte sagen, daß er einer der hochstehendsten, durchaus deutschen Kultur-

philosophen ist und daß er, was ich für sehr natürlich halte, mit manchen anderen deutschen Meistern seines Gebietes auf dem gleichen Boden steht.

Eine sechsstündige Vorlesung über den deutschen Lebens- und Bildungsgedanken hielt Prof. Dr. Eugen Kühnemann aus Breslau, und eine dreistündige Vorlesung über Kierkegaard, Tolstoj und Nietzsche als religiöse Menschen. In der Hauptvorlesung zeigte Kühnemann das Wesen und das Ringen des deutschen Geistes an großen Männern der deutschen Geistesgeschichte, u. a. an Winkelmann, Herder, Lessing, Klopstock, Schiller, Kant und Goethe... In der zweiten Vorlesung zeichnete er die Persönlichkeit und die Religiosität erst des Dänen Kierkegaard, dann des großen russischen Dichters Tolstoj und schließlich des so vielfach unverstandenen deutschen Philosophen Nietzsche. Gerade diese Vorlesungen in ihrer ungeheuren Lebendigkeit sind am wenigsten in kurzen Worten so zu zeichnen, daß man sich irgend eine klare Vorstellung von dem Gedankengang und der Methode machen könnte. Es ist eine große Gabe Kühnemanns, sich in das Wesen der Persönlichkeit, die er darstellen will, tief einzufühlen und mit ihr gleichsam mitzuleben und aus diesen Zusammenhängen heraus ein lebendiges Bild von ihr zu zeichnen, das oft unbedingt notwendig ist, um die Werke und die Haltung dieser Persönlichkeit im Leben zu begreifen. Das gilt besonders für die drei letzten Gestalten. Die Vorlesungen Kühnemanns werden aber dadurch, daß er sich bemüht, jeden einzelnen der großen Geister voll zu erfassen und in seinen wesentlichen Zügen zur Darstellung zu bringen, nicht zusammenhangslos. Er hat zugleich mit den Bildern, die er von den Persönlichkeiten entwarf, auch große allgemeine Fragen gestellt und Antworten gegeben, diese nicht nur an die Persönlichkeiten gebunden sind. Es sind Fragen um den Sinn des Lebens, die in stets veränderter Form oder Gestalt wiederkehren. In allen seinen Gestalten zeigt Kühnemann das Ringen um diesen Sinn mit seinen Spannungen, mit seinen Zweifeln und schließlich mit der Gewißheit im Letzten und Tiefsten, das, so will es scheinen, schließlich doch für alle gemeinsam gilt.

Am letzten Tag der Kurse hielt Kühnemann, der schon fünfmal als sogenannter Austauschprofessor in Amerika weilte, vor einem außerordentlich zahlreichen Auditorium einen Vortrag über das Thema „Deutschland und Amerika". Sehr viel sprach er dabei von den Deutschen Amerikas, von dem wertvollen und unheilvollen geistigen Erbe, das sie aus der alten Heimat in die neue mitgenommen haben. Er zeigte den verschiedenen Lebensrhythmus und die durch Geschichte und allgemeine Lage bedingte Verschiedenheit des reichsdeutschen und amerikanischen Lebens. Dieser Vortrag war nicht ein restloses Verneigen vor dem Amerikanertum, als dem Inbegriff des zukünftigen Menschen.

Professor Dr. Adam Wrede aus Köln behandelte in einer sechsstündigen Vorlesung mit Lichtbildern altrheinische Kunst und Kultur.

Professor Dr. Richard Müller-Freienfels von der staatlichen Hochschule für Musik in Berlin las über die „Psychologie der Künste" und berührte die Gebiete der Musik, der Dichtkunst und der bildenden Künste. Er zeigte, wie tief eigentlich die Kräfte, die künstlerisches Schaffen und Erleben ermöglichen, der menschlichen Natur eingewurzelt sind, und wie aus diesen instinktiven, oft unbewußten Trieben heraus die Kunst, gebunden an die verschiedenartigsten Lebensäußerungen und in engem inneren Zusammenhang mit den religiösen Anschauungen, lebendig wird. Er wies auf die große Verwandtschaft zwischen Musik und Dichtkunst hin und zeigte, daß

die innere Verständigung von Mensch zu Mensch den Weg meist nicht nur über das Wort allein nimmt, sondern ebenso durch Rhythmus, Klangfarbe usw., also durchaus in einer Weise, die man von innen heraus begreifen muß, ohne dafür vorgebildet zu sein. Dann führte er an vielfältigen Beispielen aus, daß die Kunst der einzelnen Völker aufs engste mit dem geistigen Leben dieser Völker zusammenhängt und daß ein Verständnis der Kunsteigenart in ihrem vollen Wert erst aus der Kenntnis des geistigen Wesens eines Volkes erwachsen kann.

Dozent Dr. Alfred Bäumler aus Dresden las sechsstündig über Kunst und Religion. Er ging von der ägyptischen Kunst aus und erklärte, wie die religiösen Vorstellungen dieser ersten großen Kulturepoche, von der wir wissen, in der Kunst mit ihren starren und schweren Gestalten einer betonten Körperlichkeit Ausdruck gefunden hat. Dann zeigte er die weitere Entwicklung, die die klassische Antike gebracht hat, und kam schließlich zur Behandlung des romanischen und gotischen Stiles. Er zeigte sich seiner schweren Aufgabe durchaus gewachsen. Besonders die Vorlesung über den romanischen Stil war eine glänzende Leistung.

Neben den bisher genannten Vortragenden aus dem Deutschem Reich kam im Rahmen des eigentlichen Kurses auch Erwin Reisner mit einer dreistündigen Vorlesung über Geschichte, Mythos und Gemeinschaft zu Wort. Die Reisnerschen Gedankengänge, zu denen als erste Position der paradiesische Urzustand, dann der Abfall oder Sündenfall gehört, sind eine Absage an viele Auffassungen über das Leben, seinen Wert, seinen Inhalt und seine Ziele. Reisner hat die Eigenart, die Probleme auf Alternativen zuzuspitzen und von bestreitbaren Voraussetzungen in einer äußerst streng deduktiven Weise Schlüsse zu ziehen, die sehr vieles verneinen.

Weitere Veranstaltungen neben dem eigentlichen Kursprogramm waren die Vorträge von Dr. Ernst Seraphim über das Thema „Zarenwillkür und roter Terror" und über „Das Deutschtum der Balten". Seraphim ist selber Balte und hat es verstanden, zugleich mit der so sympathischen Darstellung seines persönlichen Schicksals, das Krieg und Revolution erst im Zarenreich und dann unter roter Herrschaft über ihn brachten, auch ein reichhaltiges Bild allgemeiner Zustände und des Charakters des russischen Volkes zu geben. Schließlich sprach unser Landsmann Dr. Rudolf Schuller, Klausenburg, über den politischen Einfluß der Deutschen unter den Arpaden in Ungarn und die Einwanderung der Siebenbürger Sachsen.

Veranstaltungen, die wohl auch zum Ereignis des Hochschulkurses gehören, sind ein Klavierabend von Luise Gmeiner, eine Darbietung geistlicher und eine weltlicher Abendmusik durch den Heinrich Schütz-Kreis (Motettenchor deutscher Studenten, Heidelberg), der sich mit der Pflege alter deutscher Musik eine sehr hohe Aufgabe gestellt hat, die er meisterhaft löst. Zu nennen ist noch der Orgelabend von Prof. Fritz Heitmann, Berlin.

Rückschauend auf den Inhalt dieser 10 Septembertage, kann man sagen, daß jeder Suchende ungeheuer viel finden konnte, daß sowohl die Vorlesungen, als auch die musikalischen Vorträge auf einer Höhe standen, die man dankbar anerkennen soll.

Dr. Ewald Sindel

Dilettanten-Theater. Wir liegen zu weit ab von den westlichen Theaterstädten, um jemals ihren unmittelbaren Einfluß zu spüren. Die auf der Bühne zum Ausdruck gelangende geistige Bewegung der Zeit dringt nicht zu uns. Ihrer literarischen Fassung erst, dem Buch, kann sich der einzelne nähern. Aber hier fällt das Er-

regende und Anschauliche des Ereignisses fort. Theater wird so nur mittelbar empfunden und dazu sind sehr wenige fähig — die Gemeinschaft nie. Vor der offenen Szene aber wird diese mitgerissen, schafft ungewollt selbst am Spiel, wird verführt zum Geistigen oder Ungeistigen, je nach ihrer, der Stücke und der Spieler Art.

Die Wandertruppen, die unser Gebiet bereisen, können die notwendige Verbindung zum Theater nur für kurz herstellen. Das verpflichtet sie zu einer besonders strengen Auffassung ihrer Aufgabe, über die in dieser Zeitschrift schon gesprochen worden ist.

Wir haben außer ihnen, die doch von vielen Zufälligkeiten abhängen, noch eine Möglichkeit Theater zu schaffen und es ganz in die Volksgemeinschaft einzuschmelzen: durch Dilettantentruppen aus unserer Mitte. Der Hermannstädter deutsche Theaterverein hat den Anfang zu solcher Spielbelebung gemacht.

Es wäre verfehlt, wenn die Dilettanten sich bemühten, bedeutende schauspielerische Leistungen zu erzielen oder verloren an kleinstädtische Vereinsseligkeiten sich am Gegenteil begnügten und nur eine Unterhaltungsbande für etliche Bekannte sein wollten. Bei uns soll eine Dilettantengesellschaft künstlerisches Gut vermitteln. Der Mittler selbst ist nicht so wichtig wie das Vermittelte. Fühlen sich die Dilettanten als Diener des Dichtwerks, das sie andern zubringen, so ist ihre Einstellung recht, wenn dazu noch Lust am Spiel und Erfolg die nötige Atmosphäre zur Darbietung schaffen. Wenn aber nur diese Lust bestimmt, wird auch die Atmosphäre des Spiels bloß nach dem Puder der Eitelkeit riechen, der allerdings zu jedem Theater wie die Szene selbst gehört, ein Ensemble aber noch nicht aufstellt. Ein bestimmtes Maß von Begabung muß jeder Spieler mitbringen — nicht zu viel, denn sonst erhebt er sich aus der Mitte der übrigen und gefährdet Einklang und Einheit, wenn ihn nicht ein überlegener Spielleiter in den Schranken hält.

Spielt eine solche Truppe nur in den Städten, wird ihr Spielplan von den westlichen Bühnen bestimmt werden können. Man wird dann die besten Stücke, die Anrecht auf Beachtung zu haben scheinen (hier gibt es noch keine Gewißheiten) wählen und von Zeit zu Zeit ein älteres Stück. In diesem Falle handelt es sich um rein örtliche Vereine, die nicht wandern. Aber die größere Aufgabe ist bei den anderen Truppen — und solche streben wir an! — die jung sind, aufs Land hinaus und unmittelbar ins Volk wirken wollen. Bei solchen Truppen wird der Geist der Wandervogel-Spielgemeinschaften aufleben müssen, doch nicht in einseitiger auf das Volksspiel gerichteter Ausschließlichkeiten. Das Volksspiel ist nur am nötigsten, nötig ist auch die andere Kunst. Jene Spielgemeinschaften streben die Befruchtung des deutschen Theaters durch das Volk und Volksspiel an. Wir müssen aus der Dichtung sprechen und zu ihr bekehren. Deshalb ist die Nachahmung der deutschen Spielgemeinschaften ein Unding für unsere Verhältnisse. Unsere Dilettantentruppen müssen auch dies und mehr wollen, denn sie sollen in Stadt und Land spielen.

Ein festes Programm kann keiner Truppe vorgezeichnet werden. Für bäuerliche Spieler und Hörer eignet sich nicht dasselbe wie für städtische.

Ein Unding wäre es aber auch, wollte man einen festen Spielplan für eine solche Truppe aufstellen, die ja bisher nur noch im Wunsch besteht. Kleine Stücke dem Umfange nach, schwer an dichterischem Gehalt, also zuerst doch wohl Volksspiele aus dem mittelalterlichen Erbe, werden am geeignetsten sein, dann die vielen Einakter, kleinen Dramen und Lustspiele aus der bewußten Dichtung bis auf den heutigen Tag, schließlich die Spiele, die von Spielgemeinschaften da und dort in

Deutschland herausgegeben werden. Auf keinen Fall aber genügen die Stücke, die auf den Dorfbühnen oft gespielt werden: lächerliche, von Schulmeistern verfaßte Szenen vaterländischen Inhalts, die wie Vereinsreden wirken.

Das naive Spiel verlangt einen bestimmten Stoff, der es erst rechtfertigt. Der Stoff muß aber dazu fähig sein, das heißt, er muß entstofflicht, Dichtung sein.

Diese Bemerkungen sind kein Grundriß, nicht einmal ein unanfechtbares Programm für unser Laienspiel, sie möchten aber auf das Thema weisen, zu dem die Diskussion zu eröffnen ihr Preis sein möge.

Unsere Zeitungen und der Ferienhochschulkurs. Die sächsischen Schriftleiter haben meistens ein Gefühl für die Tragweite politischer und wirtschaftlicher Äußerungen, die sie an die Öffentlichkeit bringen. Ob sie den Nagel dabei auf den Kopf treffen, kommt auf ihren Kopf an. Sie fühlen sich zumindest als verantwortliche Verwalter der Volksbelange und bemühen sich dem zu entsprechen.

Geistige Ereignisse dagegen werden dem Zufall überlassen, selbst dann, wenn deren Auswirkungen nationale Bedeutung haben. In den Zeitungsstuben regiert ein Hinterwäldlertum, das kulturelle Fragen anscheinend für Luxus und nicht für tief auf Bestand und Gedeihen eines Volkes einwirkende Größen ansieht. Das krasseste Beispiel bietet das S.-D. Tageblatt, das noch immer keinen Schriftleiter für Kunst angestellt hat, obwohl es das Geld dazu hat.

Durch die Hermannstädter Ferienhochschulkurse wird alljährlich ein Fluß geistiger Bewegung in unser Volk geleitet. Die Zeitungen bemerken die unerwünschte Störung entweder gar nicht, — so brachte das Tageblatt zwar Abdrücke von einzelnen Vorträgen, aber keinen zusammenfassenden Bericht — oder in der Art der Kronstädter Zeitung, die ein sinnloses Referat (18. Sept.) veröffentlicht. Eine Probe daraus genügt:

> „Dr. Alfred Bäumler ... hatte das Thema: Kunst und Religion. Ich will auch aus seinen Vorträgen eine kleine Kostprobe geben. Er sprach u. a. von der Entwicklung der Gothik (mit h natürlich). Wir hören von der Vergeistigung des Körpers, und vom beseelten Raum. Von Ruhe in der Bewegung und von Bewegung in der Ruhe. Er nennt die Gothik die „Sinnlichkeit des Nordens". Der hochstrebende Dom ist für ihn eine „spirituelle Steigerung des geistigen Ausdrucks im Bau". Er entmaterialisiert den Raum. „Die Kunst der Verneinung aller leiblichen Gestalt" ist die Musik. In dieser Kunst wirkt Bach gothisch."

So wird ein außerordentliches Ereignis „besprochen"! Der Referent S. N.-B. mag entschuldigt sein, er versteht es nicht besser. Weshalb aber nimmt die Zeitung einen so blühenden Unsinn an? Wir haben genug Leute, die für kulturelle Berichterstattung geeignet sind.

Das Geschwätz in den Leitartikeln über unsere Kultur zeigt bei solchen Vorfällen eine famose Kehrseite und reckt sie Gelehrten, darunter einem Eduard Spranger, entgegen, die unsretwegen nach Siebenbürgen kamen. Nicht zu zwei Spalten vernünftiger Berichterstattung konnten sich die führenden Blätter aufraffen!

Der Hauptschriftleiter der Kronstädter Zeitung verteidigte neulich in seinem Blatt die sächsische Presse. Nun man sehe einmal nach, wie die baltischen und sudetendeutschen Blätter eine geistige Verantwortung erfüllen, wie sie ihre Ferienhochschulkurse in mehreren Fortsetzungen von Leuten besprechen lassen, die ihrer Aufgabe gewachsen sind. Wenn aber die Regierung die Kurse verböte, wie würden da unsere Zeitungen

über den kulturellen Schaden zettern, den wir erleiden müßten, wir dankbaren Beschenkten!

Ich möchte neben Dr. Alfred Bäumler nicht stehen, wenn er den Bericht über seine Vorträge zu lesen kriegt. Mir ginge es blutrot in die Wangen, daß ich Kronstädter bin.

Zur Pfarrerfrage. Die Diskussion über die Pfarrerkrise hat zu einigen grundlegenden Aufsätzen geführt. Alfred Pomarius verriet im Augustheft des Klingsor („Die ethische Krise unseres Volkes") die tiefste Einsicht in das Problem. Pomarius hat dort auch meine Äußerungen über diesen Gegenstand einer Korrektur und Begründung unterzogen, der ich widerspruchslos Raum gab, weil ich sie billigte. Angesichts seiner Feststellungen erscheint die Darstellung von Hermann Klöß („Der sächs. Pfarrer und das sächs. Volk", S.-D. Tageblatt 23. Sept.) unzulänglich und veraltert (auch Diskussionen haben ihre Entwicklung). Wenn Klöß gewisse Maßnahmen der kirchlichen Oberleitung, die das Einflußgebiet des Pfarrers einengen, als Ursache dafür nennt, daß unser Volk durch die Unzufriedenenbewegung aufgewiegelt ist, wird man verblüfft fragen, ob jene Maßnahmen den Pfarrern das Handeln und Reden verboten haben. Gewiß hat eine Verringerung des Machtumfanges der Pfarrer eine Erschwerung ihrer politischen Führerarbeit zur Folge. Eine Erschwerung der geistigen Führerschaft aber kann aus solchen äußerlichen Maßnahmen nicht entstehen, wenn die Führer geeignet sind. Nun umfaßt das Amt unserer Pfarrer sicherlich eine Vermischung geistiger und politischer Aufgaben, die nach außen gar nicht getrennt werden können, und braucht gewisse äußerliche Stützen, aber die Berechtigung empfängt auch dieser Mischberuf von der geistigen Eignung seines Trägers, die vorhanden sein muß und durch keine Organisation gewährleistet werden kann. Eher ist schon eine Bevormundung und Behinderung des Pfarrers denkbar durch den Geist, der die Organisation durchzieht. Diesen Geist empfinden auch wir als unzulänglich, soweit es sich um seine wichtigsten Belange handelt, um die religiösen. Hier ist sicherlich wennauch nicht jeder, so doch der heutige kirchliche Zentralismus schädlich.

Klöß meint an mehreren Stellen, Bauern und Pfarrer seien eine Einheit. Das sollen sie jedenfalls sein und wenn die Pfarrer es so empfinden, ist es sicherlich gut. Die Bauern tun es nicht mehr. Darüber gibt es leider keine Täuschung. Ebenso wenig vermag ich Klöß, der da zu stark pro domo spricht, zustimmen, wenn er behauptet „Wären die Pfarrer wirklich noch die Führer, so stände alles klar und gut bei uns". Ja, wenn es eben noch Pfarrer wären, die sich ihre Stellung und den geistigen Inhalt, der sie trägt, wahren können — dann ja. Aber ich lasse mir nun einmal nicht ausreden, daß der Kopf für seine Glieder verantwortlich ist und auch dafür, wenn er gestutzt wird.

Was unsere Krise ausmacht, ist zum Teil die religiöse Krise der Zeit. Es wäre ungerecht, sie den Pfarrern zur Last zu legen. Aber die Pfarrer dürfen auch nicht außerhalb dieser seelischen Zeitfrage stehen und allein in der nackten Organisation den Grund für ihre Machtlosigkeit suchen. Der liegt näher an und in ihnen.

All dies sagt gar nichts gegen die außerordentliche Wichtigkeit des Pfarrerstandes bei uns, dem man die größte Autorität wünschen muß. Schematisch aber läßt sich diese nicht verleihen.

Ich weiß nicht, ob Klöß der Meinung ist, daß der Pfarrer auch über das Dorf hinaus Führer sein soll und im Dorfe in der früheren Art. Ich halte eine solche

Meinung für eine unzulängliche Pfarrhausromantik. Schon meine Generation hat durch Pfarrer keinen bleibenden Eindruck für das Leben empfangen, und nun gar die heute hochwachsenden neuen Stände, die sich um unseren Handel und unsere Industrie schließen, an deren Einschmelzung ins Volksganze noch sehr wenig gedacht wird.

Ob aus diesen lebens- und zeitgeschaffenen Ständen nicht auch unsere neuen geistigen Führer für die Städte entstehen, sei nur als Frage hingestellt. Für Kronstadt, wo auf allen Gebieten die sächsische Landeskirche nichts als eine Organisation ist und selbst die Professoren nur als Einzelpersonen kraft ihrer besonderen Eignung, nicht ihres Standes wegen, eine Rolle spielen können, ist eine solche Entwicklung schon Tatsache.

Heinrich Zillich

Neue Bücher und Schriften

J. Babel. Budjonnys Reiterarmee. Malik-Verlag, Berlin. Diese Novellenreihe aus dem russischen Revolutionsfeldzug gegen Polen, Schilderungen von Episoden und Gestalten aus der bolschewistischen Reiterei, erwecken durch die zeitliche Nähe der Ereignisse zuerst stoffliches Interesse. Die Darstellungsweise packt aber nach kurzer Lektüre schon tiefer und gibt den Geruch und Atem jener wilden Tage wirklich wieder.

Helene Stöcker. Liebe. Roman. Verlag der neuen Generation, Berlin-Nikolassee. Das Liebesleben — dieser naturwissenschaftliche Ausdruck paßt für das Buch — eines triebgesunden Mädchens, das bewußt weiblich ununterbrochen über sich selbst reflektiert, wird hier mit psychologischer Wirklichkeitstreue aufgezeichnet. Der Dienst, der damit der Frauenemanzipation geleistet wird, mag nun welche Beurteilung immer finden, — ich bin überzeugt, daß in gewissen reichsdeutschen Kreisen dieses Buch der ausgesprochenen Selbstverständlichkeiten offenbarend wirkt — Kunst aber gedeiht nicht in solcher Sphäre. Soll dies ein Roman sein und keine Aufklärungsschrift, so müßte weniger Feststellung und mehr Leben darin sein: eine Sammlung von Gefühlsmitteilungen ist noch keine Epik.

Olav Duun. Die Juwikinger. Per Anders und sein Geschlecht. Rütten & Loening-Verlag, Frankfurt a. M. 1927. — Liest man diesen großen Roman nach dem besprochenen, so öffnet sich über den dort zusammengehefteten Nichtigkeiten die Wahrheit des Lebens selbst. Wie ist in diesem norwegischen Bauernbuch das Schicksal in Wort und Handlung gefahren! Der Norden hat uns in der letzten Zeit bedeutende Dichtungen geschenkt, aber selbst Sigrid Undset verblaßt vor Olav Duun. Eine Bauernwelt, mythisch und erdhaft, wie schon in Knut Hamsuns „Segen der Erde", findet hier Gestaltung. Das oft vor großen Werken empfundene Gefühl der Sprachlosigkeit stellt sich nach der Lektüre ein. Es ist das Gefühl, daß jede Mitteilung über den Roman viel zu belanglos ist, um gesagt zu werden. So tiefe Einblicke wie die Olav Duuns in die Seele des Volkes, das Baum und Wiese in anderer Form zu sein scheint, können in einem Referate nicht wiedergegeben werden. — Nur der Dichter ist zu merken und zu verehren: Olav Duun.

Die Vergessenen. Hundert deutsche Gedichte aus dem 17. und 18. Jahrhundert, ausgewählt von Heinrich Fischer. Paul Cassirer-Verlag, Berlin 1926. — Die Auswahl bringt viel wertvolles lyrisches Gut wieder an die Öffentlichkeit. Manches

darunter war wohl nicht „vergessen", wie besonders Günthers Gedichte, neben denen man noch andere schönere abgedruckt sehen möchte. Die Auswahl selbst, die auch von pazifistischen Gesichtspunkten bestimmt wurde, was ihrer dichterischen Wirkung eine sittliche anschließen soll, ist das Bekenntnis des Herausgebers und kann es nicht anders sein. Das in einem veredelten Sinne Zufällige jeder Auswahl ist hier ebenso fühlbar, ohne den Wert der Arbeit zu schmälern, wie in der von einem größeren Geiste — von Rudolf Borchardt — besorgten Auswahl deutscher Lyrik (Ewiger Vorrat deutscher Poesie, Verlag der Bremer Presse, München), wo gerade die einseitige, anfechtbare Entscheidung Reiz gewährt. Allerdings wird damit vom Gesamtwerk der Blick auf den Herausgeber gerichtet und nur das einzelne ausgewählte Gedicht in seiner Losgelöstheit vom Zweck der Ausgabe bleibt stehen. Wie klein wird dann daran wieder die erste Betrachtung! Dies letztere aber ist der Sinn der Anthologien.

Anthologie jüngster Lyrik. Herausgegeben von Willi R. Fehse und Klaus Mann. Gebrüder Enoch-Verlag, Hamburg. — Die Anthologien der expressionistischen Lyrik hatten zwingenden Atem, da war wirklich jüngste Lyrik gesammelt, weil die ausgewählten Gedichte zueinander gehörten, weil durch all ihre Unzulänglichkeit die Zeit durchschrie, überträchtig an Gesichten, Trieben und Zielen — hier, in der Anthologie irgendwelcher Leute, vom dilettantischen Sohn eines berühmten Vaters zusammengesucht, bleibt nur die Unzulänglichkeit. Der Vorzug, zwanzig Jahre alt zu sein und zufällig zu dichten, ist noch kein Grund, auch die jüngste Lyrik zu verkörpern. Mag damit auch eine neue Generation zu sprechen anheben, so wird doch nur ihre Sprache verführen können. Aber hier — welche Alltäglichkeit! Und wieviel guter Willen und wie wenig Erfüllung und Versprechen; — es weht einen an aus diesen Gedichten wie aus dem unterernährten Bürgertum des Krieges. Damals liefen diese Dichter in die Schule. Ihre Unzulänglichkeit mag vielleicht damals schrecklich verursacht worden sein. Kein Grund, ihre Kunst zu pardonnieren. Gäbe es nicht andere Lyriker in Deutschland, es stünde trostlos um die deutsche Dichtung. Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

Im vorigen Heft blieb unter der Bildbeilage versehentlich der Name des Künstlers ungenannt. Die Federzeichnung ist von Josef Strobach.

In diesem Hefte veröffentlichen wir ein Gedicht Jakob Haringers, eines Nachfahren Hölderlins und Georg Heyms, dessen Gedichte wir noch eingehend besprechen werden. Auch können wir die Veröffentlichung mehrerer seiner Gedichte für eins der nächsten Hefte ankündigen.

Druckfehlerberichtigung. Im Septemberheft Seite 347 in der 9. Zeile des Gedichtes anstatt „knarrten" lies „harrten".

Veranstaltungen unserer Geschäftsstelle
unter Leitung von G. Ongyerth

7. Oktober: Sinfoniekonzert des Orchesters der Czernowitzer Grenzjäger (50 Mann). Dirigent Romulus Millea.

8. Oktober: Klavierkonzert Imanuel Bernfeld.

13. Oktober: Klavierabend Ilonka Weiß.

Alle Veranstaltungen in Kronstadt.

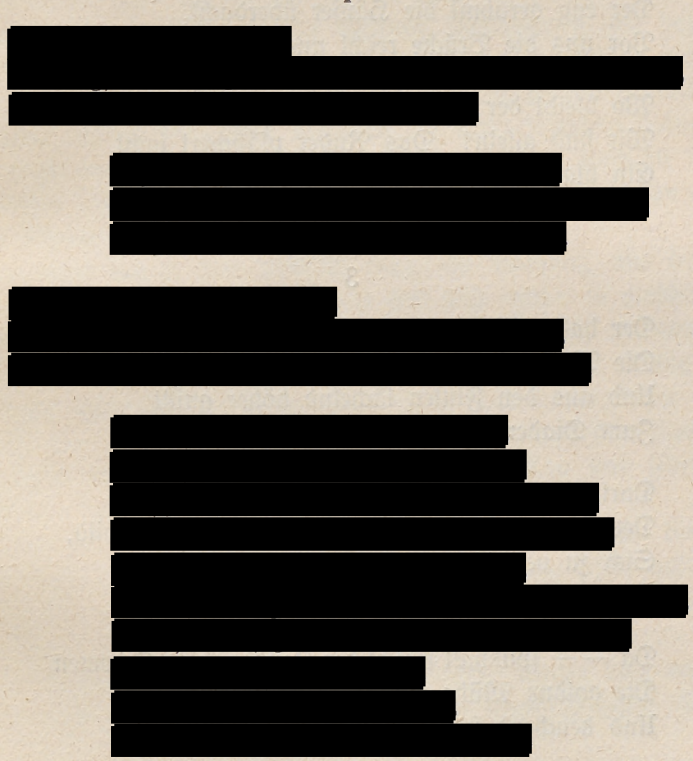
Verantw. Schriftleiter: **Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov)**, Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
4 JAHR NOVEMBER 1927 HEFT 11

Venedig

Von Egon Hajek

1





Hans Eder, Bildnis des Stadtpfarrers Dr. V. Glondys (Im Besitze des Herrn G. v. Bömches)

[redacted]

Der Brand

Novelle von Heinrich Zillich

Im letzten Tageslicht fuhren sie heim, zur Stadt hinaus, die wie aus Nebeln hinter ihnen rauschte. Dann war bald kein Laut mehr rundum als das Schreien der Krähen, einförmig über die Wegmasten hin, und das Hufegeklapper. Ein Dunst strich aus den Äckern und war wie ein Teller leicht erhoben über der Erde, löste sich leicht, hing hier und dort und vermischte sich dem Dampf aus den Pferdemäulern. An einigen Weiden, durch die der Wind blies und wieder erlosch, rollte der Wagen vorüber, an einer Bauernhütte, deren Türe schwarz offen stand, und da fühlten sie, wie auch die Umschau sich dunkler verengte, von fernher ein Ton andrang, weitgezogen und hastig.

„Der Zug!" meinte die Frau und der Mann antwortete nicht. Auf seinen Lippen war feuchte Kälte. Er schauerte zusammen und fühlte zugleich, wie es sein Weib berührte. In ihren Mänteln drängten sie sich enger aneinander, während der Kutscher auf dem Bock die Peitsche schnalzen ließ in raschem Aufschrecken. Der Nebel tastete ihn an aus den Wiesen und den Pferdemäulern.

Vornaus lag es nun weißlich grau, ein Vorhang, aus dem lang und verrenkt manchmal ein Baum trat und immer in gleichförmiger Regelmäßigkeit die Telegrafenstangen, als führten sie in einen Wald hinein, der laubberaubt ins Vergehen schwoll, wo es milchig flutete. Seltener strich das Schreien der Krähen über sie weg. Ein Hundegebell heulte an und brach ab. Das Weißgrau in der Runde war gleichsam das letzte Echo aller Laute, als sei Ton und Farbe eins und nur dem Menschen im Tage verschieden.

Doch wie nun in feuchter Bekümmernis ihr Schweigen den Reim zum Versinken der Welt abgab, klangen wieder die Pferdehufe lauter, der Kutscher auf dem Bock hob witternd den Kopf und spürte am Zügelwiderstand, daß sich die Ohren der Gäule nach vorne steiften. Und hinten sah der Herr aus den schlaftrüben Augen und wußte jählings, daß ihn schon vorhin ein Schauer angefaßt hatte. Da sagte die Frau: „Es riecht irgend etwas".

Er glaubte es nicht, doch ihr bleiches Haar unter der Hutkrempe erschien ihm alt und alt war auch er und trostlos die Stunde und wer wußte, was hochstieg zur Zeit. Dann klopften wieder silbern die Hufe. Ins Grau des Nebels trat ein Schimmer; der war blaß und

sie dachten an nichts, als sie ihn sahen. Er färbte sich dunkler von Hufschlag zu Hufschlag. Ehe das rechte Pferd stutzte, war schon der Westen braun. Der Kutscher reckte sich im Sitz und da glühte es rot. Wie aus ungeheuerer Laterne leuchtete es vor ihren sechs Augen und war nicht zu erfassen in den weitausflutenden Rändern.

„Es brennt!" sagte die Frau.

Sie wußten es zudritt.

„Gib ihnen die Peitsche", meinte der Mann. Da knallte es schon. Die Weidenbesen traten nahe dem Wege und fingen lauter an zu sausen, auch pfiff der Nebel und ihr Herz schlug hinein.

Keiner aber traute sich zu fragen, wo es sein mochte. Der Mann zog den Handschuh aus und feuchtete den Finger mit der Zunge an, hob ihn empor zu fühlen, ob der Wind blies. Und senkte die Hand wieder und sagte nun:

„Wenn die Scheune brennt, greift es über auf die Schuppen".

Es fuhr ihnen wie Stahl ins Blut. Er setzte hinzu: „Brennt das Wohnhaus, ist die Ernte gesichert. — Gib ihnen die Peitsche!"

Die Kutsche ruckte an. Die Pferde liefen mit erhobenen Köpfen.

„Mein Gott!" rief die Frau, dann verstummte sie und sah nur den Westhimmel, der röter nebelte.

„Und ist es die Scheune", keuchte der Mann, „ist die Ernte hin, aber keine Gefahr für Berta. Gib ihnen die Peitsche!" Er stand plötzlich auf und griff über den Bock in die Zügel.

„Ja, Herr!" stöhnte der Kutscher und ließ die Riemen nicht los. Der Wagen schleuderte bis an den Straßenrand. Die Hufe klangen anders als vorhin, in einfacherem Takt und hastiger.

„Halt fest!" schrie der Herr.

„Ja, Herr!"

„Was meinst du, wo brennt es?"

Der Kutscher griff weiter in die Zügel.

„Gib ihnen die Peitsche!"

„Nein!" ächzte der Kutscher und lag hintenüber.

„Gib ihnen!" brüllte der Stehende.

„Nein!"

Die Frau zog ihn zurück. Sie fuhren eine Zeitlang schweigend, bis in die rote Nebelwand ein Zucken trat.

„Da ist die Eiche schon", meinte der Mann und seine Wut war voll Angst. Der Riesenschatten des Baumes lag für einen Augenblick

geisterhaft auf seinem Gesicht. Im roten Dampf vor ihnen fuhren Arme und Glieder empor und ein hartes Knattern von Holz.

„Mein Haus!" sagte der Mann still und sah in jäher Erscheinung die Knechte an der Scheune springen mit Eimern und Äxten. Es schien noch ferne, aber er sah sie träge und fluchte laut auf: „Schneller, Wasser, ihr Hunde, Wasser!" Doch keiner, dünkte es ihn, keiner faßte den Kübel zur rechten Zeit, keiner griff richtig zu.

„Hunde!" stöhnte er und da preßte sich eine Kühle an seine Stirne. Er blickte ruhig um sich und dachte, daß er noch fünf Minuten bis nach Hause habe und nichts erspähen könne. Wohl lägen auch die Knechte recht Hand an und auch ohne ihn ginge alles zu Ende. Wenn nur die Frau nicht so laut wimmerte. Er lachte höhnisch: „So ist sie" und hörte staunend wie sie aufseufzte. Nebel faßte ihn um den Hals wie eine Hand. „Gib ihnen die Peitsche!" schrie er und der Kutscher schlug zu.

Der rechte Gaul stieg und im gleichen Atemzug riß der Dunstschleier entzwei. Da fiel über den Sitzenden der rote Schatten des Pferdes und der dunklere des Kutschers. „Schweig!" schrie er sinnlos und niemand gab Laut von sich als die jagenden Pferde und das Wüten des Brandes, der groß vor ihnen erstand.

„Es brennt bei uns!" sagte die Frau.

„Schweig doch!"

Der Kutscher warf sich wieder nach hinten, um den Wagen anzuhalten. Im Wege standen Gaffer und stoben erst auseinander, als ihnen die Pferdenasen an die Schultern stießen. Sie wandten ihre hellen Gesichter um und etliche zogen die Hüte. Sie riefen laut, zeigten ins Feuer, aus dem ein Funkenstaub in den Himmel flog.

Der Herr sprang aus dem Wagen und dachte nun: Es ist ja bloß das Haus — was ist da groß dabei! Er nahm sich vor, langsam näher zu schreiten, damit ihn niemand klein sehe. Er zog auch den Mantel von den Schultern und sagte noch einmal seinem Weib in die aufgerissenen Augen hinein: „Schweig!" Dann ging er davon und wo einer ihm den Weg versperrte, rief er gebietend: „Platz da!" Doch schon sah er den Vorhof und die Knechte an den Eimern. Er lief plötzlich. Sie arbeiteten rasch und das Feuer zischte unter dem Wasser. Von rechts brüllte das Vieh, das sie aus den Ställen zerrten. Er blieb stehen, nahe dem Brand und keiner trat auf ihn zu. Da hob er das Haupt langsam an den Flamen empor, von der Hitze schmerzhaft bestrahlt, empor bis zu den Dachsimsen, rund denen sich

die Lohe in Wogen aufwälzte. Und wie er darüber hinausblickte in die funkenübersäte Nacht und noch höher, senkrecht hinauf in den Himmel, wo an den enteilenden Nebelwolken Sterne zitterten wie immer, fühlte er seine Haare kühl bewegt für kurz, ehe doppelt schwer die Hitze zurückhauchte. Er wußte zugleich, daß er, trotz aller Beherrschung, den Hut verloren hatte und nun Wind und Feuerschein in seine weißen Haare spielten. Es ist weiß, fuhr es ihm verwehend durch das Hirn: der Himmel darüber und darunter brennt mein Haus.

Er fuhr sich noch einmal durch das Haar, rief nach dem Verwalter und von Wut geschüttelt nach der Feuerwehr. Die Knechte hörten ihn nicht. Die Eimer flogen von Hand zu Hand. Er freute sich dessen und ging mitten durch die keuchenden Männer. Weiber jammerten daneben. Sein Arm schlenkerte hin und her, als striche er sie aus.

Beim weiteren Schreiten glitt ihm der Fuß zur Seite. Er bückte sich mühsam und sah einen Apfel liegen. Der war im Feuer gebraten und hergerollt. Er hob ihn auf. Der Saft floß aus der zerquetschten Frucht. Nahe dem Hause stand der Baum, dem er entstammte. An jedem Aste züngelten Flammen und die Blätter trieben als gerollte Aschenfalter im Lichtschein. Ein Knecht goß mit weitem Schwung Wasser hinauf. Behutsam faßte ihn der Herr an der Schulter und sagte: „Laß es sein — es ist Herbst". Und trug den Apfel weiter in der Hand um das Haus.

Ein Schrei schlug durch die Rufe und als er sich wiederholte, war es ihm, als sei alles nebensächlich, was da an Gebrüll der Knechte tobte, nebensächlich auch rechtsher der tiefe Laut der Rinder und vor ihm das einförmige Tosen der Glut. Es hatte „Berta!" gerufen. Und seine Frau war die Ruferin. Er liebte sie dafür. Der Apfel entfiel ihm. War es nur Fruchtsaft, der ihm die Hand noch feuchtete, oder Tränen, die gefallen waren, als er „Herbst" gesagt hatte? Stark fühlte er das Blut in den Adern, aber im Herzen eine große Kälte und rannte in die Knechte hinein, hielt ihnen die erhobenen Arme zurück.

„Wo ist meine Tochter?"

Und schon war auch dies verweht und nur ein Bild blieb, sein Enkel, der klein war wie ein Kornsack und leichter als dieser.

Er schrie den Namen hinaus und es fiel ihm ein, daß da sein Haus verbrannte, alles Papier, Heim und Besitz, doch rechts bei der Scheune, wo das Vieh brüllte, war die Ernte gesichert und so der

Schaden ersetzbar. Weshalb rettete er nicht, weshalb drang er nicht ein in die Stuben? Dieser Gedanke hob ihn klar über seine Verwirrung. Er rannte zur Haustüre und sah dort die Knechte tief im Stufengang den Weg freihalten. Und da war auch sein Blick ohne Verblendung. Er sah, wie sie kämpften und riefen. Er fuhr herum und hinter ihm leuchteten die rotbesprungenen Gesichter der Menge, von den offenen Mündern aufgeklafft und schrien wie rasend und deuteten dem Eingang zu. Wie ein Tropfen stieg es in ihm, aus dem Herzen hinauf ins Hirn. Er griff sich wild an die Brust und stürzte hinein ins Feuer.

Dann war nur Qualm um ihn und rote Leisten unter den Füßen, die Stufenkanten, die im Wiederschein glänzten. Ein Strom von Wasser schlug ihn in die Knie. Als er sich aufraffte, hörte er jemand im Innern des Hauses rufen. Er dachte nach: rechts liegen die Schlafräume, das Badezimmer, die Küche, die Kammern, zur Linken die Wohnstuben und sein Arbeitszimmer. Oben aber im Stock die Stuben seiner Tochter. „Berta!" schrie er entsetzt. Dort hinauf würde er nie finden. Auch war ein großer Flügel, der in seine Augen schlug und rauschte in seinen Ohren, immer nach rechts, wo die Rinder brüllten und die Schlafräume lagen und seine Frau wimmerte, ja im Wagen wimmerte und da schlug der Flügel und ein Hals hob sich daraus. Der streckte den langen Federkopf in den Rachen des Mannes, der sich rechtshin drehte und die Augen zu öffnen versuchte. Und er drehte sich, bis von weit nochmals ein Schrei erscholl. Da fürchtete er sich und schrie selbst, denn dies war der Tod. Er stieß um sich und war plötzlich still: Vor seinen geschlossenen Augen stand etwas Starkes und sagte ein Wort. Es packte ihn am Arm und riß ihn nach einer Seite. Dann traten sie Stufen und ein Lärmen war allseits, daß er erzitterte und die Freiheit erkannte. Von oben, so schien es, fuhr ein Feuer von Kälte in ihn ein, sprengte fast seine Brust und das war Luft.

Er öffnete die Augen und der Anblick des brennenden Hauses überraschte ihn, weil zischende Schlangen in die Glut sprangen. Die Feuerwehr war da. Er vergaß seines Retters und wußte nur, was er zu tun hatte, suchte den Kommandanten und drückte ihm die Hand. Der sah ihn kurz an und ging zur Spritze.

Er fühlte sich unnütz und klein. Seine Frau fiel ihm ein. Schon wollte er sie suchen, aber er dachte seiner beschädigten Kleidung, der schmutzigen Hände und es schien ihm fraglos, daß sie selbst in dieser

Stunde daran Anstoß nehmen werde. Und er hatte kein Wort ihr zu entgegnen, als daß er Bertas wegen ins Haus gestürzt war und dann war Qualm über ihm zusammengeschlagen und ein starker Mann hatte ihn retten müssen. Er selbst war nicht mehr stark.

Er begann wieder müde um das Haus zu schreiten. Den Knechten war er im Wege. Als ihn aber ein Feuerwehrmann aus dem Kreise wies, fuhr er ihn wütend an, er sei der Herr des Hauses.

Dann schritt er weiter und merkte nicht, daß er durch die Menge ging, den Ställen zu, rund um die Scheune, deren Tor geöffnet war. Kühl roch es daraus nach trockenem Korn. Er trat über die Schwelle. Finsternis überflutete ihn. Er stockte, griff machtlos ins Leere und saß gleich darauf auf einem Balken, roch wieder schweigend das Korn, doch beizend hindurch den Rauchgestank aus seinen Kleidern.

Als er nach langer Zeit das Haupt aus den Händen erhob, blinkte ihn ein Lichtschein durch die Türe an und schon fiel er ihm grell ins Gesicht. Er hob sich empor und hörte erstaunte und erlöste Ausrufe, wurde stürmisch umfaßt. Ein Kind schrie. Da sank er wieder zurück, stemmte sich aufs Neue empor. Es stand da inmitten anderer Leute sein Weib und ihre Augen blickten hell im Laternenlicht, daneben jammerte ein ängstliches Bündelchen. Seine Knie erstarrten und fingen dann zu zittern an in Seligkeit. Er zog das Kind an sich, seiner Tochter weg, deren Atem hastig über sein Haar strich, als er sich niederbückte. Er war so verwirrt, daß er nicht wußte, weinte er oder die Frauen. Er setzte sich, nahm das Kind auf den Schoß und redete hin und her:

„Ja, Kinderlein! Du Süßes, du Kleines!"

Mit dem schmutzigen Finger kitzelte er den Kleinen unter dem Kinn. Und betrachtete dann den mageren Hals des Kindes, wie er leise im Schluchzen bebte, fühlte zag über den Nacken, wie er zur Hinterhauptrundung anstieg und in die blonden Haarbürstchen eintauchte. Er schob den noch immer schreienden Mund an seine Brust und sah geradeaus.

„Herr!" sagte der Verwalter, der vor im stand. Er erhob sich sofort, ließ das Kind zu Boden gleiten und sah dem Mann in die Augen.

„Wie ist das Feuer ausgebrochen?" fragte er streng.

Doch die Frau begann zu wimmern und lachte dazwischen. Das Haar fiel bei jedem Wort wild in ihr Antlitz. Sie griff hinein und

zog es mit den Fingern hoch über den Kopf, daß der Laternenschein durch die dünnen Strähnen schimmerte.

„Ach, ich dachte, du seist — du seist —“ rief sie erlöst und ihm ging es entsetzlich durch den Sinn, daß sie ihn für irr gehalten hatte. Sie nahm ein Tuch und wischte ihm das geschwärzte Gesicht. Ein leises Glück hob seine Brust. Er stand aber, rührte kein Glied und sah nur den Verwalter, dessen Kleidung zerfetzt und durchnäßt war. Und in dessen rechtem Arm lag mit geschlossenen Augen seine Tochter. Der Atem fuhr ihr aus dem Munde laut wie vorhin, als er sich zum Kinde geneigt hatte. Er hob die Hand und deutete auf die zwei.

Niemand antwortete. Neben sich fühlte er sein Weib in ihrer Stummheit beben und ihren ängstlichen Blick. Die Tochter hob die Lider von den Augen, die ihn voll ansahen. Da hörte er jeden Ton doppelt laut, von draußen her das Feuergeknatter und die Rufe, zu seinen Füßen das greinende Kind und die gleichen Atemzüge der beiden Verschlungenen.

Plötzlich schrillte die Stimme seiner Frau. Die rief, der Verwalter habe die Tochter gerettet, das Kind und ihn.

„So!“ staunte er.

„Du bist ja wie verrückt ins Haus gestürmt!“ lachte und weinte die Frau, „Und er dir nach. Was fiel dir nur ein!“

Er lächelte und sagte voll Stolz: „Ich wollte Berta und das Kleine retten und da haben Sie —“ setzte er zum Verwalter gewendet leutselig fort, „wohl bemerkt, daß die beiden noch nicht geborgen sind und brachten sie heraus“.

„Nein!“ lachte die Tochter und die Tränen stürzten ihr über die Wangen, „Wir waren schon lange aus dem Haus, ehe du hineinsprangst. O was wolltest du dort! Er hat uns schon lange vorher gerettet. Er hat mich aufgehoben, er —“ Und da überfiel sie nochmals der Schreck. Sie sank in die Knie. „Vater, ich habe Papiere verbrannt und das Tischtuch stand plötzlich in Feuer. Ich schrie. Da kam der Kleine zu mir gelaufen. Und dann brannte der Teppich. Ich goß Wasser darauf. Es sprang weiter und an den Vorhängen hinauf wie Vögel, Vater, wie Vögel. Ich goß Wasser und die Türe war zugesperrt, denn es sollte niemand sehen, daß ich Papiere verbrannte, und der Schlüssel lag im Feuer. Ins Schlafzimmer konnte ich noch laufen und es lief hinter mir. Zur Treppe fand ich nicht mehr“.

Er unterbrach sie: „Was für Papiere hast du verbrannt?“

Sie befreite sich jäh aus dem stützenden Arm und sagte still: „Die Briefe meines Mannes".

„So!" sagte er wieder. Eine Lust kam ihn an, der Tochter über das Haar zu streichen. Aber was verstand er von derlei! Ihm war der Mann immer gut erschienen, auch als die Tochter heimkehrte, den Kleinen an der Hand und beim Mittagessen in der Türe stand. Da hatte er wohl geflucht und sie zurückschicken wollen — aber das ist einige Monate her und nun ist Herbst.

Und plötzlich wandte er sich ab und meinte, indem er den Finger fest auf den Verwalter richtete: „So ist es jetzt dieser!"

Er fürchtete die Augen der Frauen, auch war das alles so nebensächlich, Liebe und Liebschaft. Er sagte barsch: „Platz da!" Dann stockte er an der Schwelle, hob die Achsel leicht und in großem Staunen kam ihm der Brand wieder zum Bewußtsein. Er lief aus der Scheune und starrte auf das Haus.

Die Dachbalken spreizten sich von unten gerötet in den Himmel. Aus den Fenstern schlugen noch Flammen, aber der Vorhof war wenig erhellt und dunkler darauf das Drängen der Menge als vorhin. Auch der Lärm war abgeebbt und hoch überzischt von den Wasserstrahlen. Er lächelte voll Müdigkeit in sich hinein, dachte des Apfels, auf den er getreten hatte und flüsterte: „Herbst — Herbst —"

Ein Baum verbrannt, mein Haus, und die Tochter wieder an den Mann gebracht. — Da lächelte er nochmals, dachte der Ernte. Fuhre um Fuhre wußte er. Gerste und Roggen lagen geworfelt, trocken und aufgespeichert. Darauf ließ sich schlafen, wenn das Bett verbrannt ist.

Im Hofe erblickte er einige seiner Möbel, die die Knechte geborgen hatten. Er wagte nicht zu ihnen heranzutreten und dachte krampfhaft daran, daß jeder Balken des Hauses versichert war. Ja, da war alles in Ordnung. Und was blieb zu tun? Um den Brand war sein Bemühen kläglich gewesen.

Er suchte am Boden, bis er einen Apfel fand, von der Glut gebraten und aufgeplatzt. Auch den hob er auf, dann rief er einen Knecht heran und befahl ihm, seine Angehörigen zu rufen.

Als sie heranschritten, groß die Tochter, das Kind im Arm, mit aufgelösten Zügen und doch gesammelt, daneben die alte Frau, ging ihm ein Schauer durch den Leib.

„Habt ihr dies gesehen?" fragte er und hob ihnen den Apfel entgegen.

„Weint nicht!“ setzte er hinzu, „Die Ernte ist gesichert.“

Sie sahen ihn an, da griff ein mühsames Lächeln durch sein Gesicht: „Na wo habt ihr den Neuen gelassen?“

Die Tochter antwortete ruhig: „Er ist an die Arbeit gegangen.“

Ja, das ist nun eine Arbeit, dachte der Alte beinahe schmunzelnd. Ruhe erfüllte ihn.

„Geht ins Gesindehaus und legt euch schlafen. Es ist keine Gefahr!“

Sie wagten kein Wort zu entgegnen. So gingen sie zudritt, aber als sie in das Haus treten wollten, setzte er sich stumm auf die Bank davor, wo bisher nur seine Knechte gesessen hatten. Schweigend setzten sich auch die andern, rechts und links von ihm, dem Brande gegenüber. Sekunde nach Sekunde verrann, tiefer sanken allmählich die Flammen und einzeln traten die Knechte schon an ihnen vorbei ins Haus, ohne Wort an sie und scheu. Da sank der Kopf der alten Frau auf seine Schultern. In leichtem Abwehren zuckte er zusammen und saß wieder steif, die Last beinahe dankbar tragend.

Er streckte die Linke aus und seine Tochter ergriff sie. „Es ist gut“, sagte er und nun fiel eine Träne darauf.

Vom Brandplatz trat ein Mann zu ihnen herüber, breit und stark.

„Setz dich!“ sagte der Alte und fühlte die Tränen der Tochter versiegen. Er blickte nicht hin und merkte nur am leichten Erschüttern der Bank, daß sich der Verwalter gesetzt hatte. Da löste die Tochter ihre Hand aus seiner schon geöffneten. Er streckte die Linke weiter hinüber und empfing einen starken Druck.

Er lächelte und wandte die Augen nicht vom Brande. Wie aus Fernen kam ihm wieder das Wort: „Die Ernte ist gesichert!“ Und er nickte verzeihend sich selbst, denn die Ernte war immer gesichert gewesen. Er hob die Rechte, die den Apfel umspannt hielt und sagte: „Gib mir den Kleinen.“

Das schlafende Kind hob ihm die Tochter auf den Schoß. Er umfaßte es, blickte darauf nieder und als es die Augen aufschlug, mit den dicken Händen ins Leere griff, setzte er ihm den klebrigen Apfel an die Lippen. Schlafend noch und halb erwacht biß es hinein.

Schweigen

Von Manfred Sturmann

Wozu denn reden — Schweigen ist so gut!
Du bist der Seele kühler Wind,
Du springst, ein Mahner, uns ins Blut,
Bist nie Zerstörer wie es Worte sind.

Nur wenn es schweigt, ist göttlich ein Gesicht,
Das nicht im ersten Sturm vergeht.
Und wortlos ringt sich das Gebet
Aus dunklem Schacht hinauf in goldnes Licht.

Ich möchte wortlos nur Bekenner sein;
Denn redend ich den Sinn vergaß:
Das Schweigen sei der Maße Maß.
Die Schweiger und die Blumen nur sind rein.

Zwischen den Zeiten

Von Bernhard Capesius

Es ist eine bekannte und leicht erklärliche Tatsache, daß wir Siebenbürger Sachsen dazu neigen, unsern geistigen Entwicklungsgang zum Gegenstand der Betrachtung zu machen und auf gewisse verstandesmäßige Formeln zu bringen. Die Übersichtlichkeit und Isoliertheit unserer Verhältnisse, die Parallelität zu und doch Distanz von der Entwicklung im Mutterland schaffen die äußeren, unser nüchternes und zugleich spekulatives Wesen die inneren Vorbedingungen dafür. Daß dadurch freilich allzu rasch und oft lebendiges Werden in totes Sein umgewandelt wird, ist eine beklagenswerte, aber kaum zu umgehende Folge dieser Selbstbesinnung. Eine weitere Gefahr liegt darin, daß man zu leicht von sich und einigen andern, die man gerade näher kennt, auf das Ganze schließt — und falsch schließt. Aber dieser Gefahr beugt wieder die Häufigkeit solcher Betrachtungen und ihre Herkunft von verschiedenen Seiten vor, durch deren Gesamtheit sich dann doch wohl ein halbwegs richtiger „Durchschnitt" machen läßt.

Diese grundsätzlichen Bemerkungen vorangeschickt, sollen hier einige unvorgreifliche Gedanken darüber geäußert werden, inwieweit sich der Geist der Nachkriegszeit in unserm Volk als von dem der Vorkriegszeit unterschieden bemerkbar macht, und zugleich soll die Frage gestreift werden, ob dieser Unterschied eine Scheidung in „Generationen" bedingen dürfte zwischen denen, die schon vor dem Krieg tätigen Anteil an unserm Geistesleben hatten und denen, die erst nachher in diese Tätigkeit hineingewachsen sind. Daß der Standpunkt des Beurteilers hierin notwendig subjektiv sein muß, ist selbstverständliches Einbekenntnis.

In eigentümlicher Weise spiegelt für den allgemeinen oder wenigstens den deutschen Zeitgeist diesen Unterschied zwischen Vor- und Nachkriegszeit Thomas Manns „Zauberberg" wieder. Es ist gesagt worden, daß dieser Roman eine Zusammenfassung des geistigen Bildes der Vorkriegszeit darstelle, indem die damals lebendigen Ideen gewissermaßen filmmäßig — oder auch panoptikumartig — darin verewigt worden seien. Das stimmt wohl, wenn man in erster Linie an die Gespräche Naphtas und Settembrinis in ihrem inhaltlichen und von den Rednern gemeinten Sinne denkt. Aber es ist klar, daß der sich eines anspruchslosen Mediums bedienende Dichter seinerseits diese Gespräche bereits unter einem der Aspekte der Nachkriegszeit — u. zw. dem relativistischen — wertet. Die Gedankengänge Castorps-Manns aber, insbesondere die über die „Zeit" und das „Jenseits von Körper und Geist" sind bereits ausgesprochen nachkriegsmäßig. Sie wären vor Spengler nicht möglich gewesen — wobei freilich betont werden soll, daß sie sehr wohl gleichzeitig mit dem Werden von dessen Buch entstanden sein können. Denn der „Zeitgeist" ist ein Element, in dem wir alle irgendwie „leben und weben und sind", nur daß er in dem einen viel früher produktiv und aktiv erscheint, während sich der andere nur später und rezeptiv seiner bewußt wird. Ich möchte auch meinen, daß etwa die Definition „dynamisch" für den Mynheer Peeperkorn nachkriegsmäßig ist — denn dieser Ausdruck taucht in Ästhetik und Philosophie erst dann so „verheerend" auf.[1])

Zum Relativismus und dem ihm merkwürdiger Weise in mancher Hinsicht verbundenen, obwohl eigentlich gerade entgegengesetzten „Trans-

[1]) Zum Spaß: Könnte jemand angeben und nachweisen, ob das von Mann als Modewort angeführte „verheerend" in Deutschland dies wirklich bereits vor 1914 war? Bei uns ist es meines Wissens erst um 1922 aufgetaucht u. zw. ohne sich durchzusetzen.

zendentalismus" gesellt sich der Drang nach Synthese. Dieser vornehmlich in der Wissenschaft. Mit dem Krieg in Zusammenhang gebracht, hat ihn sehr schön Wilamowitz in seinem 1916 erschienenen Buch über die „Ilias", vorher schon aufgetreten ist er bei Gundolf, zum Sieg geführt (oder zur Mode gemacht) hat ihn Spengler. Es ist wohl kein Irrtum, wenn man die Hauptwesenszüge der expressionistischen Kunst mit diesem „synthetisch" orientierten Nachkriegsgeist in Zusammenhang bringt.

Von dieser Grundlage aus gesehen, erscheint nun der Geist der Nachkriegszeit auch bei uns wesentlich freier, kühner, hemmungsloser, aber auch verantwortungsloser als der frühere. Das zeigt sich nicht nur in der künstlerisch-literarischen Produktion („Ziel" und Weg" — die chronologische Umkehrung der örtlichen Beziehung ist übrigens ein bezeichnendes Entwicklungssymptom!) oder der wachsenden religiösen Bewegung, sondern auch in Wirtschaft und Politik. Daher das Aufblühen, aber auch der Zusammenbruch genossenschaftlicher und privater Geschäftsunternehmungen, daher die größere Konzeption unserer Volkspolitik im großdeutschen und minderheitlichen Sinn, aber auch der Konjunkturenpolitik der Wahlpakte usw., die es in dieser Art früher doch nicht gab.[1]) Daß diesem Geist zum Ausdruck dienende Wort ist gleichfalls freier, beschwingter, bedeutender im Klange, aber oft auch hohler, inhaltsleerer geworden. Wenn der alte „Bund sieb.-sächs. Hochschüler" seine einfachen Satzungen mit ein paar nüchternen Rechten und Pflichten hatte, so gibt der neue „Bund deutscher Akademiker" „Richtlinien" und „Arbeitsprogramme" heraus.[2]) In einem Buch wird von dem „neuerdings beliebten verantwortungslosen Schöngerede" gesprochen und dadurch ein hervorstechendes Merkmal des Nachkriegsgeistes — auch bei uns! — scharf getroffen.

Nun wird öfters — u. zw. besonders von den Jüngern[3]) — gesagt, dieser Unterschied der geistigen Haltung bedinge zugleich eine Scheidung der „Generationen". D. h. in dem Sinne, daß diejenigen,

[1]) Ein bezeichnendes Beispiel: Während dem Vertreter einer älteren Generation der Mediascher Anschlußbeschluß von schwerer „Verantwortung" getragen schien, hatte einer der jüngsten dort Abstimmenden das Gefühl vollkommener „Selbstverständlichkeit".

[2]) Insbesondere dies Wort „arbeiten" scheint an Bedeutungsumfang zu-, an Inhalt und Wert jedoch sehr abgenommen zu haben. Heute „arbeitet" man auch an der Lösung eines Kreuzworträtsels oder an der Verbesserung des Weltrekordes im Halbseitwärtsschwimmen.

[3]) So z. B. im ersten programmatischen Aufsatz des „Klingsor".

die erst nach dem Kriege zu Hochschulstudium und selbständigem geistigen Leben gelangt seien, von den „Früheren" grundsätzlich geschieden seien, daß sich zwischen ihnen eine „Kluft" auftue wie in regelmäßig wiederkehrendem Wechsel zwischen „Alten" und „Jungen". Ich glaube, daß diese Einstellung nicht richtig ist und zwar aus folgenden Gründen: Zunächst einmal ist ja der „neue Geist" auch in Deutschland — bis auf wenige ephemere Erscheinungen in der Literatur — nicht von dem Nachkriegsgeschlecht geschaffen worden, sondern seine Träger waren in der „alten Schule" groß geworden, hatten ihn im Stillen vorbereitet und es ist nur die Wirkung der Kriegserschütterung gewesen, daß sich die Umstellung innerhalb dieser Generation so radikal vollzog. Ebenso sind die Männer bei uns, die bei Kriegsausbruch zwischen 25 und 30 standen, wohl in ihrer Hochschulzeit unter dem Einfluß des positivistischen und exakten Geistes damaliger Wissenschaft gestanden, aber das Bedürfnis nach „anderem" war auch in ihnen schon vorhanden wie etwa in Hans Castorp gegenüber den Belehrungen Settembrinis. Und sie sind nach dem Kriege noch nicht zu alt und zu „fertig" gewesen, um die neue Entwicklung nicht auch in sich aufnehmen zu können. Allerdings ist das „Umlernen" schwieriger als das „Neulernen", und daraus mag sich ein Tempounterschied zwischen ihnen und den Jüngern erklären. Ein Beispiel aus persönlichem Erleben: ich habe in den Vorlesungen, Seminarübungen und bei der Lektüre der Bücher des repräsentativen deutschen Vorkriegsliterarhistorikers Erich Schmidt durchaus das Gefühl des im Innersten Unzulänglichen, Epigonenhaften, Überlebten, seiner Methode gehabt, ohne doch dem darin sich offenbarenden eminenten Fleiß und Scharfsinn meine Achtung versagen zu können. Ich empfinde dagegen die großartig konzipierte und „gestaltete" Darstellung eines Gundolf oder Fritz Strich als starke Bereicherung gerade meines Innern, während ich doch ein leises Gefühl des Unbehagens nicht los werde: „Mit ebenso schönen Worten und gleicher Überzeugungskraft hätte auch das Gegenteil bewiesen werden können". Oder ein anderes: Las ich vor dem Krieg einen wissenschaftlichen oder pädagogisch-fachlichen Aufsatz, so war das Resultat befriedigend, wenn es eine Bereicherung durch irgendwelche positive Kenntnisse brachte; heute ist eine schöne und interessante Darstellung und der Anstoß zu irgend einer ahnenden „Erkenntnis" das, was anlockt und zugleich befriedigt. Auch ist es klar, daß, wie zu allen Zeiten, die „Wirkung in die Ferne", deren der siebenbürgische Intellektuelle, wenn er einmal die Hochschule verlassen, allein teilhaftig zu werden in der

Lage ist, schwächer ist als diejenige, die der Studierende unmittelbar empfängt.

Das Wort hat sich verwandelt: es besitzt keinen festumrissenen begrifflichen „Sinn" mehr, sondern eine transzendentale „Bedeutung". Es ist wieder lebendiger, sinnlicher, unlogischer, daher auch mystischer oder „magischer" geworden, als es früher war.[1]) Nur liegt darin eine große Gefahr: hatten wir, die sich vor dem Krieg ausgesprochen als junge Generation fühlten, der „Phrase" der „Alten" von ihrem „Idealismus", den nüchternen „Idealismus der Tat" entgegengesetzt, so droht neuerdings die Phrase an Stelle des Idealismus einzudringen. Und hierin kann sich unter Umständen in der Tat eine Scheidung der Generationen vollziehen: wenn nämlich die „Jüngeren" es verschmähen, die positiven Werte jener Geisteshaltung vor dem Krieg anzuerkennen und sich zu erwerben (Gundolf sagt: „Die Exaktheit und Reinlichkeit ist selbstverständliche Voraussetzung jeder wissenschaftlichen Beschäftigung") und allein auf jener „Verantwortungslosigkeit" des Nachkriegsgeistes weiterbauen, dann dürfte die „Kluft" entschieden da sein.

Im Jahre 1893 hatte eine „Versammlung junger Männer" in Mediasch, aus der die Führer unserer noch gegenwärtig lebenden „alten" Generation hervorgegangen sind, die „Volksidee" des sächsischen Volkes in der Weise rationalistisch-ethisch unterbaut, daß sie als „die Wacht an der Grenze des ungarischen Staates" erklärt wurde. Im Jahre 1913 hatte ich demgegenüber, wenn auch nicht bewußt, in einem Hebbelvortrag die ästhetisch-ethische Formulierung von der „historisch-tragischen Notwendigkeit unserer Existenz" angewendet. Wenn nun um 1925 die metaphysische Entdeckung der „siebenbürgischen Seele" gemacht wurde, so liegt das zeitlich und inhalllich meiner Auffassung näher als jene Mediascher Definition, wenngleich sich gerade darin eben auch die charakteristische Nachkriegsstimmung mit ihren transzendentalen und synthetischen Neigungen zeigt.

So bin ich geneigt, die Scheide der Generationen nicht zwischen uns und denen zu machen, mit denen wir doch schließlich auch das Kriegserlebnis im Felde als starke Gemeinsamkeit haben, sondern dorthin zu legen, wo junge Leute nach dem Krieg erst überhaupt zu bewußtem Leben erwacht sind. Aber der Relativismus des Nachkriegsgeistes ist auch in mir stark genug, um mich schließlich sagen zu lassen: „Kann sein — kann sein auch nicht".

[1]) In dieser Hinsicht sieht Reisner mit der in seinem Aufsatz über „Die Magie der Sprache" (Klingsor, Jan. 1926) gerade entgegengesetzt gerichteten Anschauung sicher zu schwarz.

Nachbemerkungen

Von Heinrich Zillich

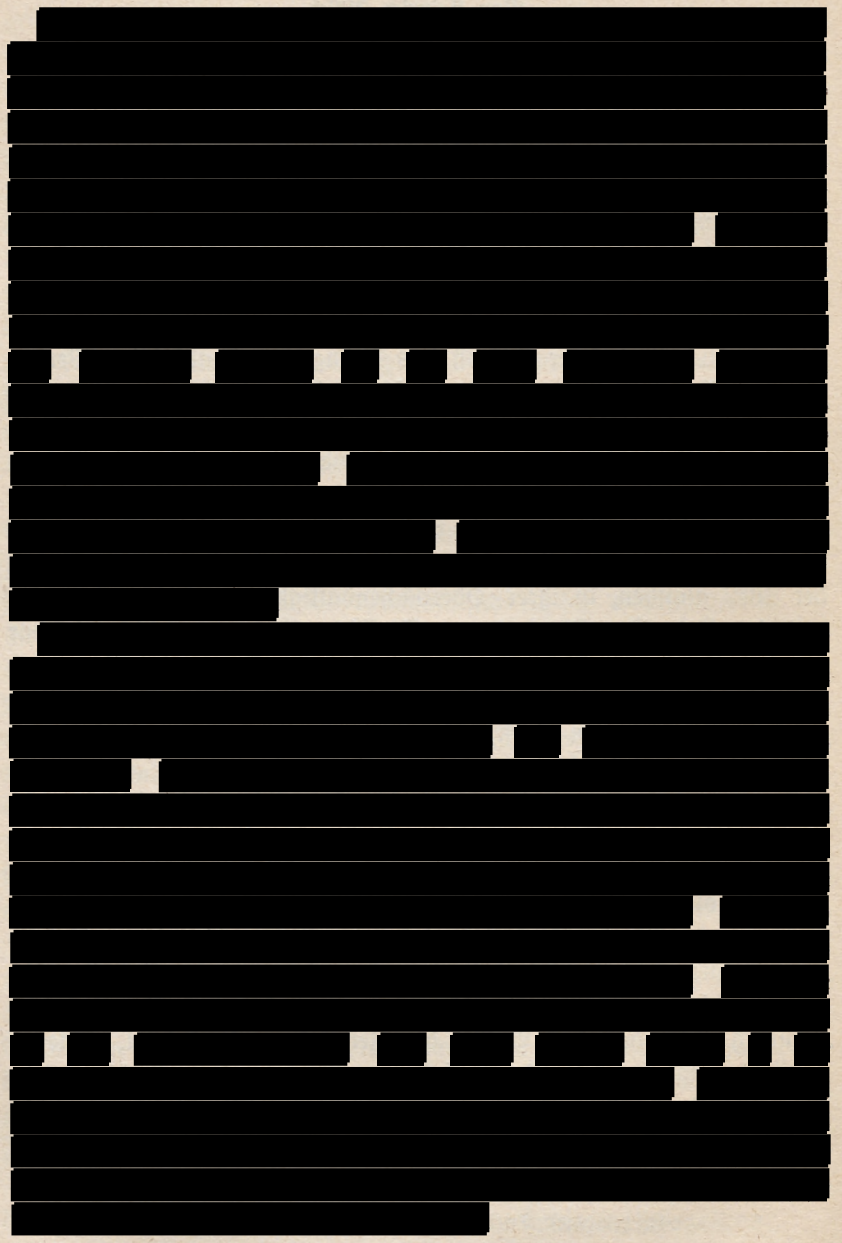
Den Relativismus, der nach Capesius ein Kennzeichen der Nachkriegszeit sein soll, kann ich nicht als deren Inhalt gelten lassen. Außerordentliche Umschwünge der Zeitseele mögen denen, die andere Voraussetzungen kannten, als Unfolgerichtigkeiten und Schwankungen, nicht als Seelenwendungen erscheinen. So ist auch Capesius zu dieser Verkennung gekommen, indem er den Gärzweck mit der Gärung verwechselte. In der Maische schwimmen noch die Treber, die Kelter ist schmutzig von der Weinwerdung, aber dies dient doch dem Weine, der sich dadurch klärt.

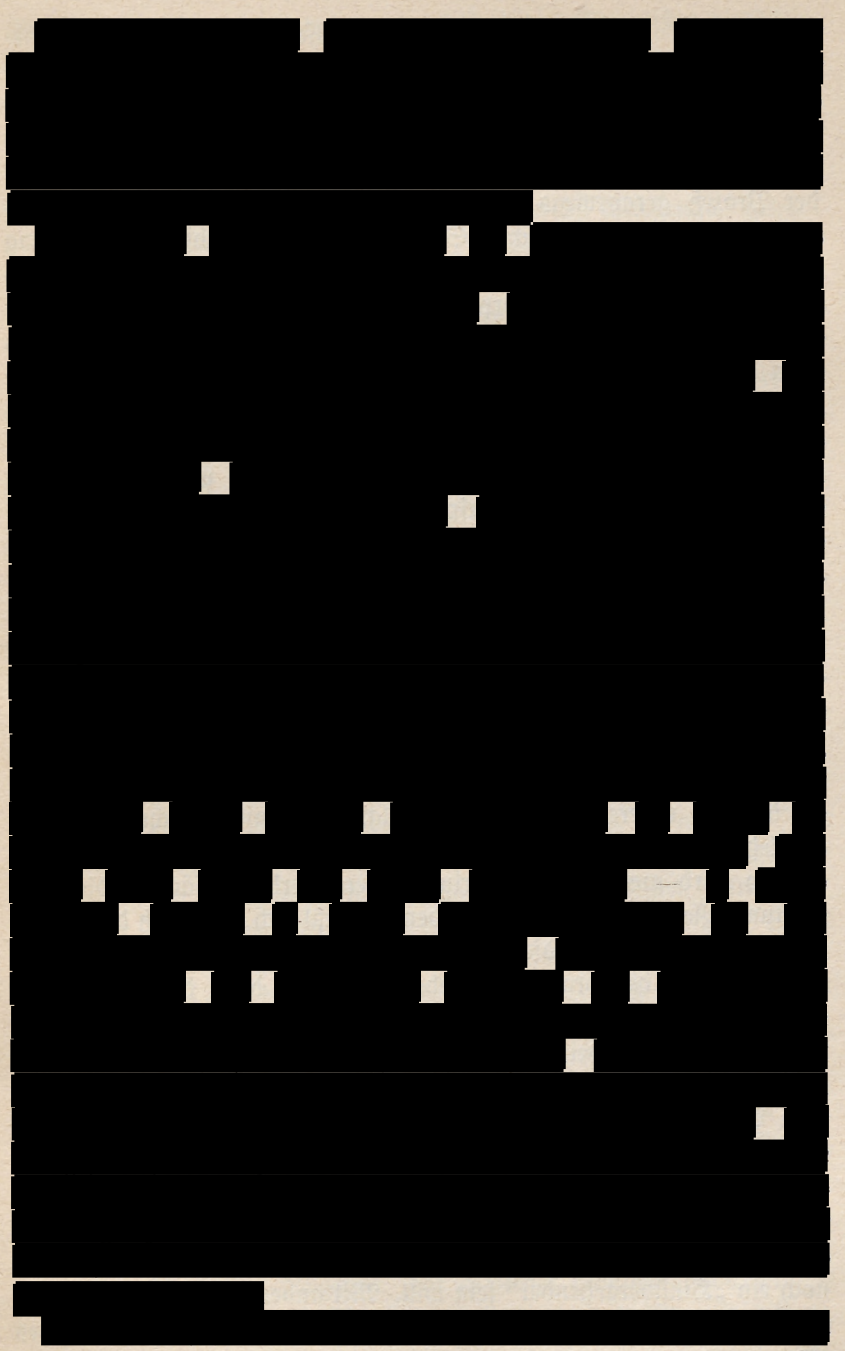
Wesentlich in unserer Zeit ist das Drängen nach absoluten Werten, die ihre Rechtfertigung von einem Urabsoluten herleiten müssen, um geltend zu sein. Die Sehnsucht geht auf eine Erkennung der Welt, sie ist das Sachlichste, was man sich denken kann, denn sie ist dem Sinn zugewandt. Magisch, hintergründig, scheinbar vieldeutig ist eine Zeit, die solchen Ideen dient, weil sie sich an das Stoffliche nicht klammert, während Zeiten, die an die „Tatsachen", an das Außen der Welt glauben, in ihrer Oberflächenhaftigkeit auch scheinbar einheitlicher sind. Der Glauben ans Stoffliche ist immer leichter faßbar als der Trieb ins Bedeutsame, der aber im Kerne einseitiger und absoluter ist, mag er auch in seiner Hingerissenheit dem Materialisten an der Oberfläche zu stark schimmern — wie sollte es auch durch seinen Leib nicht leuchten, wenn das Innere brennt.

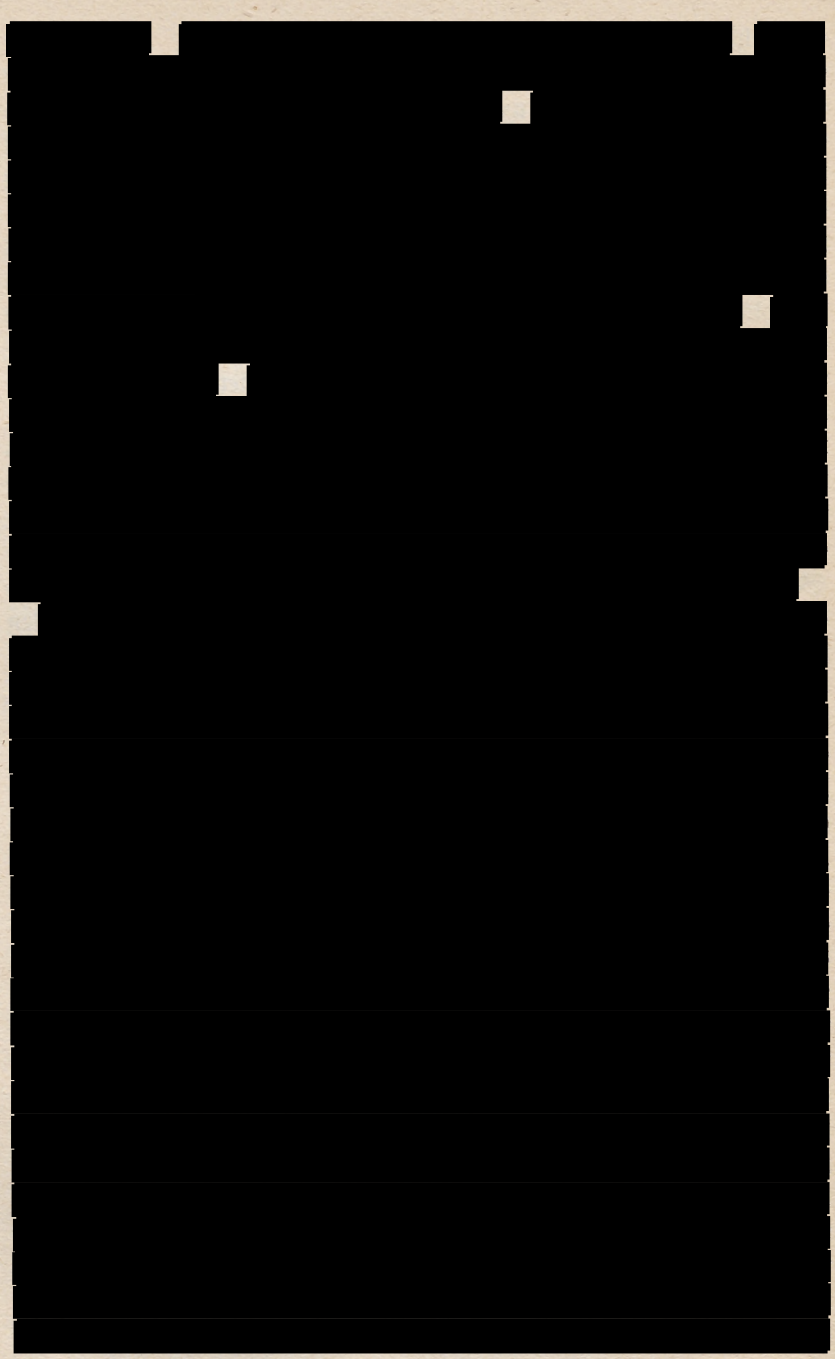
Capesius hat meines Erachtens die äußerliche und nichtssagende Einförmigkeit der Vorkriegszeit — in der es allerdings im Innern zu brodeln begann — in unvergleichbarer Weise an der äußeren, sicherlich vielgestaltigeren, innerlich erfüllteren Gegenwart gewogen. Anscheinende Gleichmäßigkeit dort kann mit dem scheinbaren Relativismus hier nicht verglichen werden, denn jene war der Inhalt, während er sich heute hinter die Oberfläche verschoben hat. Das bedeutet natürlich nicht, daß das Antlitz der Zeit rein und edel sei. Wie es aussieht, zeigt der folgende Aufsatz von Reisner, der allerdings das hier geschilderte Anwachsen eines religiöseren Menschentypus nicht wahrhaben will.

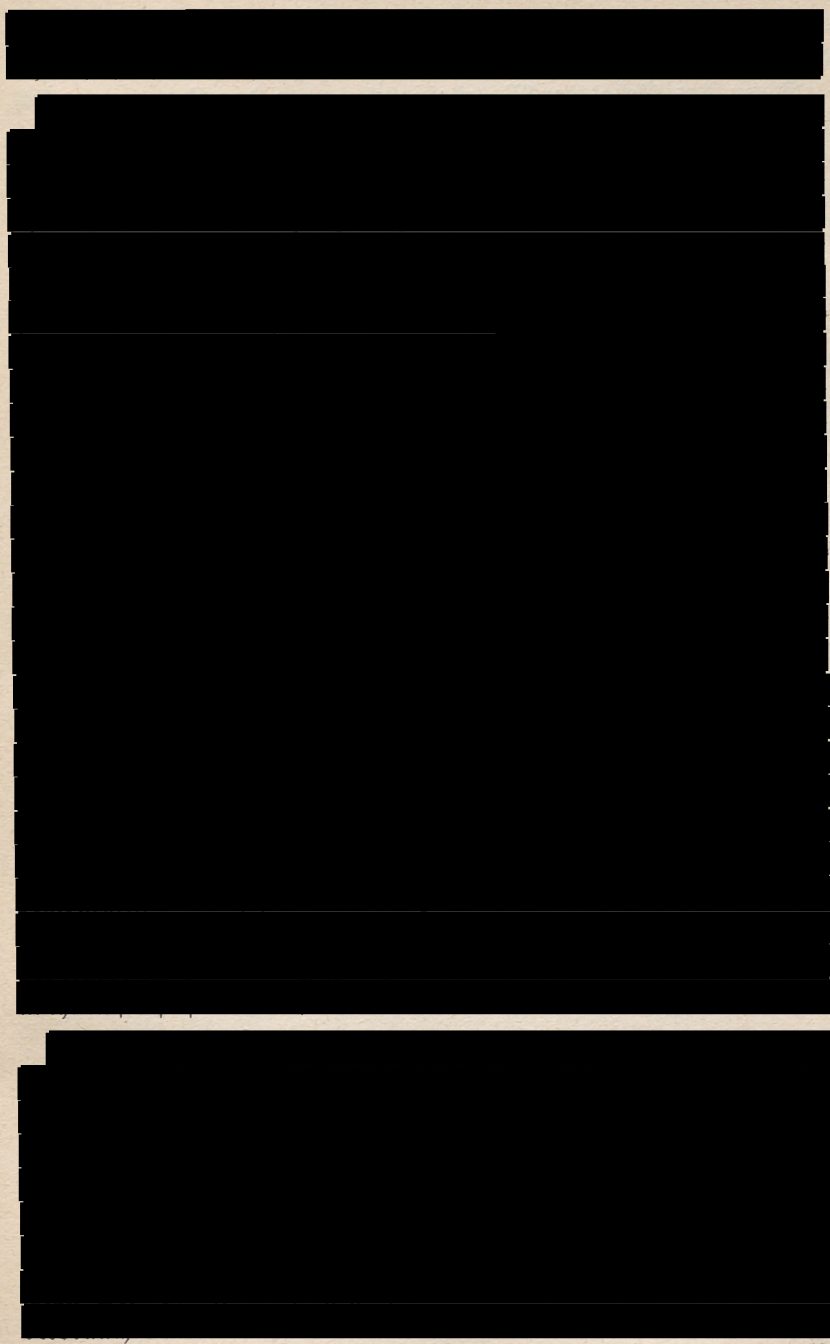
Die Revolution der Triebe

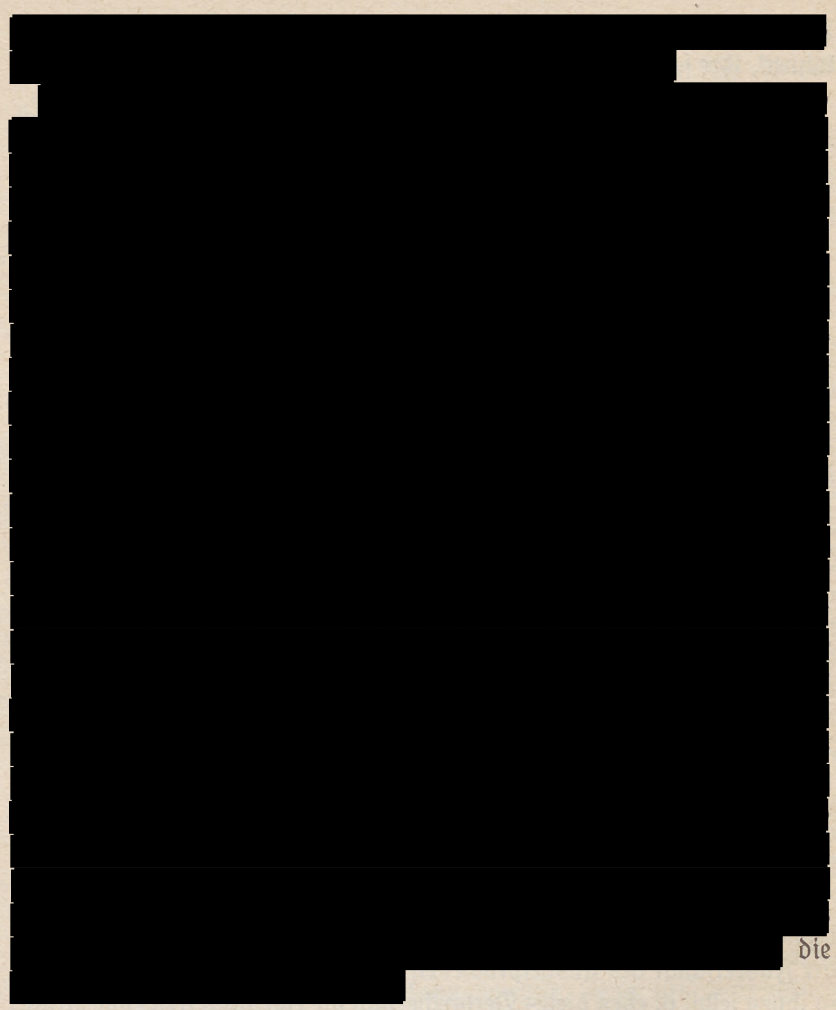
Von Erwin Reisner











die

Ein Roman der Kriegsgeneration

(Otto Brües, Jupp Brand, — Bühnen-Volksbund-Verlag, Berlin 1927)

Von Heinrich Zillich

In dieser Zeitschrift ist die Kriegsgeneration oft Gegenstand der Erörterung gewesen. Gezählt wurden zu ihren Angehörigen die jungen Männer, die in den Krieg geradewegs von den Schulbänken

marschierten oder aus den ersten Jünglingsjahren, alle mit noch unabgeschlossener Entwicklung, Männer, die erst in den Schlachten Männer wurden und denen das dort erfahrene Leben ein anderes Welterkennen aufzwang als es im Frieden vorher oder nachher geschehen wäre. Die Tragik der Generation besteht darin, daß ihre Jugend von harter Arbeit und Schickung erfüllt wurde und heimgekehrt in den überkommenen Lebensformen schwerer als die vorangegangenen Altersschichten Wurzel schlagen kann.

Wenn einem Männergeschlecht harte Lebenserziehung Augen und Sinn geweitet hat und der Krieg bedeutungsvoll war, so muß sich in diesem Geschlecht der Kern langsam runden, der für die geistige Zukunft Europas wesentlich ist. Beispiele dafür häufen sich von Jahr zu Jahr. Die religiöse Sehnsucht der Gegenwart nährt sich hier, wobei Fäden natürlich viel weiter noch verfolgt werden können, bis in die Wandervogelwelt der Vorkriegszeit; sie begrenzt deutlich die Lebenseinstellung dieser Männer gegen die Älteren und gegen die nachfolgende Jugend, die der Krieg mit einer ganz besondern Oberflächlichkeit beglückt zu haben scheint.

Wie die Kriegsgeneration Klarheit und Heimat zu finden sucht, ist in einem Roman von Otto Brües aus stärkstem Selbsterlebnis geschildert worden. Dieser Roman führt durch die Probleme des deutschen Volkes, durch die fruchtbare und furchtbare Zerklüftung, die Lebensfragen in Deutschland wie bei keinem anderen Volke hervorrufen. Jupp Brand, der Held des Romanes, erlebt auf einer Wanderung die großen sozialen, religiösen und wirtschaftlichen Gegensätze, die ihn alle auf eine Erkrankung der Zeitseele hinweisen. Und dies ist das Wesentliche in der Erkenntnisweise seiner Generation, daß sie zu Fragen niemals eine äußerliche Stellung erstrebt, nicht fragt, wer im Einzelfall einen Rechtstitel für sich hat, sondern das innere Recht und vor allem den Grund zu erspüren trachtet, der eine solche Erscheinung der Gemeinschaft auferlegt. Die Generation, die am Ausbruch des Krieges unschuldig ist und dessen Schwere auf der Haut zu spüren bekam, durch ihn überhaupt erst sehend wurde, fühlt sich schuldverbunden dem Anlaß, Tun und Erbe jener Jahre. Ein solches Schuldgefühl, von keiner erweislichen Schuld begründet, deutet eine neue Lebenseinstellung an, denn hier fühlt sich eine Generation verantwortlich für das Allgemeine aus einem überzeitlichen Erlebnis heraus, das ihr der Krieg gewährte. Sie äußert sich getrieben durch ein religiöses Urerlebnis, durch das sie in Schlacht und

Not irgend wann bestimmt wurde. Die Frage nach dem Sinn all des Furchtbaren, das diese Generation erleben mußte, kann keine Antwort befriedigen, die nur das Tatsächliche oder Logische der Ereignisse berücksichtigt. Der Sinn ergibt sich ihr in einer Gefühlsgewißheit, in einem Glauben an das Tragische, aber dabei doch nicht in einem Verzicht auf das eigene Handeln. Es ist eine Schuld, in solcher Zeit zu leben. Die Schuld muß durch inneres Wachstum getragen und getilgt werden. Das Handeln sei in seinen Beweggründen entpersönlicht, dem Allgemeinen gewidmet. Dies wieder nicht eines Nutzens willen, selbst wenn der Nutzen des eigenen Volkes erstrebt wäre, sondern aus der Verpflichtung zur Selbstaufgabe, zum Unbürgerlichen, zur Idee.

Diese Erkenntnis Jupp Brands, die sich für ihn zur freudigen Erfüllung der Alltagspflicht äußerlich umwandelt, gewinnt er erst nach seiner Wanderung. In seinem Wanderweg ist gleichsam der Weg all seiner Altersgenossen, die geistig empfänglich sind, geschildert. Der Weg zur realen Umsetzung des Urerlebnisses, aus dem die Generation lebt.

Es wäre nur der dichterische Wert des Buches zu besprechen nötig, wenn Jupp Brand seiner Generation nicht vorausschritte, sondern bloß eine Figur wäre, in der der schon erreichte Weg aller verdeutlicht ist. Aber das ist nun leider nicht der Fall und so kann das Buch als ein wertvolles Läuterungsmittel für alle diejenigen Geltung gewinnen, die der Problematik der Gegenwart noch keinen festen Standpunkt entgegenstellen, aber über Bürgertum und Bolschewismus hinaus die Vision eines edlen Menschentums in der Seele haben.

Das Große an dem Romane liegt darin, daß der Geist der Darstellung schon ein Ausfließen aus der Erkenntnis des Buches ist. Es ist in Ton und Sprache das Suchen und Schürfen, das Hintergründige der erstrebten Weltschau eingefangen. Der Geist, aus dem das Buch lebt, ist schon ein Fortschritt, ist schon eine religiöse Kraft. Und er ist in einem alten, hier wieder neuen Sinne deutsch und männlich. Erstaunlich ist, wie fast alles, was denkende und fühlende Männer heute bewegt, darin Darstellung findet. Nicht wie bei Thomas Mann (Zauberberg) in geistreichen Gesprächen, sondern in einer dichterischen, oft legendenhaften Handlung. Die schönste ist die Geschichte von dem Gegensatz des katholischen und evangelischen Dorfes. Aus kleinen Vorfällen, die hier Brand erlebt, erschließt sich

lebendig die ganze Tiefe der Gegenwartsprobleme und gleichzeitig die Stellungnahme dazu.

Ich sagte schon, daß eine Wertung des Buches nach rein künstlerischen Gesichtspunkten nicht am Platze sei. Sie müßte in manchen Fällen Mängel anführen. Ich finde zum Beispiel die Charakteristik der Frauen dieses Männerbuchs nicht scharf genug; die einzelnen weiblichen Gestalten ähneln sich allzusehr; aber darin drückt sich gerade das Sehnsüchtige, das Ideale und Erzieherische des Werkes aus. Der Verfasser sieht einen neuen Typ Mensch, weil er ihn in sich hat. Für uns ist wesentlich, daß wir ihn bitter not haben.

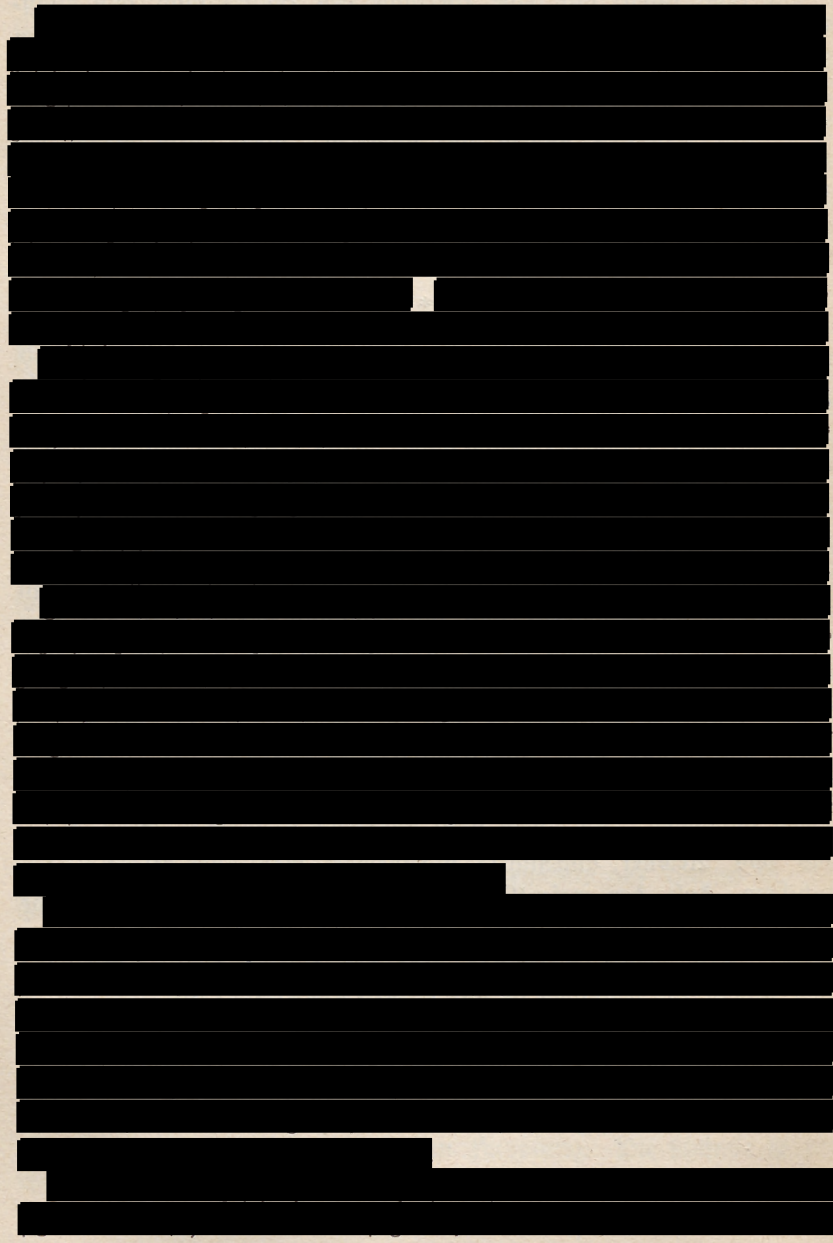
* * *

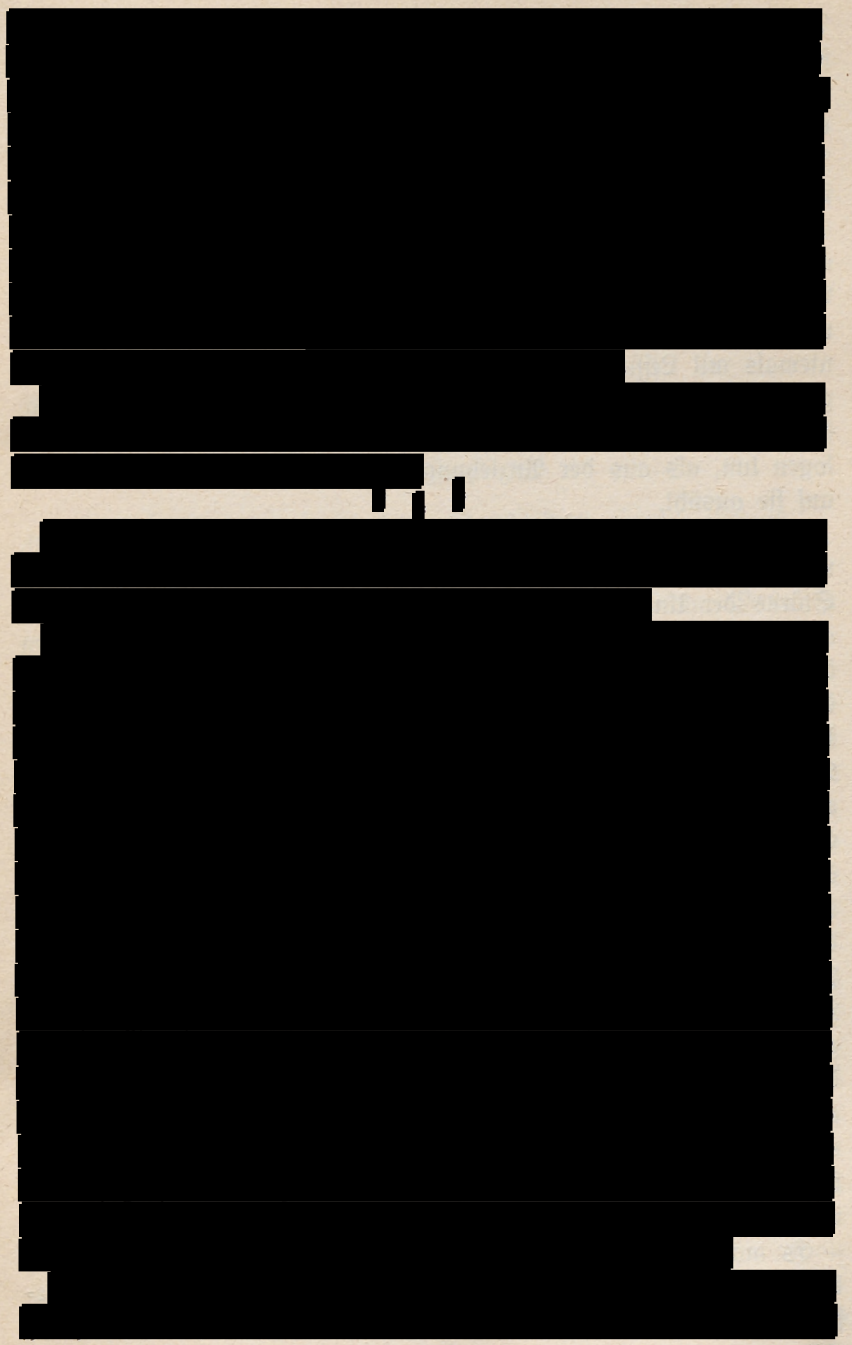
In diesem Zusammenhang sei auch auf den im gleichen Hefte veröffentlichten Aufsatz von Capesius hingewiesen, zu dem Otto Brües' Roman eine lebendigere Antwort zu erteilen vermag, als ich es in meinem Nachwort getan habe. Auch Reisners Ausführungen in diesem Heft, deren Richtigkeit im allgemeinen unbestritten sei, werden durch eine Gestalt wie Jupp Brand ihres Zukunftsdüsters entkleidet. Solange solcher Drang gestalthaft wird, gleichgültig ob in Dichtung oder Leben, und in uns weckend wiederklingt, kann eine höhere Menschlichkeit und die Hoffnung darauf nicht aus dem Streben weichen. Denn dieses ist nicht von uns bestimmt, sondern wie jener Drang von tieferher gewollt.

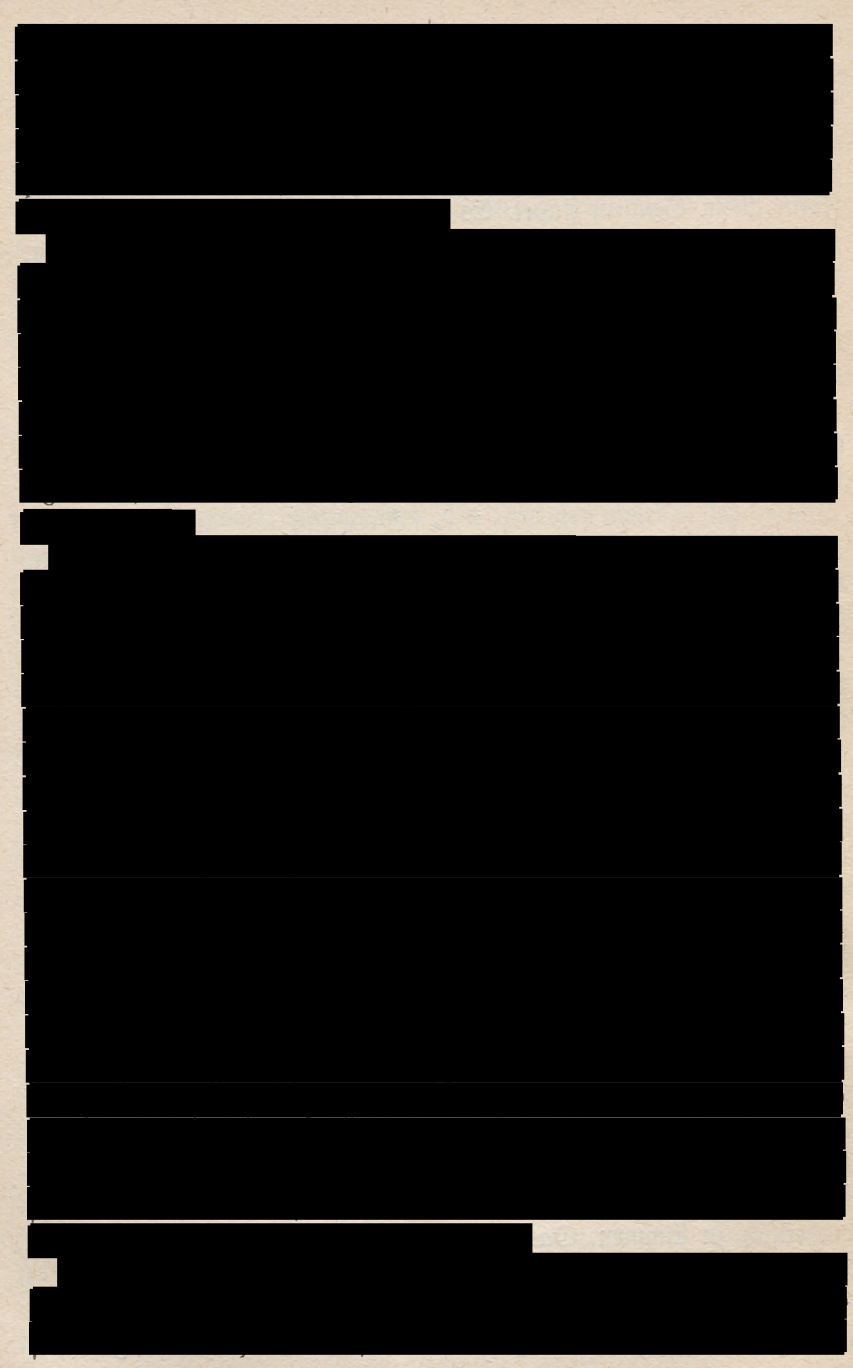
Der äußerlich bestimmende Teil der Gegenwart, die Masse mit einem Wort, darf nicht zum Pessimismus verleiten und auch nicht zur Verleugnung alles besseren und empfundenen Wollens in so vielen Menschen. In einem nicht bürgerlich-verlogenen Sinne kann das von Reisner angeführte Goethewort wohl zum Glauben berechtigen, daß der wesentliche, das heißt geistige und gestaltende Inhalt der Gegenwart nicht unter den knatternden Fahnen marschiert. Mit denen allerdings steht der Kampf bevor. Wie tief aber unsere Zeit gespalten ist und wieviel verschiedene Wege sie gegen sich selbst bereitet, zeigt neben diesem Aufsatz die schon erwähnten von Capesius und Reisner und der nachfolgende von E. Hajek.

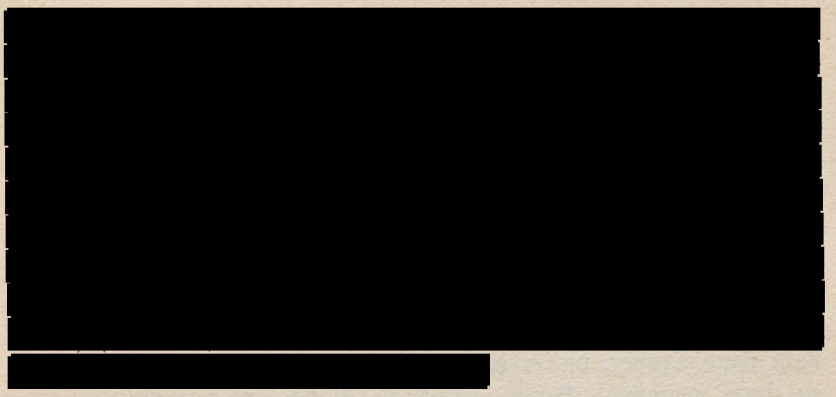
Die Andern, die Unzeitgemäßen

Von Egon Hajek









Der Hintergrund in den Gemälden Hans Eders

Von Heinrich Zillich

Jeder echte Maler erlebt die Welt durch ihre Oberfläche. Er erlebt nicht diese, er erlebt durch sie die Welt. Das hindert nicht sein Bestreben, in der Oberfläche wieder die Welt darzustellen. Er malt also Gegenstände des Lebens nach und wenn er Künstler ist, bedeuten die gemalten Gegenstände etwas tieferes, als sie dem oberflächlichen Blick in der Wirklichkeit bedeutet haben. Fünf Apfel sind eine belanglose Angelegenheit, niemand würde sie sich zum Zimmerschmuck an die Wand hängen, höchstens legt man sie in eine Schale und freut sich eine kurze Zeit an den hübschen Farben; dann ißt man sie gnadenlos auf. Gemalte fünf Apfel hängt man an die Wand und läßt sie ein Leben lang, unter Umständen durch Jahrhunderte hängen. Warum? Die Frage sucht das Geheimnis jeder künstlerischen Gestaltung zu gründen. Die Antwort ist einfach: im Bilde kommt neben der oberflächlichen Wirklichkeit der Apfel ein Etwas zum Vorschein, das die Aufbewahrung rechtfertigt. Eßbar und ergreifbar sind die gemalten Apfel nicht mehr, ihre leibliche Natur ist ewig verloren, aber was gerettet wurde, ist der Geist des Apfels, seine Bedeutung, gewissermaßen seine Wahrheit. Das ist gerettet, was er im Leben und in seiner Oberfläche nicht ohne weiteres ausdrückt, wenn wir es in ihn nicht hinein tragen. Der Künstler ist ein Mensch: wie sich in ihm die Welt spiegelt, so spiegelt er sie. Ist er aber nur ein Auffänger des Aeußerlichen, jedermann Zugänglichen, so wird er nichts zu sagen

haben. In den gemalten Apfeln eines Künstlers kann Traurigkeit, kann Freude, kann jedes einzelne Gefühl enthalten sein, in den Apfeln, die ihre Farben zu diesem Ausdruck geliehen haben, ist keine Freude keine Trauer, es sind Apfel, sonst nichts. Ein Mensch, der gemalt wird, ist solcher Gefühle auch mächtig, er kann sie in seiner Oberfläche zeigen. Was aber nützt es dem Maler, wenn er nur diese abmalt, er wird die Oberflächenverzerrung durch das Gefühl festhalten, nicht das Gefühl selbst. Ist er kein Künstler, der durch die Oberfläche hindurch fühlt und von sich aus hineinprägt, was im gegebenen Moment darin Platz hat; ist gleichsam der traurige Gesichtsausdruck des Modells nicht seine Trauer, die er durch das fremde (und da schon eroberte, zu eigen gemachte) Gesicht erlebt, so ist sein Malen schlecht, er ist kein Künstler.

Natürlich wird es *seine* Trauer sein, die er an der Trauer des andern erlebt. Es ist nicht mehr das Gefühl des Modells, denn das Modell verliert das Gefühl wieder, ja es verliert sogar seinen Charakter, denn es wandelt sich, weil es leiblich ist wie die Apfel. Nur Gefühl und Charakter bleiben, die durch den Künstler und aus ihm in den oberflächigen Formen und Farben des Modells verewigt wurden. Das Gefühl, das zur Farbe wurde, zur Form, zum Rhythmus, zur Schönheit oder zu einer andern ein bestimmtes Bild erfüllenden Sprache. Dahinter aber steht das schlechthin Bestimmende, jener Erlebnisgrund, aus dem ein Künstler schafft. Denn hat er auch die Fähigkeit, dem inneren Kern des Modells nachzuspüren und es im Mitleiden gestaltend zu verewigen, so ist sie doch keine banale Gefühlsgleichschaltung, die ihn selbst herrenlos zum Spielball der Eindrücke macht. Das gestaltende Maß liegt in *ihm*. Es tritt aus der eigensten Innerlichkeit hervor und wie diese gerichtet ist, wie diese schaut, ist wichtig, denn sie bestimmt seine ganze Haltung und sein Können. Sie erfüllt seine Kunst überhaupt. Ob er es nun weiß oder nicht.

Diese innere Schau, die Persönlichkeit, muß sich natürlich auch aus dem Bilde erlesen lassen. Auf dem wesensgleichen Weg, den das Gefühl des Modells nahm, um in Farbe und Form ewig zu werden, drückt sich die Persönlichkeit des Künstlers aus, noch mehr: sie schreibt sowohl dem kleinsten Pinselstrich ihr Diktat vor und sie tritt auch in einer bestimmten Tönung, in einem Kompositionszug, der immer wieder sichtbar wird, auf. Sie schafft den persönlichen Stil.

Dann aber gibt es Künstler, bei denen ein Teil ihrer Bilder besonders damit getränkt ist, ein Teil, der den Betrachter an sich reißt und rufen

möchte: sieh, hier steckt das wesenhaft Bestimmende dieser besondern Kunst (was noch durchaus nicht den wesenhaften Wert des besonderen Bildes ausmachen muß.)

Ein solcher verratender Teil ist in den Bildern Hans Eders der Hintergrund. Es gibt nur wenige seiner Gemälde, wo der Hintergrund stofflich klar und gegenständlich bestimmbar ist. Regelmäßig ist er ein farbiger Ausgleich zum Bildvordergrund. Diese Farbigkeit ist dabei nur scheinbar aus der Farbenanlage entstanden. Nicht die dargestellte Person in ihren Formen und Farben schreibt den Hintergrund rein augengefällig in einer bestimmten Farbe oder Farbenzusammenstellung vor, sondern der geistige Inhalt der dargestellten Person bildet sich seinen Hintergrund. Das Bildnis eines traurigen Mannes zum Beispiel, in dessen Gebärde eine tiefe wegwerfende Resignation Ausdruck findet, die noch durch den geneigten Kopf und den Gesichtsausdruck verstärkt wird, hat einen Hintergrund in wenigen schweren und ineinander überfließenden Farben, die scheinbar einen Vorhang darstellen und doch ganz ungreifbar und bedeutungshaft nichts anders sind als ein geistig erfüllter Raum. Der Geist des Raumes in jenem Bild ist auch die Resignation; und da der Raum endlos ist, umschließt er das Porträt nicht nur tatsächlich mit seinen Farben, sondern auch geistig vollkommen, er läßt es aus sich heraustreten, nicht, um es zu entlassen, sondern nur, um es zu zeigen. Es ist gleichgültig, auf welchem Weg der Künstler selbst zu diesem ungegenständlichen Hintergrund vordringt, welche handwerklichen Gesetze, welche Augenlust ihn zur dessen Gestaltung bringt. Er dringt aus dem Modell zum Hintergrund vor oder aus einer Vision. Der Weg zum Hintergrund ist für ihn weniger geheimnisvoll als der Einverleibungsprozeß der Bildidee, die ihn aus dem Modell oder der Vision anrührt. Er hat ein ungewisses Gefühl der Gestaltung, die entstehen soll und die sich während der Arbeit selbst ändern kann. Ist diese erreicht, so hat sein Weg ein Ende. Der Hintergrund ist für ihn nur das Begleitthema im gleichen Akkord. Er ergibt sich ihm, wie oben erwähnt, rein malerisch. Uns aber drückt sich in diesem Hintergrund das Wesenhafte der Ederschen Kunst, das natürlich in jedem Pinselstrich faßbar ist, in einem ganz breiten Anschlag aus.

Am Ederschen Hintergrund ist zweierlei auffällig. Er ist fast niemals gegenständlich und er hat ebenso selten räumliche Tiefe. Das Bild liegt im Vordergrund, wie ein Vorhang schließt sich der Hintergrund daran und verbietet auch die kleinste Illusion eines geöffneten

luftbelebten Raumes. Der Hintergrund lebt irgendwie nicht irdisch. Er ist eine farbige Verstofflichung der geistigen Bildidee, aus der das gegenständliche Thema nur für kurz hervorgetreten zu sein scheint. Das Vortreten der Figur ist in manchen Fällen so deutlich, daß der Hintergrund um die Umrisse der Gestalt farbig unbestimmt bleibt, so als sei in ihn durch das Vortreten der Gestalt ein dieser gleicher leerer Raum eingerissen worden.

Was bedeutet nun diese Hintergrundverdichtung zu reiner Farbe, zu einem ungegenständlichen Spiel von Beziehungen? Erst dies: der Hintergrund ist eine Spiegelung des Bildthemas. Eine Spiegelung in der reinen Farbe. Damit sind in einem Bilde zwei sehr verschieschiedene Elemente vereinigt: im Vordergrund die Wiedergabe der irdischen Wirklichkeit (natürlich in ihrer künstlerischen Ausschöpfung) im Hintergrund ihre mystische in Farbe ausgedrückte Bedeutung. Aber dieser Hintergrund zeigt noch ein zweites: die Erlebnissphäre, aus der Eder schafft, seine Weltanschauung.

Man hat Eder in jüngster Zeit einige Male der stofflichen Wahl seiner Bilder wegen einen religiösen Maler genannt. Dies ist meines Erachtens eine Täuschung. Der Weg, der ihn zu jener monumentalen Darstellung religiöser Vorgänge führt, ist Freude an der Komposition, ein intellektuelles Einfühlen in einen großen Vorgang. Diese Bilder sind mehr komponiert und zusammengestellt, als einem religiösen Einheitsgefühl entsprungen. Sie sind unnaiv, dabei in starkem Ausmaße geistreich, willentlich erfaßt, klug und stark, aber nicht restlose Auswirkung aus einem religiösen Gefühl. Das berührt ihren künstlerischen Wert in letzter Instanz gewiß, verhindert aber nicht, daß sich in ihnen außerordentliche Kunst verkörpert.

Aber vom Hintergrund her könnte man Eder einen religiösen Maler nennen und dies vielmehr in den Bildern, wo der gegenständliche Inhalt religiös indifferent ist. Natürlich religiös nicht im Sinne einer Religion, auch nicht im Sinne einer Gottgläubigkeit. Wohl aber im Sinne einer eigenartigen mystischen Bindung. Diese Mystik ist nicht einfach, ist nicht naiv, sie ist oft gewaltsam, gequält, aber immer übermächtig, dämonenhaft. Sie treibt den Künstler, sie macht ihn mitunter nur nervös, und macht ihn dann wieder in den großen Bildern in einer mächtigen Weise unruhig und bewegt. Der Dämon, dem das Bild abgerungen wird und der den stofflichen Vorgang nur für kurz aus seiner Klammer entläßt, ist die treibende Kraft der Ederschen Kunst.

Er ist für ihn die Welt und der Weltraum, dem man etwas stofflich

Erblickbares entreißen muß. Der Dämon dringt aber nach, spiegelt den Stoff wieder und läßt ihn niemals frei. Ja selbst dort, wo der Hintergrund einen stofflichen Wert besitzt, wie in den Landschaften, ist er nicht ohne diesen Einschlag des mystischen Gestaltüberflutenden. Es wird dann der Himmel oder das Gras, selbst eine Häuserzeile mit den Wolken darüber unstofflich, bedeutungsvoll und irgendwie Raum. Aber Ederscher Raum, kein Raum des irdischen Daseins. In seinen Balciclandschaften hat der Himmel jene lastende begleitthematische Bedeutung. Am klarsten ist der Sinn des Hintergrunds in den Porträts und Stilleben fühlbar. Da ist der Raum, der mystisch das Modell umflutet, ganz entluftet, ganz nur Geist, ganz nur Wiederklang. Dieser Wiederklang ist aber der Erstklang, er gibt wieder, was geistig Eder ist und er hat schließlich auch den Wert der malerischen Persönlichkeit Hans Eder ausdruckskräftig in sich: eine der Kunst aus jenen tiefen Hintergründen — wie seltsam dies Wort in die Ursprünge weist! — des Lebenssinns verhaftete Kraft, die wie selten bei einem Künstler dessen Beruf erfüllt, den Beruf, der mit der Wiedergabe des gegenständlichen Alltags nur das Handwerksmäßige erreichen würde, in seiner wahren Aufgabe aber Sprecher und Maler der Hintergründe sein muß, die das Menschliche und Menschbestimmende verwahren.

Spruch

Von Otto Basil

Du suchst und findest nichts im Schlaf,
der zwischen Träumen eine Labe,
so lang dein Leben ohne Gabe
nur Traum ist, der ins Leere traf.

Doch stehst du dann vor diesem Grabe:
Ein Träumer ging, was mich betraf —
so denk', dies dunkle Epitaph
schrieb einer, dessen Gott ich habe.

Rundschau

Die rumänische Kunstausstellung Bukarest 1927. Wer durch das Auge lebt, wird auch durch das Auge trachten zu verstehen und zu lieben. Und so wird für die optisch eingestellten Naturen die bildende Kunst und insbesondere die Malerei eines anderen Volkes immer einen Weg darstellen, um sich ihm zu nähern und sein besonderes Lebensgesetz zu erfühlen. In diesem Sinne war gerade auch für den deutschen Betrachter die Ausstellung rumänischer Kunst, die zwischen den 30. September und 10. Oktober in einem Pavillon an der Chaussée Kisseleff in Bukarest stattfand, ein starkes und beglückendes Erlebnis. Denn auch der Rumäne scheint mir ein Mensch zu sein, der überwiegend durch das Auge lebt, und die rumänische Malerei könnte vielleicht noch einmal europäische Triumphe feiern.

Besonders interessant war der Rückblick auf die wenigen Jahrzehnte malerischer Vergangenheit in dem linken Saal.

Ein etwas flaches, aber in der Charakteristik sehr feines Damenporträt von Constantin Lecca aus der Mitte des 19. Jahrhunderts machte den Anfang. Malerisch vollkommener und an Ingres erinnernd daneben der etwas akademische aber schöne Akt des Tatarescu. Von Aman sehen wir dann eine Komposition, die in der Art des Vortrags sehr an Delacroix erinnerte, ein virtuos gemaltes Stilleben mit Kirschen in einem Glase und ein schönes kleines Damenporträt, das an die Wiener Malerei Waldmüllers gemahnt.

In dem darunter hängenden Stilleben rumänischer Kultgegenstände des Constantin D. Stachi klingt ein magisches Motiv an.

Der erste ganz starke künstlerische Eindruck aber waren die Bilder Nicolae Grigorescus, von dem hier nur zwei hervorgehoben seien, der von weißen Ochsen gezogene Karren in der walachischen Landschaft und der Jude mit der Gans. Die wundervoll breite und gelassene Wiedergabe dieses Ochsengespanns paßt zu der Weiträumigkeit der Landschaft, in der auch die Zeit mit einem anderen ruhigeren Rhythmus schwingt. Das ganze ein eindringliches Symbol naturverbundenen naturnahen rumänischen Daseins! Bei dem Juden mit der Gans scheint mir die Gans, die sie haltende Hand, der tragende Arm sehr groß, sozusagen niederländisch empfunden, während in dem Kopf des Mannes etwas Genre- und Anekdotenhaftes im Stile der Knaus und Defregger steckt, d. h. das Erzählende über das eigentlich Künstlerische dominiert.

Die Bewunderung für Ion Andreescu, der von seinen französischen Vorbildern nicht loskommt, teile ich nur bedingt. Mircea wirkt auf unser heutiges Auge etwas gewöhnlich.

Dagegen erscheint Stefan Luchian als ein sehr starker und eigenartiger Maler. Man denkt bei manchem seiner Bilder an Goya und die Spanier. Vielleicht offenbart sich seine koloristische Kraft am schönsten in seinen Blumenstücken, von denen besonders die roten und weißen Berganemonen in dem grünen Topf noch in der Erinnerung nachleuchten.

Sehr fein und sehr rumänisch sind die Landschaften des Stefan Popescu.

Ein besonders erregender Reiz geht für mich von den Bildern des George Petraşcu aus. Bezaubernd die Bohème dieses Künstlerzimmers mit den vielen Bildern, Büchern und der Laute. Der abgeschabte weiße Tisch mit den Büchern, Blumen und den rot-

glühenden Äpfeln darauf, die rote Wand, die sich im Wasser spiegelt und schließlich das an Leibl gemahnende Männerporträt. — Als Letztes aus diesem Saal seien die sehr russisch wirkenden Bilder der Rodica Maniu, vor allem die herrliche Weinernte aus der Sammlung Ion Pillat erwähnt.

Der Saal rechts vom Eingang gehörte der neueren Zeit. Es liegt in der Natur der Dinge, daß hier alles noch problematischer erscheint. Aber dafür war hier in die Zukunft gerichtetes Streben.

Am meisten klassisch, retrospektiv im Rahmen guter Pariser Tradition erscheinen die geschmackvollen Arbeiten des Theodor Pallady. Bei dem Selbstporträt fällt einem sogar van Gogh ein.

Anderes in diesem Raum war viel herber und unausgeglichener.

Da sind die plastisch etwas in der Art des Michelangelo empfundenen nackten Frauengestalten des Camille Bessu, das schöne dekorative Kompositionstalent des Theodorescu-Sion, die holzschleppenden Frauen des Marius Bunescu, das sehr rumänische Bauernhaus des Trajan Cornescu, die in ihrer besorgten Weiblichkeit glänzend charakterisierten Bäuerinnen des Aurel Baeşu und die schönen auch an Leibl gemahnenden bäuerlichen Motive des Stefan Dumitrescu zu erwähnen. — Aber dreierlei ist mir aus diesem Saal besonders haften geblieben. Das eine ist ein sehr reizvolles Stilleben des Leon Biju, in dem gelbe Quitten, dunkler Goldlack sich mit einem blauen Topf, einer blauen Decke und einer Ikone zu seltsamer Harmonie zusammenfügen. Das zweite ist das eigentümlich schwungvolle Pferdemotiv des Adam Balţatu und schließlich zwei Bilder des N. N. Tonitza, die eigentlich dasselbe Bild sind. Zuerst springt einem der reizende Knabenkopf des kleinen türkischen Stiefelputzers mit seinem braunen Kinderblick und dem Gelb und Weiß des Kostüms in die Augen. — Aber daneben hängt dasselbe Bild noch einmal und besser! — Wenn es auch stofflich nichts weiter als ein kleines städtisches Landschaftsmotiv darstellt, so ist doch der Farbenzusammenklang desselben Gelb und Weiß und Rot noch inniger, noch reiner, sodaß man das Gegenständliche darüber vergißt.

Man verließ die Ausstellung dankbar, bereichert und voll Spannung auf die weitere Entwicklung der rumänischen Malerei. Gerhard von Mutius

Ausstellung Hans Eder — Oskar Netoliczka. Diese Oktoberausstellung in Kronstadt war auffällig durch das bei uns seltene kameradschaftlich-gemeinsame Auftreten zweier Künstler, dann aber auch auffällig, weil Oskar Netoliczka zum erstenmal mit seinen Plastiken an die Öffentlichkeit trat.

Die dreißig Gemälde Hans Eders, die zum Aushang kamen, waren eine breite Front seines gegenwärtigen Schaffens, das den künstlerischen Schwerpunkt in stillen, intellektuell wenig belasteten Themen zu haben scheint, obgleich gerade die großen Kompositionen Eder außerordentlich reizen. Nur ist in den Kompositionen (Abendmahl, Kreuzigung) keine restlose malerische Erfüllung. Die geistige Ambition überwiegt. Es ist noch das Wollen des Künstlers spürbar, ist noch nicht ganz Leben geworden. Doch drückt sich in diesen Bildern etwas sehr wesentlich Eder'sches aus, geistiger Hunger und Intelligenz.

Die Stilleben aber und die Bilder der alten Frau im Garten geben solche Eigenschaften gelöst wieder, nicht in der starken fühlbaren Verflechtung mit einem ehrgeizigen Willen. Sie sind die auffallendsten Stücke der Ausstellung. In Ruhe gemalt, überlegt und überlegen. Jene Überlegenheit kehrt auch in den Balciclandschaften

wieder, in denen allerdings noch ein sehr anrührender Ton schwingt: das Staunen über die seltsame östliche Welt, das in der Wiedergabe von Meer, Himmel und Land durchschlägt und die Eigenartigkeit des gemalten Striches vertieft und geistig überträgt. Eine kleine Ölskizze des Kronstädter Marktplatzes ist wundervoll farbig, Phantasie und Traum der Heimat.

Oskar Netoliczka zeigte sieben Bildnisplastiken: Porträts seiner Bekannten und ein Selbstbildnis. Die Kunst Oskar Netoliczkas hat zwei Ausgangspunkte, die sich im Werke nur zu glücklichen Stunden vereinigen lassen. Daß eine solch restlose Vereinigung noch nicht gelang, ist kein Einwand, denn Netoliczka ist ein junger Bildhauer und seiner Aufgabe ernst bewußt. Die zwei Ausgangspunkte sind ein plastisches Formempfinden, ohne das seine Kunst und der Drang darnach überhaupt unmöglich wäre, dann aber ein theoretisches Wissen um die Form, das ihn hindert. Mit außerordentlichem Ernst versucht er beide Elemente, die künstlerische und die bloß kritische Erkenntnisweise, zu vereinigen. Am besten, scheint mir, ist dies gelungen in den zwei Porträtplastiken Walter Netoliczka und Hans Eder. Aber auch hier ist die Oberfläche nicht völlig vergeistigt, so sehr auch die äußere Form lebendig ist. Es fehlt die Tiefe in den Plastiken, das Rohkünstlerische, ich meine: jene von vorneherein durch das Gefühl gegebene, verstandesmäßig überhaupt nicht berührte Inhaltserkenntnis, die einen Künstler zur Erfassung seiner Aufgabe bringt. Netoliczka übertreibt den Wert der Form, er läßt sie eigenmächtig werden, und deshalb entsteht der Eindruck, daß hinter einem formlich gut erfüllten Gesicht der Inhalt fehle. Seinen Köpfen haftet daher etwas Maskenhaftes an. Natürlich ist diese Feststellung nicht zu kraß zu nehmen, sie sei ein Erkenntnismittel für seine Bildhauerei. In der Wirklichkeit gibt es in seinen Arbeiten unzählige Verschneidungen, wo die Formenfeinfühligkeit auch geistig unterlegt ist und andere Punkte, wo sie nur Oberfläche und Nerv ist. Wenn es Netoliczka gelingt, mehr aus dem Innern einer Plastik nach außen zu dringen, statt aus der Form nach Innen (dieser gewöhnliche Weg der Maler und Bildhauer ist für ihn gefährlich), so wird seine Formerkenntnis erst restlos zur Kunst. Schon heute aber ist das Versprechen, das seine kaum einjährige Arbeit gibt, ernst.

Architekturausstellung Robert Kisch in Hermannstadt und Kronstadt. Robert Kisch, ein Hermannstädter, ist ein begabter Architekt. Vor einigen Jahren, nach Beendigung der Hochschulstudien, versuchte er in seiner Heimatstadt Boden zu fassen. Das war ungefähr ein so abenteuerlicher Plan, wie Blinde sehen zu lehren. Der Baugeschmack in unseren Städten verträgt keine klaren Architekten. Die wenigen, die wir haben, konnten nur im Laufe vieler Jahre einwurzeln, nach Streit und manchen Abstrichen von ihren Ideen. Kisch bedankte sich dafür und ging nach Berlin. In drei Jahren setzte er sich durch. Mehrere seiner Entwürfe wurden prämiert. Der Erweiterungsbau der Reichskanzlei wird nach seinen Plänen ausgeführt. Damit ist die Zeit dafür gekommen, ihn auch in der Heimat zu beachten. Während des Hochschulkurses in Hermannstadt und im Oktober in Kronstadt waren Pläne und Ansichten jener Bauten des Büros Dr. Jobst Siedler, Berlin, zu sehen, die Kisch entworfen hat.

Es handelt sich fast durchwegs um große Gebäude, Siedlungsanlagen und stadtbauliche Entwürfe. Zwei Gesichtspunkte bestimmen diese Baukunst: die zweckmäßigste und einfachste Erfüllung der im Einzelfall gegebenen Bauaufgabe und, da diese im Innern des Hauses liegt, die Durchkomponierung der äußern Form von innen her. Dadurch tritt in die Entwürfe eine neue, von keinem überlieferten Stil entlehnte

Schönheit klarer geometrischer Formen. Diese Formensprache ist aber nicht radikal und theoretisch bestimmt, wie es in den Bauten mancher anderer neuzeitlicher Architekten geschieht. Kisch besitzt eine außerordentliche Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit. Dies ist besonders dort fühlbar, wo er, wie beim Entwurf der Reichskanzlei, den Neubau in ein stilistisch stark ausgeprägtes Straßenbild einfügt. In einem meisterhaften und einfachen Wurf führt er die beiden angrenzenden Bauten in den neuen hinein, indem er in ihm die Massengliederung beider auffängt und zueinander leitet, den Neubau aber dabei groß und doch nicht drückend aufstellt.

Ebenso reizvoll sind andere Entwürfe von ihm, wie z. B. der Plan zur Bebauung des Domplatzes Ulm, wo die Stellung der Gebäude, ihre Höhe und Gestalt immer danach entworfen ist, den Dom hervorzuheben und ihn durch Ansichtsverschneidungen zu steigern.

Diese Klarheit und werkhafte Ehrlichkeit in der Baukunst, deren bester Darsteller er selbst in dieser Zeitschrift sein wird (ein Aufsatz über Baufragen ist uns versprochen), fand nur in der Fremde einen Platz. Man kann sich eines bitteren Gefühls nicht erwehren. Wie und was in unseren Städten gebaut wird, ist meist erbärmlich. Die Rumänen führen einen als rumänischen Stil bezeichneten Kitsch aus Bukarest ein, der sich in Villen und Verwaltungsgebäuden austobt, so wurde zum Innenentwurf der Handelskammer in Kronstadt, der von einem Kronstädter stammt, die Fassade aus Bukarest geliefert, damit das Haus „national-rumänisch" aussehe, während Kisch selbst einen seiner besten Pläne für diesen Zweck geschaffen hatte. — Solche Barbareien zeigen den Grad unserer Bauverlotterung an. Sie äußert sich auch in der Verunstaltung schöner altsächsischer Häuser, die durch Fassadenänderungen und Umbauten in anscheinend „modern" gedachte Bastardgebäude verwandelt werden. Dazu treten die famosen neuen Villen mit ungeheueren Dachausgeburten, einem Wirrwarr von Balkonen und Türmchen. Man sieht sich einem Straßenbild ausgesetzt, das der eigenen schönen Bauüberlieferung Hohn spricht. Dabei könnten wir Architekten haben, wie der Fall Kisch beweist!

Dilettanten heraus! In den Zeitungen ist folgendes zu lesen:

> „Um den vielen talentierten Dichtern und Schriftstellern, über die das Deutschtum Großrumäniens unzweifelhaft verfügt, die Möglichkeit zu bieten, mit ihren Werken vor die große Öffentlichkeit zu treten, erscheint im Laufe des Herbstes das „Jahrbuch deutscher Dichter und Schriftsteller Großromäniens". Alle, die in ihrer Schreibtischlade bisher unveröffentlichte Gedichte oder andere literarische Arbeiten hüten, mögen dieses an Hauptschriftleiter Eugen Bugel, Temesvar, 2. Strada Barnuţiu dringendst einsenden, denn das Jahrbuch wird als Prachtwerk des deutschen Weihnachtsbüchermarktes erscheinen."

Mut hat er! Mehr als ich! Mir öffnen die „deutschen Dichter Großrumäniens" seit vier Jahren ihre Schreibtischlade — ich muß es leiden. Dieser Optimist Eugen Bugel öffnet sie sich selbst. Auf das Prachtwerk braucht man nicht neugierig zu sein.

Sechs, höchstens sieben Menschen, Herr Bugel, können im Lande deutsch schreiben. Rufen Sie um Gotteswillen nicht den Rest auf, die eitle Phantasielosigkeit, diese Analphabeten, von deren Schreibversuchen unsere Blätter anschwellen.

Be- und Entmittung. In einem Aufsatz über die Kirchenverwaltung verwendet Dr. Heinrich Siegmund, der Fremdwortscheue, für Zentralisation und Dezentralisation die Wörter Be- und Entmittung.

Heißt Zentrum auch in gewöhnlicher Übersetzung Mitte, so bedeutet es doch in tausend Fällen Spitze, Haupt, Mittelpunkt. Zentralisation, aus dem gleichen fremden

Wortstamm gebildet, bezeichnet eine Verwaltungsordnung, wo das wesentliche Verfügungsrecht der obersten Leitung vorbehalten ist. Bemittung aber heißt: mit der Mitte versehen. Die Vorsilbe be bedeutet ein Überschütten, ein Zuteilen, ein Begaben, so in den Wörtern: Beschenkung, Beteiligung, Betrübnis. Das Wort Bemittung drückt also aus, daß die Mitte übertragen wird — ein platter Unsinn. Die Vorsilbe ent hat den Gegenwert der Vorsilbe be, sie drückt ein Wegnehmen aus, daher Entmittung nichts anderes heißen kann als: die Mitte wegnehmen, ebenfalls ein Unsinn, denn Dezentralisation ist keineswegs die völlige Ausschaltung der Oberleitung. Nun kommt dazu, daß Mitte nicht Oberleitung ist. Nähme man dies an, so wären die Vorsilben: ab und zu weitaus entsprechender und infolgedessen Zu- und Abmittung noch halbwegs sinnlich fühlbare Übersetzungen der Wörter Zentralisation und Dezentralisation. Es gelangte da die Zu- und Abbezogenheit der Bewegung im Verhältnis zur Mitte zum Ausdruck.

Es handelt sich aber nicht um Übersetzung, wenn wir deutsch sprechen sollen, unsere Sprache darf nicht in Abhängigkeit vom Fremdwort „erneuert" werden. Die Wortschöpfung und zwar die gefühlte, nicht verstandesmäßig bestimmte, muß vielmehr den Sinn des Wortes einschließen. Und da bietet sich für Dezentralisation der Verwaltung das staatswissenschaftlich längst festgelegte Wort: örtliche Selbstverwaltung oder unmittelbare Verwaltung, für Zentralisation Einheitsverwaltung, mittelbare Verwaltung.

Faßt man nun die beiden Fremdwörter als reine Bewegung, ohne Beziehung zur Verwaltung, so ließe sich nicht in Verdeutschung, sondern im Deutsch für Zentralisation Mittelbarkeit, für Dezentralisation Unmittelbarkeit sagen oder auch Zustraffung und Entstraffung. Heinrich Zillich

Neue Bücher und Schriften

Panait Istrati. Onkel Anghel. (Rütten und Loening-Verlag, Frankfurt a. M., 1927.) Dieser 2. Band „Aus den Geschichten des Adrian Zografi" (der erste wurde im „Klingsor" III. S. 181 u. ff. besprochen) ist auch der Schilderung von allerlei Balkangeschichten des vorigen Jahrhunderts geöffnet, die aber hier in einem loseren Zusammenhang stehen als im ersten. Das gütige menschliche Verstehen gibt den oft unwahrscheinlichen Begebenheiten Würze und Glaubwürdigkeit, die aus romantischer Lust und Mitgefühl gemischt ist. Das macht auch den Wert des Buches aus, daß es ein kindliches, zugleich weises und entschuldendes Weltbegreifen ausdrückt und anruft.

Joseph Conrad. Der Geheimagent. — Die Schattenlinie. — Jugend. — Spiel des Zufalls. — Vier Romane, alle im S. Fischer-Verlag, Berlin. — Joseph Conrad kam in Polen zur Welt, wählte noch als halbwüchsiger Junge England und die Seefahrt zur Heimat, der er ganz einwuchs, bis zu einem Grade, daß nichts in seinem großen Schaffen seine Abstammung verrät, als vielleicht eine hinter dem kühlen Stil gebändigte Resignation. Resignation in jenem weiten sinndeutenden Umfang, der dem Osten oft entstammt, hier wohl auch schicksalbestimmt, sogar religiös genannt werden kann und doch ganz frei ist. Symbolträchtig ist jedes seiner Worte, der Inhalt seiner Romane und jede Handlung, so nüchtern sich auch Tatsache an Tatsache anreiht, in

großartiger Romankomposition sich die Handlung beinahe raffiniert enthüllt, dabei alles scheinbar kalt vorgetragen wird, denn das Dargestellte wird beim tieferen Eindringen plötzlich unwichtig vor dem bedeutungsvollen Sinn, der in ihm liegt. Wie bei jedem großen Dichter empfängt hier das Gesagte seinen Wert durch die Weltanschauung, die es trägt und einschmilzt in eine dahinter gültig gemachte Welt.

Conrads Welt ist vor allem die See. Kein Schriftsteller hat sie so unpathetisch und dabei so dämonisch gewaltig und lebensgleich gesehen. Wenn da eine Liebe zu ihr durchschlägt, so ist sie versachlicht in menschliches Tun an Schiffen, Steuern und Segeln. Sie wird immer aufgesogen von dem, was in Conrads Welt Schicksal heißt: ein Geschehen, menschfern, finster, unabwendbar. Conrad ist einer der größten Psychologen der Dichtung, ungerührt wie ein Seelenarzt, dem es bewußt ist, daß die Analyse nicht um ihrer selbst willen geschieht, sondern nur einen Weg zur Erkenntnis einer urbestimmenden Ursache öffnet, einer Ursache, die wir eben Schicksal nennen. Durch diesen Hintergrund bewegt und ihn ohne Pathos enthüllend, ist Conrad tendenzlos wie die Natur.

Mit der gleichen Unerschütterlichkeit, die im Ausmalen düsterer Szenen gleichermaßen gewahrt wird wie bei der Schilderung windstiller See taucht er in die seelischen Abgründe der Menschen. Und nur in einem Werke, im „Geheimagent", wird eine andere als düsternaturhafte Bestimmheit (die nicht im geringsten an die triebhafte Verfallenheit russischer Autoren gemahnt) mitunter fühlbar, die spöttische Abneigung für den östlichen Europäer, für die Weltverbesserer und Dogmatiker, denen gegenüber er die Freiheit des englischen Menschen vertritt. Diese Einstellung beweist seine menschliche Lebenshaltung: die Einsamkeit, die Freiheit, die Resignation, aber wieder nicht als These oder Forderung, sondern als Geist und Atmosphäre um den Dichter.

Conrad ist erst jetzt, zur Zeit seines Todes, im deutschen Kulturgebiet berühmt geworden. Er wiegt mindestens so viel wie Shaw oder Galsworthy.

Jacob Haringer. Kind im grauen Haar. Gedichte. Iris-Verlag, Frankfurt a. M. — Dichtungen. Gedichte. Gustav Kiepenhauer-Verlag, Potsdam. — Das Räubermärchen. Iris-Verlag, Frankfurt a. M.

Jacob Haringer wurde durch die Verleihung des Gerhart Hauptmann-Preises 1925 bekannt. In ihm feiert die Hölderlinsche Seele der deutschen Dichtung zum zweitenmal eine Wiederkehr. Trakl war die männliche Auferstehung, Haringer ist die weiblich-kindliche. In dieser Feststellung steckt auch eine Wertung und doch ist Haringer, der wohl einfältigste Geist, auch einer der bedeutendsten in der lyrischen Gegenwart. Der Name Poet darf ihm in dem alten verklärenden Sinne gegeben werden. Wahrhaftig wie ein Poet leidet er an der Vielfalt des Heutzutage, haltlos verflochten dem kleinsten Ding, der winzigsten Sache und dreht das Ringelspiel des Lebens nach einem süßen schwermütigen Klang. Zeitlos und unzeitgemäß, aber wohl rechtzeitig kam dieser Sänger an den Schattenseiten des Daseins, wo die nisten, denen sich das Leben üppig im Traum und karg im Gewähren bietet. Zeitlos, denn er ist eine runde völlig unbeeinflußte Persönlichkeit in eigener Sprache; unzeitgemäß, denn wo wäre unsere Zeit seiner Lauterkeit gewachsen; aber rechtzeitig, denn gerade wir brauchen eine solche Reinheit.

Leichtfertige Genießer werden ihn nicht verstehen. Wie bei allen Naturen, die viel abseits stehen und deren Erleben schöpferisch ist, flutet sein Ausdruck über von Wendungen, Gesichten und Bildern, die nur aus der innersten Einfühlung, nicht

aus dem Außenher der Sprache verstanden werden können. Und selbst dann nicht immer! — Hier liegt eine Schwäche Haringers, die oft seine Stärke ist, oft aber auch das Gedicht zu sehr subjektiviert, so etwa wie ein Kind sein Gefühl in ein Wort unabhängig von dessen Bedeutung einfängt und es ausspricht, ohne zu wissen, daß das lautgewordene Wort gemeingültig sein muß. Diese Ungleichwertigkeit im Ausdruck greift über auf viele Gedichte, macht sie einander in einem auffallenden Maße unebenwüchsig. Vieles ist Selbstnachahmung, Abklatsch, hundertfache Wiederholung — tragisch enthüllt sich in dieser Zuchtlosigkeit das Schicksal des ungehörten Menschen, der überfließt, wenn er spricht. Aus dem genialen Kern seiner Dichtung, der einsamen Melancholie, entstehen auch seine Fehler.

In der Gesamtwertung Haringers wiegt dieser Einwand nicht schwer. Es kommt bei allen Lyrikern immer nur auf die wenigen Gedichte an, die groß sind.

Siegfried von Vegesack. Die kleine Welt vom Turm gesehen. Alfred Richard Mayer-Verlag, Berlin-Wilmersdorf. Was lyrischer Dichtung Gewicht gibt, die eingefügte Persönlichkeit, durchströmt jedes Gedicht Vegesacks. Vegesack ist ein begnadeter zeitüberlegener Schöpfer. Wer wagte es wie er in einem Bande neben Gedichte auf Schweine, Hebammen Visionen des zukünftigen Europas zu stellen und nicht auszugleiten. Humor und Güte machen die leichten Verse flugkräftiger als hundert lyrische Gegenwartsversuche, in die das ganze Arsenal von Dichtergefühlen eingereimt ist.

Martin Kessel, Gebändigte Kurven. Gedichte.

Betriebsamkeit. Vier Novellen aus Berlin. Beide im Iris-Verlag, Frankf. a. M.

Martin Kessel wurde 1926 mit der Kleistpreisehrung ausgezeichnet. Das bedeutet nichts weiter, als daß er Talent hat. Hinzuzusetzen wäre nur, daß er es kläre und reinige von dem, was in ihm von Walter Mehring und anderen motorisch weiterrattert. Sein Berliner Schwung in der Lyrik mit den entsprechenden Themen über Verkehrsleid und -freud ist gewollt, zwar ganz amüsant von außen erspürt und gemacht, aber in den allermeisten Versen und nun gar in den Novellen unerlebt. Der Philosophie, die darin stecken soll, glaub ich nicht recht. Ein Bein über das andere geschmissen und mal den Rhythmus der Großstadt in neuem Jargon gesungen samt allen Varianten durch Hölle und Maschinenhimmel, das treffen auch andere. Aber Martin Kessel ist mehr, in manchen Gedichten lebt plötzlich die Großstadt ein Dreizeilenleben oder wird in einer Flucht zur Natur ein wirkliches Erlebnis eine Strophe lang Gegenwart. Um solcher Stellenwillen ist Martin Kessel eine Verheißung.

Mitteilungen der Schriftleitung

Veranstaltungen unserer Geschäftsstelle
unter Leitung von G. Ongyerth

2. November Liederabend Anne Bickerich in Kronstadt.

Im Monate November gastiert ein Wiener Schauspiel-Ensemble mit den neuesten Bühnenwerken in Hermannstadt, Kronstadt, Schäßburg und Mediasch.

Am 24. November spielt Dohnanyi Ernö in Kronstadt.

Im Dezember gastiert Direktor Paul Sundt mit seiner Operettentruppe in mehreren Städten Rumäniens.

Verantw. Schriftleiter: **Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov),** Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
4. JAHR DEZEMBER 1927 HEFT 12

Siebenbürgische Elegie

Dem Maler Walter Teutsch

Von Adolf Meschendörfer

Anders rauschen die Brunnen, anders rinnt hier die Zeit.
Früh faßt den staunenden Knaben Schauder der Ewigkeit.
Wohlvermauert in Grüften modert der Väter Gebein,
Zögernd nur schlagen die Uhren, zögernd bröckelt der Stein.
Siehst du das Wappen am Tore? Längst verwelkte die Hand.
Völker kamen und gingen, selbst ihr Name entschwand.
Aber der fromme Bauer sät in den Totenschrein,
Schneidet aus ihm sein Korn, keltert aus ihm seinen Wein.
Anders schmeckt hier der Märzwind, anders der Duft vom Heu,
Anders klingt hier das Wort von Liebe und ewiger Treu.
Roter Mond, vieler Nächte einziggeliebter Freund,
Bleichte die Stirne dem Jüngling, die der Mittag gebräunt,
Reifte ihn wie der bittere Tod mit betäubendem Ruch,
Wie in grünlichem Dämmer Eichbaum mit weisem Spruch.
Still wie die Gestirne zogen die Jahre herauf,
Ach, schon ist es September. Langsam neigt sich ihr Lauf.



Grete Csaki-Copony, Zeichnung

Gedichte von Jakob Haringer

Blitze

Sieh, bald leuchtet dir wieder einer purpurn die Wangen
Und du streichst dir die Locken zurecht, die unser Abend so süß verweht,
Wollten doch alle Blitze des Lebens uns aus glücklichem Stündlein
nach Hause geleiten.
Aber es kann ja nicht sein; morgen verbrennt uns, den andern
Ein Zeitvertreib, was uns heute ein flammendes Spiel.

Nachts

In meine Kammer blickt ein kleiner Stern,
Und hat mich sonst auf Erden niemand gern,
Dies kleine Sternlein nickt mir blinzelnd zu:
Du armer, müder Bettler, gib jetzt Ruh!
Vielleicht schickt mir ein totes Lieb den Stern,
Vielleicht ein Freund, der auch so arm und fern.
Herz! wenn du morgen wieder tot und müd —
Denk an den Stern, der aus dem Dunkeln blüht.

November
(Fragment)

Und manche Nacht, die läßt uns dann nicht schlafen,
Da ist dies Dämmern wie ein Stillestehn.
In längst verfloßner Alter Hoffnungshafen
Landet kein Wunsch an spätrer Zeiten Wehn.
Und manche Nacht, die ist so totenstumm,
Und dieser Sünde Grabmal stürzt uns ein,
So ohne Schmerz, als wär die Zeit schon um,
Du weißt fast nicht mehr, wie wir ganz allein.
Da sind wir Briefe, drin das Schicksal blättert,
Ein hingeworfnes Buch, ein müdes Kind,
Ein Baum, der nachts den totes Fluß beblättert,
Und keine Stimmen, die ein Heimweh blühn

Zukunft

Rhapsodische Gedanken von Konrad Nußbächer

Rückwärts gerichtet ist der Blick unserer Kultur, soferne man darunter das gestaltgewordene seelische Sein einer Epoche versteht. Als Spengler unserem Jahrhundert die Diagnose des beginnenden Zivilisationszeitalters stellte, sprach er nur aus, was aus tausend Anzeichen unserer Entwicklung zum beherrschenden Lebensgefühl einer Generation geworden war. In der Vergangenheit liegt der Wert — mochte die Geschichte der Dichtung, der Musik, der bildenden Kunst uns das durch das große Ausgrabe- und Entdeckerwerk der letzten Jahrzehnte positiv oder die unmittelbare Anschauung der Gegenwart negativ beweisen, mochte der eine daraus romantischen Wiederbelebungswillen, der andere verzweifelte, aber reale Gegenwartsaskese als Konsequenz ziehen, mochte ein absolutes Ideal in der Vergangenheit der ägyptischen, indischen, griechischen oder mittelalterlich-abendländischen Kultur erblickt oder der schrankenlose Relativismus als Schicksal unseres weltanschaulichen Sinns hingestellt werden: immer war es das Einbekenntnis einer schiffbrüchigen Kultur, deren Sterne hinter uns versinken und nicht als Ziel unseres Kurses vor uns liegen. Eine unendliche Erweiterung des Horizontes, ein Wissen um alle Fernen und Zeiten war das Aquivalent für eine vollkommene Hoffnungslosigkeit und Zielverlorenheit, in der nicht einmal der Wille — geschweige die gestaltende Kraft — Ansatzpunkte zu neuem Werden finden konnten.

Nun werden aber Wesen immer neu gebunden und Kinder immer neu geboren und das Leben geht seinen eingeborenen Gang vorwärts, ohne sich um verrammelte Aussichten zu kümmern. Wer nicht an das Licht aus dem Osten oder aus dem Negerafrika glaubt, d. h. in wessen Adern das Leben die Verzweiflung des Geistes überströmt, der muß aus innerster Not sich neue Ziele setzen, wenn die alten im Rücken liegen. Und da kein Mensch sich loslösen kann von der leiblichen und geistigen Entwicklungskette, die ihn geschaffen, so kann er nicht auf reinem Tisch von vorn anfangen, sondern muß die Vergangenheit fragen mit zukunftsträchtigem Sinn, muß das große Alte in sich aufnehmen, ohne durch dessen Gewalt zu willenloser Passivität hypnotisiert zu werden, er muß das Alte aus neuem Geiste neugebären. Das ist der Sinn des heute vielberufenen Wortes von der „deutschen Renaissance“ oder der deutschen Wiedergeburt.

Vermessenheit und Wahnsinn wäre es, wollte sich des ein Einzelner unterfangen. Wer aber einmal in sich selbst diesen Willen zur Zukunft aus Not und Verzweifelung leidenschaftlich emporgetrieben, der hört neben und über sich das Rauschen gleichgerichteter Flügelschläge, mächtigeren Schwunges als die eigenen, aber aus gleicher Tiefe in gleiche Höhen strebend. Da wird das zum Rauschen als wolle es regnen. Und diese Musik neben und über uns ist das einzige himmlische Trostsignal über unserer verödeten, trümmerübersäten Erde, ist eine „frohe Botschaft", auch wenn wir ihren Inhalt nicht in Worte fassen können. Und Kunst, die solches Rauschen trägt, ist nicht mehr ästhetisches Vergnügen, nicht Spiel und Zeitvertreib bloß — obwohl sie das auch, noch immer, ist —, sondern ist Fanfare und Fanal, Zeichen eines Kampfes auf Tod und Leben, ist Ringen um Erwähltheit auch für dich und mich, Rettung aus dem Nichts zu Leben, zu Zukunft.

Kein anderer hat diese Bedeutung der Dichtkunst für die Zukunft unseres ganzen Geschlechts deutlicher erkannt, hinreißender geschildert und präziser formuliert als Nietzsche — selber der größte Bahnbrecher und Wegweiser aus einer fast hoffnungslos verbauten Zeit und Geistesrichtung zu neuen Aspekten und Wunschzielen. Er schreibt (Menschliches, Allzumenschliches II, Aph. No. 99):

„Soviel noch überschüssige dichterische Kraft unter den jetzigen Menschen vorhanden ist, so viel sollte, ohne jeden Abzug einem Ziele sich weihen, nicht etwa der Abmalung des Gegenwärtigen, der Wiederbeseelung und Verdichtung der Vergangenheit, sondern dem Wegweisen für die Zukunft: — und dies nicht in dem Verstande, als ob der Dichter gleich einem phantastischen Nationalökonomen günstigere Volks- und Gesellschaftszustände und deren Ermöglichung im Bilde vorwegnehmen sollte. Vielmehr wird er, wie früher die Künstler an den Götterbildern fortdichteten, so an dem schönen Menschenbilde *fortdichten* und jene Fälle auswittern, wo *mitten* in unserer modernen Welt und Wirklichkeit, wo ohne jede künstliche Abwehr und Entziehung von derselben, die schöne große Seele noch möglich ist, dort wo sie sich auch jetzt noch in harmonische, ebenmäßige Zustände einzuverleiben vermag, durch sie Sichtbarkeit, Dauer und Vorbildlichkeit bekommt und also, durch Erregung von Nachahmung und Neid, die Zukunft schaffen hilft ... Kraft, Güte, Milde, Reinheit und ungewolltes, eingeborenes Maß in den Personen und deren Handlungen: ein geebneter Boden, welcher dem Fuße Ruhe und Lust gibt: ein leuchtender Himmel auf Gesichtern und Vorgängen sich abspiegelnd: das Wissen und die Kunst zu neuer Einheit zusammengeflossen: der Geist ohne Anmaßung und Eifersucht mit seiner Schwester, der Seele zusammenwohnend und aus dem Gegensätzlichen die Grazie des Ernstes, nicht die Ungeduld des Zwiespaltes herauslockend: — dies Alles wäre das Umschließende, Allgemeine, Goldgrundhafte, auf dem jetzt erst die zarten *Unterschiede* der Ideale das

eigentliche Gemälde — das der immer wachsenden menschlichen Hoheit — machen würden."

Fragen wir uns, welche Dichter der Zeit würdig sind, als solche Erfüller der Nietzsche'schen Forderung zu gelten, welche damit Geist von seinem Geiste in der Dichtung verwirklichen und leibhaftig gestalten an dem Traume, den er sah, so sehe ich zwei verschiedene und getrennt voneinander und doch ihrem Innersten Ethos so verwandt: Stefan George, der Lyriker, und Josef Ponten, der Epiker. Nicht über ihre Zwecke im einzelnen kann ich hier sprechen; beide sind sie so reich, daß ein Aufsatz niemals sie erschöpfen könnte. Nur über dieses Gemeinsame, Zukunftsträchtige, das mir daraus tönt, einige „rhapsodische Gedanken" — hingeworfen, abgerissen, schwärmerisch...

Stefan George, der Urgrund und das Fundament unserer ganzen neueren Dichtung, steht heute als ein völlig Abgeschlossener, als eine historische Gestalt da. Er ist die Wende zweier Zeiten, Überwinder und Beginner, ein Moses, der aus ägyptischer Gefangenschaft in das gelobte Land führt. Ein Moses auch in der Wucht seines Berufungsgefühl, seiner prophetischen Zone, seines Kummers, seiner einsamen Führerqual, — Gesetzestafeln aufrichtend wie jener, aber nicht in Stein, sondern in schwer aus Tiefen emporquellendem Dicht-Malen, die den ganzen Lebensweg von den exzentrischen Jugendräuschen bis zur Klassizität des in seinem Volke stehenden Meisters abschildern. „Ein geebneter Boden, welcher dem Fuß Ruhe nnd Lust gibt: ein leuchtender Himmel auf Gesichtern und Vorgängen sich spiegelnd" — auf wen sind solche Worte prophetisch gemünzt, als auf ihn, auf die Welt seiner Dichtungen, die gesteigerten Lebens voll, Gestalten und Vorgänge vor uns aufleuchten lassen, die, „von dem schönen Menschenbilde fortdichten". Und das in einer Sprache, die in sich selbst — denn alles innerlich Echte drückt sich auch in scheinbar Außerem aus — jenen Prozeß der Wiedergeburt, den Georges Werk bedeutet, widerspiegelt und dem inneren Drange und der visionären Schau Ausdruck und Zunge verleiht. In Georges neuer Sprachschöpfung ist die abgebrauchte Scheidemünze unserer Umgangssprache ersetzt durch klingendes Gold, das er aus den verschütteten Schichten der Überlieferung zu Tage hob und durch seine gewaltige Persönlichkeit, sein groß-umfassendes Empfinden, durch die Wucht und die Macht seines Sprachgefühls neu beseelte, so daß ein jedes Wort in seinem Werk, auch das scheinbar abgebrauchte und entleerte — uns neu und herrlich anblickt wie am ersten Tag. Nichts hier über die gestaltete Welt der

Empfindungen, von der herb-großartigsten bis zur zartesten, nichts über die freie und doch gebundene Lebensart, die er schuf und vorlebte, nichts über die gewaltige Willensmacht, der allein wir jenen geebneten Boden verdanken, welcher dem Fuße Ruhe und Lust gibt. Nur als Wiedergebärer sei er hier genannt — wie er die Sprache neu schuf aus den Kräften, die im Volk und in der Dichtung schlafen, so erweckte er den ganzen Schatz unserer Vergangenheit zu neuem tönenden Leben, so hat er uns Hellas und Mittelalter, Klassik und Romantik zu wirkenden Mächten gemacht durch den Zauberbann seiner Dichtung — nicht zum Historisieren, sondern zum Leben. Er hat die Würde des Dichters wiedergeschaffen, als des Priesters der Schönheit und Großheit, der dieses Heiligtumes waltet mit unerbittlicher Strenge und heilig-glühendem Herzen. Sein Werk ist steil und schroff, manchen dünkt es wohl gewaltsam und unnatürlich; aber dieser herrische Wille, der es emporhob aus den Niederungen der Zeit: er war notwendig, weil die tötlich erkrankte Zeit nur Radikalmittel retten konnten. Wir möchten dieses energische, ja grausame und blutige Element neben dem zarten und reichen Blühen bei George nicht vermissen. Es spricht von unerhörten Überwindungen aus dem Chaos zur Form, aus dem Gemeinen zur Würde, aus dem Niedrigen zum Bedeutenden, wie sie die gottverlassene Zeit, die sie geboren, allein überwinden konnte. Dieser schwere Kampf des Übergangs, das Kreisen eines Neuen dröhnt und ringt durch Georges schwere Dichtung. Er war Beginner und Schöpfer — nun haben wir den geebneten Boden, welcher dem Fuße Ruhe und Lust gibt. George ist Lyriker ganz und ausschließlich, in ihm ist die erschaute neue Welt Gestalt und Musik geworden, losgelöst von dem Treiben der Gegenwart, vielmehr in ihrem Phatos sich gegen diese kehrend. Nur als Ganzes, als feindliche Macht sieht er sie und setzt ihr sein starkes schönes Ideal entgegen, das aber nicht leer erscheint, sondern gelebte, erfüllte, erlittene höhere Wirklichkeit ist. Anders der Epiker, anders Josef Ponten. In ihm findet die Forderung Nietzsches Erfüllung, die „jene Fälle gestaltet sehen möchte, wo mitten in unserer Welt und Wirklichkeit, ohne jede künstlerische Abwehr und Entziehung von derselben, die schöne große Seele noch möglich ist". Das bedeutet nun nicht, daß in Potens Werk die Welt der landläufigen europäischen Gesellschaft geschildert wird, wie etwa bei Thomas und Heinrich Mann. Er ist durchaus von jedem Naturalismus entfernt und das Schwergewicht liegt bei ihm ganz auf der Darstellung großer außer-

ordentlicher Menschen und Ereignissen. Diese wittert er aus in Winkeln und Abgelegenheiten unserer Zivilisation, in denen eigentlicheres, bedeutenderes Leben sprießt als auf dem glattgewalzten Boden der Heeresstraße. Und hier, in der Provinz auf einem Erdreich gedüngt durch eine lange, in vielen Einzelheiten noch lebendige Kultur vollzieht sich jene Gestaltung aus Altem und Neuem, jenes Wiederauferstehen des Vergangenen aus Rudimenten zu neuem Leben, die uns Ponten einen echten deutschen Renaissancedichter heißen läßt. Die Kräfte der Gotik beschwört er in seinem „Meister" zu gegenwärtigstem dramatischen Leben, der „Urwald" bricht herein mitten in unsere Zivilisation und wandelt ein Mädchen unserer Tage zum pflanzenhaften Urmenschen zurück, der „Gletscher" schlingt mit seiner jahrtausendalten Ewigkeit ein junges geistiges Gelehrtenleben in seinen mütterlichen Urgrund hinunter. Der große Städtebauer der Gründerzeit endet mit dem Zusammenkleben großer Gotischer Dommodelle und der — trotz des Zeitenmilieus des 18. Jahrhunderts — moderne Arzt und Menschenfreund tollt in den Nächten als mittelalterlicher Bockreiter herum. So mischen sich seltsam magisch die Zeiten bei Ponten, tiefste Urgründe blicken in unsere Gegenwart herauf, — aber so ist es in Wirklichkeit auch, wenn wir in dem Treiben des Alltags nicht die tiefer hinabreichenden Wurzeln zerschneiden. In allen Werken aber bildet den Grundton die Gestaltung des starken, schönen, meisterlichen Menschen. Er bildet die Verbindung zwischen den Zeiten, ewig bestehend in allem Wandel der Form und Anschauungen, er bindet uns an die Kräfte zurück, die in der Vergangenheit unseres Volkes alles Große und Edle geschaffen haben und in dem jungen Meister steht ein ganzes Geschlecht früherer Dombaumeister auf. Das Werk einigt über die Zeit und Räume hinweg und solch ein überpersönliches Werk steht im Mittelpunkt jeder großen Pontenschen Dichtung, das er in begeistertem Schauen und Wissen ergründet, mit dem scharfen und sicheren Auge des Kenners vor uns aufbaut. Die Handlung, die Schilderung die Psychologie, so meisterlich oft bei Ponten, sind nicht die Hauptsache, sondern der starke Mensch und sein Werk. Seiner Geschichte, seinen Erlebnissen dienen diese Dichtungen, so reich und bunt sich dichterisch-lyrische Schilderung darum rankt, ihm „Sichtbarkeit, Dauer und Vorbildlichkeit" zu geben, wie Nietzsche sagt, sind Zustände, Menschen und Geschehnisse um ihn gewoben. So weist er in die Zukunft durch Erregung und Neid, so hilft sein Beispiel, die Welt jenem Geiste der Stärke und Adligkeit zu erobern, um den es

Ponten wie Nietzsche allein geht. Hart, kühn, gesund und doch gütig ist dieser Geist, erobernd — ausgreifend und voller Träumerei, Versponnenheit und Süße — der ganze Glanz des deutschen Helden, Siegfrieds und Parzivals liegt über dem jungen Scheitel des Meisters als goldiger Glorienschein. Eine zartgestufte Aristokratie des Gefühls gliedert die Gestalten des Werkes zur ungewollten Rangordnung, aus dieser Gestuftheit erwächst ihr Schicksal, nicht aus blindem Ungefähr. So ist aus dem gleichen Geist, der bei George die lyrische subjektiv-pathetische Welt der Liebe und des Hasses gebar, bei Ponten das reiche objektive Gemälde einer epischen Darstellung entstanden, die in den Ereignissen „mitten in unserer Welt und Wirklichkeit" dem Menschen die Glorie verleiht, die ihm nach der Rangordnung der Werte gebührt.

Beide aber verklären diese Rangordnung durch die Dichtung, beide haben damit die Poesie aus einer bloßen Abschilderung des Tatsächlichen, aus Psychologie und Aestheticismus herausgehoben zu ihrer wahren Würde als Wegbereiterin der Zukunft. Beide haben das tiefste Erleben der Vergangenheit mit ihren vorwärtsweisenden, neugestaltenden Kräften erfüllt und sind damit die stärksten Bahnbrecher einer deutschen Renaissance geworden, aus der uns neues Menschentum erblühen soll.

Goethe über die Fremdworthetzer

Ich habe mehr als einmal die Erfahrung gemacht, daß es eigentlich geistlose Menschen sind, welche auf Sprachreinigung mit so großem Eifer dringen: denn da sie den Wert eines Ausdrucks nicht zu schätzen wissen, so finden sie gar leicht ein Surrogat, welches ihnen ebenso bedeutend scheint, und in Absicht auf Urteil haben sie doch etwas zu erwähnen und an den vorzüglichsten Schriftstellern etwas auszusetzen, wie es Halbkenner vor gebildeten Kunstwerken zu tun pflegen, die irgendeine Verzeichnung, einen Fehler der Perspektive mit Recht oder Unrecht rügen, ob sie gleich von den Verdiensten des Werkes nicht das Geringste anzugeben wissen.

Minderheitenlos und -Aufgabe

Von Heinrich Zillich

Es sind unendlich viele Worte geschrieben worden, aufmunternde, besänftigende, auf die Zukunft hinweisende, aber die seelische Verfassung der Minderheiten ist kaum mehr durch Zeitungen und Aufrufe zu ändern. Sie ist durch Erlebnisse geschaffen worden, die jeder Einwirkung durch Rede und Schrift standhalten.

Im nächsten Jahre vollendet sich das erste Jahrzehnt der Zugehörigkeit zu Rumänien und wenn diese Spanne ihren Abschluß mit Feiern und Paraden findet, wird lauter in seiner Stummheit der seelische Gleichklang bleiben, den uns die zehn Jahre gaben. Wir können sie zählen, es bleiben zehn runde Jahre, eine weite Zeit, wo uns Schmerz und Not, Bitterkeit und Enttäuschung, Mißtrauen und Selbstverschließung zum Besitz wurden. Man wende es nach allen Seiten, zähle die wenigen Freudentage, die geringen Stunden an den Fingern einer Hand auf, wo unsere Massen das Wort Heimat ohne Mißton empfinden konnten — es bleibt unnahbar aller Beschwichtigung die Überzahl der trüben Erfahrungen.

Man fordert von uns ein unmenschliches Maß an Einsicht und Verstehen. Was immer uns zum Schaden ausschlägt, ob unsere Schulen beschnitten werden, ob unsere Bauern verarmen, welcher Schlag uns trifft, man ruft uns zu, daß es die bösen Zeiten wären, die solches verursachen, die Unfertigkeit eines neugeschaffenen Staates, der Übereifer einer noch ungeschulten Beamtenschaft, hinter der obschon vorübergehend getrübt, der väterliche Geist des Staates auch für uns waltet und uns bald bedenken werde. Daß wir uns nun nicht gleich dafür bedanken, das Bisherige nicht erfreut weitertragen, wird uns als Anklage vorgeworfen.

Man drehe wie immer das Blatt, man nenne unsere Freunde, man lese ihre Reden — es ist nichts, es ist Wort, Hauch und Laut gegen die Tatsachen, die uns seelisch zeichnen.

Ein politischer Berichterstatter wird ausrufen: die Minderheiten sind unzufrieden. Dieses Wort der allgemeinsten Erkenntnis ist unfähig, den Tiefgang und das Ausmaß, die besondere Art unseres seelischen Zustandes auszuloten. Fühlt je einer, der solches schreibt, die Färbung unseres Empfindens.

Um uns sind Äcker, Berge und Städte, wir haben sie gepflügt, beforstet, gebaut, jahrhundertelang, und fühlen in uns die ungeheure

Legitimität, die aus der währenden Leistung fließt. Wir haben Kinder gezeugt, erzogen und in die gleiche Schule genommen. Wir haben all dies bewußt und mit dem Sinn für Gestaltung des Lebens getan. Wir haben geschaffen. Dem menschlichen Ablauf unseres Daseins, den großen Erlebnissen des Einzelnen, der Liebe, der Geburt, der Arbeit, dem Tod rauschten diese Wälder, gaben diese Acker den Weizen, diese Städte den Schutz. Mit tausendfach verzweigten Adern bluten wir aus diesem Land, wie wir es durchbluteten. Was ist das Obenher, das Obenhin vor solchen Urfasern der Heimat?

Wer ist dumm genug anzunehmen, daß solche Verflechtung mit dem Boden gefahrvoll werden kann dem Bodenschützer, dem Staat, wenn dieser die Verbundenheit stärkt! Wo können wir, wenn der Gedanke des Staates groß erlebt und nicht bloß chauvinistisch platt gedacht wird, jemals Feinde werden. Und wenn all dies die Engstirnigkeit noch nicht überzeugt: welches Geschöpf schädigt das Gute, das ihm nützt?

Wir sind seit beinahe zehn Jahren ausgeliefert der Heimatlosigkeit, die man uns bereiten will. Die Demokratie, die sich in diesem Osten nur in Worten westlerisch benimmt, hat ihre Rechtsbegründung, die Zahl, uns überall entgegengestellt. Was darüber hinaus Menschenwert ist, hat keine bestimmende Schwere mehr.

Man hat eine kleine Politik gemacht mit uns, uns abgeschnürt jeden Glauben ans gegebene Wort, an jedes Versprechen, aber auch jede Hoffnung auf den Gegenpartner. Noch manchmal verwehend erwarten wir von wenigen Männern eine Einsicht; wir glauben nicht mehr an ihren Sieg.

An den Stellen, die uns entgegengesetzt sind, wird die Minderheitenfrage wie der Ball eines Jongleurs ewig in der Luft herumgeworfen und nie angefaßt. Wir mißtrauen diesen Künsten, wir sind neun Jahre lang am eigenen Herde unfroh gemacht worden, wir können nicht in drei Tagen zu lachen beginnen.

Für unsere Lebensverdüsterung und die Müdigkeit der Massen vor jedem Aufruf ist kein bezeichnenderer Vorgang zu finden als an den Festtagen, wenn der Polizist von Haus zu Haus geht und uns auffordert, die Fahnen hinauszustecken. Wir ziehen sie nicht hoch, unsere Fahnenstangen stehen nicht auf den Dächern — seltsames Land, wo man es scheut, die Fahnen hoch zu pflanzen, weil schon das Hissen der Fahne, der Zug am Flaggenseil eine Bewegung der Freude wäre. Bei uns nimmt man gehorsam die Fahne aus dem Winkel und

steckt sie in den Stangenhalter an der Mauer. So flaggen wir. Welch ein Alltag, wenn das Flaggentuch auf Wunsch der Behörde weht!

Hat niemand darüber nachgedacht, daß diese Teilnahmslosigkeit, darüber der Staat ein Eigenleben führt, vielleicht östlicher Art ist, uns aber fremd, uns drücken muß, uns nicht eingeboren wurde, Verbitterung ist.

Man schaffe in Bukarest das beste Minderheitengesetz, ein Gesetz, das unsere Rechte endlich gewährleistet, es wird kein Sachse, kein Ungar glauben, daß es ernsthaft damit gemeint sei. Nach Jahren erst, wo wir des Gegenteils belehrt worden wären, ließe sich unser Mißtrauen überzeugen. Der Geist, mit dem Minderheitenpolitik getrieben wird, die Zweideutigkeit ist uns bewußt, nicht nur dies: ist uns ins Gefühl getreten. Ich sage nicht zu viel: man müßte uns, um uns davon frei zu machen, behandeln wie ein geschlagenes Kind, dem die Stiefmutter lange Zeit zu wissen gab, daß es ihr Blut nicht ist. Ein solches Kind wird nur begreifen können, daß seine Arbeit im Hause und der Lohn, den es einbringt, gerne gesehen wird, nicht sein Sitz am Tisch.

Die Minderheiten fühlen so — darüber gibt es keinen Zweifel.

Der Staat könnte da leichter Wandel schaffen als wir. Er ist der Mächtigere. Aber nur Taten könnten uns allmählich wieder aufatmen lassen. Ich glaube nicht, daß sie getan werden. Die zehn Jahre sind auch an mir nicht spurlos vorübergegangen. Aus menschlichem Gefühl reicht uns hier niemand die Hand.

Aber es gibt einen anderen Weg. Der führt auf ein anderes Ziel zu und belastet uns mit der ganzen Fülle einer tragischen Sendung. Den müssen wir gehen und den müssen unsere Massen verstehen lernen, um vielleicht nicht die Ruhe am Herde zu finden, aber den Sinn der Schickungen, die man uns auferlegt, und damit in größerer Tiefe die Heimat erleben als Aufgabe.

Wir Minderheiten, besonders die in Siebenbürgen siedeln, ob wir nun wie die Sachsen als bewußte Kolonisten kamen oder durch den Geist, den die Sachsen als erste hier vertraten und vorlebten, Kolonisten wurden, sind die Vertreter Europas. Alle Güter, die in dem geographischen Umfang unseres Erdteils (mit Ausnahme Rußlands) geistig wertvoll sind und die jedes Volk in diesem Raum als das Bedeutungsvollste der Kultur empfindet, sind in uns blutmäßig und durch Überlieferung vorhanden. Es genügt nicht, ihren Wert zu erkennen, man muß ihn leben, man muß durch Jahrhunderte aus ihm geschaffen, gelitten und geführt haben.

Auf diese Jahrhunderte kulturellen Dienstes kommt es an.

Auf der ganzen Erde dringt der abendländische Geist siegreich seit langem vor. Nicht seine wertvollsten Gaben sichern ihm die Macht, gewiß, aber hinter der zivilisatorischen Fertigkeit, die siegt, brennt doch die abendländische Flamme der größeren Lebendigkeit auch im Geistigen. In den Landstrichen, wo wir siedeln, setzen sich uralte Rückstände östlicher Kulturen — Byzanz, Rußland — mit einem Worte: der Balkan mit dem Abendland auseinander. Zu dessen Geiste nur können die erwachenden Völker, deren Gebaren schon abendländisch gefärbt ist, aufwachen. Sie wollen es selbst. Zu einer anderen Kultur, die sie etwa selbst schaffen, sind sie zu spät erweckt worden — und von wem erweckt? Vom Abendland. Ihre Zukunft ist das Eingehen in die europäische Geistigkeit, die — mag es Häßlichkeiten genug an ihr geben — lebendiger ist als der heutige Ostzustand, durch bewußt erlebte Jahrhunderte gestalthafter, ausgreifender und schöpferischer. Wer hier etwas anderes wollte, von einer Nationalkultur träumte, die im Gegensatz zu Europa steht, mag Gymnasiasten damit begeistern, das Leben geht daran vorüber.

Welche Rolle spielen wir Minderheiten in dieser Entwicklung, die doch eine Entwicklung zu uns selbst ist. Wir spielen eben die Rolle der Übermittler in breiter Front. Es hilft dem Vordringen einer Kultur weniger der Einzelne, der lehrend und aufklärend dafür wirkt, als die vielen Gestalten einer Minderheit, die in ihrer Lebensweise den erstrebten Geist vertreten. Es nützt wenig, wenn ein Wissender durch Vorträge bekehren will, aber das vorgelebte Beispiel im kleinen und großen Kreis ist anschaulich und überzeugend. Und dies auch nur, wenn es natürlich geschieht, wenn es aus langer Verwurzelung fließt, wenn es legitim, rechtmäßig getan wird aus jener großen traditionellen und bluthaften Selbstverständlichkeit, die nur Jahrhunderte gewähren, die im gleichen Geiste schöpferisch erlebt wurden.

Die europäischen Irrwege der letzten Zeit: die Überspannung des nationalen Begriffs, der am Äußerlichen, Sprachlichen oder Provinziellen sich ausrichtet, damit das Einende der gemeinsamen Kultur verdeckt und unsäglichen Zwiespalt hervorrief, dürfen wir nicht gehen. Wir können sie als Minderheiten auch gar nicht beschreiten. Durch unsere Lage sind wir das Salz des neuen Europa. Eine solche Feststellung soll uns nicht höher einschätzen als die umliegenden Völker.

Sie zeigt nur an, daß wir eine Aufgabe haben, nicht mehr. Wie wir sie erfüllen, gibt uns Wert und den sollen uns andere zuerkennen.

Was wir also durch unser Los sind: Vertreter der alten Kultur Europas im Osten und zugleich die ausgesandten Posten des neuen, werdenden, geeinten Erdteils, muß uns bewußt werden. Wir müssen die Größe haben, dafür ein äußerlich-beschränktes Dasein zu übernehmen. Der primitive Mensch, der in den kleinsten Verhältnissen lebt, hat keine wirkende Bedeutung, aber uns wird auch die kleinste Lebensenge nicht hindern, durch die tausend Kanäle, durch die Geist und Gesittung fließen, auszuströmen. Dies ist unsere Aufgabe. Sie ist schwer und bringt keinen augenblicklichen Lohn. Wenn aber dort im Westen Europas, zusammengeballt an dem entscheidenden Strom des Erdteils, am Rhein, die schöpferischen Kräfte der abendländischen Kultur liegen, aus der wir hergeschickt wurden durch eine vorsorgliche Schickung, so wissen wir auch, daß unser Sieg sicher ist. Wir dürfen ihn nicht klein wollen, als reiche Zuwage äußerer Güter und äußerer Macht, denn diese werden wir lange Zeit nicht haben.

In der papierenen Demokratie, wo das Prinzip der Mehrheit sich gegen uns richtet, müssen wir dasjenige vertreten, was in früheren Zeiten Adel schuf, wonach man heute im Westen wieder zurückgreift: das Recht der Kultur und Gesittung. Das Tragische und Große in solcher Aufgabe ist ihre niemals zu erreichende gänzliche Erfüllung. Deshalb müssen wir leiden. Leiden heute als Überrannte, leiden später, wenn unserer äußerer Sieg schon näher ist, weil uns das Ziel dann auch größer sein muß.

Der Geist des kulturellen Europas soll dieses Land erobern, er soll überfließen auf jeden Einzelnen in uns, er soll nicht zu uns, sondern zu der Idee des Westens bekehren, die wir wieder nicht in ihren schlagwortartigen Verdünnungen ausgeben dürfen. Das Bleibende, das Geistige der abendländischen Kultur soll durch uns überzeugen ohne Rücksicht auf Sprache und Herkunft, wie einst im alten heiligen römischen Reich jede Zunge die seelische Sprache eines einenden Kulturgefühls gesprochen hat. Uns Deutschen besonders, denen die europäische Zukunft immer mehr mit der eigenen Zukunft gleich laufen wird, die geistig den Erdteil nicht nur durch die Zahl ihrer Angehörigen, sondern auch durch die schöpferische Verbundenheit mit dem geistigen Inhalt dieses Gebiets bedeutend bestimmen, öffnet sich hier im Lande die größte Aufgabe.

Wer so den Sinn des Minderheitenloses empfindet, der schwingt

mit in der großen Wellenbewegung unserer Kultur als Handelnder. Dem wird die Gegenwartsnot nur ein Teilzustand aus der Entwickelung sein dürfen, die seinem Geiste schließlich die Oberhand gibt; der hilft mit an dem Werke, das immer das größte Menschenwerk sein wird: dem Dienst an der Veredlung des Nächsten.

Aber man fasse dies nicht christlich-mildtätig, so, als sei es uns übertragen, nun eine Art Quäkertum zu vertreten, als seien wir die Prügelknaben, die durch ihr mildes Verhalten das Gute im Gegner anrühren. So mild und einfach sind die Beziehungen von Volk zu Volk und die werktätigen Kämpfe für eine Kultur nicht. Nein, in tausend und abertausend Handlungen und Auswirkungen, im kleinsten Schritt der nichtigsten Arbeit muß das Europäische betont werden und da wir nur einen Anhaltspunkt dafür haben, was europäisch ist: uns selbst! müssen wir unsere Art schützen gegen jeden Einfluß des Balkans, während wir nach Westen hin offen bleiben.

Unsere nur auf Überzeugung beruhende Wirkung, wobei uns Europa den Rücken deckt, rührt, da sie keine äußere Macht will, nur das Geistige.

Wenn unsere Massen erfahren, worum sie leiden, ist die heutige Verbitterung verklärt. Aber selbst, wenn die Mehrzahl von uns ohne Bewußtsein für ihre Aufgabe bleibt, die Aufgabe erfüllt sich selbst: durch unser Hiersein und durch das dauernde von Jahr zu Jahr stärker werdende Einfließen von Gedanken und geistigen Inhalten aus dem Westen, deren Anstapler und Verteiler wir waren und sind.

Sehen wir über den Alltag hinweg und halten Ausschau auf Jahrzehnte, wie sorgsame Bauern, so ist kein Grund zur Hoffnungslosigkeit. In der so erspähten Zukunft wird auch der Punkt erreicht werden, wo die Feindschaft gegen uns erlöschen muß, denn dann werden wir mit allem Volk, das um uns lebt, eines geistigen Sinnes sein, der in verschiedenen Sprachen das gleiche spricht.

Die wirtschaftliche Lage der Siebenbürger Sachsen

Von Dr. Otto Fritz Zickeli, Hermannstadt

Wenn man als Siebenbürger Sachse den Leichtsinn begeht, eine Dissertation über irgendeinen Gegenstand zu schreiben, so ist man bis an sein Lebensende verurteilt, sich über diesen Gegenstand immer wieder zum Worte melden zu müssen. Ich habe unvorsichtigerweise eine Doktorarbeit über den Handel der Siebenbürger Sachsen geschrieben und deshalb erwartet man von mir, daß ich von Zeit zu Zeit einen Artikel über diesen Gegenstand schreibe. Ich erwähne dieses bloß, um das nachsichtige Lächeln meiner Freunde abzuwehren, wenn sie zum hundertunderstenMale einen Aufsatz von mir in dieser Sache lesen. Ich bin aber wie meistens unschuldig daran, denn dieser Aufsatz wurde von mir von dem Schriftleiter des „Klingsor" mit der Begründung verlangt, daß eine kulturelle Zeitschrift unbedingt auch über wirtschaftliche Fragen etwas bringen müsse. Ich will jedoch gestehen, daß es mir im Augenblicke nicht ungelegen kommt, dieser Aufforderung des „Klingsor" Folge zu leisten, nachdem unsere Volkswirtschaft vielleicht auf einem Punkte angelangt ist, wo sich doch auch prinzipiell Neues sagen läßt.

„Volkswirtschaft". Es ergibt sich gleich als erstes Problem die Frage, ob man überhaupt von einer sächsischen Volkswirtschaft sprechen kann. Der Zweifel an der Möglichkeit, das sächsische wirtschaftliche Leben aus der gesamten Volkswirtschaft des Landes herauszuschälen, mußte mir natürlich schon aufstoßen, als ich zum ersten Male über den Handel der Siebenbürger Sachsen schrieb. Wir haben kein statistisches Material, das speziell die Siebenbürger Sachsen betreffen würde. Es fehlt uns also die strenge mathematische Grundlage aller Behauptungen. Außerdem aber weiß jeder Theoretiker und Praktiker, der das Wirtschaftsleben kennt, daß unsere wirtschaftlichen Gegebenheiten vor allen Dingen in dem Staate verankert liegen, den wir bewohnen. Unser Gewerbe ist in dem alten Ungarn hauptsächlich deshalb zusammengebrochen, weil die Monarchie im Interesse der Agrarier des Alföldes einen Zollkrieg mit Rumänien provozierte. Alle Bestrebungen der siebenbürgisch-sächsischen Volkswirte, unser Gewerbe zu entwickeln, mußten an dieser grausamen Tatsache scheitern. Volkswirtschaft betreiben zu wollen, ohne ein Volk zu sein und ohne die staatlichen Machtmittel für eine allgemeine Wirtschafts- und Zollpolitik in der Hand zu haben, erscheint demnach als Hirngespinst und somit wäre

es vielleicht gar nicht möglich, überhaupt etwas über die Volkswirtschaft der Siebenbürger Sachsen zu sagen. Die Tatsachen sind aber auch in diesem Falle stärker als die gedanklichen Ableitungen und immerhin weist eine ganze Reihe von Institutionen darauf hin, daß es doch irgendetwas wie ein eigenes wirtschaftliches Leben der Siebenbürger Sachsen geben muß. Der Landwirtschaftliche Verein, der Verband der sächsischen Handelsgremien, die Gewerbevereine, die regionale Färbung des Bundes der Industriellen in Siebenbürgen und der Revisorenverband unserer Geldinstitute sprechen davon. Die Einstellung des Staates in vielen Dingen, insbesondere in der Verleihung von Krediten durch die Nationalbank, legen auch davon Zeugnis ab, daß es auch innerhalb des Landes etwas gibt, was wie regionale volkswirtschaftliche Maßnahmen angesehen werden kann. Es gibt also doch etwas wie eine sächsische Volkswirtschaft und über diese im gegebenen Zeitpunkte zu sprechen, möchte ich in den nachfolgenden Zeilen versuchen.

Es muß dabei natürlich von vorne herein festgehalten werden, daß man immer von der Volkswirtschaft des rumänischen Staates ausgehen muß und sich nur innerhalb dieses Komplexes die Frage stellen kann, wie es uns wirtschaftlich geht und welche Maßnahmen etwa zur Förderung unserer Wirtschaft ergriffen werden könnten.

Der Ausgangspunkt für die Betrachtung der heutigen Zustände ist die Loslösung Siebenbürgens aus dem österreichisch-ungarischen Staatsverbande und sein Anschluß an Rumänien. Wir sind heute in der Lage, die wirtschaftlichen Folgen dieses Ereignisses, die man früher bloß prophezeien konnte, in ihren Auswirkungen zu sehen. Siebenbürgen ist durch den Anschluß an Rumänien aus der Ecke eines Großstaates geographisch in den Mittelpunkt eines Mittelstaates gerückt worden. Es hat dadurch wirtschafts-geographisch an und für sich gewonnen. Die Hoffnungen, die man jedoch auf diese Veränderungen setzte, haben sich für das ganze Land und insbesondere für die Siebenbürger Sachsen nicht voll erfüllt. Ich will damit nicht darauf übergehen, von der allgemeinen wirtschaftlichen Krise und deren Ursachen zu sprechen, weil man dadurch offene Türen einrennen würde. Es müssen aber die Tatsachen doch insoweit herangezogen werden, daß man die Entwicklung der Verhältnisse verstehen kann.

In dem Gutachten, das der sächsische Volksrat gelegentlich seines Anschlusses an Großrumänien abgegeben hat, wurde die Befürchtung ausgesprochen, daß der siebenbürgische Bauer unter der Konkurrenz

der billigen und guten Produkte des Altreiches leiden würde und daß es notwendig sein werde, durch weitgehende volkswirtschaftliche Maßnahmen die Landwirtschaft in Siebenbürgen zu fördern und ihre Umstellung vom Ackerbau zur Viehzucht zu begünstigen. Der rumänische Staat hat für solche Vorschläge kein Verständnis gehabt. Die Wirtschaftspolitik des Staates ist vom Gesichtspunkte allgemeiner finanztechnischer Schlagworte geleitet worden und es sind die Befürchtungen für die siebenbürgische Landwirtschaft in einem viel höheren Maße zur Wahrheit geworden, als man jemals annehmen konnte. Die unverständliche, rein fiskalische Ausfuhrpolitik des Staates, welche insbesondere die Ausfuhr der landwirtschaftlichen Produkte erschwerte und verteuerte, hat glücklich den Erfolg gezeitigt, daß sich die gesamte Landwirtschaft des Landes, aber insbesondere die der siebenbürgischen Bauern, einer Katastrophe nähert und durch die abnehmende Kaufkraft des Bauern eine allgemeine Absatzkrise in Industrie und Handel ausgebrochen ist, welche die heutige Lage charakterisiert. Da wir ein Agrarland sind, so muß natürlich der ganze Bau unserer Volkswirtschaft erbeben, wenn die Grundlage zu wanken beginnt.

Die gesamte wirtschaftliche Lage des Staates und im besonderen Maße diejenige der Siebenbürger Sachsen ist also durch die herannahende Katastrophe der Landwirtschaft gekennzeichnet. Das Erschreckende in dieser Situation aber ist, daß die Regierung dieses nicht sehen will und weiter finanztechnischen Utopien nachjagt. Die Rettung unserer Landwirtschaft könnte nur dadurch entstehen, daß die Volkswirtschaft Rumäniens prinzipiell andere Wege einschlägt, die Ausfuhrzölle und -Erschwerungen für die Produkte der Landwirtschaft vollkommen beseitigt und den Export der landwirtschaftlichen Produkte fördert. Eine gewisse Bedeutung hat natürlich die Lösung der übrigen wirtschaftlichen Probleme unserer staatlichen Volkswirtschaft auch für die Landwirtschaft. Die Stabilisierung des Leu, die Beschaffung billiger Auslandskredite, die Reorganisierung der Transportverhältnisse würde unsere Landwirtschaft natürlich fördern. Sie sind aber in ihren Erfolgen bedeutungslos, wenn unser Bauer nicht Gelegenheit hat, seine Produkte preiswert abzusetzen.

Gewerbe, Industrie und Handel der Siebenbürger Sachsen haben in Großrumänien zunächst den Aufschwung genommen, den man erwartet hatte. Bekam man doch durch Vereinigung mit der Bukowina, Moldau und Bessarabien das alte Wirtschaftsgebiet wieder, auf dem die Blüte unseres wirtschaftlichen Lebens in den vergangenen Jahr-

hunderten begründet war. Wenn heute über die Krise dieser Berufsgruppen gesprochen wird und wenn man mit mehr Berechtigung als bei der Beurteilung der Landwirtschaft von den notwendigen Maßnahmen, wie Stabilisierung der Valuta, Beschaffung billiger Kredite usw. spricht, so trifft man doch das Grundproblem der heutigen Krise nicht auf den Kopf. Der Leu ist so ziemlich stabil, die Zollpolitik kann in verschiedenen Einzelheiten bekämpft werden, doch hält sie bezüglich der Interessen der Industrie und des Handels eine mittlere Linie ein. Kredite können heute leichter beschafft werden und Kredite in starker Valuta werden überall schon mit mindestens 14% angeboten. Man kann also auf dem Gebiet dieser Probleme keine Änderung im Prinzipe, sondern höchstens der Ausmaße verlangen und erwarten. Das Grundproblem liegt eben auch für die genannten Berufsgruppen in der Verarmung unseres Bauern und in der Absatzkrise, welche dadurch ausgebrochen ist. Deshalb müssen nicht nur die landwirtschaftlichen Interessenverbände, sondern sämtliche Wirtschaftler, die in diesen Dingen ein Einsehen haben, mit Energie dafür eintreten, daß die Volkswirtschaft des Staates der Landwirtschaft ihre Lebensmöglichkeiten zurückgibt.

Wenn in unserer Öffentlichkeit über die Krise in unserem wirtschaftlichen Leben und über deren mögliche Beseitigung gesprochen wird, dann richtet sich die Hoffnung, aber auch der Tadel, immer wieder gegen unsere sächsischen Geldinstitute. Man erwartet von ihnen etwas wie eine zielbewußte Volkswirtschaftspolitik des sächsischen Volkes und macht sie oft gedankenlos für die gesamten Folgen der wirtschaftlichen Krise in unserem Vaterlande haftbar.

Daß man von unsern Geldinstituten die Heilung aller Übel erhofft oder fordert, mag damit im Zusammenhange sein, daß diese vor dem Kriege tatsächlich die Zentrale unseres gesamten wirtschaftlichen Lebens waren und nationale Wirtschaftspolitik — immer in den Grenzen der staatlichen Volkswirtschaftspolitik — in großzügiger Weise betrieben haben. Die Frage, ob diese Behauptung richtig ist, ob unsere Geldinstitute ihre Aufgabe vergessen haben oder ob sie sie heute noch in demselben Maße wie vor dem Kriege erfüllen, ist interessant genug, um sich mit ihr systematisch zu beschäftigen. Ich greife dabei das Beispiel einer Bank heraus, welche im abgelaufenen Jahre die achtzigste Wiederkehr ihres Bestehens gefeiert und im Zusammenhang damit eine kleine Festschrift herausgegeben hat, welche die notwendigen Daten sehr anschaulich mitteilt: die Hermannstädter Allgemeine Spar-

kassa. Was jedoch von ihr gesagt wird, kann mit kleinen Abweichungen auf die Wirksamkeit aller unserer Banken übertragen werden.

Die Hermannstädter Allgemeine Sparkassa hat vornehmlich unter der Leitung ihres genialen Direktors, Dr. Karl Wolff, tatsächliche Volkswirtschaft im großen Stile getrieben. Es gelang ihr zunächst, fremdes Kapital zu einem billigen Zinsfuß dadurch in den Dienst unserer Volkswirtschaft zu stellen, daß sie ein großes Pfandbriefgeschäft in Ungarn und Österreich entwickelte. Die Mittel, welche sie dadurch erhielt und ebenso ihr eigenes Vermögen wurden hauptsächlich in den Dienst unseres öffentlichen Lebens gestellt. Durch die Gründung und Unterstützung der Raiffeisenvereine wurde unsere Bauernschaft von dem Wucher befreit, der damals ebenso stark auf ihr lastete, wie heute die hohen Zinsen. Es wurde durch eine Tochtergesellschaft der Hermannstädter Allgemeine Sparkassa, der Siebenbürgischen Vereinsbank, erfolgreiche Kolonisationspolitik betrieben; es wurden an Handwerker zinsenfreie Darlehen zur Anschaffung von Maschinen ausgeteilt, man gab den sächsischen Bürgern besonders billige Darlehen zum Ankauf von Realitäten. Die Reingewinne aber, welche erzielt wurden, gingen beinahe zur Gänze auf die Kräftigung des eigenen Kapitales und zur Unterstützung und Förderung sächsischer kultureller und wirtschaftlicher Einrichtungen. Das Letztere war dadurch möglich, daß die sächsischen Institute von vorne herein zu altruistischer Wirkung bestimmt waren und die gesamten Aktionäre bloß eine niedrige Verzinsung ihres Einlagekapitales erhielten, welches im Verhältnis zum Vermögen minimal war. So hat die Hermannstädter Allgemeine Sparkassa im Jahre 1913 bei einem bilanzmäßigen Vermögen von über 8·5 Millionen Goldkronen bloß ein Aktienkapital von 10.000 Kronen gehabt. Von ihrem Reingewinn von rund 300.000 Kronen wurden bloß 500 Kronen als Dividende bezahlt, während 299.500 Kronen den allgemeinen sächsischen Zwecken zugeführt werden konnten. Die Hermannstädter Allgemeine Sparkassa war also, wie alle übrigen sächsischen Geldinstitute, ein volkswirtschaftliches Organ der Siebenbürger Sachsen.

Daß die sächsischen Banken diese Einstellung heute nicht mehr haben, fällt jedermann auf. Die Gründe dafür sind aber wohl noch nicht genügend klargestellt. Man weiß im allgemeinen, daß unser Volk durch Kriegsanleihe, Geldentwertung und Agrarreform große Verluste erlitten hat, ohne sich über das Ausmaß dieser Dinge klar zu werden. Ich habe auf Grund der allgemeinen Schätzungen dieser Verluste versucht, mir ein Bild dieser Verluste zu machen und komme

dabei zu dem Resultate, daß der Gesamtverlust für die sächsische Volkswirtschaft etwa 7·5 Milliarden Lei beträgt, wovon auf den Kopf der Bevölkerung etwa Lei 38.500·—, auf eine Familie gerechnet Lei 154.000·— fallen. Dieser Verlust teilt sich jedoch nicht auf die Gesamtheit der Bevölkerung auf, sondern betrifft in erster Linie die Fonde unserer öffentlichen Institutionen, Landeskirche, Kirchengemeinde, Nationsuniversität, in erster Linie aber unsere Banken. Die Geldentwertung infolge des Krieges (eigentlich ist es dabei bedeutungslos, ob man den restlichen Wert der Kriegsanleihe von 2·5 % des Nominalwertes verloren hat oder nicht) hat unser öffentliches Vermögen auf 1/40 seines Wertes reduziert. Unsere Banken haben, abgesehen von ihrem Häuserbesitz, der aber infolge des Mieterschutzes ertraglos blieb, den allergrößten Teil ihres Vermögens verloren. Damit ist auch für sie die Möglichkeit eines volkswirtschaftlichen Wirkens zunächst weggelöscht worden und sie mußten darnach trachten, ihr Kapital nach Möglichkeit zu reaktivieren, um ihr Fortbestehen überhaupt garantieren zu können. Die Festschrift der Hermannstädter Allgemeinen Sparkassa gibt uns darüber wieder interessante Auskünfte. Die Banken konnten das verlorene Kapital bloß in der Weise wenigstens teilweise reaktivieren, daß sie das Aktienkapital bedeutend vergrößerten, wozu sie auch dadurch gezwungen waren, daß die Nationalbank ihnen nur in der Maßgabe ihres Aktienkapitales Wechselreeskompte einräumt. Die Hermannstädter Allgemeine Sparkassa hat im Laufe der Jahre 1919—1926 ihr Aktienkapital auf 50 Millionen Lei erhöht und verzeichnet mit 1926 ein Gesamtvermögen von etwa 80 Millionen Lei. Dadurch wird zunächst die Verarmung gegenüber der Friedenszeit dokumentiert, da das gesamte Vermögen der Sparkassa des Jahres 1913 in heutigen Papierlei ausgedrückt 340 Millionen beträgt. Aber auch das reduzierte Kapital ist in seinem Wesen etwas anderes geworden. Es ist nicht mehr ein volkswirtschaftliches Vermögen der Siebenbürger Sachsen, sondern es ist zum Teil privatwirtschaftliches Eigentum der neuen Aktionäre und muß deshalb trachten, die Forderungen dieser Aktionäre zu erfüllen. Nur die Verkennung dieser Tatsache kann zu der Forderung führen, daß unsere Banken, wie vor dem Kriege, bloß 5 % Dividende an die Aktionäre ausschütten mögen und den Rest öffentlichen Zwecken zuführen sollen. Es ist interessant, daß es der Hermannstädter Allgemeinen Sparkassa trotz des reduzierten Betriebskapitales auf weniger als 1/4 des Jahres 1913 in den letzten Jahren gelungen ist, absolut etwa denselben Reingewinn

zu erzielen, wie vor dem Kriege. Der Reingewinn des Jahres 1926 beträgt Lei 12,084.339·—, der umgerechnete Reingewinn des Jahres 1913 Lei 13,221.360·—. Es erklärt sich dieses aus der starken geschäftlichen Aktivität, die unsere Banken heute entfalten und aus der großen Konjunktur der Geldinstitute im allgemeinen. Der Reingewinn der Geldinstitute dagegen kann heute nicht mehr allgemeinen kulturellen und volkswirtschaftlichen Aufgaben zugewendet werden; er muß zum größten Teil als Dividende an die neuen Aktionäre gegeben werden. So hat die Hermannstädter Allgemeine Sparkassa im Jahre 1926 etwa $^2/_3$ ihres Reingewinnes an Dividende ausschütten müssen, gegen $^1/_{600}$ im Jahre 1913 und kann bloß die Hälfte ihrer Dividende dazu verwenden, die Reserven aufzufüllen und kulturelle Zwecke zu unterstützen, während sie im Jahre 1913 das 599fache der ausgezahlten Dividende dafür zur Verfügung hatte. Aber nicht bloß bei der Verteilung des Reingewinnes, sondern auch bei der gesamten Tätigkeit sind die Banken zu einer neuen Einstellung gezwungen. Sie müssen darauf bedacht sein, ihre Position neu zu begründen und zu erweitern und sind dadurch gezwungen, bei der Verwendung ihres Kapitales stärker auf erzielte Gewinne, als auf befruchtende Tätigkeit zu sehen. Eine eigentliche volkswirtschaftliche Tätigkeit in dem Sinne, wie sie vor dem Kriege ausgeübt worden ist, fehlt heute leider. Die Banken sehen vielmehr ihre Aufgabe darin, der sächsischen Wirtschaft und dabei hauptsächlich der Industrie und dem Handel die notwendigen Betriebskapitalien zu verschaffen und dadurch indirekt, durch die allgemeine Stärkung unserer Wirtschaft, volkswirtschaftlich zu wirken. Dabei darf aber nicht vergessen werden, daß viele, anscheinend rein privatwirtschaftliche Aktionen unserer Banken, eigentlich sächsisch-volkswirtschaftliche Transaktionen darstellen. Unsere Banken haben in der Zeit der heutigen Krise die traurige Aufgabe, manches größere sächsische Unternehmen durch starke Kapitalsbeteiligung zu sanieren. Wo sie dieser Aufgabe nicht gewachsen sind oder davor zurückschrecken, werden große und schmerzliche Lücken in unser Wirtschaftsleben gerissen. Die Kapitalsbeteiligung unserer Banken bei verschiedenen großen Unternehmungen geschieht meist nicht, um ein gutes Geschäft zu machen, sondern um unter relativen Verlusten den Zusammenbruch sächsischer Firmen zu verhüten. Ein Teil der Gründungen unserer Banken ist von vorneherein auf den Zweck eingestellt, unser volkswirtschaftliches Leben zu befruchten. Unter diesen Gesichtspunkt fällt besonders die Gründung der „Amylon", Kartoffel-

stärkefabrik in Hermannstadt, durch welche man in der richtigen Voraussicht, daß der Getreidebau durch die altrumänische Konkurrenz vernichtet werden wird, dem sächsischen Bauern des Hermannstädter Wirtschaftsgebietes eine ähnliche Grundlage seiner Wirtschaft zu schaffen suchte, wie dieses seinerzeit durch die Gründung der Brenndorfer Zuckerfabrik für den Burzenländer Bauern geschehen ist. Volkswirtschaftliche Früchte dieser zunächst privatwirtschaftlich eingestellten Tätigkeit werden sich wahrscheinlich erst im Laufe der Jahre auch dem wirtschaftlichen Laien eindeutig zeigen.

Stärker als jemals zuvor beschäftigt sich heute unsere Öffentlichkeit und seit letzter Zeit auch unsere politische Führung mit den wirtschaftlichen Problemen unseres Volkes und richtet dabei ihren Blick insbesondere auf die weitere Entwicklung unserer Banken. Man propagiert von vielen Seiten eine Fusion unserer Banken, um dadurch die volkswirtschaftliche Zentrale unseres Volkes wieder zu schaffen, welche in dem Revisionsverband unserer Geldinstitute vor dem Kriege zweifellos bestanden hat. Der Grundgedanke dieser Einstellung ist etwa der folgende. Die Ursache unserer Wirtschaftskrise im allgemeinen und der eingeschränkten volkswirtschaftlichen Tätigkeit unserer Banken andererseits sei hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß uns das notwendige Kapital mangele, um unsere Wirtschaft (dabei denkt man vornehmlich und irrtümlicherweise immer an Industrie und Handel) zu speisen. Der allgemeine Prozeß der kapitalistischen Entwicklung drängt an und für sich zur Zusammenlegung unserer Geldinstitute; dadurch würde nicht bloß eine Konzentrierung unseres Kapitales zu einer bewußten Volkswirtschaft ermöglicht, sondern unsere Geldinstitute würden gleichzeitig ein achtenswerter Faktor auf dem internationalen Geldmarkt werden und dadurch hätte man die Möglichkeit, von dem internationalen Geldmarkt billige Kredite zu erhalten und auf diese Weise unserer Volkswirtschaft ebenso fremdes Kapital zuzuführen, wie dieses vor dem Kriege durch das Pfandrechtgeschäft geschehen sei. Die Fusionierung unserer Banken würde also ein Markstein in der Entwicklung unserer Volkswirtschaft bedeuten, wie etwa seinerzeit die Kotierung der Pfandbriefe der Hermannstädter Bodenkreditanstalt an der Wiener Börse.

Es ist hier nicht der Platz, die allgemeine Frage der Fusionierung unserer Banken anzuschneiden. Man kann zum wenigsten die gleiche Anzahl von Argumenten anführen, welche dagegen sprechen. Die Entscheidung in dieser Frage kann auch nicht durch unsere Öffent-

lichkeit gefällt werden, sondern bloß durch die Aktionäre unserer Banken. Ich glaube aber, daß der Frage der Fusionierung und der damit verbundenen Beschaffung internationalen Kapitales für unsere Wirtschaft eine Bedeutung beigemessen wird, die im augenblicklichen Zeitpunkte nicht besteht. Wir haben im Augenblicke nicht eine Geldkrise, sondern, was nicht oft genug betont werden kann, eine allgemeine Absatzkrise infolge der Verarmung unserer Landwirtschaft. Kapital steht heute zur Verfügung und die Reduzierung des Zinsfußes, der sowieso im Fallen begriffen ist, um einige Perzente, stellt nicht das entscheidende Problem in der heutigen Wirtschaft unseres Volkes dar.

Wir müssen erkennen, daß es sich in erster Linie um die Krise in unser Landwirtschaft handelt. Unsere gesamte Volkswirtschaft ist in dieser Richtung einzustellen; unsere Banken müßten sich mehr für die Lage des dörflichen Kreditmarktes interessieren. Unsere Raiffeisengenossenschaften müßten wieder aufleben; die Reingewinne unserer Geldinstitute müßten, insoweit altruistische Widmungen in Betracht kommen, hauptsächlich diesen Zwecken zugeführt werden. Unsere politische Führung wird sich bei der Lösung der wirtschaftlichen Krise die größten Verdienste dadurch erwerben, wenn sie ihre Tätigkeit auf die Punkte einstellt, welche einerseits die Belastung unserer Landwirte mildert (Schulunterstützungen) und wenn sie anderseits dazu beiträgt, daß die gesamte volkswirtschaftliche Einstellung Rumäniens von ihrer landwirtschaftsfeindlichen Tendenz zu einer Politik übergeht, welche durch Förderung des landwirtschaftlichen Exportes die Sanierung unserer Wirtschaft herbeiführt.

„Die deutsche Baukunst nach dem Kriege"

Von Hans Wühr

Der folgende Aufsatz wird nicht veröffentlicht, um gegen irgend einen deutschen Professor zu streiten. Nein, um den Geist vorzuführen, der das ihm unverständliche Werk von Männern durch Anzweiflung ihrer guten Gesinnung zu erledigen sucht. Dieser Geist scheint überall unter Deutschen lebendig zu sein, auch in Siebenbürgen — deshalb soll er hier gespiegelt werden! — in Deutschland aber ist er in einem besonderen Ausmaße anzutreffen. Dort bezweifelt er am liebsten das Volks- und Vaterlandsgefühl der Gegner. Wenn er nun in Ausnützung der nach dem Kriege mehr ins Bewußtsein gerückten deutschen Volksgemeinschaft auch uns Auslanddeutsche in seine

Luft zu locken sucht, so müssen wir uns wehren. Bei uns, wo jeder Daumenlutscher mehr als ein Durchschnittsreichsdeutscher für sein Volk in Taten wirbt, darf dieser Geist nicht eindringen.

Wie übel der rassische Ton hier übrigens sachlich angebracht ist, zeigt sich zum Beispiel auch dadurch, daß die sehr bewußt deutschfühlende Zeitschrift „Der Kunstwart" gerade die Baukunst würdigt (Nov. 1927), deren Schöpfer dieser Professor verdächtigt. Die Schriftleitung

Prof. Dr. Ing. E. H. Högg, Dresden, hat in der „Deutschen Bauzeitung" No. 80 und 81, 1926 über Wege und Ziele deutscher Baukunst einen Vortrag und im „Ostland" No. 1 einen Aufsatz veröffentlicht, in welchem die neuere Baukunst eine Verurteilung erfährt, die sachlich noch belangloser als anfechtbar wäre, wenn sie nicht vermöge einer überheblichen völkischen Geste die Bedeutung beanspruchte, gewissermaßen die deutsche Gesinnung auszusprechen, und solcherart jene Baukünstler und Kunstfreunde zum heftigsten Widerspruch zwänge, die ebenso und doch anders das Recht und die Pflicht für sich beanspruchen, Deutsche zu sein, und gleichwohl die Erneuerung der Baukunst auf dem vom Manifest des „Rings" [1]) angedeuteten Wege erstreben. Weder das onkelhafte Grollen eines Architekten, der mit Mißfallen die berauschende Bauentwicklung der Vorkriegszeit verurteilt fühlt und ganz und gar

unbeirrt am Gedanken stetiger Entwicklung auf geschichtlicher Grundlage

festhält, nichtsdestoweniger aber das Schicksal und die Geschichte der letzten zwölf Jahre als ungeschehen hinstellen möchte, um dort anzuknüpfen

wo diese Entwicklung durch den Krieg abgerissen wurde,

noch das von sittlicher Entrüstung und Verständnislosigkeit strotzende Urteil, es sei

zu unserer Jazz-Musik die Jazzarchitektur getreten,

fordert unsern Widerspruch heraus, da ein solches Maß von Unverständnis eine Verständigung doch ausschließt, sondern allein der völkische Aufwand, mit welchem dieses Unverständnis seine Berechtigung aus dem Wesen des deutschen Volkstums zu beziehen sucht. Aber das deutsche Volkstum, zu dem auch wir uns bekennen, ist keineswegs ein Vorrecht derer, die es allein innezuhaben glauben, wenn sie mit ihm prahlen und ihm völkische Belange oder volkskundliche Vignetten anhängen, und jeden, der einen unbefangenen Blick über die ehemaligen schwarzweißroten Grenzpfähle hinauswagt, als undeutsch bezeichnen oder der Konspiration mit dem Bolschewismus verdächtigen.

[1]) Eine Vereinigung moderner Architekten.

Die Beziehungen zwischen einzelnen Mitgliedern des Ring und Rußland sind herzlich. Ab und zu liest man, daß der oder jener Prominente von der Stadtverwaltung Moskau berufen worden ist, an großzügigen Plänen mitzuwirken oder in Leningrad Fabriken zu bauen. —

Das sind Zusammenhänge, die wir nicht leicht nehmen sollten,

damit wir sie als umso schwereres Argument gegen die Bauweise jener Mitglieder anbringen können. Natürlich, man muß auf die politische Einstellung des Architekten achtgeben, denn es könnte leider vorkommen, daß sie von der eigenen abweicht und daher undeutsch ist. Denn in der Baukunst kommt es nicht so sehr auf die freischöpferische Kraft des Geistes an, der das Zurechtbestehen der Grenzpfähle beweist, indem er sie überfliegt, auch nicht auf die Auseinandersetzung des Baukünstlers mit den zwischenvölkischen Gesetzen von Druck und Schub, Statik und Konstruktion, Rhythmus und Ebenmaß, sondern auf das Aushängeschild des Deutschnationalen. (Ein Fremdwort, mit welchem ein großer Teil des deutschen Volkes offensichtlich gar nicht

in Übereinstimmung mit Eduard Engels Meinung, wonach man undeutsche Begriffe wohl durch Fremdwörter brandmarken darf,

seine politische Meinung bezeichnet.) Angesichts der großen Begeisterung, mit welcher Prof. Högg erwartet, daß in der völkischen

Schmiede die Zukunft der deutschen Baukunst geschmiedet wird,

ist seine geringe Begeisterung für den Ring begreiflich. Er erblickt in ihm

eine Steigerung der Gefahr, die der deutschen Baukunst von einer wesensfremden Gesinnung her droht.

Denn der Geist dieser vaterlandslosen Gesellen, dieser Umstürzler und Thronräuber, Marktschreier und Kunstpfuscher

ist ein

gefährlicher, ein tötlicher Geist, denn er will unser Bestes morden, die deutsche Seele.

So ungefähr sagts der Pfarrer auch und fast mit denselben Worten. Der tötliche Geist des „Ring" sieht eine internationale Bewegung vor, die eine Weltverköterung zur Voraussetzung und eine zur Folge hat, sie ist bestrebt, „unter bewußtem Verzicht auf die beengenden Formen der Vergangenheit die Bauprobleme unserer Zeit mit den Mitteln der heutigen Technik zu gestalten und den Boden für eine neue Baukultur der neuen Wirtschafts- und Gesellschaftsepoche zu bereiten."

Alle Baugedanken und Bauprobleme, sofern sie groß und für die Entwicklung der abendländischen Baukunst bedeutungsvoll waren, sind stets gemeinsames Kulturgut des Abendlandes gewesen, sie erfuhren bei den verschiedenen Völkern eine verschiedene Formulierung,

keineswegs vermöge einer nationalistischen Forderung, sondern vermöge einer inneren geheimnisvollen Notwendigkeit, deren Wirken am wenigsten zu vergleichen ist mit der Willkür eines bewußten Willens nach völkischer Eigenart. Solcher Wille und solche Willkür schafft nur Gespenster und Trugbilder, hinter deren völkischer Attrappe die künstlerische Ohnmacht das erste Wort hat. Wir erstreben nicht eine „deutsche", sondern eine gute und anständige Baukunst, die uns schon ihrer Güte und Anständigkeit wegen nicht wesensfremd sein kann, und es ist nicht einmal nötig zu wissen, daß sie auf deutschem Boden notwendig und ohne willkürliches Zutun eine deutsche Formung haben wird.

Aber um den Schwung der völkischen Geste, mit welcher Prof. Högg eine „deutsche" Baukunst fordert, ganz zu ermessen und zu durchschauen, ist es nützlich, auch einen andern Aufsatz von ihm zu Rate zu ziehn, der einer auslanddeutschen Hörerschaft die neueste Baukunst als

eine Schändung für den Hain deutscher Kunst

anpreist. („Die deutsche Baukunst nach dem Kriege". Ostland I. 1. Hermannstadt 1925.) Hier wird Rassensentiment und völkische Traumdeutung der Kunstgeschichte zum Vorwand, der deutschen Baukunst von 1900 bis 1914, auf deren

Leistungen der Erdball

blickte, eine Festrede zu halten. Wie

ein junger lachender Riese

habe sie dagestanden

zwischen dem wackligen, absterbenden Greisentum

der übrigen Völker und wagemutig die Aufgaben angepackt, die ihr die

Zeit, die aufstrebende Industrie und das veränderte Weltbild stellten.

Und das Wunderbare dabei war der — man

möchte wieder sagen „gotische" Grundzug, der durch alles ging,

das nordische Kunstgefühl. Es gab schon früher solche Zeiten: das Mittelalter, das nordisch-germanische Weltgefühl,

die himmelstürmend kühne Gotik.

Gedanken also, die allein schon mit den zwei letzten schmückenden Beiwörtern den Gemeinplatz verraten, auf welchem sie agieren, und die nicht mehr wahr sind, wenn sie ein Völkischer auf seine Weise auslegt und auf sich bezieht; denn in solcher eindeutiger Rückbeziehung schwindet die Vieldeutigkeit und Größe des Bezogenen. Und nichts, aber auch nichts steht dem Nationalistischen, dessen Ratio sich doch auf einen irdischen Sinn richtet, ferner als gerade die Gotik,

deren Wille etwas durchaus Unirdisches, folglich Unnationales erstrebt, nämlich das Jenseits. Die besondere Formung, die sie auf deutschem Boden erfuhr und die Prof. Högg als Finessen für den Fachmann hinstellen möchte, vollzog sich mit jener inneren Notwendigkeit, vermöge der die Frage nach der gemeinsamsten und göttlichsten Instanz der Wahrheit doch nur in irgend einer menschlichen Sprache gestellt werden kann. Wenn die deutschen Baumeister des Mittelalters in völkischer Beschränkung und Mißachtung fremder Leistungen der französischen Bauweise — so nannte man nach ihrem Entstehungsland die neue Bauweise — widerstrebt hätten, so gäbe es gewiß keine deutschen Dome. Ein Jahrhundert haben die deutschen Baumeister um die fremden Bauformen, die sie ohne Verständnis aufnehmen mußten, gerungen, um sie innerlich zu erfassen. Die Schwankungen der deutschen Baukunst in der Zeit des Übergangsstils, ihr heißes Bemühen um die fremden Antworten auf Fragen, die sie noch gar nicht gestellt hatte, ihr Anschlußbedürfnis an die großen zeitgenössischen Probleme der abendländischen Baukunst, alles beweist die Größe und Weitherzigkeit ihres Willens, zeugt von dem Reichtum, von der Selbstsicherheit und Gewißheit, sich nicht verlieren zu können. Ein Volk verliert sich erst und ist zur Fruchtlosigkeit verdammt, wenn es durch und durch völkisch geworden ist, d. h. wenn es verlernt hat, um Gottes Willen von sich absehn zu können, es ist verloren, wenn es sich an sich selbst verliert. Prof. Högg widerlegt sich selbst, wenn er, um die internationale Bestrebung der neuen Baukunst verächtlich zu machen, ausgerechnet auf eine Zeit und eine Baukunst hinweist, die das großartige programmlose Manifest einer Internationale ist, deren unerhörte Propaganda sich freilich auf keine irdische Weltordnung bezieht.

> So gleicht die deutsche Baukunst heute einem Schifflein, das auf hoher stürmischer See ängstig dahintreibt und ratlos bald nach dieser, bald nach jener rettenden Bucht hinsteuert. Der Mangel an Selbstsicherheit drückt sich namentlich in dem Anschlußbedürfnis an die zeitgenössische Baukunst anderer Länder aus. Es gab eine Zeit, wo der deutsche Architekt zu stolz dazu gewesen wäre.

Gewiß war dieser Stolz in der Zeit der Gotik und starker künstlerischer Entfaltung nicht vorhanden, wohl aber in der superben Zeit vor dem Kriege, die wie die Gotik von welscher Tücke unterbrochen wurde und wo der junge lachende Riese im Hain deutscher Kunst die Schmiede für die Zukunft der deutschen Baukunst errichtete, während er mit Verachtung auf das wacklige absterbende Greisentum ringsum blickte. Die berauschenden, himmelstürmenden Ingenieurbauten im Hain deutscher Kunst

muten an wie gewaltige Dome und hochtürmende Burgen, sie atmen ungebrochenen deutschen Geist,

nämlich die Warenhäuser und Fabriken, und ihnen wohnt

oft wieder etwas ausgesprochen Gotisches inne,

indessen die Baukunst

romanischen und slawischen Blutes

in Erstarrung lag.

Wir waren auf dem Wege zum deutschen Stil, zur ureigenen deutschen Ausdrucksform auch in der Baukunst.

Auch (!) in der Baukunst. Da aber kam der Krieg dazwischen. Genau wie die Renaissance:

Die Wiedergeburt der Kunst des griechisch-römischen Altertums, die sogenannte Renaissance

(sogenannt, um sie als undeutschen Begriff zu brandmarken)

in Italien, war nichts anderes als eine siegreiche Auflehnung des romanischen Geistes gegen die Herrschaft des germanischen Nordens.

Als guter Interpret und Wahrsager geschichtlicher Ereignisse und Abläufte wird Prof. Högg den Kennern der Kunstgeschichte auseinandersetzen, daß die Gotik noch lange nicht zu Ende war, daß sie die ihr von der Geschichte aufgetragenen Probleme der Baukunst zu einem Teil ungelöst liegen lassen mußte, um nur die fremde Mode mitmachen zu können.

Zum erstenmal trat eine fremde „Mode", etwas Äußerliches an Stelle des von innen gewordenen.

Und später folgt dann ein Vorstoß nach dem anderen gegen die nordisch-germanisch bedingte Kunst, es wird, genau wie in der Renaissance, leichtsinnig

jeder neue welsche Stil aufgenommen, genau, wie wir heute jede von dorther kommende Kleidermode mitmachen. — Barock, Rokoko usw. heißen die sich ablösenden Stile.

Freilich, es geschah auch zum Verderbnis der deutschen Kunst, daß sie sich in den Zusammenhang großer europäischer Kunstentfaltungen hineinstellte und sich die volksfremde Mode aufzwängen ließ. Doch diese volksfremde Kunst, dieser dernier cri des Barock und Rokoko,

all die aufgezwungenen fremden Formen

werden zum Glück

gar nicht ernst genommen. — Ein neckisches Lächeln

gleitet über sie hin, auch werden die aufgezwungenen Formen solange

auf den Kopf gestellt — bis auf einmal wieder die liebe alte Gotik zum Vorschein kommt,

Na also, warum sollte sie nicht, die liebe alte, besonders, wenn solch genialische Beiwörter ihre himmelstürmende Kühnheit in eine

onkelhafte Jovialität verzaubern. Und warum soll sie denn auch nicht an einer Fabrik zum Vorschein kommen, wo doch schon den Geheimnissen des Dampfes und der Elektrizität wieder etwas ausgesprochen Gotisches innewohnt.

Der künstlerisch behandelte Fabrikbau war vor dem Kriege der Stolz unserer Architekten und unserer Industrie.

Freilich, waren doch

unsere starken Begabungen schöpferischer Art,

die unter besseren Verhältnissen Maler oder Dichter, wahrscheinlich Architekten geworden und im Mittelalter

als Meister in den Dombauhütten

anzutreffen gewesen wären, freiwillig in die Technik abgewandert, wo sie sich nicht wie ihre zurückgebliebenen Kollegen

an den bescheidenen Aufträgen der bürgerlichen Staats- oder Kirchenbaukunst

blamieren mußten. Bescheiden ist wundervoll, und es wird zu einem neckischen Lächeln, wenn man an die berauschende Quantität der künstlerisch behandelten Mietshäuser und Villen im jungen aufstrebenden Reich denkt. Möchte doch Prof. Högg zeigen, nicht

wieviel Gotik in den deutschen Barockbauten

steckt, denn ein anderer Professor könnte uns mit gleichem Recht zeigen, wieviel Barock in der deutschen Spätgotik steckt, sondern:

wie stark z. B. die innere Verwandschaft zwischen einem Drachengeschlinge auf einem Runenstein, dem Bänderwerk auf einem gotischen Wirkteppich und den Schnörkeln einer deutschen Stuckverzierung

oder Backsteinverzierung — nicht aus dem Rokoko, nein, sondern aus der Zeit ist, da wir Fabriken künstlerisch behandelten

und immer erkennbarer dem neuen deutschen Stil zu

gingen. Ach, wir

waren diesen Zielen schon ziemlich nahe, als der Krieg über uns hereinbrach.

Wir schüttelten die Juwelen der kunstgeschichtlichen Exkursion von Prof. Högg durcheinander, um sie in einer legitimeren Fassung gegen das Licht zu halten und zu sehen — nicht wie falsch sie sind, denn das sieht man ja gleich — sondern, wie sie schon von allein auf dem Kopf stehen und neckisch lächeln. Die Kunsthistoriker werden sich dabei die Haare raufen und jede Perle wie einen Nagel zum Sarge ihrer Wissenschaft empfinden. Mögen sie nur. Sie haben zu sehr der Jazz-Kunst das Wort geredet, da darf man ihnen die kleine Emotion schon gönnen. Nun aber sollen sich auch die Jazz-Architekten und die echt deutschen alten und jungen Schäflein, die gläubig den Thronräubern fremder Herkunft nachliefen, die Haare raufen. Sie, die in einem

Gehirnerweichungsstil
befangen, nicht einmal eine Fassade richtig künstlerisch behandeln können, sollen erst beweisen, daß sie nicht nur niederreißen, sondern auch aufbauen können.

Prof. Högg findet den Tiefstand der Baukunst, der
bis zum Überdruß verächtlich gemachten Jahre zwischen 1860 und 1900
und deren
herumstehende, gotische Postgebäude, Renaissance-Villen und maurische Badeanstalten
unerquicklich, gleichwohl nennt er die Jahre
besser als ihr Ruf, wie man heute zu erkennen beginnt.
Aber dieser
Tiefstand in der Baukunst,
von 1860 bis 1900,
hielt nicht lange an. Aus der Schule der Stilnachahmer
wuchsen bald Künstler heraus, Eklektiker,
die freier dachten und es als ihr gutes Recht beanspruchten, das Lebendige von überallher aufzunehmen.
Quod licet bovi, non licet Jovi. Die deutschen Barockmeister,
gelehrte Architekten, deren hervorragende Leistungen volksfremd waren,
hatten dies Recht nicht, weil sie das Abgestorbene nicht von überallher nehmen wollten, sondern das Lebensfähige der fremden Mode sich von dorther (!) aufzwängen ließen. Gewiß, warum soll man nicht freier denken und immer nur einen der bisher sorgfältig auseinandergehaltenen Stile auswählen? Nehmen wir sie überallher, (jetzt zitieren wir ungefähr aus einer Spottrede Poelzigs), mischen wir sie! Denn wir beanspruchen es als unser gutes Recht,
die bisher sorgfältig auseinandergehaltenen Stile durcheinanderzuflechten.
Wie süß! Also flechten wir! Allein diese freie Richtung,
vom unglücklichen Jugendstil wohl beunruhigt, aber im ganzen doch unbeirrt,
wies mit großer sicherer Gebärde in die scheinbar so glückverheißend
vor uns liegende deutsche Zukunft.
So kam die große Zeit von 1900 bis 1914,
wo jeder Stein, den die deutschen Baukünstler setzten, —
von dem Triumph zeugte und
von freier Kunstentfaltung, von leidenschaftlichem Ringen um ein gemeinsames Hochziel, von überschäumender Phantasie, gebändigt durch strenge technische, wissenschaftliche, künstlerische Schulung
usw. man kann kurz sagen, daß eben wieder ein gotischer Grundzug durch alles ging. Dennoch hatte diese junge Vorkriegskunst die gute

Erkenntnis, daß die neue deutsche Baukunst nur herauswachsen könne aus den neuen konstruktiven, technischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aufgaben der Zeit.

Aber so ungefähr steht das ja auch im Manifest der Ringleute, nur mit andern Worten und in der besseren Erkenntnis, daß die konstruktiven, technischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aufgaben der Zeit internationaler Art sind, und daß daher solche Aufgaben von einem nationalistischen Standpunkt aus auch nicht erfüllt werden können. Diesmal hat Deutschland, wie bisher noch nie in der Geschichte, die Ehre, an der Vorbereitung einer neuen Baukultur am meisten beteiligt zu sein und möglicherweise eine solche der Welt schenken zu dürfen. Für eine Baukunst mit der Attrappe „völkisch" wird sich alle Welt bedanken, für das Geschenk einer guten Baukunst aber, die den konstruktiven, technischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aufgaben der Zeit entspricht, wird sie dankbar sein.

Wie aber sieht der Zustand von heute aus? Trostlos.

Eine abstoßende Rohheit des Maßstabs

ist eingerissen. Die meisten Bauten der Thronräuber stellen einen

bedenklichen Rückschritt

dar und spiegeln unsere ganze Haltlosigkeit wieder. Sie haben nur den Wert einer Mode, kurz gesagt: Jazzarchitektur, ohne gotischen Grundzug, ohne nordisch-germanisches Weltgefühl. Jedes Haus, das diese Markischreier und Kunstpfuscher aufbauen, beweist, daß sie nur niederreißen, jeder Stein, den sie setzen, zeigt, daß sie aber auch nicht einen künstlerisch behandeln können. Ihre Weltanschauung ist

Radio, Bubikopf, Sechstagerennen, Nackttänze, freie Liebe und derartig schöne Dinge mit einem Schuß Buddha,

es fehlt ihnen das Wichtigste zum Bau eines Bankhauses, nämlich

das Verhältnis zu den jenseitigen Dingen, was man so Religion nennt.

Was man so Religion nennt, ist ein kitschiger Schnörkel derer, die keine haben. Die anderen wissen, daß sie ihren Pastor nicht auf das flache Dach hinaufsetzen können. Sie sind Ketzer an der großen, glanzvollen Zeit des jungen, lachenden Riesen, der sein Verhältnis zu den jenseitigen Dingen mit dem, was man so Religion nennt, mit den Ausdrucksmitteln der Phrase und den Machtmitteln der Technik zu bestreiten sich vermaß, gewissermaßen den Zinsgroschen an die verkehrte Adresse abgab und darüber fallierte. Der Umstand, daß wir seit kurzem Fabriken bauen müssen, weil wir seit langem keine Kirchen bauen können, macht es uns zur Pflicht, unser Unvermögen, göttlichen Zwecken zu bauen, an Fabriken zu vermeiden und deren rein irdische

Zwecke ehrlich zu bekennen. Einer solchen Ehrlichkeit darf sich auch ein Wohnhaus nicht entschlagen, da in ihm Menschen wohnen, die ihr Verhältnis zu den jenseitigen Dingen nicht aus dem Reichtum der Zeit, sondern aus den privaten Mitteln der Persönlichkeit zu bestreiten genötigt sind und daher ihre Ausgaben an der Fassade nicht dokumentieren dürfen. Sie steht dem Haus auch besser an, als jene verschwommene Gemütlichkeit, die das ist, was man so Religion nennt, und auch besser als der gespensterhafte Schnörkelzierat einer Phantasie, die keine mehr ist, nachdem sie sich in starken Generationen lebendig erfüllt und in den Erben zu Tod erschöpft hat. Die Bauphantasie unserer Zeit wird sich an den neuen Aufgaben erfüllen, aus den von veränderten Lebensverhältnissen gestellten Zwecken des Hauses, seinen neuen Rhythmus und sein Ebenmaß zu finden und mit den Mitteln der heutigen Technik zu gestalten.

In einem vielbestaunten Umbau des Ruhrgebiets ging

Prof. Högg

hinter zwei Kapuzinern her. „Siehst du" sagte der eine, „das ist nun die Kunst ohne Gott."

Der Kapuziner, dem sein Kleid das Recht gibt, über die Torheit diesseitiger Zwecke zu lächeln und hinwegzusehn, ist also in seiner unvergleichlichen Güte und Seelenkenntnis dem akademischen Weltkind entgegengekommen und sprach ihm just aus der Seele. Wenn man aber nun gar

als stiller Zuhörer durch die Dresdener „Internationale Kunstausstellung" wandelt

und als grollender Zuschauer nichts als sein Unverständnis zum Beweis gegen sie erbringt, dann merkt man leicht an der strahlenden Aura der gesund gebliebenen Verächter des wackligen Greisentums ringsum, daß sie die von einem veränderten Weltbild gestellten Aufgaben wagemutig auf einen anderen Planeten beziehen und für den unseren bloß die Kriegerdenkmäler und deren Anlaß vorbehalten möchten.

Die sachlichen Einwände Prof. Höggs gegen das flache Dach, gegen Corbousiere, gegen die Holländer usw. sind belanglos gegen die völkisch-sittliche Entrüstung, aus welcher allein sein Urteil Dynamik und Richtung bezieht. Eine immerhin diskutable Baubestrebung wird des Mordes an der deutschen Seele bezichtigt, die besten deutschen Baukünstler werden ungenannt als Marktschreier angepriesen, die neuen Ausdrucksmittel als volksfremder Verrat gebrandmarkt, die neuen Bauten Jazzarchitektur, Gehirnerweichungsstil, gottlos genannt — und alles eigentlich nur aus dieser einen völkisch-sittlichen Entrüstung, deren

Berechtigung dem Recht gleichkommt, etwa ein rotes Tuch für volksfremd, unsittlich und gottlos zu erklären, weil es rot ist. Zu zeigen, wie eben dieses Recht zum rector seiner Urteile wurde, war der Zweck dieser Ausführung.

Die nationale Bedingtheit der Kunst enthebt sie von selbst der nationalen Verpflichtung. In der Universalität des Geistigen ist allein die Wahrheit verpflichtend.

Rundschau

Dörr und Schuster, die Führer der Unzufriedenen, haben den Aufsatz im April-Maiheft des Klingsor über die Gründungsversammlung ihrer Partei zum Anlaß genommen, einen Ehrenbeleidigungsprozeß gegen mich beim Kronstädter Bezirksgericht anzustrengen. Dieser Schritt mag seine rechtliche Begründung finden oder nicht, das ist gleichgültig. Wichtiger ist, ob mein Aufsatz den lebendigen sächsischen Interessen dient — und da brauche ich mir auch keine Sorgen zu machen. Schließlich ist klarzulegen, daß eine solche Stellungnahme wie meine eine beleidigende Absicht nicht hatte. Jede Beleidigung stellt noch eine Beziehung zu einem Gegner dar, mein Aufsatz dagegen zeigte, daß jede Verbindung mit Dörr und Schuster zu zerreißen eine Pflicht unseres Volkes geworden ist. Eine solche Pflicht muß begründet werden und dazu braucht es deutliche Worte. Daß sich nun Dörr und Schuster beleidigt fühlen, wen wird das rühren! aber wie erniedrigend für mich wäre die Ansicht eines anderen — hoffentlich keines Sachsen — der annähme, ich hätte die Absicht gehabt, die zwei zu beleidigen. Heinrich Zillich

Ausstellung Imre Nagy in Kronstadt. Die Ausstellung, die im November im Blauen Saale stattfand, bot wie im Vorjahr eine reichhaltige Sammlung von Gemälden des ungarischen Künstlers, der auch am Klingsor mit Holzschnitten mitarbeitet und wie selten einer siebenbürgisches Land erfaßt hat. Ich kenne nur ganz wenige Gemälde sächsischer Maler, die unsere Landschaft wertvoll wiedergeben. Eines von Walter Teutsch: ein Herbstwald in der Nähe Kronstadts, dann die Zeichnungen von Fritz Kimm, einige von Grete Csaki-Copony — es scheint, als seien unsere Maler innerlich gehemmt, die farbige Sprache der Heimat weiterzugeben. Der Grund liegt vielleicht in der starken Belastung unserer Malerei mit geistigen Problemen, die sich dem Porträt und der Komposition leichter zuwendet.

Dieser Ungar, der in einem Szekler Dorf haust, ist, ohne jemals in platte Heimatsduselei zu verfallen, der heute vielleicht bedeutendste Interpret unserer Landschaft, dabei stets mit starker Erfassung der neuen malerischen Möglichkeiten, also durchaus ein „gebildeter" Maler, der sich nicht in seinen kleinen Kreis einspannt, um sich zu retten. Weil er sich nur das Wesentliche der modernen Malerei einschmolz, daran die mitgebrachte Urliebe zur Heimat geläutert wurde und alle provinzielle Enge verlor, geht durch sein Malen jene überlegene Sicherheit, die den Gegenstand seines Stofflich-Zuständlichen entkleidet und ihm das Innerste allgemeinwertig entreißt und es darstellt.

Charakteristisch ist für seine Bilder ein im Dunkel gehaltenes heroisches, fast balladeskes Erleben der Landschaft. Die Bäume werden füllig, schattenvoll, die Landschaft

trächtig von einer Stimmung, die überall das Satte, das Schwere und Erhabene ausdrückt und bevorzugt. Damit scheint mir nun auch ein wirklicher Inhalt unserer siebenbürgischen Landschaft gefunden zu sein. Ihre Unberührtheit, ihre geheimnisvolle Hülle für noch wirklich naturhafte, urwaldnahe Geschehnisse um Pflanze und Tier hat Nagy empfunden. Aus seinen Wäldern tritt noch das schöpferische Walten feucht von Tau hervor. Nur die Sage erfaßt dessen Wesen. Mythos ist hier erfühlt und gemalt. Erfühlt ohne Umschweif, aber auch ohne Engherzigkeit, gemalt mit Lust am Knorrigen, Anfaßbaren, Greifbaren im menschlichen Körper, und mit Schauer vor der Landschaft, die niemand ergreifen, niemand anfassen, nur entgreifen und erfassen kann. Es ist eine männliche Einstellung zum Leben, einfach und kräftig, fast brutal, aber dabei geistig und seelisch tief unterlegt, voll Ahnung von dem Unaussprechlichen.

Der Prophet in der Heimat. Ich erlebe es fast alljährlich, daß fähige Männer, die für den Handel nicht geschaffen sind, aber dem geistigen Leben in Siebenbürgen mit vollem Krafteinsatz dienen wollen, hier durch geringe Einkünfte und schließlich durch Erwerbslosigkeit jede Aufenthaltsmöglichkeit verlieren und fliehen müssen. Wir jammern über die schlechte Wirtschaftslage, die Not der Bauern, aber daß unsere feinsten und schöpferischsten Quellen versiegen oder nach anderen Richtungen abfließen, rührt niemand, weil ihr Wert von den Rechenköpfen bilanzmäßig nicht erfaßt werden kann. Dabei könnten wir diesem Häuflein von Menschen ohne große Opfer einen Lebensraum schaffen. Eine einzige halbgroße Firma, die von unseren Banken saniert werden muß, schluckt mehr Geld als diese Männer benötigen, um hier zu bleiben.

Es müßte einmal ein Buch geschrieben werden über all die unsäglichen Schwierigkeiten, Klatsch, Lüge, Verleumdung, Dummheit und Hinterhältigkeit, von denen jeder geistig bewegte Mensch, jede Erneuerungsarbeit hier gehemmt wird, angefangen von St. L. Roth bis zu den „Karpathen", bis zu dieser Zeitschrift, wie bei uns durch Ahnungslosigkeit und Engstirnigkeit Jahr für Jahr Seelen und Kräfte erwürgt werden, kaum eine geistige Geburt nicht abgetrieben wird oder unverkrüppelt zur Welt kommt. Wer weiß es von den Gutgestellten, die es sich wohl sein lassen, als gelte dieser Einsatz nicht ihnen, wieviel Uneigennutz sich darbietet und schließlich versandet durch ihre Teilnahmslosigkeit oder bewußte Feindschaft.

Mir sagte einst ein kluger Fremder: es sei scheußlich, wie selbstsüchtig unser Volk sei. Ich antwortete: das stimme nicht, denn die unverhältnismäßig zahlreichen schöpferischen Menschen, die wir hervorbringen, geben ein anderes Bild, frei, uneigennützig, lebendig, nur der vorherrschende Schlag sei platt und kehle die besseren ab; trotzdem sei alles, was wir kulturell im Lande bedeuten, in den letzten Wurzeln durch die Kärrner und Dulder des Geistes entstanden. Wäre ihnen mehr Raum gegeben, es stünde tausendmal besser um uns. Aber wer versteht Politik auf lange Sicht!

Unsere Besten gehen fort. Aus dem Kreise um den Klingsor verließen nur in der letzten Zeit Siebenbürgen: Robert Kisch, Hans Wühr, Konrad Nußbächer. Nun droht die Flucht eines vierten. Der Name tut nichts zur Sache, aber der Brief des Fluchtbereiten wird vielleicht einige Leser — und es werden nur diejenigen sein, die nicht helfen **können** — stutzig machen:

„Sie fragen mich, was ich nun anfangen werde. Da X. Y. dem Institut, in dem ich arbeitete, vorläufig kein Geld anweist, es auch weiterhin ganz vernachlässigen wird, haben wir dort die Arbeit eingestellt. Vorläufig sitze ich jetzt in meinem Heimatsdorf, fahre pflügen und arbeite im Weinberg. Man wollte mir einen Posten im

Brukenthalmuseum zur Verfügung stellen, hat aber wegen Geldmangel abgesagt. Da unsere Banken für unsere Wissenschaft kein Interesse haben, sind für uns trübe Aussichten.

Mir wird nichts anderes übrig bleiben, als ins Ausland zu gehen. Vorläufig sehe ich allerdings noch gar keine Aussichten und somit werde ich den Winter in ....dorf zubringen, weil für mich das Leben hier noch am billigsten ist.

Ich habe das vergangene Jahr für 4000 Lei monatlich gearbeitet. Ich tat es in der Hoffnung, daß mit dem nächsten Jahr die geleistete Arbeit ordentlich bezahlt werde, nun sehe ich aber, daß gar nicht daran zu denken ist.

Wissenschaft ist bei uns eine Art Sport, Liebhaberei, wie etwa Skilaufen und darnach wird sie gewertet, obwohl man damit vor Reichsdeutschen immer Staat zu machen sucht. Ich sehe aber nicht, wie sich das ändern wird.

Nun, ich wollte nicht bitter werden. Man muß es eben bezahlen, wenn man nicht den breiten Trott geht wie Krethi und Plethi, sondern darnach trachtet, die Fähigkeiten, die man hat, durchaus auszunützen. Aber gerade das will man ja nicht haben. Sie nennen das seinem Vergnügen leben und das ist unsittlich.

Es zeigt sich, daß man seit vielen Jahrzehnten nur von Greisen, auch wenn sie es nicht an Jahren waren, geleithammelt wurde.

Ihnen herzliche Grüße sendend Ihr Dr.....“

Es ist dies nicht der erste Brief, den ich aus solcher Stimmung empfing, es wird auch nicht der letzte sein. Man müßte sie alle vervielfältigen und unsere Bürger auf diesen Text „Ich bin ein Sachs, ich sag's mit Stolz“ singen lehren!

Heinrich Zillich

Eine neue Komposition von Paul Richter. Am 26. November veranstaltete der Männergesangsverein in Kronstadt einen Liederabend, bei dem ausschließlich heimische Komponisten zu Wort kamen. Das wichtigste Ereignis war eine neue Schöpfung Paul Richters, die große Chorballade „Die Brücke am Tay“, die ganz außerordentliche Qualitäten hat und das Maß heimischer Kompositionen so weit überschreitet, daß wir uns im ersten Hefte des nächsten Jahrgangs ausführlich damit beschäftigen werden. E. K.

Berichtigung. Die Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit, die mir scheinbar als ein Plus in der Stellungnahme zu Dr. Siedler's und meiner Ausstellung von Heinrich Zillich im Novemberheft des Klingsor angekreidet wird, muß ich dankend ablehnen. Das Urteil wäre wohl richtig gewesen, wenn der Entwurf für die Bebauung des Ulmer Münsterplatzes von mir stammen würde. Das Projekt gehört jedoch der Zeit der Zusammenarbeit Dr. Siedler's und meines Vorgängers Otto Bongartz (Köln) an. Der Irrtum war wohl möglich, da eine scharfe Scheidung der Arbeiten Dr. Siedlers's und der meinigen nicht vorgenommen und nicht beabsichtigt war. Doch verrieten die gezeigten Entwürfe ganz deutlich zwei verschiedene Auffassungen.

Robert Kisch

Neue Bücher und Schriften

Bücherliebhaber finden anschließend eine — nicht endgültige — Liste der wertvollsten Neuerscheinungen aus der schönen Prosaliteratur:

Hans Brandenburg. Pankraz der Hirtenbub. H. Haessel-Verlag, Leipzig.

Rudolf G. Binding. Reitvorschrift für eine Geliebte. Rütten & Loening-Verlag, Frankfurt.

Otto Brües. Jupp Brand. Bühnenvolksbundverlag, Berlin.

Hermann Burte. Wiltfeber. H. Haessel-Verlag, Leipzig.

Josef Conrad. Die Schattenlinie. — Jugend. — Der Geheimagent. — Spiel des Zufalls. Alle im S. Fischer-Verlag, Berlin.

Olav Duun. Die Juwikinger. Rütten & Loening-Verlag, Frankfurt a. M.

Hans Franck. Minnermann. H. Haessel-Verlag, Leipzig.

Friedrich von Gagern. Der tote Mann. Paul Parey-Verlag, Berlin.

John Galsworthy. Die Forsyte Saga. Paul Zsolnay-Verlag, Wien.

Hans Grimm. Volk ohne Raum. Albert Langen-Verlag, München.

Friedrich Grinse. Winter. Otto Quitzow-Verlag, Lübeck.

Paula Grogger. Das Grimmingtor. Ostdeutsche Verlagsanstalt, Breslau.

Knut Hamsun. Landstreicher. Albert Langen, München.

Franz Herwig. Die Eingeengten, Verlag Kösel und Pustet, München.

Jakob Kneip. Hampit der Jäger. Horen-Verlag, Berlin.

E. G. Kolbenheuer. Das Lächeln der Penaten. G. Müller-Verlag, München.

D. H. Lawrence. Liebende Frauen. — Söhne und Liebhaber. Beide im Insel-Verlag, Leipzig.

Hans Leip. Godekes Knecht. Verlag Grethlein & Co., Leipzig.

Josef Ponten. Die Studenten von Lyon. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Andersen Nexö, Pelle der Eroberer. Insel-Verlag, Leipzig.

Wilhelm Schmidtbonn. Die Geschichten von den unberührten Frauen. Deutsch Verlagsanstalt, Stuttgart.

Wilhelm von Scholz. Perpetua. Horen-Verlag, Berlin.

Friedrich Schnack. Sebastian im Walde. Jakob Hegner-Verlag, Hellerau.

Frank Thieß. Das Tor zur Welt. Engelhorns Verlag, Stuttgart.

Sigrid Undset. Kristin Lawranstochter. Rütten & Loening-Verlag, Frankfurt a. M.

Konrad Möckel. Volkstum. Honterusdruckerei, Hermannstadt 1927.

Es werden alljährlich zwei oder drei Aufsätze in Siebenbürgen verfaßt, die die krisenhafte Lage unseres Volkes klar durchschauen und bis an die Wurzeln vordringen. Das vorliegende Bändchen überbietet die verstreuten aufklärenden Worte durch den heiligen Ernst eines von keiner seichten Hoffnung getrübten Mannes, der noch mehr als durch Einsicht, durch Einfühlung und Erlebnis bestimmt ist. Die Nacktheit unseres organisationseifrigen Geschlechtes, das seine Bedrängung wohl fühlt, aber durch Salbenrezepte an den Gliedern das kranke Herz zu heilen suchte wird schonungslos enthüllt.

Möckel zeigt in einfacher und umso zwingenderer Art auf, daß all diese geschickte Organisierung sinnlos wird, wenn das, warum sie getan wird, entschwindet; wenn sich das Volkstum entflüchtet aus einem gedanklich unfaßbaren, nur zu empfindenden Einheitsbewußtsein in eine durch Einzelbestrebungen und Veranstaltungen ge-

regelte Oberfläche, die schließlich wie ein Trommelfell nur Luft umhüllt, ein dröhnendes Nichts. Die Rettung — wie schwer wird dies Wort dort ausgesprochen, wo man die wahren Ursachen der Not sieht! — kann nur aus den lebendigen Inhalten des Lebens kommen, aus einer Findung und Einigkeit im Glauben, in der Religion, zu der unser Weg unendlich verstellt ist.

Über das Bändchen von Möckel ist im Rahmen unserer Zeitschrift nur dies als höchste Würdigung zu sagen, daß es all das klar ausspricht, was uns Programm und Ziel ist.

Jahrbuch der Deutschen in Rumänien für das Jahr 1928. Verlag Krafft & Drotleff, Hermannstadt, herausgegeben vom Deutschen Kulturamt in Rumänien. (Zu beziehen nur vom Verlag.) Es ist die erweiterte und verbesserte Auflage des Jahrbuches von 1927. Es ist zu empfehlen für alle, die nähere wirtschaftliche, politische und kulturelle Orientierung über Rumänien und das Deutschtum in Rumänien suchen. Wenn man über jeden Staat und seine deutsche Minderheit alljährlich so erschöpfendes Material über Verwaltung, Gerichtsbarkeit, Verfassung, Volksorganisation, wichtige Ereignisse, Persönlichkeiten usw. hätte, wäre ein guter Überblick über das gesamte Ausland leicht zu gewinnen.

Banater deutsche Kulturhefte. Vierteljahresschrift für geistiges und kulturelles Leben der Banater Deutschen, 1. Jahrgang, Heft 1 1927. Schriftleiter Dr. Andreas Konrad. Herausgegeben vom Banater deutschen Kulturverein — Eine Würdigung der Zeitschrift wird erst nach längerem Erscheinen möglich sein. Erfreulich ist, daß auch im Banat ein Organ erscheint, das dem ersten Eindruck nach ein nicht alltägliches Niveau zu halten strebt.

David Luschnat. Kristall der Ewigkeit. Selbstverlag. Berlin. Ein sehr schmales Heft; ein Dutzend Gedichte. Sie wiegen schwerer als viele dickeren Bände. Die klare formliche Sicherheit, die von Innen her erlebten Stimmungen, die niemals leichtfertig für sich bestehen, sondern aus einem gottspürenden Wissen aufsteigen, und schließlich die starke Bescheidung auf die wesentliche Aussage zeichnen die Gedichte aus. Luschnat ist ein ernster Dichter, von dem wir viel fordern dürfen.

Friedrich der Große. Auswahl aus seinen Schriften von Dr. Paul Bernoulli. Leopold Klotz-Verlag, Gotha 1928. König Friedrich II. ist in den letzten Jahren durch Film und allerlei Politik in Mode gekommen. Wenn auch die Art, mit der dies geschah, unfritzisch ist, so war doch auch im Massenvergnügen ein Hauch des Geistes spürbar, der ihn beseelte. Allerdings nur ein Hauch. Was Friedrich in seiner Gesamtheit war, ist in der vorliegenden guten Auswahl aus seinen Schriften zur Politik, Philosophie, seinen Briefen und Gedichten viel ursprünglicher zu fühlen.

Hermann Roßmann, Klas der Fisch. Rembrand-Verlag, Berlin-Zehlendorf. — Ein Gesang des Meeres, von einer außerordentlichen Phantasie mit viel Können gestaltet. Schön ist es, wie das Wasser hier als lebendes Element und als Element des Lebens erzählt und nachgesungen ist. Abgesehen von einigen Stellen, wie die Zwischenkapitel (die immer mit dem Worte „Oder" beginnen), ist das Werk beachtenswert und erlebt.

Friedrich Wallisch. Der Atem des Balkans. Vom Leben und Sterben des Balkanmenschen. Mit 33 Abbildungen und einer Karte. Dietrichsche Verlagsbuchhandlung. Leipzig 1928. Der Verfasser führt Leben, Sitten und Artung der Menschen des engeren Balkans (ohne Rumänien) aus reicher Erfahrung vor. Die anschauliche Erzählungsweise und die wissenschaftlich-lebendige Erfassung des Stoffes machen das

Buch zu einer spannenden Lektüre. Unserer Heimat lebt diese fremde Welt, deren Auswirkung bis zu uns dringt, allerdings zumeist nur in wenig wertvollen Erscheinungen, so nahe, daß jeder in seinen Erfahrungen viele Punkte findet, die er in diesem Buch auf die Ursprünge zurückverfolgen kann. Das erhöht den Reiz des Werkes bedeutend.

Rudolf G. Binding: Reitvorschrift für eine Geliebte. (Rütten und Loening-Verlag, Frankfurt a. M.) „Eine Lockung zum Leben" lautet der Untertitel der Dichtung, die hinter ihrem rauhen Namen „Reitvorschrift" soviel Anmut birgt. Es ist die Anmut der Kraft, ritterliche Grazie, die, reiterlicher Kunst vertraut, das Wort meistert und in bewegter Form die Sprache gleichsam „in allen Gangarten vorführt". Meisterlich in der Beherrschung und ruhigem Schritt, herrschend in der entfalteten Gewalt des Vorwärtsstürmens, der sich das Wort so spielend gefügig zeigt, hat uns Binding eine Dichtung geschenkt, nicht ganz unwürdig jener Reiterreliefs, die den Parthenon schmückten. Griechisch ist auch der Gott Eros, der dem Dichter das Wort erteilt — wenngleich in der Sprache unserer Zeit — und überzeugend in dem Satz, auf den diese „Lockung zum Leben" hinausläuft: „Vorwärts ist alles."

Die „Veröffentlichungen des Kunstarchivs" (Herausgeber Gustav Eugen Diehl, Werkkunst-Verlag, Berlin) stellen sich die Aufgabe „als Monographien der wichtigsten und interessantesten Ausstellungen der Kunst und des Kunstgewerbes eine Übersicht über die charakteristischen Erscheinungen des deutschen Kunstlebens zu bringen". Zwei Hefte liegen zur Besprechung vor:

1. Byzantinisch-russische Monumentalmalerei (Heft No. 22/23). Nebst einer Einführung in die kunstgeschichtliche Bedeutung der Sammlung von Faksimile-Kopien, die in Berlin zur Ausstellung gelangten durch die „Deutsche Gesellschaft zum Studium Osteuropas", enthält das Heft in knapper wissenschaftlicher Form Beiträge bedeutender Fachleute. Besonders erwähnenswert ist der Bericht über die verdienstvolle Tätigkeit des Reichsinstitutes für Kunstgeschichte in Leningrad. 30 Bildertafeln tragen zur Orientierung über ein Thema bei, das für uns, umgeben von Kunstdenkmälern byzantinischen Ursprungs, erhöhtes Interesse in Anspruch nehmen darf.

2. Maurice de Vlaminck (Heft No. 20) Beiträge von Vlamincks Freund Daniel Henry und E. Tériade, Gedichte des in Paris lebenden flämischen Malers und vor allem Reproduktionen seiner Bilder, die die Galerie Flechtheim-Berlin dem deutschen Publikum zeigte, weisen uns den Weg zu Vlamincks Kunst.

Die im einzelnen offenbar durchgeführte Aufgabe drängt doch eine Frage auf: charakterisiert denn wirklich vorwiegend ausländische Kunst das deutsche Kunstleben? Warum gelangen die vielen guten deutschen Künstler so wenig zur Erwähnung?

O. G. Netoliczka

Rudolf Otto. Das „Heilige." Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen, 15. Aufl. Leopold Klötz-Verlag, Gotha 1926.

Dieses Buch gehört mit zu den beachtenswertesten Dokumenten der geistigen Krisis der Gegenwart, die bekanntlich eine Krise des Intellektes, der ratio, ist. Das selbstsichere Ruhen im Intellekte als der wahrhaften „ultima" ratio, dem letzte Wahrheit verbürgenden Prinzip, das noch die geistige Lage von gestern charakterisierte, ist heute stark ins Wanken geraten. Das geistige Losungswort der Gegenwart lautet vielmehr Kritik des Intellektes; es hat sehr oft schon zur völligen Verneinung des Intellektes geführt, damit aber auch zu einem vollständigen Nihilismus, denn ohne Intellekt kommt nicht bloß der moderne Mensch, sondern der Mensch überhaupt nicht aus. Eine solche Ver-

meinung ist daher eine Übersteigerung der „Kritik", die dem Menschen den geistigen Boden vollständig unter den Füßen fortzieht. Diese letztere Gefahr, der ja gerade eine Betrachtung des religiösen Erlebens, mehr als andere geisteswissenschaftliche Untersuchungen, ausgesetzt ist, vermeidet Otto nicht nur, sondern er bekämpft sie trotz aller Kritik des Intellektes, die sein Buch enthält, mit scharfen programmatischen Gegenaufstellungen. Gewiß ist das Irrationale das Tragende in der Idee des Göttlichen, darin liegt die entscheidende Absage an die rationalistische Religionsbetrachtung der vergangenen 150 Jahre, und doch hat das Irrationale ein notwendiges (nicht bloß mögliches) Verhältnis zum Rationalen, so daß es vermöge seiner Natur sich selbst Rationales beimischt, und hierin liegt die Rechtfertigung des Intellektes gegenüber aller nihilistischen Philosophie der Verzweifelung. Die Idee des Göttlichen oder Heiligen ist also ein vielfältig verschlungenes Gewebe von irrationalen oder Gefühlsmomenten und von rationalen oder Begriffsmomenten. Das ist die logische Grundfeststellung in Ottos Analyse des religiösen Erlebens. Den Gesamtkomplex der irrationalen Momente nennt Otto das „Numinose"; und den Hauptteil seines Buches nimmt eine eingehende Wesensbeschreibung (Phänomenologie) der einzelnen numinosen Gefühle ein (das Kreaturgefühl, mysterium tremendum, das fascinans, das Sanktum, die Sünde als numinoser Unwert usw.). Diese Analyse ist außerordentlich wertvoll, denn sie erschöpft nicht nur das Wesen des menschlichen religiösen Erlebens überhaupt, sondern deckt in diesem allgemeinen Rahmen überall auch die Quellpunkte der Vorstellungswelten der großen Weltreligionen und die Zusammenhänge mit dem primitiven religiösen Erleben auf. Methodisch auszusetzen ist an dem von Otto neugeprägten Worte „numinos", daß es sowohl für Subjektives (Gefühl, Stimmung, Kategorie), als auch für Objektives (Gott, Geist usw.) in gleicher Weise verwandt wird, wodurch eine gewisse Undeutlichkeit nicht immer vermieden werden kann. Die ganz originale Wendung, die Ottos Darstellung nun nimmt, ist die, daß mit diesen irrationalen Momenten des Numinosen durch eine natürliche geistige Verwandtschaft rationale Begriffsbestimmungen verkoppelt seien, die jene irrationalen Gefühle schematisieren, ähnlich wie bei Kant die Zeit das „Schema" der Kausalität genannt werde. Solche rationale Bestimmungen sind z. B. Liebe, Güte, Zorn, Vollendung, Absolutheit Gottes usw. Es ist selbstverständlich nicht jede Rationalisierung religiöser Gefühle ein „Schematismus", vielmehr nur eine solche, die in der „Entwickelung des religiösen Denkens nicht verloren geht, sondern vielmehr gefestigt wird. Durch den Begriff des „Schematismus" erhält also Otto einen Einteilungsgrund und ein Richtprinzip zur Beurteilung der systematischen und geschichtlichen Entwickelung der Religiosität. Alle über den „Schematismus" hinausgehende Rationalisierung ist Rationalismus, die unterhalb der möglichen Schematisierung verbleibende Religiosität ist verhältnismäßig primitiv oder zurückgeblieben. Allerdings bleibt auch dieser Einteilungsgrund mit einer letzten Relativität behaftet, denn ob bestimmte etwa in der Gegenwart versuchte Rationalisierungen, also begriffliche Deutungen religiösen Erlebens „echt", d. h. „Schematismen" seien, ist ja nach dem oben angegebenen Grundsatz erst in der Zukunft bestimmbar. Zweifellos ist die von Otto vorgenommene Verwendung des „Schematismus"-Verhältnisses religionsphilosophisch sehr wertvoll, für die augenblickliche Geisteslage, die ja durch eine weitgehende Intellektualisierung gekennzeichnet ist, bedeutet sie aber mehr als bloß einen methodischen Gesichtspunkt, sie bedeutet den Versuch, die Intellektualisierung als solche (selbstverständlich in den von ihm bezeichneten Grenzen) in das religiöse Erleben

als dessen integrierenden Bestandteile mit hineinzuziehen. Das ist bedeutsam für eine Zeit, die vielfach am Intellekt zu verzweifeln beginnt. — Noch auf einen charakteristischen Unterschied in der Verwendung des Begriffes „Schema", wie er bei Kant und hier bei Otto auftritt, sei kurz hingewiesen. Für Kant ist die Zeit der Mittler zwischen der rationalen Sphäre der reinen logischen Kathegorie der Kausalität und der irrationalen Sphäre des individuellen Weltgeschehens, bei Otto ist das „Schema", also etwa der Begriff eine Gotteseigenschaft, der Mittler zwischen der irrationalen Sphäre der nur erlebbaren Welt des Numinosen zu dem rationalen Horizont des comon sense.

Otto macht also eine ganz entgegengesetzte Anwendung des Schematismus-Verhältnisses als Kant, womit nicht nur das ganze Gebiet des „Schematisierens" in ein neues Licht gerückt und ihm neue Anwendungsmöglichkeiten erschlossen werden, sondern auch in interessanter Weise die Verschiedenheit zweier geistiger Typen und zweier Geisteszeitalter sich enthüllt. Alles in allem bietet Ottos Buch dem Religionsphilosophen eine Fülle von Anregungen, darüber hinaus aber greift seine Wirkung weit in die Kreise der allgemein Gebildeten hinüber, von denen heute jeder ehrlich geistig Ringende gerade auch Religionsphilosoph ist. Alfred Pomarius

Mitteilungen der Schriftleitung

Am 1. Januar 1928 beginnt der 5. Jahrgang. Wer sein Abonnement nicht kündigt, gilt auch weiter als Abnehmer.

Wir kaufen einzelne Exemplare der völlig vergriffenen Nummern des Klingsor zum Verkaufspreise zurück und zwar vom Jahrgang 1924 die Nummern 4 und 9, vom Jahrgang 1925 die Hefte 1, 2, 4, 5, 6, 12.

Veranstaltungen unserer Geschäftsstelle
unter Leitung von G. Ongyerth

Am 1. Dezember Vortragsabend von Erwin Reisner in Kronstadt über „Die Krisis der Moral".

Das im November begonnene Gastspiel des Wiener Schauspiel-Ensembles wird im Dezember fortgesetzt. Einteilung:

1.—2. Dezember: Schäßburg.
3.—15. Dezember: Kronstadt.
16.—29. Dezember: Mediasch.
ab 20. Dezember: Banat.

Der finnische Bariton Helge Lindberg singt am 12. Dezember in Kronstadt Lieder und Arien von Bach, Mozart, Schubert, sowie finnische, spanische und italienische Volkslieder.

*

Unsere diesjährige Weihnachtsausstellung enthält Bilder von Nagy Imre, Schunn, Kimm u. a. Piperdrucke, Reichsdrucke, Perserteppiche von Frl. Mieß, Hermannstadt, Originalspielzeug der Stuttgarter Waldorfschule, kunstgewerbliche Gegenstände einheimischer und ausländischer Künstler, die besten Bücher der letzten Zeit und viel anderes.

Verantw. Schriftleiter: **Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov)**, Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg

UTT Universal Test Target

Image Engineering

Image Engineering Scan Reference Chart TE263

L 46.0 a 64.0 b 35.0 | L 53.0 a -45.0 b 38.0 | L 18.0 a 24.0 b -61.0 | L 48.0 a -34.0 b -31.0 | L 49.0 a 56.0 b -14.0 | L 82.0 a 3.0 b 90.0 | L 64.0 a 20.0 b 19.0 | L 32.0 a 20.0 b 23.0 | L 1.0 a 0.0 b 0.0 D 2.4 | L 10.0 a 0.0 b 0.0 D 1.95 | L 15.0 a 0.0 b 0.0 D 1.72 | L 20.0 a 0.0 b 0.0 D 1.52 | L 45 a 0.0 b 0.0 D 0.84

L 50.0 a 0.0 b 0.0 D 0.73 | L 55.0 a 0.0 b 0.0 D 0.64 | L 85 a 0.0 b 0.0 D 0.18 | L 90.0 a 0.0 b 0.0 D 0.12 | L 95.0 a 0.0 b 0.0 D 0.06 | L 86.0 a -19.0 b -1.0 | L 85.0 a 13.0 b 0.0 | L 85.0 a -2.0 b -9.0 | L 87.0 a 10.0 b 18.0 | L 85.00 a -11.0 b 26.0 | L 86.0 a 13.0 b 7.0 | L 85.0 a -14.0 b -9.0 | L 85.0 a 4.0 b -6.0

(www.image-engineering.de)

Serial No. , Type: standard, manufactured by Image Engineering